Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit

Søren Kierkegaard, August Dorner, ...

Digitized by Google

Digitized by Google

Kierkegaards Angriff auf die Christe

Digitized by Google

Digitized by Google

Sören Kierkegaards

Angriff auf die Christenheit.

Von

A. Dorner und Chr. Schrempf.

Erster Band:

Die Akten.

Stuttgart.
Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff)
1896.

Digitized by Google

Sören Kierkegaards

agitatorische

Schriften und Aufsätze

1851–1855.

Uebersetzt

von

A. Dorner und Chr. Schrempf.

Stuttgart.
Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff)
1896.

Digitized by Google

— Alle Rechte vorbehalten. —

DEC 23 1936

Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigener und fremder Bildung, für recht und nützlich hält.

* * *

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurteilen können, müßte von uns lernen.

Goethe.

Digitized by Google

GX
K47
KAG
(V1+2).

144674

Inhalt.

Einleitung des Herausgebers XIII

I. **Ueber meine Wirksamkeit als Schriftsteller** . . . 1

Rechenschaftsbericht, S. 3.

Nachschrift: 1) meine Position, S. 12; 2) meine Taktik, S. 12.

II. **Zur Selbstprüfung** der Gegenwart anbefohlen . . . 17

Vorwort, S. 20; eine Vorbemerkung, S. 21.

I. was erforderlich ist, um sich mit wahrem Segen im Spiegel des Worts zu betrachten, S. 25.

II. Christus ist der Weg, S. 60.

III. Der Geist ist es, der lebendig macht, S. 75.

III. **S. Kierkegaards letzte Aufsätze in Zeitungen und Flugschriften** 89

A. Artikel im „Vaterland".

War Bischof Mynster ein Wahrheitszeuge? S. 91; [Kop. Post, S. 96]; [Fliegende Post, S. 98]; [Erwiderung von Bischof Martensen, S. 101]; Dabei bleibt's, S. 107; [Ein gutes Werk, von R. Nielsen, S. 113]; Eine Aufforderung an mich, S. 120; [Eine Frage an Bischof Martensen, von R. Nielsen, S. 124.]

Der Streitpunkt mit B. Martensen als entscheidend für die Kirche, S. 125; Zwei neue Wahrheitszeugen, S. 130.

Bei Bischof Mynsters Tod, S. 132; Ist das christlicher Gottesdienst, oder heißt es Gott für Narren halten? S. 134; Was gethan werden soll, S. 136; Der religiöse Zustand, S. 137; Eine Thesis — nur eine einzige, S. 141; „Salz", S. 142.

Was ich will, S. 146; [Ein Vorschlag an Dr. S. K., S. 149]; Auf einen anonymen Vorschlag an mich, S. 154; Dürfte ich nun füglich das Sturmläuten einstellen? S. 155; Christentum mit staatlicher Bestallung, S. 157;

MFF. CAROLINE KÜLPCHEN (Kop.) 12/2/56 Kop in

Digitized by Google

[Ueber den Vorschlag an Dr. S. K., von Propst Bloch, S. 158]; [Der Kierkegaard'sche Streit, S. 162]; Welch' grausame Strafe! S. 165.

Ein Resultat, S. 168; [Mag. Zeuthen über S. K., S. 171]; Ein Monolog, S. 178; [Kop. Post, S. 179]; Ueber eine einfältige Wichtigthuerei gegen mich, S. 181; Zur neuen Auflage der „Einübung im Christentum", S. 184.

B. **Dies soll gesagt werden — so sei es denn gesagt.** S. 186.

[A] Daß Bischof Martensens Schweigen 1) christlich betrachtet unverantwortlich ist; 2) lächerlich; 3) dummklug; 4) in mehr als einer Hinsicht verächtlich, S. 192.

C. **Der Augenblick No. 1:**

1) Stimmung, S. 199; 2) Zu: „Das soll gesagt werden", oder: wie wird etwas Entscheidendes angebracht? S. 201; 3) Ist es vom Staat verantwortlich, daß er das Christentum womöglich unmöglich macht? S. 203; 4) Nimm ein Brechmittel, S. 206. Nachschrift, S. 208.

D. **Der Augenblick No. 2:**

1) An meinen Leser, S. 210; 2) Es gilt ein doppeltes, S. 212; 3) Die Bequemlichkeit und — die Sorge für ein ewiges Leben, S. 213; 4) Das Menschliche protegiert das Göttliche, S. 215; 5) Lobrede auf das Menschengeschlecht, S. 218; 6) Wir alle sind Christen, S. 220; 7) Eine Schwierigkeit an dem N. Test., S. 221; 8) Sind wir wirkliche Christen — was ist dann Gott? S. 223; 9) Wenn wir wirklich Christen sind . . ., so ist das N. Test. nicht mehr der Wegweiser für den Christen, S. 224; 10) Welches Glück, daß wir nicht alle Pfarrer sind! S. 225.

E. **Wie Christus über offizielles Christentum urteilt.** S. 228.

F. **Der Augenblick No. 3:**

1) Staat — Christentum, S. 239; 2) Ist es verantwortlich von dem Staat, einen Teil der studierenden Jugend zu verführen? S. 240; 3) Ist es verantwortlich vom Staat, einen Eid abzunehmen . . ., dessen Leistung . . ein Selbstwiderspruch ist? S. 242; 4) Ist es verantwortlich vom Staat, das Volk . . irre zu führen? S. 243; 5) Der Staat soll die Probe machen . ., S. 245; 6) Will der Staat in Wahrheit dem Christentum dienen, so streiche er die 1000 Besoldungen, S. 247.

G. **Der Augenblick No. 4:**

1) Diagnose, S. 249; 2) Das ist das Empörende, S. 252; 3) Wahrheit und Besoldung, S. 253; 4) Wahre Christen — viele Christen, S. 256; 5) . . sind alle Christen, so

Digitized by Google

ist eo ipso das Christentum des N. Test.'s . . nicht möglich, S. 258; 6) Die Schwierigkeit meiner Aufgabe, S. 259; 7) Das Offizielle — das Persönliche, S. 262.

H. Der Augenblick No. 5:

1) Wir alle sind Christen — ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, was Christentum ist, S. 264; 2) Ein Genie — ein Christ, S. 266; 3) Das Christentum des Geistesmenschen — das Christentum von uns Menschen, S. 269; 4) Das Christentum des N. Test.'s — das Christentum der Christenheit, S. 271; 5) Sind wir alle Christen, so ist eo ipso das Christentum nicht da, S. 273; 6) Ein Aufruhr im Trotz — ein Aufruhr in Heuchelei, S. 275; 7) Eine Vereidigung, oder: das Offizielle — das Persönliche, S. 277; 8) Die neumodischen religiösen Garantien, S. 279; 9) „Hütet euch vor denen, die gerne in langen Kleidern gehen", S. 281.

J. Der Augenblick No. 6:

1) Kurz und spitz, S. 286; 2) Wie weit wir abgekommen sind, S. 288; 3) Fürchte dich am allermeisten davor, in einem Irrtum befangen zu sein! S. 293; 4) Wir, die Christenheit, können uns Christi Verheißungen nicht zueignen, S. 296; 5) Was sagt der Brandmajor? S. 298; 6) Kurze Bemerkungen, S. 301.

K. Der Augenblick No. 7:

1) Warum liebt der Mensch vor allem den Dichter? S. 303; 2) Menschenfischerei, S. 305; 3) Was man so einen Christen nennt, S. 307; 4) Zuerst Gottes Reich, eine Art Novelle, S. 310; 5) Die Christenheit ist . . eine Gesellschaft von Nichtchristen . . ., S. 313; 6) Die Konfirmation und Trauung; ein christliches Komödienspiel, wenn nicht noch schlimmeres, S. 318; 7) Daß die . . christliche Kindererziehung im christlichen Familienleben . . auf eitel Lüge beruht, S. 325; 8) Was der Pfarrer für die Gesellschaft in Wahrheit zu bedeuten hat, S. 328; 9) Von dem Interesse, das meiner Sache bewiesen wird, S. 333.

L. Der Augenblick No. 8:

1) Die Gleichzeitigkeit . ., S. 335; 2) Man lebt nur einmal, S. 341; 3) Ewige Reue! S. 343; 4) Wessen kann man ewig gedenken? S. 345; 5) Ein Bild des Lebens und ein Bild aus dem Leben, S. 347; 6) Die göttliche Gerechtigkeit, 349; 7) Zittere — denn Gott ist . . so unendlich leicht zu narren! S. 352.

M. Der Augenblick No. 9:

1) So also steht die Sache, S. 354; 2) Die Ideale sollen verkündet werden — sonst ist das Christentum . . verfälscht, S. 357; 3) Eine Dosis Weltschmerz, S. 358; 4) Werde ein Schwätzer — und sieh: alle Schwierigkeiten verschwinden, S. 359; 5) Daß die Geistlichen Menschenfresser sind, S. 362; 6) Der Pfarrer beweist nicht nur die Wahrheit des Christentums, sondern sein Beweis beweist zugleich das Gegenteil, S. 364.

Anhang.

I. **Eine erste und letzte Erklärung** 371

II. **Aus Anlaß einer mich betreffenden Aeußerung Dr. A. G. Rudelbachs** 376

III. **Der Gesichtspunkt für meine Wirksamkeit als Schriftsteller** 385

Einleitung (S. 387.)

Erster Abschnitt:

A. Die Zweideutigkeit oder Duplizität in meiner ganzen Schriftstellerei: ob ich ein ästhetischer oder ein religiöser Schriftsteller bin (S. 390).

B. Nachweis, daß ich religiöser Schriftsteller bin und war (S. 393).

Zweiter Abschnitt: Die Deutung meiner ganzen schriftstellerischen Wirksamkeit unter diesem Gesichtspunkt, daß ich religiöser Schriftsteller bin.

Kapitel I.

A. Die ästhetischen Schriften.

§ 1. Die „Christenheit" ist eine ungeheuere Sinnestäuschung (S. 398);

§ 2. Will man einen andern auf einen bestimmten Punkt bringen, so muß man vor allem ihn da zu finden wissen, wo er ist, und hier beginnen (S 402);

§ 3. Die Sinnestäuschung, als wäre Religiosität und Christentum etwas, wozu man erst mit kommenden Jahren seine Zuflucht nimmt (S. 405);

§ 4. Will ein Mensch auch nicht dahin folgen, wohin man ihn führen will, so kann man doch das Eine für ihn thun, daß man ihn zwingt, aufmerksam zu werden (S. 407);

§ 5. Der ästhetische Teil meiner Schriften ist im Lichte des Ganzen ein Betrug, d. h. in besonderem Sinn (S. 410).

B. Die „Abschließende Nachschrift" (S. 412).

C. Die religiösen Schriften (S. 412).

Schluß (S. 413).

Kapitel II: wie meine persönliche Existenz den verschiedenen Stadien meiner Schriftstellerei entsprach (S. 414).

A. Meine persönliche Existenz während der Abfassung der ästhetischen Schriften (S. 415);

B. Meine persönliche Existenz während der Abfassung der religiösen Schriften (S. 420).

Kapitel III: Der Anteil der Vorsehung an meiner Schriftstellerei (S. 427).

Epilog (S. 447).

Schluß (S 451).

Beilage: „Der Einzelne", zwei Bemerkungen zu meiner schriftstellerischen Thätigkeit (S. 455).

Vorwort (S. 457);

I. Zur Widmung an „jenen Einzelnen" (S. 459).

II. Ein Wort über das Verhältnis meiner schriftstellerischen Thätigkeit zu dem Einzelnen (S. 467).

Nachschrift (S. 478).

Zu den zwei Bemerkungen. Nachschrift. (S. 479).

IV. **Richtet selbst.** Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen. Zweite Reihe 481

Vorwort (S. 483).

I. Von der Nüchternheit (S. 485).

II. Christus als das Vorbild. (S. 529).

Moral (S. 588).

Nachwort (S. 592).

V. **Der Augenblick.** Nr. 10. 593

1) Was ich Augenverblendung nenne (S. 593); 2) Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet? (S. 595); 3) Was das Echo erwidert (S. 597); 4) Daß das Verbrechen der Christenheit der Erbschleicherei zu vergleichen ist (S. 598); 5) Wann ist der Augenblick? (S. 600); 6) Meine Aufgabe (S. 601); 7) Kleinigkeiten (S. 608).

VI. **Gottes Unveränderlichkeit.** Eine Rede. 615

Einleitung.

1.

Wie ich selbst über Kierkegaards Angriff auf die Christenheit denke, möchte ich im zweiten Bande dieses Werkes, im „Kommentar" zu den vorliegenden „Akten", ausführlich darlegen. Bis ich ihn vollenden kann — wenn ich diesen schwierigeren Teil der Arbeit überhaupt fertig bringe —, muß ich die Leser, die dieses Buch finden wird, mit Kierkegaard allein lassen und ihnen anheimgeben, was sie über ihn, über die Uebersetzer dieser Schriften — und doch auch über sich selbst denken wollen.

Doch werde ich diese private Auseinandersetzung des Lesers mit dem unversöhnlichen Feinde der „Christenheit" (also auch des Lesers, falls er „Christ" sein will) nicht stören, ja vielleicht fördern, wenn ich einige rein formale Bemerkungen darüber beifüge, wie ich die hier dargebotenen Kampfschriften auffasse, und meine Stellung zu Kierkegaard kurz und wieder ganz formal darlege.

Da muß ich zunächst hervorheben, daß mir Kierkegaards Fragestellung und Methode des religiösen Denkens und Wirkens weit wichtiger sind als die Resultate, zu denen er schließlich gelangte. Von diesen möchte ich manches fast ohne weitere Erwägung kurzerhand als widersinnig abweisen (ich denke hiebei namentlich an seine letzten Aeußerungen über die Ehe). Dagegen steht es mir außer Frage, daß seine Methoden und seine Methodologie sittlich-religiösen Denkens und Wirkens der höchsten Beachtung wert sind. Und zwar gerade für unsere Zeit. Die Frage, wie Ideale „angebracht", vertreten werden wollen und sollen, können und dürfen, ist, so viel ich verstehe, die brennende Frage unserer Zeit. Der „Wahrheitszeuge" ist das Problem der Gegenwart, und namentlich in Deutschland. Mir ist aber kein Mann bekannt, der das Problem des „Wahrheitszeugen" mit so

viel Bewußtsein, Energie und Umsicht angefaßt, durchgedacht, durchprobiert hätte wie S. Kierkegaard. Wer es immer als seine Aufgabe erkannt hat, methodisch für die Wahrheit, für das Ideale, für das Göttliche zu wirken, der wird (so viel darf ich nach zwölfjähriger Beschäftigung mit diesen Schriften sicher in Aussicht stellen) bei Sören Kierkegaard die bedeutsamsten Anregungen, die ernsteste Warnung, die erfrischendste Aufmunterung finden. Ein angenehmer Lehrer ist er allerdings nicht; sein Studium ist nicht nur intellektuell anstrengend, sondern gemütlich angreifend; es ist sogar (wie schon mancher Freund Kierkegaards hervorgehoben hat) wirklich gefährlich. Wer sich aber dadurch zurückschrecken läßt, wird die Wahrheit nie finden, viel weniger ihr je dienen können.

Sodann ist es für uns deutsche Leser der Gegenwart unbequem, daß Kierkegaard in seinen stets polemischen Erörterungen sich auf Personen und Verhältnisse bezieht, die uns räumlich und zeitlich und oft auch geistig ferne stehen. „Das System" (nämlich Hegels) ist für uns verflossen; über die kirchlichen Verhältnisse Dänemarks sind wir im allgemeinen schlecht unterrichtet; Bischof Mynster ist uns kaum dem Namen nach, Martensen mehr als Theologe bekannt, denn als Leiter seiner Kirche. So findet sich in diesen Schriften manche Beziehung auf Zeitverhältnisse, die uns unbekannt und auch gleichgültig sind und doch für das richtige geschichtliche Verständnis Kierkegaard's sehr wesentlich sein mögen. Aber dieser Nachteil ist, genauer betrachtet, ein sehr wichtiger Vorteil. Nach Kierkegaard's Meinung ist es für uns (und er war ein selbstloser Schriftsteller, der wirklich für „den Nächsten" schrieb) sehr gleichgültig, ob wir ihn richtig geschichtlich auffassen und beurteilen, dagegen für uns sehr wichtig, daß wir seinen Schriften richtige sittliche Anregungen für uns entnehmen. Das wird uns aber erleichtert, wenn wir auf ein ganz genaues geschichtliches Verständnis seiner Schriften überhaupt zum voraus verzichten müssen; wer dann doch etwas von diesem offenbar großartigen Schriftsteller haben will, muß ihn ethisch verstehen lernen. Speziell kann für uns, die wir die betreffenden Verhältnisse im einzelnen nicht kennen und nie mehr genau kennen lernen werden, die Nebenfrage nun auch wirklich Nebenfrage bleiben: ob Kierkegaard seine Gegner immer richtig beurteilt hat. Uns drängt sich vielmehr die Frage auf, wiefern Kierkegaard's Urteil über die „Christenheit" auch unsere Zeit — auch uns trifft. Und da ja davon keine Rede sein kann, daß seine Anklagen irgend welche Anspielung auf be-

stimmte Persönlichkeiten und Vorkommnisse unserer Gegenwart enthalten, so können wir ruhig überlegen, wie viel Recht er in der Sache hatte. Die „Gleichzeitigkeit" hat eben auch ihre wirklichen Nachteile. Es ist freilich die Probe sittlicher Einsicht, daß man seine wirkliche Gegenwart beurteilen kann, und es ist die Probe des sittlichen Charakters, wie man sich zu den mitlebenden und mit- oder entgegenstrebenden wirklichen Menschen verhält. Aber die Vorstudien für die Probe macht man zunächst leichter und wohl auch ersprießlicher an der Vergangenheit, deren Detail uns nicht bekannt oder so gleichgültig geworden ist, daß es uns in der sittlichen Erwägung nicht stören kann. So können wir die Dialektik des Wahrheitszeugen an dem toten Kierkegaard leichter lernen, als seine Zeitgenossen durch den lebenden. Dann müssen wir freilich dazu übergehen, dieses Verständnis „auf Abstand" in der Beurteilung und Behandlung der Gegenwart zu erproben, einzuüben und zu berichtigen.

Endlich: es hat mancher Mensch eine geringere, mancher auch eine größere Bedeutung, als er selbst sieht. Mir ist wahrscheinlich, daß auf Kierkegaard das erstere, so gut wie gewiß, daß auf ihn auch das letztere anzuwenden ist. Kierkegaard glaubte zum Richter der Christenheit berufen zu sein. Ich glaube nicht, daß er dieses Gericht vollständig vollzogen hat. Sein Augenmerk ist immer nur darauf gerichtet, wie das Leben der Christen sich zu ihrem Glauben oder Erkennen verhalte. Er fand, daß beides nicht zusammen stimme, und fällte auf Grund dessen das Urteil: „Das Christentum ist nicht da." Aber den christlichen Glauben oder das christliche Erkennen nahm er einfach als gegeben an. Vielleicht nur aus Zweckmäßigkeitsgründen, vielleicht weil er eine Grenze seiner Begabung und Mission ahnte: das lasse ich dahingestellt. Jedenfalls hat er die Frage nicht entscheidend aufgeworfen, ob die Christenheit auch in der ernsthaften Arbeit um die Gotteserkenntnis stehe. Bei seiner Untersuchung der praktischen Wahrhaftigkeit unserer Christenheit hat er deren intellektuelle Wahrhaftigkeit (fast) ganz aus dem Spiele gelassen. Und doch ist unwahrscheinlich, daß diese intakt geblieben sei, während jene (nach Kierkegaard) völlig verloren ging. Hier ist also sein Urteil zu vervollständigen. Andererseits scheint mir der Name „Kierkegaard" ein viel umfassenderes Gericht über die Christenheit in sich zu bergen, als er selbst sich's wohl dachte. Die Christenheit wurde nicht bloß durch ihn, sondern auch in ihm gerichtet. Vielleicht ist dieses

Gericht sogar wichtiger als jenes. Ich wage es nicht, diesen mir sehr wichtigen Gedanken jetzt schon genauer auszuführen. Aber ich wollte ihn wenigstens nennen, um daran die Bitte zu knüpfen, der Leser möge nicht bei der Frage stehen bleiben, was Kierkegaard wollte, sondern zu der wichtigeren weitergehen, was „die Vorsehung" (ein Lieblingswort Kierkegaard's) mit ihm wollte, und dabei auch die Möglichkeit im Auge behalten, daß Kierkegaard das nicht ganz verstanden habe.

Der Leser sieht, daß ich Kierkegaard ernst nehme, und so kann ich das Verlangen, das ihm vielleicht kommt, nur berechtigt finden: zu erfahren, welche praktischen Konsequenzen ich selbst aus den Gedanken Kierkegaard's gezogen habe. Solche glaubte ich allerdings ziehen zu sollen. Ich danke es Kierkegaard, daß er mich nötigte, mit der Kirche und mir selbst abzurechnen, wobei ich zuerst mein Pfarramt drangeben mußte und dann auch dazu getrieben wurde, mein Konfirmationsgelübde als ein Mißverständnis zurückzunehmen.*) Ob Kierkegaard das als richtige Konsequenz aus seinen Prämissen zugeben würde, ist mir fraglich, ist mir aber auch wesentlich gleichgültig. Er hat mir doch den Anstoß dazu gegeben, und, wie gesagt, das danke ich ihm. — Auch mein Mitherausgeber, Pfarrer a. D. A. Dorner, nimmt der Kirche gegenüber eine freie Stellung ein.**)

2.

Die letzten heftigsten Aufsätze Kierkegaards gegen die Christenheit, die neun Hefte des „Augenblicks", wurden unter dem Titel „Christentum und Kirche" schon im Jahre 1861 ins Deutsche übersetzt (Hamburg, Oncken). Doch ist diese Schrift, soviel uns bekannt, seit längerer Zeit vergriffen, und bei genauerer Ueberlegung stand den Herausgebern bald fest, daß es sich um eine bloße Wiederherausgabe derselben nicht handeln könne. Abgesehen davon, daß die Uebersetzung nicht gelungen ist, können diese Aufsätze für sich allein überhaupt nicht verstanden werden. Namentlich die Schärfe des Tones ist nur zu begreifen, wenn man die vorausgehenden

*) Das Genauere kann der Leser, wenn es ihn interessiert, in meiner Schrift nachlesen: „Eine Frage an die evang. Landeskirche Württembergs" (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1892); doch hat sich meine religiöse Stellung seither ziemlich stark verschoben.

**) „Warum ich aus Kirche und Amt ausgetreten bin." Von A. Dorner (Stuttgart, R. Lutz, 1893).

Zeitungsartikel kennt und den Anlaß, daß Kierkegaard überhaupt hervortrat. Somit haben wir den neun Nummern des „Augenblicks" die Aufsätze vorangeschickt, die Kierkegaard im „Vaterland" vom Dezember 1854 bis Mai 1855 veröffentlicht hatte. Da diese zum Teil auf Erwiderungen in Zeitungsartikeln und separaten Schriften Rücksicht nehmen, so haben wir auch von diesen mitgeteilt, was sich aus den von Rasmus Nielsen herausgegebenen „Bladartikler" entnehmen ließ. Die einzelnen Artikel folgen dem Datum nach aufeinander, und wir haben je an seinem Ort noch zwei besonders erschienene Flugschriften Kierkegaard's eingefügt: „Dies soll gesagt sein, so sei es denn gesagt", und: „Wie Christus über offizielles Christentum urteilt". Hiermit ist vollständig wiedergegeben, was zum letzten, offenen Kampfe gehört. Die eingereihten Erwiderungen anderer deuten auch, wie uns scheint, ziemlich vollständig an, was sich vom Standpunkte der „Christenheit" aus überhaupt gegen Kierkegaard sagen ließ.

Doch schien uns auch hiermit für ein wirkliches Verständnis von Kierkegaard's Auftreten das notwendige Material noch nicht geliefert zu sein. Daß er so plötzlich und gleich so heftig hervortrat und in so rapidem Fortschritt den Ton bis zur äußersten Härte steigerte, läßt sich nur begreifen, wenn man in Betracht zieht, daß schon drei Jahre zuvor (am 12. September 1851) eine verdeckte und doch äußerst deutliche Warnung voranging: die Schrift „Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen." Zwar ist auch diese Schrift schon ins Deutsche übersetzt und bereits in dritter Auflage erschienen (Erlangen, Deichert). Wir haben sie doch in neuer Uebersetzung hier aufgenommen, nicht sowohl, weil die Uebersetzung auch dieser Schrift ziemlich dänisch geblieben ist, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, daß diese vielgelesenen Reden nur als Vorspiel zu der scheinbar ganz anders klingenden Musik in den Zeitungsartikeln und dem „Augenblick" wirklich verstanden werden können. „Zur Selbstprüfung" ist bereits, richtig verstanden, nicht sowohl Erbauungs-, als Agitationsschrift. — Nachdem wir so bis in das Jahr 1851 zurückgegriffen hatten, legte es sich von selbst nahe, auch die nächstvorhergehende (am 7. August 1851 ausgegebene) kleine Schrift mitzunehmen: „Ueber meine Wirksamkeit als Schriftsteller." Sie bildet zudem insofern nicht bloß den günstigsten, sondern auch den richtigsten Ausgangspunkt für die Vorführung dieses Angriffs auf die Christenheit, als Kierkegaard darin seine bisherige Position und Taktik darlegte und

zugleich eine Aenderung derſelben, den Uebergang zur eigentlichen Agitation, ankündigte oder notwendig machte.

Doch iſt gerade dieſes letztere Schriftchen ſo gedrängt, ja rätſelhaft geſchrieben, daß wir es für durchaus geboten hielten, den viel ausführlicheren, erſt 1859, nach Kierkegaard's Tod, veröffentlichten erſten Entwurf derſelben mitzuteilen: „Der Geſichtspunkt für meine Wirkſamkeit als Schriftſteller: eine direkte Mitteilung, Rapport an die Geſchichte". Dieſe Schrift gehört überdies zu den allerlehrreichſten ihres Verfaſſers und überhaupt zu den merkwürdigſten Produkten der Litteratur. Doch wurde ſie in einen Anhang verwieſen, da ſie ja kein Moment des wirklichen, in die Wirklichkeit eingreifenden Kampfes bildete. Aus ähnlichen Gründen wurde in dieſen Anhang auch die ſchärfere und, wie uns ſcheint, bedeutungsvollere, 1876 veröffentlichte Fortſetzung der Reden „Zur Selbſtprüfung" aufgenommen: „Richtet ſelbſt! Zur Selbſtprüfung der Gegenwart anbefohlen, zweite Reihe". Die Zeitbetrachtungen zum Abſchluſſe der beiden Reden und die angehängte „Moral" ſind für Kierkegaard's Auffaſſung der Chriſtenheit und die Tendenz ſeines Auftretens ſo charakteriſtiſch, daß man es faſt bedauern möchte, daß er ſie nicht noch ſelbſt, und zwar zu Lebzeiten Mynſters, veröffentlicht hat. Vielleicht wäre dann ſein Angriff auf Mynſter und Martenſen doch beſſer verſtanden worden. Uns ſcheint dieſe Schrift ſo wertvoll zu ſein, daß ſie es verdiene, in einer Separatausgabe vielleicht größere Verbreitung zu erfahren. Endlich glaubten wir, daß es ſich wohl verlohne, auch die zehnte Nummer des „Augenblicks" beizufügen, die Kierkegaard, plötzlich (den 2. Oktober 1855) von Krankheit darniedergeworfen und raſch (am 11. November) hinweggerafft, nicht mehr herausgeben konnte. Namentlich bietet, was er dort über ſeine „Aufgabe" ſagt, noch einen wirklich wertvollen Beitrag zu ſeinem Verſtändnis.

Nachdem nun dieſes Buch ſchon zu einem beträchtlichen Umfange angeſchwollen war, nahmen wir es nicht ſo ſchwer, noch einige Kleinigkeiten mitzunehmen, die uns jeder danken wird, der ſich für Kierkegaard lebhafter intereſſiert. Da bot ſich zunächſt ein Zeitungsartikel gegen den lutheriſchen Theologen Dr. Rudelbach dar, der zu den wichtigſten Gedanken des „Augenblicks" in grellem und doch wohl nur ſcheinbarem Widerſpruch ſteht. Da er zudem eine merkwürdig nahe Beziehung zu unſeren gegenwärtigen deutſchen Verhältniſſen hat, ſo haben wir ihn im Anhang

an der Stelle eingereiht, die ihm nach der Zeit seines Erscheinens gebührt.

Sodann haben wir auch die erste offene und öffentliche Erklärung Kierkegaards über seine Schriftstellerei aufgenommen, die im Jahre 1846 der „Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift zu den philosophischen Bissen" beigeheftet wurde. Sie bietet zugleich eine Probe von dem oft gar nicht lobenswerten Stil in Kierkegaard's wissenschaftlichen Untersuchungen, und giebt zum Schlusse eine so schöne Definition der Tendenz seiner früheren, pseudonymen Schriften, daß wir uns schon um dieser willen der Mühe, sie zu erraten und zu übersetzen, gerne unterzogen haben. Den Abschluß des Anhangs aber bildet ein Schriftchen, das zu dem Angriff Kierkegaard's auf die Christenheit in keiner direkten Beziehung steht: eine Rede über Gottes Unveränderlichkeit, die er zwischen Nr. 7 und 8 des Augenblicks (am 3. September 1855) herausgegeben hat. Doch ist es sicher nicht zufällig, daß Kierkegaard diese schon ältere Rede gerade auf diesen Zeitpunkt veröffentlichte, und vielleicht wird auch der Leser entdecken, daß ohne sie der Angriff Kierkegaard's auf die Christenheit nicht vollständig vorgeführt wäre.

So enthält nun dieses Buch, außer den „erbaulichen" und „christlichen" Reden, sämtliche Schriften Kierkegaard's, die wir mit seiner Terminologie als „direkte Mitteilung" bezeichnen können. Doch wird der aufmerksame Leser wohl finden, daß auch in ihnen des „Indirekten" noch genug ist. Namentlich mit Beziehung auf manche Ausführungen des „Augenblicks" ist es den Herausgebern eine wirkliche Frage, ob Kierkegaard je ganz direkt, ohne Vorbehalt und zweite Absicht, reden konnte.

3.

Es stand uns von Anfang fest, daß wir die Schriften Kierkegaard's, die hier in Betracht kamen, unverkürzt mitteilen wollten. Es sollte weder Kierkegaard, noch uns, noch auch dem Leser etwas geschenkt werden. Kierkegaard selbst hat die „Einübung im Christentum" als historisches Aktenstück in zweiter Auflage unverändert herausgegeben, obgleich die Anlage der Schrift seiner Position und Taktik nicht mehr entsprach (s. u. S. 184 f.). So wollten wir auch diese Schriften und Aufsätze als historische Aktenstücke unverändert herausgeben, obgleich uns nicht selten der Zweifel kam, ob Kierkegaard jetzt gerade alles so wiederholen würde. Das schien

uns auch die Billigkeit gegen seine Gegner zu verlangen. Hat er sie wirklich zu schlecht behandelt, so soll es auch feststehen, so soll es in einen Vorteil für sie umschlagen, daß er sich schließlich zur Ungerechtigkeit hinreißen ließ. — Allerdings ist es der Verbreitung dieses Buchs kaum förderlich, daß hier unverkürzt wiedergegeben wird, was Kierkegaard in seinem Kampfe gesagt hat, was uns oft jetzt nicht mehr ganz verständlich ist und uns bisweilen nicht bloß abstoßend, sondern auch unsinnig oder unwürdig erscheinen möchte. Aber Kierkegaard selbst hat grundsätzlich niemals darnach gefragt, wie er seine Schriften einrichten müßte, damit sie etwa mehr gelesen würden. Und wir hielten uns nicht für berechtigt, sehen auch keinen triftigen Grund dazu, in dieser Beziehung von seiner Methode abzuweichen. Es sind also nur ein paar Mal ganz beiläufige Anspielungen, die wir selbst nicht verstanden und mit den uns zu Gebot stehenden Hilfsmitteln nicht enträtseln konnten, ausgelassen worden. Das wurde dann je durch ein paar Punkte angedeutet, ohne daß jedoch solche immer eine Auslassung bezeichneten. Innerhalb der Schriften Kierkegaard's wird, was wir übergingen, zusammen kaum zehn Zeilen ausmachen; bei den eingeflochtenen Repliken seiner Gegner haben wir uns freier bewegt.

Was die Methode der Uebersetzung betrifft, so war unser Ziel, die Gedanken Kierkegaard's so wiederzugeben, daß womöglich zugleich die von ihm beabsichtigte Stimmung erregt würde. Daß uns das kaum je vollkommen und öfters überhaupt nicht geglückt ist, ist uns selbst wohl bewußt; doch haben wir es an Fleiß nicht fehlen lassen. — Dieses Ziel vor Augen mußten wir uns bei der Uebersetzung fast durchweg einer großen Freiheit bedienen und haben oft mehr umgedichtet, als übersetzt. Doch können wir die Versicherung geben, daß wir wirklich keine andere Absicht hatten, als gefügige Dolmetscher Kierkegaard's zu werden. Wir haben also weder verschärft noch gemildert, haben plebeische Ausdrücke plebeisch wiederzugeben versucht, und andererseits dem Leser nicht gerne eine Finesse Kierkegaard'scher Dialektik vorenthalten. Auch haben wir uns nicht für berechtigt gehalten, so zu übersetzen, daß etwa die allenthalben sich aufdrängende Beziehung auf deutsche Verhältnisse der Gegenwart deutlicher hervortrete. Doch konnten wir uns einmal nicht versagen, für ein unübersetzbares Citat den von einem schwäbischen Pfarrer geprägten Ausdruck „reichsgottesmäßig-pudelwohl" zu substituieren. — Ferner glaubten wir das Buch nicht noch mit Anmerkungen beschweren zu sollen. Die Versuchung hierzu war

allerdings in doppelter Beziehung vorhanden. Erstens finden sich nicht wenige litterarische und zeitgeschichtliche Anspielungen, die für den deutschen Leser ohne Erläuterung nicht voll verständlich sind, und sodann wäre es in gewisser Beziehung sehr lohnend gewesen, aus Kierkegaard's eigenen Schriften gleichsinnige und gegensätzliche Parallelen nachzuweisen. Aber was das erstere betrifft, so hätten wir die vorhandenen Anspielungen doch nicht vollständig erklären können; und dieser Parallelen sind so viele, daß wir nicht wüßten, wo anfangen und wo aufhören. So haben wir überhaupt auf derlei Bemerkungen verzichtet. Die Bedeutung dieser Schriften liegt ja auch nicht in den Einzelgedanken oder gar in dem Zubehör, dem Gewürz sozusagen, womit sie für die Zeitgenossen zubereitet wurden, sondern in der ganz einfachen und überall wiederkehrenden Grundstimmung und Haupttendenz. Es könnte den Leser (das ist ein Gedanke, der Kierkegaard selbst sehr nahe lag) viel eher zerstreuen, wenn er etwa bald auf Holberg, bald auf Heiberg, bald auf irgend welche Schrift Kierkegaard's selbst verwiesen würde. Zudem würde gerade der verständige Leser solche Nachweisungen kaum nachschlagen, und so können auch wir es unterlassen, diese gelehrte Zuthat zu liefern. Es wurde darum nur je und je unter dem Texte bemerkt, was wirklich zum Verständnis der Sache dienlich ist. Solche Anmerkungen sind stets in eckige Klammer eingeschlossen, die überhaupt jederzeit einen Zusatz der Herausgeber kennzeichnen. Es braucht wohl kaum ausdrücklich bemerkt zu werden, daß die bisweilen in den Text eingefügten Fragezeichen niemals die Stellung der Uebersetzer zu den jeweiligen Gedanken Kierkegaard's kundgeben sollen, sondern nur andeuten, daß wir unserer Auffassung nicht ganz sicher waren.

4.

Wenn man nun diese Schriften im Zusammenhang lesen will, und sie mehrfach und in verschiedener Reihenfolge lesen will, bald nach der Zeitfolge der Veröffentlichung, bald nach der der Abfassung (wobei zu bemerken ist, daß der „Gesichtspunkt" vor dem Artikel gegen Rudelbach geschrieben ist): so sollten sie verständlich sein, so sollten sie dem aufrichtigen, lernbegierigen Leser auch die Möglichkeit, ja die Anleitung geben, Kierkegaard durch Kierkegaard zu berichtigen. Jedenfalls möchten wir bitten, das Urteil über Kierkegaard nur durch langsames und wiederholtes (nach seinem Wunsch

auch lautes) Lesen seiner Schriften*) gewinnen zu wollen, und nur den Leser, der diese Bitte erfüllen will, möchte ich noch auf einige sekundäre Quellen für die Kenntnis Kierkegaard's hinweisen.

Da sind zunächst verschiedene Schriften A. Bärtholds zu nennen. Die unseres Wissens vergriffene Erstlingsschrift desselben: „Sören Kierkegaard, eine Verfasserexistenz eigener Art" wird durch dieses Buch ersetzt; sie ist wesentlich ein Auszug aus den Schriften, die hier vollständig dargeboten werden. „Aus und über Sören Kierkegaard, Früchte und Blätter" (Halberstadt, Frantz, 1874) und „Lessing und die objektive Wahrheit, aus Sören Kierkegaard's Schriften zusammengestellt, (Halle, J. Fricke, 1877) enthalten Auszüge aus der „Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift". Der Inhalt von „Noten zu S. Kierkegaard's Lebensgeschichte" (Halle, J. Fricke, 1876) und „Sören Kierkegaard's Persönlichkeit in ihrer Verwirklichung der Ideale" (Gütersloh, Bertelsmann, 1886) ist aus den Titeln zu erschließen. Ferner hat Bärthold „zur theologischen Bedeutung Sören Kierkegaard's" geschrieben und gegen G. Brandes „die Bedeutung der ästhetischen Schriften S. Kierkegaard's" in das richtige Licht zu stellen gesucht (Halle, J. Fricke, 1880 und 1879). Man kann sagen, daß A. Bärthold in Kierkegaard wesentlich den sieht und schätzt, der innerhalb der Christenheit auf „Unruhe zur Verinnerlichung" hinarbeitet. Damit wird Kierkegaard's Bedeutung nach seiner eigenen und auch meiner Meinung nicht völlig erreicht. Denn Kierkegaard ist die Auflösung, also das Ende der „Christenheit", wie Luther die Auflösung und das Ende des Katholizismus ist. — In seiner Darstellung ist Bärthold nach meiner Erinnerung durchaus zuverlässig.

In schroffem Gegensatz zu Bärthold (und Kierkegaard selbst) stehend, hat G. Brandes in „S. Kierkegaard, ein litterarisches Charakterbild" (Leipzig, Barth 1876) seinen Helden nach

---

*) Uebersetzt ist noch (zum Teil gekürzt) „Entweder—Oder", „Begriff der Angst", „Philosophische Bissen", „Stadien auf dem Lebenswege", „Leben und Walten der Liebe" (bei Fr. Richter, Leipzig); „Furcht und Zittern" (Erlangen, Deichert); „Krankheit zum Tode" und „Einübung in Christentum", „Zwölf Reden" und sechs Reden (Halle, J. Fricke); „Was wir lernen von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel, drei Reden (Thienemann, Gotha).

der Methode moderner Litteratur-Psychologie aufzufassen gesucht. Ich kann nicht finden, daß er auch nur dem Menschen Kierkegaard gerecht geworden wäre. Doch kann es dem, der diesen selbst gehört hat, nur empfohlen werden, gegen dessen so oft und so sorgfältig dargelegte Selbstauffassung die Deutung Brandes' zu halten.

Endlich hat neuerdings Harald Höffding „Kierkegaard als Philosophen" vorgeführt und gewürdigt (Stuttgart, Fr. Frommann [E. Hauff] 1896). Für das Verständnis der Schriften, die wir hier gesammelt vorlegen, kommt an dieser Studie nicht nur die ebenso scharfsinnige, wie verständnisvolle Analyse von Kierkegaard's Persönlichkeit in Betracht, sondern auch die eingehende Erörterung seines Verhältnisses zum Christentum und die Kritik seiner „asketischen" Ethik vom Standpunkt einer humanen Ethik aus. —

Nachdem ich diese Haupthilfsmittel zum Studium Kierkegaards genannt, darf ich auch auf zwei Versuche von mir hinweisen: die Einleitung zu den von mir (zusammen) herausgegebenen Schriften „Der Begriff der Angst" und „Philosophische Bissen", und eine Abhandlung in dem ersten Band der „Zeitschrift für Theologie und Kirche" (Freiburg, Mohr): „Sören Kierkegaards Verhältnis zu Bibel und Dogma". Selbst stark von Kierkegaard beeinflußt, ziehe ich aus dem Begriff der „Gleichzeitigkeit" die Konsequenz, daß es eine äußere, legale Autorität überhaupt nicht giebt — denn in der „Gleichzeitigkeit" war auch Christus nicht Autorität (eher die Schriftgelehrten), sondern nur, was er je im Augenblick aus sich zu machen wußte. Ich kehre deshalb von Kierkegaard-Anticlimacus zu Kierkegaard-Climacus zurück, für den Christus nur hypothetisch die Wahrheit ist, verzichte auch auf das geheime Wissen (das selbst dieser nie verleugnen konnte), daß das Christentum eben doch Wahrheit sei, und komme so nicht bloß (wie Kierkegaard) auf ethischem, sondern auch auf intellektuellem Wege zu dem Resultat, daß ich „Christ" in dem überlieferten Sinne nicht bin und daß das Christentum schon deshalb „nicht da" ist, ja niemals da war, weil die fixe Autorität, die man in ihm haben will, eine Illusion ist. So genötigt, „die Urschrift der humanen Existenz noch einmal durchzulesen, und womöglich auf innerlichere Weise" (s. S. 376) — und jetzt, ohne zu wissen, ob ich gerade wieder zu einer Art Christentum kommen werde: suche ich auch Kierkegaard als Repräsentanten und vielleicht Schlüssel des Rätsels „Mensch" frei aufzufassen. Die genannten Abhandlungen bilden bescheidene Ansätze hiezu. Der zweite Band dieses Werkes, wenn ich ihn vollenden kann, soll eine vollständige Dis-

cuſſion der ſchweren, ich möchte ſagen „transcendenten“ Gleichung „Kierkegaard“ von dieſem berichtigten Standpunkt ſeines Climacus aus bringen.

Inzwiſchen mögen dieſe Schriften für ſich allein hinausgehen. Sie ſind ja auch die Hauptſache, und der zweite Teil des Werks ſoll nur dazu dienen, daß ſie auch in Deutſchland wirklich wirkſam werden können. Soll dieſer zweite Dienſt nicht gelingen, ſo freut es uns doch, mit den vorliegenden Ueberſetzungen Kierkegaard eine Schuld der Dankbarkeit nicht ſowohl abgetragen, nur zugeſtanden zu haben. Vielleicht findet er doch auch durch unſre Vermittlung da und dort „jenen Einzelnen“, „den er mit Freude und Dank ſeinen Leſer nennt.“

Cannſtatt im September 1895.

Chriſtoph Schrempf.

Ueber meine Wirksamkeit als Schriftsteller.

Von

S. Kierkegaard.

1851.

Wer glaubet, der iſt groß und reich,
Er hat Gott und das Himmelreich;
Wer glaubet, der iſt klein und arm,
Er ſchreiet nur: Herr dich erbarm!

[Terſtegen, der Frommen Lotterie, 78.]

Rechenschaftsbericht.

Kopenhagen, im März 1849.

Ist ein Land klein, so ist selbstverständlich in dem kleinen Lande alles in jeder Beziehung entsprechend klein. So auch in der Schriftstellerei; das Honorar und was sonst noch dazu gehört, kann nur unbedeutend sein; wenn man nicht etwa Dichter ist, und dann wieder dramatischer, oder Lehrbücher schreibt oder auf andere Weise die Schriftstellerei mit einer amtlichen Stellung verbindet, so ist die Existenz eines Schriftstellers ungefähr die am übelsten angelegte, die unsicherste, insofern die undankbarste Lebensstellung. Lebt nun ein Einzelner, der vermöge seiner Begabung sich zum Schriftsteller eignet, und ist er dabei so glücklich, einiges Vermögen zu besitzen, so wird er denn Schriftsteller so ziemlich auf eigene Rechnung. Das ist indessen ganz in seiner Ordnung und es ist darüber weiter nichts zu bemerken; so zeige der Einzelne mit der That die Liebe zu seiner Idee, zu dem Volk, dem er angehört, zu der Sache, der er dient, der Sprache, die er als Schriftsteller zu schreiben die Ehre hat. Das wird auch so geschehen, wo der Einzelne in Harmonie steht mit seinem Volke, das seinerseits im gegebenen Falle es gegen diesen Einzelnen nicht an Erkenntlichkeit fehlen lassen wird.

Ob das Gegenteil davon irgendwie mein Fall gewesen ist, ob ich von einem oder einigen Undank erfahren habe, geht ja eigentlich nicht mich an, sondern recht eigentlich sie und bleibt ihre Sache. Was dagegen mich angeht und was ich so gerne als meine Schuld weiß, ist dies, daß ich für alles dankbar sein soll und muß, was mir an Gunst und Wohlwollen, an Entgegenkommen und Anerkennung im allgemeinen oder von Einzelnen zuteil geworden ist.

Die Bewegung, die meine schriftstellerische Thätigkeit beschreibt, ist diese: vom „Dichter“ — vom Aesthetischen, von dem „Philosophen“ — von dem Spekulativen aus zur Andeutung der tiefsten Verinnerlichung in dem Christlichen; von dem pseudonymen „Entweder-Oder“ durch die „abschließende Nachschrift“, die mit meinem, als des Herausgebers Namen bezeichnet war, zu den „Abendmahlsreden am Freitag“,*) von denen zwei in der Frauenkirche gehalten worden waren. Diese Bewegung ist uno tenore, in einem Atemzug, wenn ich

*) Später ist doch ein neuer pseudonymer Autor aufgetreten: Anticlimacus. Daß er aber pseudonym ist, bedeutet gerade, was auch der Name (Anticlimacus) andeutet, daß er, rückwärts gewendet, anhält. Die ganze frühere Pseudonymität steht tiefer als „der Erbauungsschriftsteller“; der neue Pseudonymus ist eine höhere Pseudonymität. Doch gerade so wird ja „angehalten“: es wird ein Höheres aufgezeigt, das mich gerade in meine Grenze zurückdrängt, mir das Urteil spricht, daß mein Leben einer so hohen Anforderung nicht entspreche und also die Mitteilung eine dichterische sei. — Und ein wenig früher, aber in demselben Jahre, erschien eine kleine Schrift: „zwei kleine ethisch-religiöse Abhandlungen von H. H.“ Die Bedeutung dieses Schriftchens — es hat nicht sowohl eine Stelle in meiner Schriftstellerei, als es vielmehr in einer Beziehung zu derselben als Ganzem steht; deshalb war es auch anonym, um ganz außerhalb gehalten zu werden — ist nicht so leicht anzugeben, ohne daß ich auf das Ganze einginge. Es ist wie ein Seezeichen, nach dem man steuert, wohlgemerkt so, daß der Steuermann versteht, er müsse sich gerade in einem gewissen Abstand davon halten. Es bestimmt die Grenze meiner Schriftstellerei. „Der Unterschied zwischen einem Genie und einem Apostel (Abhandlung 2) besteht darin, daß das Genie keine Autorität hat.“ Eben darum aber, weil das Genie, als solches, ohne Autorität ist, hat es auch nicht die letzte Konzentration in sich, welche Kraft und Berechtigung verleiht, daß man der Sache die Wendung gebe: „sich für die Wahrheit tot schlagen zu lassen“ (Abhandlung 1). Das Genie als solches verbleibt in einer Reflexion. Dies ist wieder die Kategorie meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit: daß ich auf das Religiöse, das Christliche aufmerksam mache — aber ohne Autorität. — Und endlich erschien, um auch das Kleinste mitzunehmen, später „die Lilie auf dem Felde und der Vogel unter dem Himmel“, drei fromme Reden, und „Hoheprieſter“ — „Zöllner“ — „Sünderin“, drei Abendmahlsreden auf den Freitag — jenes zur Begleitung der zweiten Auflage von Entweder—Oder, dieses zur Begleitung der „Krankheit zum Tode“ von Anticlimacus — zwei Schriftchen, welche im Vorwort jenes erste Vorwort wiederholen, das Vorwort zu den zwei erbaulichen Reden von 1843.

Im Oktober 1849.

so sagen darf, zurückgelegt oder beschrieben worden, so daß meine Schriftstellerei, als Ganzes betrachtet, von Anfang bis Schluß eine religiöse ist, was jeder, der sehen kann, auch sehen muß, wenn er sehen will. Und wie der Naturforscher an der Kreuzung der Fäden im Gespinst sofort erkennt, von welchem kunstverständigen Insekt das Gespinst herrührt, so wird der Einsichtige auch an diesen schriftstellerischen Arbeiten erkennen, daß sie von einem Menschen herrühren müssen, der als Schriftsteller „nur Eines wollte". Der Einsichtige wird zugleich erkennen, daß dieses Eine das Religiöse ist, aber das Religiöse ganz und gar in Reflexion gesetzt, doch so, daß es ganz und gar aus der Reflexion heraus in die Einfalt zurückgezogen wird; d. h. er wird sehen, daß der zurückgelegte Weg der war, sich der Einfalt zu nähern, zu ihr zu kommen.

Und dies war auch (in Reflexion, wie es dies faktisch ursprünglich war) die **christliche** Bewegung. Christlich verstanden ist das Einfältige nicht etwa das, wovon man ausgeht, um sodann interessant, witzig, tiefsinnig, Dichter, Philosoph, u. s. w. zu werden. Nein, gerade umgekehrt; hier beginnt man und wird dann einfältiger und immer einfältiger, kommt zum Einfältigen. Das ist in der „Christenheit", christlich verstanden, die notwendige Bewegung der Reflexion; man reflektiert sich nicht in das Christentum hinein, sondern man reflektiert sich aus anderem hinaus und wird (einfältiger und immer einfältiger) Christ. Wäre der Verfasser ein reichbegabter Geist gewesen, oder, falls er dies gewesen ist, wäre er ein doppelt so reich begabter Geist gewesen, so hätte er, um in der schriftstellerischen Reproduktion diesen Weg zu beschreiben und diesen Punkt zu erreichen, gewiß nur eine längere, eine doppelt so lange Zeit gebraucht.

* * *

Wie aber, was mitgeteilt wurde (der Gedanke des Religiösen), ganz und gar in Reflexion gesetzt und wieder aus der Reflexion zurückgezogen wurde, so trägt auch die Mitteilung selbst in entscheidender Weise die Zeichen der Reflexion, oder es ist die Art von Mitteilung gebraucht, welche der Reflexion eigen ist. „Direkte Mitteilung" ist dies: das Wahre direkt zu sagen;

„Mitteilung in Reflexion" ist dies: in das Wahre hineinzubetrügen; da aber die Bewegung die ist, daß man zuletzt zum Einfältigen kommt, so muß die Mitteilung irgend einmal, früher oder später, doch schließlich wieder in der direkten Mitteilung enden. Es wurde also, **mäeutisch,** mit ästhetischer Produktion*) der Anfang gemacht, und die ganze pseudonyme Produktion ist solche Mäeutik. Darum war ja diese Produktion auch pseudonym, während das direkt Religiöse, das von Anfang an andeutungsweise durchschimmerte, meinen Namen trug. Das direkt Religiöse war von Anfang an zur Stelle; denn „die zwei erbaulichen Reden aus dem Jahre 1843" sind ja gleichzeitig**) mit „Entweder-Oder". Und damit ja das gleichzeitige Vorhandensein des direkt Religiösen sichergestellt würde, erschien zugleich mit jedem Pseudonym eine kleine Sammlung „erbaulicher Reden", bis die „Abschließende Nachschrift" kam, die das Problem formuliert, welches κατ'ἐξοχήν „das Problem" ist, das Problem der ganzen Schriftstellerei: „wie man ein Christ werde."***) Von dem Augenblick an hat das sporadische Durch-

*) Das Mäeutische liegt darin, wie von ästhetischer Produktivität ausgegangen und die religiöse als τέλος erreicht wird. Zuerst kommt das Aesthetische, in dem vielleicht die meisten ihr Leben haben, und nun wird das Religiöse so schnell angebracht, daß die, welche sich durch den Eindruck des Aesthetischen bestimmen ließen zu folgen, plötzlich mitten in den entscheidenden christlichen Bestimmungen stehen und nun wenigstens aufmerksam werden müssen.

**) Damit ist zugleich der Sinnestäuschung vorgebeugt, als wäre das Religiöse etwas, zu dem man beim Herannahen des Alters seine Zuflucht nimmt; „zuerst ist man ästhetischer Schriftsteller, und in späteren Jahren, wenn man die Kräfte der Jugend nicht mehr hat, wird man religiöser Schriftsteller". Beginnt aber einer zu gleicher Zeit als ästhetischer und religiöser Schriftsteller, so kann man die religiöse Produktivität doch nicht wohl aus dem zufälligen Umstande erklären, daß der Verfasser älter wurde; denn es ist einer doch wohl nicht zu einer und derselben Zeit älter als er selbst.

***) Die Situation (in der „Christenheit", wo man also Christ ist — „Christ" zu werden), diese Situation, die alles in Reflexion setzt, was jeder dialektische Kopf sofort sieht, macht zugleich eine indirekte Methode nötig, weil man bei der Operation eine Sinnestäuschung in Rechnung zu nehmen hat: daß man Christ heißt, vielleicht auch sich einbildet, es zu sein, und es doch nicht ist. Derjenige, der das Problem anbrachte, nahm darum nicht direkt zum Leser, auf den er einwirken wollte, Stellung, indem er etwa sich das

ſchimmern des direkt Religiöſen ein Ende; denn nunmehr tritt die bloß religiöſe Produktion ein: „erbauliche Reden in verſchiedenem Geiſt“; „Leben und Walten der Liebe“; „Chriſtliche Reden“. Um aber umgekehrt nun an den Anfang zu erinnern, kam (als Gegenſtück zu den „zwei erbaulichen Reden“ zu Anfang, da die umfangreichen Schriften äſthetiſcher Art waren) zum Abſchluß (nachdem lange Zeit ausſchließlich nur umfangreiche religiöſe Werke erſchienen waren) ein kleiner äſthetiſcher Artikel von „Inter et Inter“ im „Vaterland“, Juli 1848, Nummer 188—191: ſollten die zwei erbaulichen Reden zu Anfang durchſchimmern laſſen, daß eben dies, das Religiöſe, hervor ſollte, erreicht werden ſollte, ſo ſollte im Gegenſatz hiezu der kleine äſthetiſche Artikel beim Abſchluß andeutungsweiſe zum Bewußtſein bringen, daß das Aeſthetiſche von Anfang an nur der Ausgangspunkt war, der verlaſſen werden ſollte.

Die „Abſchließende Nachſchrift“ iſt der Mittelpunkt, und zwar — wiewohl das natürlich nur eine Kurioſität zu ſein beanſprucht — ſo genau, daß die Leiſtungen vorher und nachher ſelbſt quantitativ faſt gleich ſind, wenn man nämlich, was ja ganz in der Ordnung iſt, die 18 erbaulichen Reden den bloß religiöſen Produkten zuzählt; ebenſo iſt die Zeit der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit vor der „Abſchließenden Nachſchrift“ und nach derſelben ungefähr gleich lang.

* * *

Endlich trägt die Art, wie dieſe ſchriftſtelleriſche Thätigkeit fortſchreitet, wiederum in entſcheidender Weiſe den Stempel der Reflexion, oder ſie iſt genau ſo, wie die Reflexion ſie machen muß. Wer direkt wirken will, beginnt mit Einzelnen, einigen wenigen Leſern, und die Aufgabe oder die Bewegung iſt: ſich eine Menge zu ſammeln, ein Abſtraktum zu gewinnen:

Chriſtentum zuſchrieb, andern es abſprach, ſondern ſprach umgekehrt ſich das Chriſtentum ab und geſtand es andern zu. Dies thut Joh. Climacus. — Direkte Mitteilung iſt am Platz gegenüber der reinen Empfänglichkeit, die dem leeren Gefäß gleicht, das gefüllt werden ſoll; wo aber Sinnestäuſchung mit im Spiel iſt, alſo etwas, das erſt fortgeſchafft werden ſoll, da iſt direkte Mitteilung an unrechter Stelle.

ein Publikum. Hier bildete den **Anfang** — mäeutisch — die Sensation und, was dazu gehört, das Publikum, das stets dabei sein muß, wo etwas los ist; und die Bewegung war — mäeutisch — diese, die „Menge" abzuschütteln, um dann den „Einzelnen" *) — diesen Begriff im religiösen Sinne genommen — anzufassen. Just in dem Augenblick, da die durch „Entweder=Oder" erregte Sensation ihren Höhepunkt erreicht hatte, erschienen „zwei erbauliche Reden" 1843, welche die Formel anbrachten, die seither stereotyp wiederholt wurde: „das Schriftchen sucht jenen Einzelnen, den ich mit Freuden und Dank meinen Leser nenne." Und just in dem kritischen Augenblick, da die „Abschließende Nachschrift", die, wie gesagt, das Problem formulierte, an den Buchdrucker abgeliefert war, damit der Druck möglichst bald beginnen sollte, als demnach die Herausgabe wohl bald erfolgen mußte, just in diesem Augenblick bot ein Pseudonym, und zwar an der passendsten Stelle, in einem Zeitungsartikel, alles auf, das Publikum**) vor den Kopf zu

---

*) Gleichwie dies, daß ein religiöser Schriftsteller mit ästhetischen Produkten beginnt, und gleichwie dies: anstatt sich und seinem Vorteil zulieb seine Bestrebungen durch Sinnestäuschung zu unterstützen, in Haß gegen sich selbst die Sinnestäuschungen wegzuschaffen, ein dialektisches Vorgehen ist: so ist auch dies wieder die dialektische Bewegung, oder dies ist das Dialektische: in der Arbeit zugleich sich selbst entgegen zu arbeiten. Darin liegt die Reduplikation und die Artverschiedenheit (die differentia specifica) alles wirklich göttlichen Strebens von weltlichem Streben. Direkt zu streben oder zu arbeiten ist dies: in seinem Arbeiten oder Streben direkt, in unmittelbarem Zusammenhang mit einem faktisch gegebenen Zustand, auf das Ziel los zu gehen; das Dialektische ist das Umgekehrte; daß man in seiner Arbeit zugleich sich entgegenarbeitet. Dies ist eine Verdoppelung, die den „Ernst" ausmacht, dem Druck auf den Pflug gleich, welcher die Tiefe der Furche bestimmt, während das direkte Streben ein oberflächliches Darüberhinfahren ist, das sowohl rascher von der Hand geht, als auch weit, weit dankbarer ist; denn es ist Weltlichkeit und Natürlichkeit („Einsartigkeit".)

**) Nur noch eins. Die Presse der litterarischen Verächtlichkeit hatte eine zum Erschrecken unverhältnismäßige Ausdehnung gewonnen; ich glaubte, ehrlich gestanden, was ich that, sei zugleich eine Wohlthat; ihr wurde auch von Verschiedenen, um derentwillen ich mich auch so aussetzte, ihr Lohn zuteil, — ja der Lohn, den eine Liebesthat gern in der Welt findet; und sie wurde mit Hilfe dieser Belohnung zu einem wahren christlichen Liebeswerk.

ſtoßen; und daraufhin nahm die entſcheidende religiöſe Produktion ihren Anfang. Im Sinn und Dienſte der Religion faßte ich zum zweitenmal „jenen Einzelnen“ an, dem dann die nächſte auf die „Abſchließende Nachſchrift“ folgende weſentliche*) Schrift, „erbauliche Reden in verſchiedenem Geiſt“, oder deren erſter Teil, „die Beichtrede“, gewidmet wurde. Als ich das erſtemal die Kategorie „jener Einzelne“ anbrachte, beachtete man ſie vielleicht nicht; es fand wohl auch keine beſondere Beachtung, daß ſie im Vorwort zu jedem Heft erbaulicher Reden ſtereotyp wiederkehrte. Als ich zum zweitenmal, oder in zweiter Potenz, die Botſchaft wiederholte und [thätlich] zu meiner erſten Aufforderung ſtand, war alles gethan, was ich vermochte, um auf dieſe Kategorie den vollen Nachdruck fallen zu laſſen. Die Bewegung iſt hier wieder die: zum Einfältigen zu kommen; die Bewegung iſt dieſe: vom Publikum zum „Einzelnen“. Religiös betrachtet giebt es nämlich kein Publikum, ſondern nur Einzelne;**) denn das Religiöſe iſt der Ernſt, und der Ernſt iſt: der Einzelne, doch ſo, daß jeder, unbedingt jeder Menſch, wie er ein Einzelner iſt, der Einzelne ſein kann, ja ſein ſoll. Mir, dem Erbauungsſchriftſteller, war und iſt es darum eine Freude, daß auch gerade von jenem Augenblick an die Zahl ſolcher wächſt, die auf das mit dem „Einzelnen“ aufmerkſam werden; das war und iſt mir eine Freude, denn den Glauben an die Richtigkeit meines Gedankens habe ich freilich, aller Welt zum Trotz, was ich aber doch nächſt ihm zuletzt aufgäbe, iſt mein Glaube an die einzelnen Menſchen. Und dies iſt mein Glaube: ſo viel Verkehrtes und Verwirrtes, Böſes und Abſcheuliches in den Menſchen ſein kann, ſobald ſie zu dieſem verantwortungs- und reueloſen

*) Denn die Beſprechung der Novelle „zwei Zeitalter“ folgte ſo unmittelbar auf die „Abſchließende Nachſchrift“, daß ſie faſt gleichzeitig mit ihr iſt, und iſt ja eine Arbeit von mir als Kritiker, nicht als Schriftſteller; ſie enthält übrigens im Schlußabſchnitt ein Zukunftsbild vom Standpunkt des Einzelnen aus, das vom Jahre 1848 nicht lügengeſtraft wurde.

**) Und inſofern es, religiös betrachtet, eine „Gemeinde“ giebt, iſt dieſe ein Begriff, der auf der andern Seite des „Einzelnen“ liegt und um alles nicht mit dem verwechſelt werden darf, was politiſch eine Bedeutung haben kann, mit dem Publikum, der Menge, dem Numeriſchen und ſ. f.

Ding, dem „Publikum", der „Menge" u. ſ. f. werden, ebenſo viel Wahres, Gutes und Liebenswürdiges iſt in ihnen, wenn man ſie als „Einzelne" haben kann. O, wie würden die Menſchen erſt — Menſchen und liebenswürdige Menſchen werden, wenn ſie Einzelne würden vor Gott!

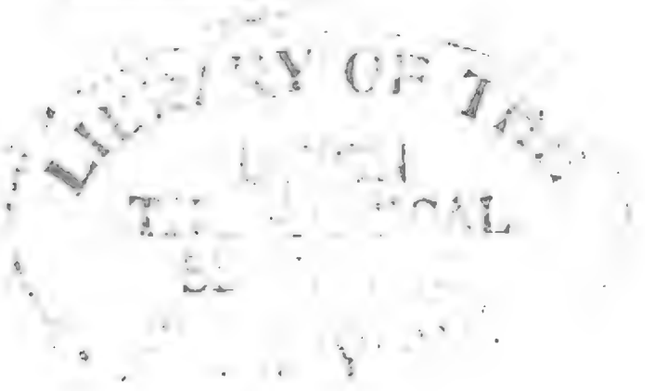
So verſtehe ich das Ganze jetzt; von Anfang habe ich nicht ebenſo überſchauen können, was ja zugleich meine eigene Entwicklung geweſen iſt. Weitläufige Darſtellung war hier am wenigſten angezeigt; um was es ſich hier gerade handelte, das war, ganz in der Kürze das in Einfalt zuſammenzufalten, was in den vielen Büchern enthalten iſt oder entfaltet die vielen Bücher bildet; auch iſt dieſe kurze Mitteilung zunächſt dadurch veranlaßt, daß der Erſtling meiner Schriftſtellerei nun zum zweitenmal hinausgeht, daß „Entweder-Oder" in neuer Auflage erſcheint, welches ich nicht früher hinausgehen laſſen wollte.

Perſönlich — ſowohl wenn ich meine inneren Leiden als auch wenn ich das bedenke, was ich perſönlich verſchuldet haben kann — perſönlich beſchäftigt mich Eines unbedingt, und dies Eine iſt mir wichtiger als die ganze Schriftſtellerei, und mehr als dieſe liegt mir am Herzen, dies Eine ſo aufrichtig und ſtark als möglich auszudrücken, da ich für dies Eine nie genug danken kann und es

ewig unverändert im Gedächtniß behalten werde, wenn ich meine ganze Schriftstellerei einmal vergessen habe: wie unendlich viel mehr die Vorsehung für mich gethan hat, als ich jemals erwartet hatte, erwarten konnte, erwarten durfte.

„Ohne Autorität" auf das Religiöse, das Christliche, **aufmerksam zu machen**: das ist die Kategorie für meine ganze schriftstellerische Thätigkeit, als Ganzes betrachtet. Daß ich ohne „Autorität" war, habe ich vom ersten Augenblick an eingeschärft und stereotyp wiederholt; ich betrachte mich selbst am liebsten als Leser der Schriften, nicht als Verfasser.

„Vor Gott", religiös, nenne ich, wenn ich mit mir selbst rede, die ganze schriftstellerische Wirksamkeit meine eigene Erziehung und Entwicklung, nur daß ich damit nicht sagen will, ich sei jetzt vollkommen oder doch in der Beziehung vollkommen fertig, daß ich einer Erziehung und Entwicklung nicht mehr bedürfe.



Eine Nachschrift.

Welche Position ich als religiöser Schriftsteller in der „Christenheit" einnahm und welche Taktik ich befolgte.

1.

Meine Position.

Kopenhagen, im Nov. 1850.

Niemals habe ich so gekämpft, daß ich gesagt hätte: ich bin der wahre Christ, die andern sind keine Christen oder wohl gar Heuchler und dergl. Nein, ich habe so gekämpft: ich weiß, was Christentum ist; wie unvollkommen ich als Christ bin, erkenne ich selbst — aber ich weiß, was Christentum ist. Und eine fruchtbare Erkenntnis hievon zu gewinnen, scheint mir im Interesse jedes Menschen zu liegen, er sei nun Christ oder Nichtchrist, er beabsichtige das Christentum anzunehmen oder aufzugeben. Niemanden aber habe ich angegriffen, als wäre er kein Christ, niemanden habe ich gerichtet; ja Joh. Climacus, der Pseudonymus, der das Problem stellt: „wie man Christ werde", thut sogar das Umgekehrte, spricht sich das Christentum ab und gesteht es andern zu — was doch am allerwenigsten ein Richten anderer heißen kann! Und ich selbst habe von Anfang an eingeschärft und wieder und wieder stereotyp wiederholt: ich bin „ohne Autorität". Endlich wird in der letzten Schrift des Anticlimacus — und diese hat besonders in Nummer 1, mit Hilfe einer dichterischen Darstellung, die alles zu sagen wagt, und einer Dialektik, die keine Konsequenz scheut, die Sinnestäuschungen zu zerstören gesucht — wiederum niemand, niemand gerichtet; die einzige mit Namen genannte Person, über welche ein Urteil gefällt wird, daß sie nämlich, obwohl nach der Idealität strebend, doch nur ein sehr unvollkommener Christ sei, dieser eine Gerichtete ist (vrgl. das dreimal wiederholte Vorwort) meine eigene Person, worein ich mich auch willig finde; denn mich beschäftigt es unendlich, daß die Forderungen der Idealität doch wenigstens gehört werden. Das kann aber wiederum doch wohl am allerwenigsten heißen, daß ich über andere zu Gericht sitze.

2.

Meine Taktik.

Die lange Zeit beobachtete Taktik war diese: allem aufzubieten, um so viele als möglich, womöglich alle, zu bestimmen, auf das Christentum einzugehen — und es dann nicht eben so ganz genau damit zu nehmen, ob nun das, für was man sie gewann, wirklich Christentum war. Meine Taktik war

dieſe: mit Gottes Hilfe allem aufzubieten, um das klar zu ſtellen, was in Wahrheit die Forderung des Chriſtentums ſei — ob dann auch nicht ein Einziger darauf eingehen wollte, ob auch ich ſelbſt aufgeben müßte, Chriſt zu ſein — was ich gegebenenfalls pflichtgemäß öffentlich bekannt hätte. Auf der andern Seite war meine Taktik dieſe: anſtatt auch nur entfernt den Schein zu erwecken, als wäre das Chriſtentum mit ſolchen Schwierigkeiten behaftet, daß es einer Apologie bedürfte, wenn wir Menſchen uns doch darauf einlaſſen ſollten: anſtatt deſſen es der Wahrheit gemäß als etwas ſo unendlich Hohes darzuſtellen, daß die Apologie etwas ganz anderes zu verteidigen bekommt, uns nämlich, daß wir es wagen, uns Chriſten zu nennen; oder daß ſie ſich in ein bußfertiges Bekenntnis verwandelt, ſo daß wir Gott danken, wenn wir nur uns ſelbſt für Chriſten anſehen dürfen.

Doch darf auch dies nicht vergeſſen werden: ſo ſtreng das Chriſtentum iſt, ſo mild iſt es, gerade ebenſo mild, d. h. unendlich mild. Iſt die unendliche Forderung gehört und zur Geltung gekommen; wird ſie in ihrer ganzen Unendlichkeit gehört und zur Geltung gebracht: ſo wird die „Gnade“ angeboten, oder die Gnade bietet ſich an, zu der dann der Einzelne, jeder für ſich, wie ich es thue, hinfliehen kann; und dann geht es ſchon. Es iſt aber doch wohl keine Uebertreibung (was ja zugleich auch gerade im Intereſſe der „Gnade“ iſt), wenn die Forderung der Unendlichkeit, die „unendliche“ Forderung als — „unendlich“ dargeſtellt wird; Uebertreibung iſt nur dann (und dann in einer ganz andern Beziehung) vorhanden, wenn man allein die Forderung darſtellt und die Gnade gar nicht anbringt. Hingegen heißt es das Chriſtentum eitel nehmen, wenn entweder (vielleicht in Erwägung deſſen, daß es „im praktiſchen Leben ſo nicht geht“ — was vermutlich Gott im Himmel und dem Chriſtentum und den Apoſteln und Märtyrern und Wahrheitszeugen und Vätern mit ihrer „Praxis“ ſehr imponieren wird!) die „unendliche“ Forderung verendlicht wird, oder ſie gar ganz ausgelaſſen und die „Gnade“ ohne weiteres angebracht wird — was doch bedeutet, daß ſie eitel genommen wird.

Niemals aber habe ich auch nur entfernt Miene oder den Verſuch gemacht, die Sache auf eine pietiſtiſche Strenge hinzuleiten, die meiner Seele und meinem Weſen fremd iſt, oder die Exiſtenzen überanſtrengen zu wollen, was den Geiſt in mir betrüben würde. Nein. Was ich wollte, war dies: dazu beizutragen, daß mit Hilfe von Zugeſtändniſſen in dieſe (ſofern wir ethiſche oder ethiſch-religiöſe Charaktere ſein wollen, die weltlicher Klugheit entſagen, für die Wahrheit leiden ſollten und dergl.) unvollkommeneren Exiſtenzen, wie wir ſie führen, etwas mehr Wahrheit hineingebracht werde — was doch auch ſchon etwas iſt und in jedem Fall die erſte Bedingung bildet, daß wir zu einer tüchtigeren Exiſtenz gelangen. Was ich verhindern wollte, iſt dies: daß man nicht, auf das Leichtere und Niedrigere ſich einſchränkend und damit ſich genügen laſſend, nun weiter ginge und das Höhere abſchaffte, weiter ginge und das Niedrigere an die Stelle des Höheren ſetzte, weiter ginge und das Höhere

zur Phantasterei und lächerlichen Uebertreibung, das Niedrigere zur Weisheit und zum wahren Ernst machte; daß man also nicht in der „Christenheit“ Luther und die Bedeutung von Luther's Leben existenziell eitel nähme — dies womöglich zu verhindern, wollte ich meinen Beitrag leisten.

Was dazu notthat, war unter anderem eine gottesfürchtige Satire. Diese habe ich besonders durch Pseudonyme vertreten lassen, die auch mich nicht geschont haben. Um aber einer Verwechslung vorzubeugen, um eine Verwechslung dieser Satire mit der profanen Empörung der tiefst gesunkenen profanen Mächte, die so gerne sich als Satire aufspielen will, unmöglich zu machen, so bin ich, der diese fromme Satire repräsentierte, gerade ich bin es gewesen, der sich der profanen Satire jenes Pöbelaufstandes entgegenwarf und aussetzte. So habe ich gottesfürchtig gestrebt, vor allem redlich zu sein. Und dann ist das Ganze, obgleich die Darstellungen den Stachel der Wahrheit empfindlich spüren lassen, doch so mild als möglich gehalten, da nur von Konzessionen, und Zugeständnissen die Rede ist, und zwar von Konzessionen und Zugeständnissen, die jeder nur für sich selbst Gott zu machen hat. Doch ist eben diese Milde andererseits vielleicht manchem unbequem; man könnte das Ganze viel leichter quitt werden, wenn der Verfasser ein verwirrter Kopf wäre, der an jedem Punkte in der Anklage wie in der Forderung zu weit ginge. Und da solches nun eben nicht der Fall ist, so konnte wohl der eine und andere auszusprengen versuchen, das sei so. Doch soll mit Gottes Hilfe dieser Versuch schon noch mißlingen. Ja, wäre ich, der ich leider fast nur ein Dichter bin, vielmehr ein starker ethisch-religiöser Charakter und hätte also Recht wie Pflicht, im Dienste der Wahrheit strenger vorzugehen, so wäre es wohl möglich, daß ich bei Zeitgenossen nur auf Widerstand stieße, statt Eingang zu finden. Da ich aber nicht so stark bin, mag es mir doch wohl glücken, bei Zeitgenossen Anklang zu finden. — Daß ich das also nicht meiner Vollkommenheit zu verdanken habe, ist ein Bekenntnis, das ich der Wahrheit schuldig zu sein glaube.

Da ich nun mit einer polemischen Wendung gegen das Numerische, die Menge u. s. f. den „Einzelnen“ auf's Korn nehmen wollte, so war meine Stellung zum „Bestehenden“ stets das gerade Gegenteil von der eines Angreifers; ich war nie die „Opposition“, welche die „Regierung“ weg haben möchte, war auch nie mit in der Opposition, sondern war immer nur, was man ein „Korrektiv“ nennt, d. h. ich wollte immer nur, daß um Gottes willen von den zur Regierung Bestellten und Berufenen auch regiert werde, daß sie, in Gottesfurcht, einzig auf das Gute bedacht, feststünden. Damit habe ich denn auch erreicht, daß ich mich mit der Opposition und dem Publikum überwarf, und mußte mir dazu mitunter auch noch die Mißbilligung des einen und andern weniger gut unterrichteten Beamten gefallen lassen. — Soweit eine bestehende Kirche sich selbst versteht, soweit wird sie auch in der letzten Schrift, „Einübung im Christentum“, einen Versuch erkennen, einem Bestehenden die Gesichtspunkte an die Hand zu geben, die ihm ideellen Halt gewähren. Wie-

wohl das im Vorwort durch die Angabe, wie ich diese Schrift verstehe,*) direkt zum Ausdruck kommt, so wollte ich es doch nicht sofort so direkt, wie ich es hier thue, gerade heraussagen. Denn ich wollte im Interesse der Wahrheit mich nicht gegen eine Möglichkeit sicherstellen, die, ob wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, doch immerhin möglich erschien; ich wollte mich den etwaigen Schwierigkeiten und Gefahren nicht entziehen, die mir erwachsen konnten, wenn das Bestehende (dadurch einen bedenklichen Einblick in seinen religiösen Gesundheitszustand eröffnend) diese Verteidigung in Opposition zu verwandeln unternommen hätte. Dies ist indessen, Gott sei Lob und Dank, doch nicht geschehen, hingegen könnte das Gleichgültige, das Komische immerhin noch eintreten, daß der eine oder andere wohlunterrichtete Beamte, dem schon genügte, daß ich nicht Beamter bin, eilend herbeistürzte, um das Bestehende zu wahren und zu beschützen — gegen diese im gegenwärtigen Augenblick gewiß einzigmögliche Verteidigung für das Bestehende, falls dieses sich selbst versteht.

Da rissen im Jahr 48 die Fäden der Klugheit; der gellende Ton, der das Chaos ankündet, ließ sich hören! „Das war das Jahr 48, das war ein Fortschritt", ja, — wenn nämlich „Regierung" zur Stelle geschafft wird, wozu vielleicht nicht ein einziger neuer Beamter, auch nicht die Entlassung irgend eines älteren nötig ist, vielleicht aber eine innere Konsolidierung durch Gottesfurcht. Der Fehler von oben war gewiß der, daß im ganzen genommen die Stärke der Regierung von oben bis unten wesentlich in weltlicher Klugheit bestand, die eben wesentlich Mangel an Stärke ist; die Schuld des Volkes war, daß man alle Regierung weg haben wollte: die Strafe — denn worin einer sündigt, damit wird er gestraft — die Strafe ist diese: was man am meisten vermißt, ist nun eben: Regierung. Niemals war wohl das Geschlecht und die Einzelnen in ihm (Befehlende und Gehorchende, Vorgesetzte und Untergebene, Lehrer und Schüler) aller beengenden Rücksicht darauf, daß etwas unbedingt fest steht und stehen soll, so bar wie in unserem Jahrhundert; nie fühlten sich die „Meinungen" (die ungleichartigsten, auf den verschiedensten Gebieten) in „Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft" so ungezwungen und beglückt mit und unter dem allgemeinen Freipaß: „bis zu einem gewissen Grad"; und nie wird wohl das Geschlecht so tief es zu fühlen bekommen, daß es und jeder Einzelne in ihm etwas haben muß, was unbedingt fest steht und stehen soll, daß es des Unbedingten bedarf, das die Gottheit, die Liebe in Liebe, erfand, an dessen Stelle der Mensch, der kluge, zu seinem eigenen Verderben, in Selbstbewunderung dieses bewunderte „bis zu einem gewissen Grad" stellte. Sage dem Seemann, daß er ohne Ballast segle — er kentert; laß das Geschlecht und jeden Einzelnen in ihm den Versuch wagen, ohne das Un-

*) Daß die Schrift (ohne das Vorwort des Herausgebers, das etwas für sich ist) eine Verteidigung des Bestehenden sei, kann nicht direkt behauptet werden, da die Mitteilung doppelt reflektiert ist; sie kann also auch das gerade Gegenteil sein, oder doch so aufgefaßt werden. Ich sage daher direkt nur, daß ein Bestehendes, das sich selbst versteht, sie so verstehen müsse; jede doppelt reflektierte Mitteilung läßt entgegengesetzte Auffassungen zu, so daß der Urteilende darin, wie er urteilt, selbst offenbar wird.

bedingte zu beſtehen, ſo gibt es einen Wirbel und nicht weiter. Länger oder kürzer kann es in der Zwiſchenzeit anders ſcheinen, als ſtünde doch alles feſt und ſicher; im Grunde iſt und bleibt es ein Wirbel; ſelbſt die größten Begebenheiten und das angeſtrengteſte Leben iſt doch ein Wirbel oder dem Nähen gleich, bei dem man den Knopf zu machen vergaß — bis das Ende dadurch wieder feſt gemacht wird, daß das Unbedingte angebracht wird, oder daß der Einzelne, wenn auch auf noch ſo großen Abſtand, zu dem Unbedingten wieder in ein Verhältnis tritt. Nur im Unbedingten leben, nur das Unbedingte einatmen, kann ein Menſch nicht; er kommt um, wie der Fiſch in der bloßen Luft; andererſeits kann ein Menſch ohne alle Beziehung zum Unbedingten auch nicht „leben" im tieferen Sinn: er haucht den Geiſt aus, d. h. er lebt vielleicht fort, aber ohne Geiſt. Ich bleibe bei meinem Gebiet, bei dem Religiöſen: iſt das Geſchlecht oder eine große Zahl Einzelner im Geſchlecht dem kindlichen Standpunkt entwachſen, wornach ein anderer Menſch für ſie das Unbedingte vertritt, ſo iſt das Unbedingte gleichwohl nicht zu entbehren, nein, nur um ſo weniger. Dann muß der „Einzelne" ſelbſt zum Unbedingten in ein Verhältnis treten. Dafür habe ich den Gaben gemäß, die mir vergönnt ſind, mit äußerſter Anſtrengung und unter manchen Opfern gekämpft und habe dabei jeder Tyrannei Widerſtand geleiſtet, auch der des Numeriſchen. Dies mein Streben wurde mir für Haß, für ungeheuren Stolz und Hochmut ausgelegt; und ich war und bin des Glaubens, dasſelbe ſei Chriſtentum und Liebe zum „Nächſten".

Zur Selbſtprüfung

der Gegenwart anbefohlen.

Von

S. Kierkegaard.

1851.

Digitized by Google

„Sintemalen wir alſo die Furcht des Herrn kennen, ſuchen wir Menſchen zu gewinnen“ (2. Korinther 5, 11). Denn daß man damit ſofort beginnt, Menſchen zu gewinnen, oder zuerſt Menſchen gewinnen will: das iſt vielleicht ſogar Gottloſigkeit, jedenfalls weltliche Art, nicht Chriſtentum, ſo wenig als es Gottesfurcht iſt. Nein, ſuche zuerſt, ſuche zu allererſt auszudrücken, daß du Gott fürchteſt. — Darnach habe ich geſtrebt.

O du aber, o Gott, laß mich das nie vergeſſen: ob ich auch nicht einen einzigen Menſchen gewönne, ſo heißt es trotzdem: „alles gewonnen!“ — wenn anders mein Leben (denn die „Verſicherung“ des Mundes iſt trügeriſch!) zum Ausdruck bringt, daß ich dich fürchte; und ob ich im Gegenteil alle Menſchen gewönne, ſo heißt es doch: „alles verloren!“ — wenn mein Leben (denn die „Verſicherung“ des Mundes iſt trügeriſch!) nicht zum Ausdruck bringt, daß ich dich fürchte.

Im Sommer 1851.

Vorwort.

Mein lieber Leſer! Lies womöglich laut! Thuſt du das, ſo nimm meinen Dank dafür; thuſt du es nicht bloß ſelbſt, ſondern bewegſt du auch andere dazu, ſo danke ich ihnen, jedem beſonders, und dir wieder und wieder! Du wirſt durch lautes Leſen am ſtärkſten den Eindruck bekommen, daß du allein mit dir ſelbſt zu thun haſt, nicht mit mir, der ich ja „ohne Autorität“ bin, auch nicht mit andern, was nur Zerſtreuung wäre.

Im Auguſt 1851.

S. K.

Eine Vorbemerkung.

Es giebt ein Wort, das mir öfters in den Sinn gekommen ist, ein Wort aus dem Munde eines Mannes, dem ich freilich als Christ nichts zu verdanken habe, da er ein Heide war, dem ich aber doch persönlich sehr viel zu verdanken glaube, da er unter Verhältnissen lebte, die meines Erachtens unsrer Zeitlage ganz entsprechen: ich meine den einfältigen Weisen des Altertums. Als er vor dem Volke angeklagt war, kam ein Redner zu ihm, überreichte ihm eine sorgfältig ausgearbeitete Verteidigungsrede und bat ihn, von derselben Gebrauch zu machen. Der einfältige Weise nahm sie an und las sie. Darauf gab er sie dem Redner wieder zurück und sagte: „Das ist eine schöne und wohlausgearbeitete Rede (so daß er sie also nicht zurückgab, weil sie verfehlt und schlecht gewesen wäre); allein, fuhr er fort, ich bin nun 70 Jahre alt; da meine ich, es gezieme sich nicht für mich, daß ich mich der Kunst eines Redners bediene". Was wollte er sagen? Er wollte fürs erste sagen: „Mein Leben ist zu ernst, als daß ihm mit der Unterstützung durch Rednerkunst gedient sein könnte. Ich habe ein Leben eingesetzt; auch wenn ich nicht zum Tode verurteilt werde, so habe ich doch ein Leben eingesetzt; und in Gottes Dienst habe ich meinen Auftrag ausgeführt: so will ich nicht im letzten Augenblick den Eindruck von mir selbst und meinem Leben durch Kunstredner oder Rednerkünste zunichte machen". Sodann wollte er sagen: „Ich habe meine Gedanken, Vorstellungen und Begriffe nun diese 20 Jahre her (so lange war es) im Gespräch mit dem ersten besten auf dem Markte entwickelt, allen wohlbekannt, von euren komischen Dichtern lächerlich gemacht, für einen Sonderling angesehen und fort und fort von ‚Namenlosen' (das ist sein Wort) angegriffen. Diese Gedanken sind also mein Leben und haben mich früh und spät beschäftigt; haben sie

niemand ſonſt beſchäftigt, ſo haben ſie doch mich unendlich beſchäftigt; und wenn es eure beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat, daß ich mitunter einen vollen Tag hinſtehen und vor mich hinſtieren konnte, ſo waren es eben dieſe Gedanken, die mich beſchäftigten. Darum werde ich auch ohne Hilfe von Kunſtrednern und Redekünſten am Gerichtstage ſchon ein paar Worte ſagen können, wenn ich überhaupt etwas zu ſagen gedenke. Der Umſtand, daß ich vermutlich zum Tode verurteilt werde, ändert da ja nichts: was ich ſage, wird natürlich dasſelbe ſein und vom ſelben handeln und in derſelben Weiſe geſagt werden wie bisher und wie ich noch geſtern mit einem Weißgerber auf dem Markte redete. So kann ich, wie ich denke, die paar Worte ſchon ohne Vorbereitung oder fremde Hilfe ſagen; doch, das verſteht ſich, ganz ohne Vorbereitung bin ich auch nicht, da ich mich 20 Jahre lang vorbereitet habe, und ganz ohne Beiſtand bin ich ebenfalls nicht, da ich auf Gottes Beiſtand rechne. Aber, wie geſagt, die paar Worte . . . ja, ich leugne nicht, es kann auch weitläufiger werden; bekäme ich nochmals 20 Jahre, ſo könnte ich fortfahren, von demſelben zu reden, von dem ich immer geredet habe; aber Kunſtredner und Redekünſte ſind nichts für mich". — O du Ernſter! Verkannt mußteſt du den Giftbecher leeren; du wurdeſt nicht verſtanden. So ſtarbeſt du! Mehr denn 2000 Jahre lang hat man dich bewundert; aber „hat man mich auch verſtanden?" Ja, das iſt die Frage!

Und nun das Predigen! Sollte es nicht auch eine in ſolchem Sinne ernſte Sache ſein? Wer zu predigen hat, ſoll in den chriſtlichen Gedanken und Vorſtellungen leben, und das ſoll ſein tägliches Leben ſein. Steht es ſo auch mit dir, ſo wirſt du auch, das iſt die Meinung des Chriſtentums, Beredſamkeit genug haben und gerade von der erforlichen Art, wenn du friſchweg, ohne beſondere Vorbereitung, redeſt. Dagegen iſt es eine unwahre Beredſamkeit, wenn einer ſonſt zwar mit dieſen Gedanken ſich nicht beſchäftigt, auch nicht in ihnen lebt, von Zeit zu Zeit aber ſich hinſetzt und mühſelig, vielleicht gar auf dem Felde der Litteratur, „Gedanken" ſammelt und ſodann zu einer wohlgeſetzten Rede verarbeitet, die er trefflich auswendig lernt, um ſie endlich, was Stimme und Vortrag und was die Bewegungen der Arme betrifft, mit Auszeichnung abzuhalten. Nein, wie man in wohleingerichteten Wohnungen keine Treppe hinabſteigen muß, um Waſſer zu holen, da man es durch Hochdruck droben hat und nur den Hahnen zu drehen braucht, ſo muß dem echt chriſtlichen Redner, weil das Chriſtentum ſein Leben

iſt, jeden Augenblick Beredſamkeit, gerade die wahre Beredſamkeit, gegenwärtig und gleich zur Hand ſein — womit wir doch ſelbſtverſtändlich in keiner Weiſe den Schwätzern den Ehrenplatz anweiſen wollen, wenn es auch noch ſo gewiß iſt, daß ſie ohne Vorbereitung ſchwatzen. Ferner, die Schrift ſagt: „ihr ſollt allerdinge nicht ſchwören; eure Rede ſei ja und nein, was darüber iſt, das iſt vom Uebel.“ So giebt es auch eine Kunſt der Wohlredenheit, die vom Uebel iſt, wenn ſie zur Hauptſache gemacht wird, da ſie das Niedrigere iſt. Denn die Predigt ſoll nicht ſtreitſüchtig zwiſchen den Begabten und Nichtbegabten eine Kluft befeſtigen; ſie ſoll in der Einigkeit des heiligen Geiſtes die Aufmerkſamkeit einzig und allein darauf richten, daß man nach dem Geſagten thue. Du Einfältiger, wenn du auch der Allerbeſchränkteſte wäreſt, dein Leben aber drückt das Wenige aus, das du verſtanden haſt, ſo redeſt du mächtiger als alle Redner mit ihrer Beredſamkeit! Und du Frau, wenn du auch in anmutigem Schweigen ganz verſtummſt, dein Leben aber drückt aus, was du hörteſt, ſo iſt deine Beredſamkeit mächtiger, wahrer, überzeugungskräftiger als die Kunſt aller Redner!

So verhält es ſich. Sehen wir uns aber vor, daß wir nicht zu hoch greifen. Denn daraus, daß das wahr iſt, folgt noch nicht, daß wir es auch thun können. Und du, mein Zuhörer, du wirſt bedenken, daß das Religiöſe um ſo ſtrenger iſt, je höher man es nimmt; daraus folgt aber nicht, daß du es auch ertragen kannſt; dir würde es vielleicht gar zum Aergernis und zum Verderben gereichen. Vielleicht kannſt du dieſe niedrigere Form des Religiöſen noch wohl brauchen, daß es durch eine gewiſſe Kunſt der Darſtellung anziehender gemacht werde. Das Leben des ſtreng Religiöſen iſt weſentlich Handlung — und ſeine Darſtellung iſt ganz anders perſönlich und nüchtern als die ſorgfältiger ausgearbeitete Rede. Mein Zuhörer, biſt du dieſer Meinung, ſo nimm dies hin und lies es zur Erbauung. Die Rede iſt nicht um meiner und auch nicht um deiner Vollkommenheit willen ſo ausgearbeitet; ſie iſt es vielmehr, fromm verſtanden, um unſrer Unvollkommenheit und Schwachheit willen. Ich geſtehe, und zwar ſogar dir, die meine zu; nicht wahr, ſo wirſt auch du die deine zugeſtehen, nicht mir, nein, das wird nicht verlangt, aber dir ſelbſt und Gott. Wir, die wir uns doch Chriſten nennen, wir ſind, chriſtlich verſtanden, leider ſo verweichlicht, ſo gar nicht (was wir doch als „Chriſten“ ſein ſollten) der Welt abgeſtorben, ja, haben kaum mitunter eine Vorſtellung von dieſer Art Ernſt; wir können darum das Künſtleriſche und die

Abſchwächung durch das Künſtleriſche noch nicht entbehren, ihm noch nicht entſagen, den wahren Eindruck der Wirklichkeit noch nicht ertragen; nun, ſo wollen wir wenigſtens aufrichtig ſein und das geſtehen. Verſteht einer vielleicht nicht ſofort, was ich hier ſage und worauf ich ziele, ſo ſei er langſam zu urteilen und nehme ſich Zeit; wir werden der Sache ſchon näher kommen. Wer du aber auch biſt, habe Vertrauen, gieb dich hin; von Gewalt, die ich etwa anwenden wollte, kann ja bei mir, dem allerohnmächtigſten, nicht die Rede ſein; es ſoll aber auch nicht die mindeſte Kunſt zu überreden, zu betrügen, zu überliſten oder zu verlocken verwendet werden, um dich vielleicht ſoweit hinauszuführen, daß es dich gereuen müßte dich mir hingegeben zu haben — was dich freilich eigentlich doch nicht gereuen ſollte und, wenn dein Glaube ſtärker wäre, auch nie gereuen wollte; denn glaube mir (ich ſage das zu meiner eigenen Beſchämung), auch ich bin nur allzu verweichlicht.

I.

In unſerer Epiſtel ſchreibt Skt. Jakobus, der Apoſtel,

Kapitel 1, Vers 22 bis Schluß:

Seid aber Thäter des Worts, und nicht Hörer allein, damit ihr euch ſelbſt betrüget. Denn ſo jemand iſt ein Hörer des Worts und nicht ein Thäter, der iſt gleich einem Manne, der ſein leiblich Angeſicht im Spiegel beſchauet: denn nachdem er ſich beſchauet hat, geht er von Stund an davon, und vergißt, wie er geſtaltet war. Wer aber durchſchaut in das vollkommene Geſetz der Freiheit und darinnen beharret und iſt nicht ein vergeßlicher Hörer, ſondern ein Thäter, derſelbige wird ſelig ſein in ſeiner That. So aber ſich jemand unter euch läſſet dünken, er diene Gott, und hält ſeine Zunge nicht im Zaum, ſondern verführt ſein Herz, deſſen Gottesdienſt iſt eitel. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienſt vor Gott, dem Vater, iſt der: die Witwen und Waiſen in ihrer Trübſal beſuchen und ſich von der Welt unbefleckt erhalten.

Gebet.

Vater im Himmel! Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſeiner annimmſt — und auf alle Weiſe, in jeder Hinſicht! Wahrlich, in nichts ließeſt du dich unbezeuget; und zuletzt gabſt du ihm dein Wort. Mehr konnteſt du nicht thun; ihn zwingen, daß er es benutze, es leſe oder höre, ihn zwingen, daß er danach thue: das konnteſt du nicht wollen. Und doch thuſt du noch mehr. Denn du biſt nicht wie ein Menſch; er thut ſelten etwas um nichts, und thut er es um nichts, ſo will er

wenigſtens keine Mühe davon haben. Du hingegen, o Gott, du giebſt dein Wort als eine Gabe, das thuſt du, unendlich Erhabener, — und wir Menſchen haben dir nichts dafür zu geben. Und findeſt du dann bloß einige Willigkeit bei dem Einzelnen, ſo biſt du ſofort zur Stelle und ſitzeſt erſt mit mehr als menſchlicher, ja mit göttlicher Geduld bei dem Einzelnen und buchſtabierſt mit ihm, um ihm zum rechten Verſtändnis des Worts zu verhelfen; und dann nimmſt du ihn ferner mit mehr als menſchlicher, ja mit göttlicher Geduld gleichſam bei der Hand und hilfſt ihm, wenn er darnach thun will — du, unſer Vater im Himmel!

Die Zeiten ſind verſchieden; und wenn es auch oft mit den Zeiten geht wie mit einem Menſchen: er verändert ſich ganz, d. h. ſeine Thorheit bleibt die gleiche und wechſelt nur die Façon, — ſo bleibt es gleichwohl wahr, daß die Zeiten verſchieden ſind, und eine andere Zeit verlangt wieder ein anderes.

Es gab eine Zeit, da das Evangelium, „die Gnade", zu einem neuen Geſetz verkehrt war, das ſtrenger denn das alte auf den Menſchen lag. Alles war peinlich, knechtiſch und unluſtig geworden, faſt als gäbe es trotz dem Geſang der Engel bei der Ankunft des Chriſtentums keine Freude mehr weder im Himmel noch auf Erden. In kleinlicher Selbſtquälerei hatte man — ſo rächt ſich das — Gott ebenſo kleinlich gemacht. Man ging ins Kloſter, man blieb dort — ja allerdings: es geſchah freiwillig, und doch war es Knechtſchaft; denn es geſchah nicht in Wahrheit freiwillig, man war nicht ganz einig mit ſich ſelbſt, nicht mit Freuden dabei, nicht frei, und doch hatte man auch nicht Freimütigkeit genug, es zu unterlaſſen oder das Kloſter wieder zu verlaſſen und frei zu werden. Alles war zum Werk geworden. Und wie die Bäume an ungeſunden Auswüchſen leiden, ſo litten auch dieſe Werke an ungeſunden Auswüchſen und waren gar oft eitel Heuchelei, Verdienſtlichkeit, Einbildung, Müßiggängerei geworden. Eben hierin lag der Fehler, nicht ſowohl in den Werken ſelbſt. Denn wir wollen nicht übertreiben, nicht die Verirrung einer entſchwundenen Zeit zu einer neuen Verirrung benützen. Nein, nehmen wir das Ungeſunde und Unwahre von dieſen Werken weg, und behalten wir dann nur die Werke in Aufrichtigkeit, in Demut, in nützlicher Thätigkeit. So ſollte es nämlich mit dieſen ſein, wie wenn z. B. ein kriegeriſcher Jüngling bei einem gefährlichen Unternehmen freiwillig den Befehlshaber

bittet: „Darf ich da nicht auch mitthun?“ Wenn einer so zu Gott sagen wollte: „Darf ich nicht alle meine Habe den Armen geben? nicht, als sollte mir das ein Verdienst sein, — nein, nein, ich erkenne in tiefer Demut, daß ich, wenn je, aus lauter Gnade selig werde wie der Schächer am Kreuz; darf ich es aber nicht thun, um ganz für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter meinen Mitmenschen wirken zu können?“ — so ist das, um lutherisch zu reden, Gott wohlgefällig trotz dem Satan, den Zeitungen, dem hochgeehrten Publikum (denn des Papstes Zeit ist nun vorbei), und trotz den verständigen geistlichen oder weltlichen Einwendungen aller klugen Männer und Frauen. So war die Sache aber nicht in der Zeit, von der wir reden.

Da trat ein Mann auf, Martin Luther, von Gott gesandt und mit dem Glauben angethan; mit dem Glauben (den er hiezu wahrlich brauchte) oder durch Glauben setzte er den Glauben in seine Rechte ein. Wir wollen nie vergessen, daß sein *Leben* die Werke ausdrückte, während er *sagte*: „ein Mensch wird selig allein durch den Glauben.“ Die Gefahr war groß. Wie groß sie in Luther's Augen war, dafür weiß ich keinen stärkeren Ausdruck als daß er beschloß: um Ordnung in die Sache zu bringen, muß der Apostel Jakobus beiseite geschoben werden. Denke dir eines Luther's Ehrfurcht vor einem Apostel — und dann diesen gewagten Schritt, um den Glauben in sein Recht einzusetzen!

Allein was geschah? Es giebt von jeher einen weltlichen Sinn, der schon gern den Christen*namen* haben möchte, aber nur um möglichst billigen Preis. Dieser weltliche Sinn wurde auf Luther aufmerksam. Er horchte auf, und vorsichtshalber horchte er nochmals, damit er nicht falsch gehört hätte, und darauf sagte er: „Vortrefflich! das ist etwas für uns! Luther sagt, daß es allein auf den Glauben ankommt; daß sein Leben die Werke ausdrückt, sagt er nicht selbst, und eine [mahnende] Wirklichkeit ist das auch nicht mehr, da er ja jetzt tot ist. Wir nehmen also seine Worte, seine Lehre — und sind von allen Werken frei. Es lebe Luther! Wer nicht liebt Weiber, Wein, Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang. Das ist die Bedeutung vom Leben Luther's, dieses Gottesmannes, der das Christentum zeitgemäß reformierte.“ Und wenn auch nicht alle in ganz so weltlicher Weise Luther eitel nahmen, so ist doch in jedem Menschen eine Neigung, *entweder*, falls die Werke betont werden, auch ein Verdienst haben zu wollen, *oder*, wenn Glaube und Gnade geltend gemacht werden sollen,

ſoweit als möglich auch von den Werken ganz frei ſein zu wollen. „Der Menſch“, dieſe vernünftige Kreatur Gottes, läßt ſich wahrlich nicht narren; er iſt nicht wie der Bauer, der zu Markte kommt; er ſieht ſich vor. „Nein, eins von beiden,“ ſagt der Menſch: „Sind Werke verlangt, gut, nur muß ich dann auch um den mir geſetzlich zukommenden Profit von meinen Werken bitten: daß ſie mein Verdienſt ſind. Soll die Gnade gelten, gut, nur muß ich dann auch darum bitten, daß die Werke mir erlaſſen werden, ſonſt iſt's ja keine Gnade. Werke und Gnade, das iſt ja Tollheit.“ Ja freilich iſt es Tollheit; das war das echte Luthertum auch, es war ja Chriſtentum. Das Chriſtentum ſtellt die Forderung, dein Leben ſoll ſo angeſtrengt als möglich die Werke ausdrücken; dann hat es noch die eine Forderung, daß du dich demütigeſt und bekenneſt, es ſei gleichwohl Gnade, daß du ſelig wirſt. Man verabſcheute den Irrtum des Mittelalters, das Verdienſtliche. Blickt man der Sache mehr auf den Grund, ſo ſieht man leicht, daß man eine vielleicht noch größere Vorſtellung von der Verdienſtlichkeit der Werke hatte, als das Mittelalter; man brachte aber die „Gnade“ ſo an, daß man ſich von den Werken entband. Nach ſolcher Abſchaffung der Werke war die Verſuchung doch nicht gut möglich, in den Werken, die man nicht that, etwas Verdienſtliches zu erblicken. Luther wollte den Werken die „Verdienſtlichkeit“ nehmen und ihnen ein anderes Ziel beſtimmen: daß wir mit ihnen für die Wahrheit zeugen; der weltliche Sinn, der Luther von Grund aus verſtand, nahm die Verdienſtlichkeit ganz weg — und die Werke mit.

Und wo ſtehen wir jetzt? Ich bin „ohne Autorität“ und weit entfernt, auch nur Einen zu richten. Da ich aber doch Licht in dieſe Sache bringen möchte, ſo will ich mich ſelbſt vornehmen und mein Leben einen Augenblick nur durch eine Ausſage Luthers über den Glauben prüfen laſſen: „Der Glaube iſt ein unruhig Ding“. Angenommen denn, Luther ſei aus ſeinem Grabe erſtanden; er habe bereits mehrere Jahre — ungekannt — unter uns gelebt, auf das Leben, wie wir's führen, acht gehabt und wie auf alle andern, ſo auch auf mich ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet. Angenommen, er redete mich nun eines Tages an und ſagte: „Biſt du glaubig? haſt du den Glauben?“ Wer mich als Schriftſteller kennt, wird finden, daß ich bei einer ſolchen Prüfung vielleicht ſogar von allen am beſten wegkommen müßte, ſofern ich ja immer ſagte, ich habe den Glauben nicht; — wie ein Vogel mit ſeiner ängſtlichen Flucht das nahende Unwetter ankündigt, ſo habe ich ausgedrückt, daß

ich hier Unrat wittere: „Ich habe den Glauben nicht.“ So könnte ich also zu Luther sagen: „Nein, lieber Luther, ich habe doch soviel Ehrfurcht bewiesen, daß ich sagte: ich habe den Glauben nicht.“ Doch will ich das nicht geltend machen, sondern wie alle andern sich Christen und Glaubige nennen, so will auch ich sagen: „Ich bin ein Glaubiger“; denn sonst bringe ich kein Licht in die Sache, die ich aufklären möchte. Ich antworte also: „Ja, ich bin ein Glaubiger“. „Wieso?“ antwortet Luther; „davon habe ich dir nichts angemerkt, und doch habe ich auf dein Leben acht gegeben; und du weißt, der Glaube ist ein unruhig Ding. Du sagst, du habest den Glauben: wozu hat dieser dich je aufgeregt? wo hast du für die Wahrheit Zeugnis abgelegt? und wo gegen die Unwahrheit? was für Opfer hast du gebracht? was von Verfolgung hast du für dein Christentum erlitten? und daheim, in deinem häuslichen Leben, woran ist da deine Selbstverleugnung und Entsagung zu merken gewesen?“ „Ja, lieber Luther, ich kann dir aber versichern, ich habe den Glauben.“ „Versichern, versichern! was soll das heißen? Beim Glauben bedarf es keiner Versicherung, wenn man ihn hat (denn der Glaube ist ein unruhig Ding, das man sofort merkt); und keine Versicherung kann helfen, wenn man ihn nicht hat.“ „Gewiß, aber glaube mir doch nur; ich kann so feierlich als möglich versichern . . .“ „Ach, halte ein mit deinem Geschwätz! Was kann das helfen mit deinem Versichern!“ „Ja, wenn du aber nur eine meiner Schriften lesen wolltest, so würdest du sehen, wie ich den Glauben darstellen kann; so weiß ich denn auch, ich muß ihn haben.“ „Ich glaube, der Mensch ist verrückt. Kannst du den Glauben darstellen, so beweist das nur, daß du ein Dichter bist, und machst du es gut, daß du ein guter Dichter bist; du beweisest aber nichts weniger als das, daß du ein Glaubiger seist. Vielleicht kannst du bei deiner Darstellung des Glaubens auch weinen; das würde dann beweisen, daß du ein guter Schauspieler wärest — du erinnerst dich wohl der Geschichte von dem Schauspieler im Altertum, der sich in etwas Rührendes so hineinversetzen konnte, daß er sogar weinte, wenn er vom Theater nach Hause kam, und noch mehrere Tage nachher weinte — womit er nur bewies, daß er ein guter Schauspieler war. Nein, mein Freund, der Glaube ist ein unruhig Ding. Er ist Gesundheit, aber stärker und heftiger als das hitzigste Fieber. Wenn aber der Arzt dem Kranken das Fieber am Puls anfühlt, so hilft ihm seine Erklärung, er habe kein Fieber, nichts, so wenig als einem Gesunden die Erklärung, er

habe Fieber, von dem der Arzt am Pulse doch nichts merkt. So gilt auch, daß du keinen Glauben haſt, wenn man den Puls des Glaubens in deinem Leben nicht ſpürt. Spürt man dagegen des Glaubens Unruhe als den Puls in deinem Leben, ſo kann man bei dir von Glauben und Bezeugung des Glaubens reden. Und das heißt dann eigentlich auch predigen. Denn ‚predigen' heißt weder den Glauben in Büchern, noch auch ihn in ‚ſtillen Stunden' als Redner darſtellen; wie ich in einer Predigt geſagt habe, ſollte ja eigentlich nicht in Kirchen, ſondern auf der Straße gepredigt werden, und nicht von einem Redner, ſondern von einem Zeugen; d. h. der Glaube, dieſes unruhige Ding, ſollte in ſeinem Leben zu merken ſein."

Ja, der Glaube iſt ein unruhig Ding. Ich will, um hierauf etwas aufmerkſam zu machen, des Glaubens Unruhe in einem Glaubenshelden oder Wahrheitszeugen darſtellen. Denken wir uns einen beſtimmten Kreis des wirklichen Lebens, wie es ſich uns in jedem Augenblick darbietet. Dieſe Tauſende und Abertauſende und Millionen, ſie gehen jeder ſeinen Geſchäften nach: der Beamte iſt an ſeiner Arbeit, und der Gelehrte, der Künſtler, der Gewerbsmann an der ſeinen; der Verleumder thut das Seine, und der Müßiggänger, nicht minder geſchäftig, das Seine u. ſ. f.; jeder treibt das Seine um in dieſem mannigfaltig ſich kreuzenden Spiel, das die Wirklichkeit bildet. Inzwiſchen ſitzt in einer Kloſterzelle, wie unſer Luther, oder in einem abgelegenen Gemach, kurz, abſeits ſitzt da ein einzelner Menſch in Furcht und Beben und viel Anfechtung. Ein einzelner Menſch! Ja, wahrlich, ſo iſt es. Es iſt Unwahrheit, was unſere Zeit erfunden hat, daß die Reformationen von der Zahl (dem Numeriſchen), der Menge oder dem hochgeehrten und hochgeehrten gebildeten Publikum ausgehen — d. h. die religiöſen Reformationen; denn die Reformation der Straßenbeleuchtung und des Verkehrsweſens geht vielleicht doch am beſten vom Publikum aus; daß aber eine religiöſe Reformation vom Publikum ausgehen ſollte, iſt Unwahrheit und, chriſtlich verſtanden, eine aufrühreriſche Unwahrheit. Alſo da ſitzt ein einzelner Menſch in Anfechtung. Vielleicht genieße ich bei meinen Zeitgenoſſen doch einige Anerkennung als Pſychologe und Menſchenkenner: — ich kann bezeugen, daß ich Menſchen geſehen habe, von denen ich ſagen darf: ſie ſind gewiß Verſuchungen ſehr ausgeſetzt geweſen; nie aber habe ich jemanden geſehen, von dem ich ſagen durfte, daß er in der Anfechtung erfahren ſei. Und doch iſt ein Jahr Verſuchung nichts gegen eine

Stunde Anfechtung. So ſitzt jener einzelne Menſch; er ſitzt, oder, wenn du willſt, er geht vielleicht die Dielen auf und ab, wie der gefangene Löwe im Käfig; und doch, es iſt verwunderlich, in was er gefangen iſt, er iſt von Gott oder durch Gott in ſich ſelbſt gefangen. — Nun ſoll es in die Wirklichkeit eingeführt werden, wofür er in der Anfechtung gelitten hat. Glaubſt du, daß er ſich darauf freue? Wahrlich, jeder, der jubelnd dieſe Wege kommt, darf ſicher ſein, daß er nicht berufen iſt. Von den Berufenen wäre noch jeder am liebſten frei geweſen, hat noch jeder für ſich gebeten, wie nur ein Kind für ſich bitten und betteln kann: doch es half nichts, er mußte vorwärts. — Dann weiß er: wenn er nun den Schritt thut, ſo erhebt ſich das Entſetzen. Wer nicht berufen iſt: wenn das Entſetzen ſich erhebt, ſo wird ihm ſo angſt, daß er zurückflieht. Der Berufene aber — o mein Freund, er wollte ja mehr als gerne zurück aus Schauder vor dem Entſetzen; wie er ſich aber bereits zur Flucht gewendet hat, da ſieht er — das noch größere Schreckniß, das hinter ihm liegt, das Schrecknis der Anfechtung. Er ſoll vorwärts — ſo geht er vorwärts; er iſt nun ganz ruhig, denn das Schrecknis der Anfechtung iſt ein furchtbarer Zuchtmeiſter, der ſchon Courage geben kann. — Das Entſetzen erhebt ſich. Alles, was der gegebenen Wirklichkeit ganz angehört, waffnet ſich gegen dieſen Mann der Anfechtungen, dem man doch nicht bange machen kann, weil ihm (wie verwunderlich!) ſo bange iſt — vor Gott; ſie greifen ihn an, haſſen, verfluchen ihn. Die wenigen, die ihm ergeben ſind, rufen ihm zu; „Schone dich ſelbſt; du machſt dich und uns alle unglücklich; höre jetzt auf; mache das Entſetzen nicht noch größer; halte das Wort, das dir auf den Lippen ſchwebt, zurück; widerrufe lieber auch das letzte!“ O mein Zuhörer, der Glaube iſt ein unruhig Ding.

So verkündige ich denn vielleicht Tumult, allgemeine Umwälzung, Unordnung? Wahrlich nicht. Wer mich in meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit nicht kennt, muß ſich mit dieſer Verſicherung begnügen. Wer meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit kennt, muß wiſſen, daß ich in entgegengeſetzter Richtung gearbeitet habe.

Es giebt aber im chriſtlichen Sinn zweierlei Unordnung. Die eine iſt der Tumult, der Spektakel nach außen. Die andere Art von Unordnung iſt die Kirchhofsruhe, der Tod; und dieſe iſt vielleicht die gefährlichſte.

Gegen ſie habe ich gewirkt und Unruhe zur Verinnerlichung wecken wollen. Laß mich genau angeben, wo ich ſo zu ſagen bin.

Wir haben in unserer Mitte einen hochehrwürdigen Greis, den obersten Geistlichen dieser Kirche*); was er, was seine „Predigt“ gewollt hat, eben das will auch ich, nur einen Ton stärker, was auf der Verschiedenheit meiner Person beruht und durch die Verschiedenheit der Zeit gefordert wird. Einige unter uns beanspruchen Christen im strengsten Sinne zu sein und im Gegensatz zu uns andern**); ihnen habe ich mich nicht anschließen können. Einmal meine ich, ihr Leben bestehe selbst nicht vor dem strengen christlichen Urteil, das sie durch die starke Betonung ihrer Christlichkeit herausfordern; doch ist mir das weniger wichtig als das andere, daß ich nämlich zu wenig Christ bin, um mich jemand anschließen zu dürfen, der solche Ansprüche macht. Bin ich vielleicht auch verschiedenen vom Durchschnitt unter uns ein wenig, ja gesetzt, ich wäre ihnen sogar um ein Bedeutendes voraus, so habe ich doch nur als „Dichter“ einen Vorsprung, d. h. ich weiß besser, was Christentum ist, weiß es besser darzustellen; allein das ist (denke daran, was Luther zu mir sagte) ein sehr unwesentlicher Vorzug. Wesentlich gehöre ich zum Durchschnitt. Und als selbst dem Durchschnitt angehörig habe ich Unruhe erregen wollen im Interesse der Verinnerlichung.

Es giebt nämlich, christlich verstanden, zwei Arten wahrer Unruhe. Erstens die Unruhe in den Glaubenshelden und Wahrheitszeugen, welche auf die Reform eines Bestehenden abzielt. So weit habe ich mich nie hinausgewagt, denn das ist nichts für mich; und wenn jemand in der Gegenwart Miene machte, sich soweit hinauszuwagen, so hätte ich nicht übel Lust, gegen ihn aufzutreten, um mitzuhelfen, daß sich offenbaren müßte, ob er das Recht zu seinem Auftreten besitze. Die andere Art von Unruhe ist die zur Verinnerlichung. So ist ja auch eine wahre Liebe ein unruhiges Ding, ohne daß es den Verliebten einfällt, etwas Bestehendes ändern zu wollen.

Für diese Unruhe zur Verinnerlichung habe ich gearbeitet. Aber „ohne Autorität“. Statt in leerer Aufgeblasenheit mich für einen Wahrheitszeugen auszugeben und andere zu veranlassen, daß sie dummdreist dieselbe Rolle spielen wollen, bin ich ein Dichter ohne Autorität, der durch die Ideale rührt. Das thue ich etwa auf folgende Art, um sofort ein Beispiel zu geben und zugleich zu zeigen, wie ich unter anderem auch die Glaubenshelden benutze.

---

*) [Dr. J. P. Mynster, Bischof von Seeland; geb. 1775.]

**) [Die Grundtvigianer.]

Du, mein Zuhörer, nennst dich ja einen Christen. Nun, so weißt Du auch, daß der Tod, das Allerbestimmteste und doch zugleich auch das Unbestimmteste, dir auch einmal nahe treten und dein Tod sein wird. Doch, du bist ja ein Christ; du hoffst und glaubst also selig zu werden, gerade so selig wie irgend ein Wahrheitszeuge oder einer der Glaubenshelden, die es doch weit teurer zu stehen kam, Christen zu sein. Vielleicht würde daher einer, der Autorität hätte, hier auch ganz anders mit dir reden und dir zu deinem Schrecken erklären, dein Christentum sei eine Einbildung und du fahrest zur Hölle. Ich bin weit entfernt, ein solches Vorgehen der „Autorität" für Uebertreibung auszugeben; nein, ich verstehe nur zu gut, was für eine Anstrengung dazu gehört und welches Wagnis es ist, einen andern vor ein solches Entweder-Oder zu stellen. Aber ich, der ich ohne Autorität bin, darf nicht so reden; ich glaube, du wirst ebenso selig wie irgend ein Wahrheitszeuge, wie einer von den Glaubenshelden. Aber dann sage ich zu dir: Stelle dir einmal neben einander, wie du lebst und wie so einer lebte. Bedenke, was er hat opfern müssen, er, der alles opferte, was im ersten Augenblick am schwersten hinzuopfern ist, und was mit der Länge der Zeit immer schwerer als Opfer empfunden wird. Denke, wie er gelitten hat, wie schmerzlich und wie langwierig! Du lebst vielleicht glücklich in einem geliebten Heim; deine Gattin hängt mit ganzem Herzen und voller Innigkeit an dir; du hast Freude an deinen Kindern — und nun bedenke, was es doch sagen will, so ein Leben Tag für Tag in Frieden und Ruhe, wie das für eine Menschenseele so wohlthuend ist, noch wohlthuender als die schwache Beleuchtung des späteren Nachmittags für empfindliche Augen: bedenke, daß das dein tägliches Leben ist — und dann denke an den Wahrheitszeugen! Und du lebst vielleicht dahin, nicht in Müßiggang, das denke ich durchaus nicht, aber so, daß dein Thun dir Zeit, Fleiß und Kraft nur so in Anspruch nimmt, daß dir auch Erholung von der Arbeit vergönnt und die Arbeit selbst manchmal ein erfrischender Zeitvertreib ist: du lebst zwar vielleicht nicht im Ueberfluß, hast aber doch dein reichliches Auskommen; du hast Zeit zu so manchem Genuß, der die Zeit erquicklich ausfüllt und neue Lebenslust giebt; kurz und gut, dein Leben ist ein täglicher stiller Genuß — und ach, *sein* Leben war ein peinliches Leiden von Tag zu Tag; und dann sterbet ihr beide und ihr werdet selig, einer so gut wie der andere. Und du kannst in glücklicher Verborgenheit dich des Lebens freuen, darfst ungestört und unbemerkt dahin gehen und dir selbst leben; du hast

eben in deiner Verborgenheit so oft Gelegenheit, die Menschen von ihrer besseren, ihrer guten, liebenswürdigen Seite kennen zu lernen; wenn du dich in das Gewimmel der Menschen hinausbegiebst, so triffst du entweder auf Fremde, die dich gar nicht kennen, oder den wohlwollenden, theilnehmenden Blick deiner Bekannten; wenn du einem andern einen Dienst, eine Wohlthat zu erweisen Gelegenheit hast, so wird das dir selbst mit soviel Freude gelohnt, daß es fraglich ist, ob du eigentlich nicht dir selbst damit einen Dienst, eine Wohlthat erweisest; und so verstehst du leicht dein eigenes Leben, bist leicht im Einverständnis mit den andern, leicht von ihnen verstanden — und er, der Wahrheitszeuge, mußte Tag für Tag (das ist mit seinem Wirken unzertrennlich verbunden) sich von diesem menschlichen Geschwätz gleichsam aufzehren und verschlingen lassen, das, allezeit hungrig, stets neuen Stoff zum Schwatzen begehrt; er mußte jahraus jahrein täglich es hinnehmen, daß er die Menschen von der, mildest geredet, bestialischen Seite, mitunter auch in ihrer tiefen Verdorbenheit kennen lernen mußte; er mußte sich immer wieder davon überzeugen, daß alles ihn kannte, und dies daran merken, daß er in jedem Blick auf Unwillen, Widerstand, Verbitterung, Hohn und dergl. traf; er war der Wohlthäter gegen seine ganze Zeit und erntete den Fluch seiner ganzen Zeit; in Qualen der Anfechtung mußte er sein Leben verstehen lernen, und dann mußte er mühsam, Tag für Tag, sich durch alle die Mißverständnisse der Zeitgenossen und durch alle die Qualen des Mißverständnisses hindurchdrängen — und dann sterbet ihr beide, und einer wird so selig wie der andere! Bedenke dies, und nicht wahr, da wirst du zu dir selbst sagen wie ich zu mir: ob ich mich nun wirklich nicht so weit hinauswagen soll, oder ob ich, um meiner selbst zu schonen, mich gar nicht hinauswage, so will ich jedenfalls eines thun: ich will auch im größten Gedränge der Arbeit mir immer noch Zeit nehmen, jeden Tag dieser Herrlichen zu gedenken. O, mir will es doch wie ein himmelschreiendes Unrecht erscheinen, daß wir beide gleich selig werden sollen! Aber in jedem Falle, mein Leben soll eine Erinnerung an sie sein! — Und sieh, hier hast du sofort ein Beispiel der Unruhe, die auf Verinnerlichung hinzielt.

Diese Unruhe ist das Minimum, die mildeste, niedrigste Form von Frömmigkeit. Und doch meinst du, wir seien so vollkommen, daß wir einer Arbeit in dieser Richtung nicht mehr bedürfen? Denke daran, wie es mir mit Luther erging! Ob es den andern, wenn Luther zu ihnen käme, ebenso erginge, weiß ich nicht.

Denke dir aber Luther in unserer Zeit, aufmerksam auf unsern Zustand; meinst du nicht, daß er sagen würde, wie es in einer seiner Predigten heißt: „Die Welt ist wie der trunkene Bauer; hilft man ihm von der einen Seite auf das Pferd, so fällt er auf der andern wieder herunter.“ Meinst du nicht, er würde sagen: Der Apostel Jakobus muß etwas hervorgezogen werden, nicht wider den Glauben zu Gunsten der Werke, nein, nein, das wäre doch auch nicht im Sinne des Apostels, vielmehr zu Gunsten des Glaubens, damit womöglich das Bedürfnis nach „Gnade“ in wahrhaft demütiger Innerlichkeit geweckt und womöglich verhindert werde, daß die „Gnade“, der Glaube und die Gnade, als das allein Rettende und Beseligende nicht ganz eitel genommen und zu einem Schalksdeckel für die Weltlichkeit, ja für eine raffinierte Weltlichkeit gemacht werde. Luther — dieser Gottesmann, diese ehrliche Seele! — übersah oder vergaß doch vielleicht ein gewisses Etwas, das eine spätere, das insbesondere unsere Zeit vielleicht nur allzusehr einschärfen kann. Er vergaß — noch einmal: du ehrliche Seele! — er vergaß, was ihm in seiner Ehrlichkeit nicht einmal zum Bewußtsein kam, er vergaß, was für eine ehrliche Seele er war. Das muß daher ich, nicht um meiner Tugend, sondern um der Wahrheit willen, hervorheben. Was Luther vertrat, ist vortrefflich, ist die Wahrheit; ich habe in Betreff seiner nur ein Bedenken, das aber nicht Luther und seine Sache betrifft, sondern mich selbst. Ich habe mich nämlich davon überzeugt, daß ich keine ehrliche Seele bin, sondern ein schlauer Kerl. So wird es wohl am richtigsten sein, daß man auf den Untersatz in Luther's Gedanken, auf die Werke, die Existenz, das Zeugen und Leiden für die Wahrheit, auf die Bethätigung der Liebe u. s. w. etwas genauer achtet. Nicht als sollte nun der Untersatz zum Obersatz gemacht, der Glaube und die Gnade abgeschafft oder abgeschätzt werden; Gott behüte. Nein, gerade um des Obersatzes willen und mit Rücksicht auf mich, wie ich einmal bin, wird es gewiß am besten sein, auf den Untersatz in Luthers Anschauung etwas genauer zu achten — denn gegenüber von „ehrlichen Seelen“ ist solche Vorsicht überflüssig.

Und Jakobus sagt: werdet nicht bloß Hörer des Wortes, sondern Thäter desselben.

Doch muß man ja, um Thäter des Wortes zu werden, erst Hörer oder Leser sein, was Jakobus auch sagt.

Damit stehen wir vor unserem Text.

So wollen wir denn davon reden:

Was erforderlich iſt, um ſich mit wahrem Segen im Spiegel des Wortes zu betrachten.

Zum erſten wird erfordert, daß du nicht auf den Spiegel ſiehſt, nicht den Spiegel betrachteſt, ſondern dich ſelbſt im Spiegel ſiehſt.

Das ſcheint ſo einleuchtend, daß man glauben ſollte, es brauche kaum geſagt zu werden. Gleichwohl thut es gewiß not. Ich glaube das um ſo mehr, als dieſe Bemerkung nicht von mir ſelbſt, auch nicht von einem frommen Mann unſerer Zeit ſtammt, einem Manne, der hie und da eine fromme Stimmung hat, ſondern von einem Wahrheitszeugen, einem Blutzeugen; und ſolche Herrliche ſind wohl unterrichtet.

Er warnt davor, daß man fehlſieht und den Spiegel betrachtet, ſtatt ſich ſelbſt im Spiegel zu beſchauen. Ich thue nichts, als daß ich mir dieſe Bemerkung zueigne, und frage ſofort dich, mein Zuhörer, ob ſie nicht auf unſere Zeit und unſere Verhältniſſe und überhaupt auf die ſpäteren Zeiten der Chriſtenheit wie gemünzt iſt?

Denn „Gottes Wort" iſt ja der Spiegel: aber, aber — — o, unüberſehbare Weitläufigkeit! Wieviel gehört im ſtrengeren Sinne zu Gottes Wort? welche Bücher ſind echt? ſtammen ſie auch von den Apoſteln? und ſind dieſe auch zuverläſſig? haben ſie ſelbſt alles geſehen? oder dies und jenes doch nur von anderen gehört? Und nun erſt die Lesarten! 30,000 verſchiedene Lesarten! Und dann dieſes Durcheinander und Gedränge von Gelehrten und Meinungen und gelehrten und ungelehrten Anſichten über den Sinn der einzelnen Stelle. . . . Nicht wahr, das ſieht gar weitläufig aus! Gottes Wort iſt der Spiegel; indem ich leſe und höre, ſoll ich mich im Spiegel ſehen; allein ſieh, die Sache mit dem Spiegel wird ſo verwirrt, daß ich wohl nie dazu komme, mich in ihm zu ſpiegeln — wenigſtens auf dieſem Wege nicht. Faſt möchte man ſich zu der Annahme verſucht fühlen, es ſei hier eine richtige menſchliche Hinterliſt mit im Spiel — denn es iſt leider wahr: wir Menſchen ſind Gott und dem Göttlichen und der gottesfürchtigen Wahrheit gegenüber recht hinterliſtig und wollen durchaus nicht (wie wir einander oft einreden möchten) „ſo gerne Gottes Willen thun, wenn wir ihn nur zu wiſſen bekommen könnten." Faſt möchte man ſich alſo zu der Annahme verſucht fühlen, wir Menſchen in unſrer Hinterliſt wollten uns lieber nicht in jenem Spiegel beſehen und haben darum abſichtlich all dies erfunden, was wir nun mit den Ehrennamen ge-

lehrten, gründlichen und ernſtlichen Forſchens und Suchens ſchmücken und was den Spiegel unbrauchbar zu machen droht!

Mein Zuhörer, wie hoch ſteht dir Gottes Wort im Preiſe? Sage nun nicht, es ſtehe dir ſo hoch, daß kein Ausdruck bezeichnend genug dafür ſei; denn man kann ſich im Ausdruck auch ſo hoch verſteigen, daß man überhaupt nichts mehr ſagt. Wir wollen daher, um eine wirkliche Wertbeſtimmung zu erreichen, ein einfaches menſchliches Verhältnis zum Vergleich beiziehen; ſteht dir Gottes Wort noch höher im Preiſe — um ſo beſſer.

Denke dir einen Liebenden, der einen Brief von ſeiner Geliebten erhalten hat; ſo teuer dieſer Brief dem Liebenden iſt, ſo teuer, nehme ich an, iſt dir Gottes Wort; wie der Liebende ſeinen Brief lieſt, ſo (nehme ich an) lieſeſt du Gottes Wort und glaubſt du, daß du es leſen ſolleſt.

Doch ſagſt du vielleicht: „Ja, aber die heilige Schrift iſt in einer fremden Sprache geſchrieben“. Zunächſt brauchen doch eigentlich nur die Gelehrten die heilige Schrift in der Grundſprache zu leſen; willſt du es nicht anders, hältſt du daran feſt, daß du die Schrift in der Grundſprache leſen müſſeſt: gut, wir können das Bild von dem Brief der Geliebten auch dann wohl beibehalten, nur fügen wir eine kleine, nähere Beſtimmung bei.

Ich nehme denn an, dieſer Brief von der Geliebten ſei in einer dem Liebenden fremden Sprache geſchrieben und niemand verſtehe es, ihm denſelben zu überſetzen, und vielleicht nähme er nicht einmal gern ſolche Hilfe in Anſpruch, um keinen Unberufenen in ſeine Geheimniſſe einweihen zu müſſen. Was thut er? Er nimmt ein Wörterbuch, macht ſich daran, den Brief durchzubuchſtabieren, ſchlägt jedes Wort auf, um ſo eine Ueberſetzung zuſtande zu bringen. Nehmen wir an, es beſuche ihn über dieſer Arbeit ein Bekannter. Dieſer weiß, daß der Brief angekommen iſt; wie er auf den Tiſch blickt, ſieht er ihn daliegen und ſagt: „Ei, du lieſeſt da den Brief, den du von deiner Geliebten erhalten haſt!“ — was meinſt du, wird der Liebende ſagen? Er erwidert: „Biſt du von Sinnen? glaubſt du, daß ſo der Brief einer Geliebten geleſen wird? Nein, mein Freund; ich ſitze hier im Schweiß des Angeſichts und wälze das Wörterbuch, um ihn zu überſetzen; mitunter berſte ich faſt vor Ungeduld; das Blut ſteigt mir zu Kopf, ſo daß ich das Wörterbuch lieber auf den Boden werfen möchte — und das nennſt du leſen? Willſt du mich verſpotten? Nein, ich bin gottlob nun bald mit der Ueberſetzung fertig, und dann, ja dann, dann

werde ich den Brief meiner Geliebten lesen, und das ist dann etwas anderes! — Doch zu wem rede ich? . . . Dummer Mensch, geh mir aus den Augen, ich mag dich nicht ansehen! Daß du darauf verfallen konntest, die Geliebte und mich so zu beleidigen und zu meinen, das heiße einen Brief von ihr lesen! Und doch bleibe, bleibe; du weißt schon, es ist nur Scherz von mir; ja es wäre mir sogar sehr lieb, wenn du bliebest! Aber aufrichtig gesagt, ich habe keine Zeit, ich habe noch etwas zu übersetzen und brenne vor Ungeduld, endlich zum Lesen zu kommen. Darum sei nicht böse, aber gehe, damit ich fertig werden kann!"

Der Liebende macht also, wenn es sich um einen Brief der Geliebten handelt, einen Unterschied zwischen Lesen und Lesen, zwischen dem Lesen mit Wörterbuch und dem Lesen des Briefs von der Geliebten. Das Blut steigt ihm vor Ungeduld in den Kopf, wenn er dasitzt und am Lesen mit Wörterbuch sich verkünstelt; er wird wie rasend, daß sein Freund solch gelehrtes Lesen ein Lesen seines Liebesbriefes zu nennen wagt. Jetzt ist er mit dem Uebersetzen fertig — jetzt liest er den Brief der Geliebten. Er betrachtete diese ganze „gelehrte" Vorarbeit als notwendiges Uebel, das ihm ermöglichen soll, den Brief seiner Geliebten zu lesen.

Verlassen wir dieses Bild nicht zu früh. Nehmen wir an, dieser Brief der Geliebten enthalte nicht bloß, wie es bei solchen Briefen in der Regel ist, Aeußerungen des Gefühls, sondern auch einen Wunsch der Geliebten an den Liebenden. Angenommen, es sei viel, sehr viel von ihm verlangt, so daß man sich (würde jeder Dritte sagen) wohl etwas bedenken dürfte: der Liebende erhebt sich in derselben Sekunde, um flugs den Wunsch der Geliebten auszuführen. Angenommen, die beiden Liebenden treffen nach einiger Zeit zusammen und die Geliebte sage: „aber mein Lieber, das hatte ich ja gar nicht von dir verlangt; du mußt das Wort falsch verstanden oder falsch übersetzt haben!" — glaubst du, es thue dem Liebenden nun leid, daß er sofort in derselben Sekunde davon eilte, um dem Wunsche nachzukommen, anstatt sich erst lange Bedenken darüber zu machen und vielleicht ein paar weitere Wörterbücher zu Hilfe zu nehmen und dadurch noch mehr Bedenken zu bekommen und so endlich das Wort richtig zu übersetzen und hiemit der Mühe quitt zu werden, — glaubst du, er bedaure diesen seinen Irrtum? glaubst du, er gefalle der Geliebten so weniger? Denke dir ein Kind, einen recht fixen und tüchtigen Jungen. Als der Lehrer eines Tags die Aufgabe für den kommenden Tag gegeben hatte, sagte er noch:

„ich will nun ſehen, ob ihr morgen eure Sache gut machet.“ Auf unſern fleißigen Schüler macht das einen tiefen Eindruck. Er kommt von der Schule heim, und flugs iſt er an der Arbeit. Er hat aber nicht ganz genau gehört, wie weit die Aufgabe geht: was thut er nun? Die Mahnung des Lehrers hat Eindruck auf ihn gemacht: er lernt alſo wohl doppelt ſoweit als wirklich aufgegeben wurde. Glaubſt du, der Lehrer ſei weniger mit ihm zufrieden, weil er eine noch ſo lange Lektion ganz vortrefflich inne hat? Denke dir einen andern Schüler; er hörte des Lehrers Ermahnung auch, er hatte auch nicht genau gehört, wie weit ſie zu lernen haben. Wie er dann heim kam, ſagte er: „ich muß mich erſt erkundigen, wie viel wir aufhaben.“ Er ging denn zu einem ſeiner Kameraden, dann noch zu einem, der auch nicht zu Hauſe war; dagegen kam er hier ins Geſpräch mit deſſen älterem Bruder — und endlich kam er heim und die Zeit war vergangen und er hatte gar nichts gelernt.

Alſo, der Liebende machte bei dem Briefe der Geliebten einen Unterſchied zwiſchen Leſen und Leſen; ferner verſtand er das Leſen ſo, daß ein Wunſch, der etwa in dem Brief ausgeſprochen wäre, ſofort zu erfüllen und keine Minute zu verlieren ſei.

Denke nun an Gottes Wort. Wenn du Gottes Wort gelehrt lieſeſt — wir ſetzen die Gelehrſamkeit nicht herab, durchaus nicht — allein denke daran: wenn du Gottes Wort gelehrt lieſeſt, mit Wörterbuch u. ſ. w., ſo lieſeſt du nicht Gottes Wort. Erinnere dich des Liebenden; der ſagte: „das heißt nicht den Brief der Geliebten leſen.“ Biſt du alſo Gelehrter, ſo achte doch gewiß darauf, daß du über all dieſem gelehrten Leſen (in dem du Gottes Wort nicht lieſt) nicht Gottes Wort zu leſen vergeſſeſt. Biſt du kein Gelehrter, — o beneide den nicht, ſei froh, daß du ſofort Gottes Wort leſen kannſt! Und triffſt du auf einen Wunſch, ein Gebot, einen Befehl, dann — denke an den Liebenden! — dann flugs auf und darnach gethan! „Aber,“ ſagſt du vielleicht, „es giebt ſoviele dunkle Stellen in der heiligen Schrift, ganze Bücher, die faſt wie Rätſel ſind.“ Hierauf würde ich erwidern: um mich auf dieſe Einwendung einlaſſen zu können, müßte ſie einer machen, der durch ſein Leben ausdrückte, daß er allen leicht verſtändlichen Stellen genau nachgekommen iſt. Iſt das bei dir der Fall? So würde es doch der Liebende mit ſeinem Briefe halten; wenn neben dunklen Stellen auch deutlich ausgeſprochene Wünſche ſtünden, ſo würde er ſagen: „ich muß flugs dem Wunſche nachkommen, dann werde ich ſchon ſehen, was es mit den dunkeln Stellen wird; wie ſollte ich aber mich hinſetzen und über den dunkeln

Stellen grübeln und den Wunſch, den deutlich verſtandenen, unerfüllt laſſen!“ Das will ſagen: beim Leſen des göttlichen Worts verpflichten dich nicht die dunkeln Stellen, ſondern die verſtändlichen — dieſen haſt du augenblicklich nachzukommen. Wäre dir nur Eine Stelle in der heiligen Schrift verſtändlich, gut, ſo haſt du vorerſt nach ihr zu thun; dagegen ſollſt du dich nicht zuerſt hinſetzen und über die dunkeln Stellen grübeln. Gottes Wort iſt gegeben, damit du darnach handeln ſollſt, nicht damit du dich im Erklären dunkler Stellen übeſt. Lieſeſt du Gottes Wort nicht mit dem Gedanken, daß dich das Geringſte, was dir verſtändlich iſt, zu augenblicklichem Gehorſam verpflichtet, ſo lieſeſt du nicht Gottes Wort. So meinte der Liebende: „Wenn ich nicht augenblicklich zur Erfüllung des verſtandenen Wunſches eile, ſondern erſt mich hinſetze und über das Nichtverſtandene nachſinne, ſo leſe ich nicht den Brief der Geliebten. Ich kann mit gutem Gewiſſen vor die Geliebte hintreten und ſagen: ‚es fanden ſich ein paar dunkle Stellen in deinem Briefe; da habe ich geſagt: kommt Zeit, kommt Rat; einen Wunſch aber, den ich verſtand, habe ich augenblicklich erfüllt‘. Dagegen kann ich nicht mit gutem Gewiſſen vor ſie treten und ſagen: ‚es waren mir einige Stellen in deinem Briefe dunkel; über ſie habe ich mit Ausdauer nachgegrübelt und zu deinem klaren Wunſche geſagt: kommt Zeit, kommt Rat‘.“ — Vielleicht fürchteſt du aber, es könnte dir mit Gottes Wort gehen, wie dem Liebenden mit dem Briefe; du könnteſt (wiewohl dieſe Furcht gewiß gegenüber einer göttlichen Forderung unbegründet iſt) zuviel thun und durch ein weiteres Wörterbuch belehrt werden, es ſei doch nicht ſoviel gefordert. Aber mein Freund, mißfiel es etwa der Geliebten, daß der Liebende zuviel gethan hatte? Und was glaubſt du würde der Liebende von einer ſolchen Befürchtung ſagen? Er würde ſagen: „wer zuviel zu thun fürchtet, lieſt nicht den Brief der Geliebten“; und ich würde ſagen: er lieſt auch nicht Gottes Wort.

Wir wollen dieſes Bild mit dem Briefe der Geliebten noch nicht verlaſſen. Während er noch daſaß und mit Hilfe des Wörterbuchs überſetzte, wurde er durch den Beſuch eines Bekannten unterbrochen. Er wurde ungeduldig. „Doch“, würde er gewiß ſagen, „nur weil ich aufgehalten wurde; denn ſonſt wäre es einerlei — ich las ja diesmal noch nicht den Brief. Ja, wäre jemand zu mir gekommen, während ich daſaß und den Brief las, ſo wäre es etwas anderes; das wäre eine Störung geweſen. Hiegegen aber werde ich mich ſchon ſichern; ehe ich daran gehe, ſchließe ich meine Thüre

und bin nicht zu Hause. Denn ich will allein sein, ganz ungestört allein mit dem Briefe; bin ich das nicht, so lese ich auch nicht den Brief der Geliebten."

Er will mit dem Brief allein sein; — „sonst" sagt er, „lese ich nicht den Brief der Geliebten."

Und so mit Gottes Wort; wer mit Gottes Wort nicht allein ist, liest nicht Gottes Wort.

Allein mit Gottes Wort! Mein Zuhörer, erlaube mir, hier ein Bekenntnis über mich selbst abzulegen: ich wage noch nicht recht, so, daß keine Sinnestäuschung sich zwischeneinschiebt, mit Gottes Wort allein zu sein. Und laß mich dann noch das eine sagen: ich habe nie jemanden gesehen, dem ich die Aufrichtigkeit und den Mut zutrauen dürfte, daß er mit Gottes Wort allein sein könnte, so allein, daß keinerlei Sinnestäuschung sich zwischeneinschiebt.

Verwunderlich! Wenn in unserer Zeit ein etwas stärker erregter Mann auftritt, der den Preis des Christentums auch nur auf den fünften Teil dessen setzt, was es im Evangelium gilt, so ruft man: „Nehmet euch vor dem Menschen in acht; leset nicht, was er schreibt vollends nicht in der Einsamkeit; redet nicht mit ihm, vollends nicht mit ihm allein; er ist ein gefährlicher Mensch." Aber die heilige Schrift! Ja, fast jedermann besitzt sie; man nimmt auch keinen Anstand, dieses Buch jedem Konfirmanden (also im gefährlichsten Alter) zu verehren. Es muß wahrlich viel Sinnestäuschung dabei sein; man muß dadurch verwöhnt sein, daß dies Buch nun eben da ist; man muß es auf eine ganz eigene Art lesen — namentlich nicht so, daß man allein mit ihm ist.

Mit der heiligen Schrift allein zu sein! Ich wage das nicht! Wenn ich nun sie aufschlüge: die erste beste Stelle — sie fängt mich augenblicklich; sie fragt mich (ja es ist, als fragte mich Gott selbst): „hast du gethan, was du hier lieseſt"? Und dann, dann . . . ja, dann bin ich gefangen. Dann entweder sofort zur Handlung, oder augenblicklich ein demütigendes Eingeständnis.

Ja, mit der heiligen Schrift allein! — Und wenn nicht, so lieseſt du nicht die heilige Schrift.

Mit Gottes Wort allein zu sein; daß dies eine gefährliche Sache ist, wird auch gerade von tüchtigeren Menschen stillschweigend zugestanden. Es gab wohl manchen tüchtigeren und ernsteren Menschen (dafür müssen wir ihn halten, obgleich wir seinen Entschluß nicht loben können), der zu sich selbst sagte: „Ich tauge nicht dazu, etwas halb zu thun — und dies Buch, das Wort Gottes, ist

ein äußerſt gefährliches Buch für mich und ein herrſchſüchtiges Buch; giebt man ihm einen Finger, ſo nimmt es die ganze Hand, giebt man ihm die ganze Hand, ſo nimmt es den ganzen Menſchen und bringt vielleicht plötzlich in meinem ganzen Leben eine ungeheure Wandlung hervor. Nein, ich ſcheue, ja ich verabſcheue zwar jedes Wort des Spotts oder der Geringſchätzung über dies Buch: aber ich ſchaffe es auf die Seite an eine abgelegene Stelle, ich will nicht mit ihm allein ſein.“ Wir billigen dieſen Beſchluß nicht, eins aber muß uns doch daran gefallen: eine gewiſſe Ehrlichkeit.

Man kann aber auch auf ganz andere Weiſe ſich gegen Gottes Wort ſichern, wobei man ſich — lügneriſcher Weiſe — noch etwas auf den Mut einbildet, daß man mit ihm allein ſei. Ja, nimm du nur die heilige Schrift zu dir und ſchließe deine Thüre zu — und nimm dann noch 10 Wörterbücher und 25 Kommentare mit dir: ſo kannſt du ſie ebenſo ruhig und ungeniert leſen wie die Zeitung. Fällt dir dann zum Wunder, wenn du gerade im beſten Zuge biſt, bei einer Stelle einmal ein: „habe ich das gethan? habe ich ſo gehandelt?“ (das kann dir natürlich nur in der Zerſtreuung einmal einfallen, in der Gedankenloſigkeit, wenn du nicht mit dem gewohnten Ernſt bei der Sache biſt): — ſo iſt die Gefahr doch nicht ſo groß. Denn ſieh, vielleicht giebt es mehrere Lesarten, vielleicht entdeckt man jetzt eben eine neue Handſchrift, welche Ausſicht auf neue Lesarten eröffnet, und vielleicht ſind fünf Erklärer einer Meinung und ſieben haben eine andere und zwei eine merkwürdige Meinung und drei ſind ſchwankend oder ohne beſtimmte Meinung „und ich ſelbſt bin mit mir über den Sinn dieſer Stelle nicht ganz einig oder, um meine Meinung zu ſagen, ich bin derſelben Meinung wie die drei Schwankenden, die keine Meinung haben“ u. ſ. f. So einer kommt nicht in die Verlegenheit, die ich bekannte: daß er entweder ſofort nach dem Worte thun oder doch ein demütigendes Eingeſtändnis machen muß. Nein, er iſt ruhig, er ſagt: „von meiner Seite iſt nichts im Wege, ich will ſchon darnach thun — wenn nur erſt einmal die Lesarten in Ordnung und die Erklärer einigermaßen einig geworden ſind.“ Aha! Damit hat es nämlich gute Weile. Der Mann hat vielmehr den Vorteil, daß es dunkel bleibt, ob der Fehler nicht an ihm liegt, daß er eben Fleiſch und Blut nicht verleugnen will, um nach Gottes Wort zu thun. O trauriger Mißbrauch der Gelehrſamkeit! o daß es dem Menſchen ſo leicht gemacht wird, ſich ſelbſt zu betrügen!

Denn wenn es nicht ſo viel Sinnestäuſchung und Selbſtbetrug

gäbe, so würde gewiß jeder mit mir gestehen: „ich getraue mir kaum, mit Gottes Wort allein zu sein".

Allein muß man mit Gottes Wort sein, wie der Liebende mit dem Brief allein sein wollte, da er sonst den Brief der Geliebten nicht „lese" — und sonst „liest" man nicht Gottes Wort, oder: man sieht sich nicht im Spiegel. Und das sollte doch sein und sollte das erste sein, wenn wir mit Segen uns selbst im Spiegel des Wortes betrachten wollen: wir sollten nicht auf den Spiegel sehen, sondern uns im Spiegel besehen. Bist du gelehrt, so vergiß nicht: wenn du Gottes Wort nicht anders liesest, wird es dir begegnen, daß du dein Leben lang jeden lieben Tag Stunden in Gottes Wort gelesen und gleichwohl nie — Gottes Wort gelesen hast. Mache also den Unterschied, daß du außer dem gelehrten Lesen auch Gottes Wort liesest; oder gestehe dir wenigstens selbst, daß du trotz des täglichen gelehrten Lesens im Worte Gottes nicht Gottes Wort liesest und überhaupt nichts damit zu thun haben willst. Bist du ungelehrt, so bist du wohl umso weniger veranlaßt, fehl zu sehen; also flugs zur Sache, keine Verzögerung mit der Betrachtung des Spiegels, sondern flugs daran, dich im Spiegel zu betrachten.

Doch, wie liest man wohl Gottes Wort in der Christenheit? Sollten wir ohne Rücksicht auf einzelne Ausnahmen in zwei große Klassen geteilt werden, so müßte man wohl sagen: die größere Hälfte liest niemals Gottes Wort, die kleinere liest es, so oder so, gelehrt, d. h. liest doch nicht Gottes Wort, sondern betrachtet den Spiegel. Oder, um dasselbe mit andern Worten zu sagen: die größere Hälfte betrachtet Gottes Wort als eine altertümliche und veraltete Schrift, die man beiseite legt; die kleinere Hälfte betrachtet Gottes Wort als eine altertümliche, äußerst merkwürdige Schrift, auf die man einen erstaunlichen Fleiß und Scharfsinn u. s. w. verwendet — um den Spiegel zu betrachten.

Denke dir ein Land. Es ergeht im Namen des Königs ein Gebot an alle Beamten und Unterthanen, kurz an die ganze Bevölkerung. Was geschieht? Mit allen geht eine merkwürdige Veränderung vor: alles verwandelt sich in Erklärer; die Beamten werden Schriftsteller; jeder Tag bringt eine neue Erklärung, die immer gelehrter, scharfsinniger, geschmackvoller, tiefsinniger, geistvoller, wunderbarer, lieblicher und wunderbar lieblicher ist als die vorige; die kritische Umschau kann diese ungeheure Litteratur kaum bewältigen, ja die Kritik selbst wird eine so weitläufige Litteratur, daß man auch sie nicht mehr übersehen kann: alles ist Erklärung

— aber niemand las das königliche Gebot so, daß er darnach gethan hätte. Und nicht genug damit, daß alles Erklärung wurde; nein, man verrückte zugleich den Gesichtspunkt für das, was Ernst ist, und machte die Beschäftigung mit der Erklärung zum eigentlichen Gegenstand des Ernstes. Denke dir, dieser König sei nicht ein menschlicher König — auch ein solcher würde ja gewiß verstehen, daß man mit dieser Verkehrung der Sache ihn eigentlich zum Narren habe: da aber ein menschlicher König abhängig ist, besonders von der Gesamtheit seiner Beamten und Unterthanen, so müßte er wohl gute Miene zum bösen Spiel machen, thun, als wäre das in seiner Ordnung, den geschmackvollsten Erklärer zur Belohnung in den Adelsstand erheben und den tiefsinnigsten durch einen Orden auszeichnen u. s. f. Aber denke dir also, dieser König sei ein Allmächtiger, den es nicht in Verlegenheit brächte, auch wenn sämtliche Beamten und Unterthanen so ein falsches Spiel mit ihm trieben. Was meinst du, würde dieser allmächtige König dazu denken? Gewiß würde er sagen: daß sie dem Gebot nicht nachkommen, könnte ich noch verzeihen; daß sie mich in einer Bittschrift um Nachsicht oder vielleicht um völlige Verschonung mit diesem für sie zu schweren Gebot angingen, könnte ich ihnen auch noch verzeihen; nicht verzeihen kann ich aber, daß man sogar den Gesichtspunkt für das, was Ernst ist, verrückt.

Und nun Gottes Wort! „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht." Und Gottes Wort, was ist dies nach seiner Bestimmung, und was haben wir daraus gemacht? All dies Erklären und Erklären, diese Wissenschaft und neue Wissenschaft betreibt man unter dem feierlichen, ernsthaften Schein, daß man durch sie Gottes Wort recht verstehen wolle; siehst du jedoch näher zu, so findest du, daß man sich damit nur gegen Gottes Wort wehren will. Die in Gottes Wort enthaltenen Forderungen sind nur allzu leicht zu verstehen. „Gieb alle deine Habe den Armen"; „so dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar"; „so dir einer deinen Rock will nehmen, dem laß auch den Mantel"; „seid allezeit fröhlich"; „achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet" u. s. f. Das ist alles so leicht zu verstehen, wie die Bemerkung: „es ist heute gut Wetter", die erst dann gewissermaßen schwierig werden könnte, wenn eine Litteratur zu ihrer Erklärung sich bilden würde. Auch der beschränkteste arme Tropf muß, wenn er der Wahrheit die Ehre geben will, die Faßlichkeit der Forderung in der Schrift anerkennen;

nur hält es für Fleisch und Blut schwer, sie verstehen zu wollen und befolgen zu sollen. Und es ist menschlich, auch in meinen Gedanken, daß ein Mensch sich dagegen sträubt, das Wort wirklich Macht über sich gewinnen zu lassen; wenn sonst niemand das von sich gestehen mag, so thue ich es von mir. Es ist menschlich, daß einer Gott um Geduld bittet, wenn er nicht sofort kann, was er soll, daß er aber doch einen ehrlichen Versuch verspricht; es ist menschlich, daß einer Gott um Mitleid bittet, weil ihm die Forderung zu hoch ist; will sonst niemand das von sich gestehen, so gestehe ich's von mir. Aber es ist doch nicht menschlich, daß man der Sache eine ganz andere Wendung giebt: daß ich listig Erklärung und Wissenschaft und wieder Wissenschaft, eine Schichte auf die andere einschiebe (wie etwa ein Knabe sich ein Polster unter seine Hosen macht, wenn Prügel auf ihn warten); daß ich das alles zwischen das Wort und mich einschiebe und dann diese Erklärung und Wissenschaftlichkeit Ernst und Wahrheitseifer nenne und diese Beschäftigung zu einer solchen Weitläufigkeit aufbausche, daß ich nie einen Eindruck von Gottes Wort gewonnen habe, nie mich selbst im Spiegel betrachte. Es sieht aus, als brächte all dieses Forschen und Sinnen, Suchen und Ergründen mir Gottes Wort ganz nahe; die Wahrheit aber ist, daß ich ebendadurch auf die listigste Weise Gottes Wort mir möglichst ferne rücke, unendlich ferner, als es dem ist, der es nie sah, unendlich ferner, als es dem ist, der es aus Angst und Scheu davor soweit als möglich von sich warf.

Denn daß man Jahr aus Jahr ein, Tag für Tag ruhig dasitzen und — den Spiegel betrachten kann: das bedeutet einen noch größeren Abstand von der Forderung, sich im Spiegel zu betrachten, als daß man nie den Spiegel sieht. —

Wenn du Gottes Wort liest, um dich im Spiegel zu sehen, so mußt du zweitens (damit du wirklich dazu kommen kannst, dich im Spiegel zu sehen) *unabläßig zu dir selbst sagen: „ich bin es, der angeredet ist, und ich bin es, von dem die Rede ist“.*

Laß dich nicht betrügen — oder hintergehe dich nicht selbst. Denn wir Menschen sind Gott und dem Worte Gottes gegenüber leider gar so listig; selbst der dummste unter uns ist so listig; — ja, Fleisch und Blut und Selbstliebe sind sehr listig.

So verfielen wir denn (doch sagen wir natürlich nicht, daß wir uns damit gegen Gottes Wort sichern wollen; so dumm sind wir nicht; wir hätten ja sonst auch keinen Profit von unsrer schlauen

Erfindung) — wir verfielen also auf den klugen Gedanken: an sich selbst zu denken sei (denke dir: wie hinterlistig!) Eitelkeit, krankhafte Eitelkeit. (Das mag ja mitunter der Fall sein, nur nicht eben, wenn wir Gottes Wort Macht über uns gewinnen lassen sollen!) „Pfui, was werde ich so eitel sein! Denn an sich selbst zu denken und zu sagen: ‚das bin ich', das ist (wie wir Gelehrten sagen) Subjektivität, und die Subjektivität ist Eitelkeit, diese Eitelkeit, daß ich kein Buch (Gottes Wort!) lesen kann, ohne zu meinen, es handle von mir. Sollte ich die Eitelkeit nicht verabscheuen! Und sollte ich so dumm sein, das nicht zu thun, wenn ich mich dadurch zugleich dagegen sicherstelle, daß Gottes Wort mich wirklich anfassen könnte? Sollte ich also nicht, statt eitel in ein persönliches (subjektives) Verhältnis zum Wort zu treten, in wahrem und von den Menschen hochgepriesenem Ernst dieses Wort vielmehr in ein unpersönliches Etwas verwandeln, in das Objektive, in eine objektive Lehre, zu der ich mich dann (wie ernst und gebildet!) objektiv verhalte, frei von der ungebildeten Eitelkeit, überall meine Persönlichkeit mit in's Spiel zu bringen und zu glauben, es sei von mir, und immer und immer wieder von mir die Rede. Nein, ferne sei von mir solche ungebildete Eitelkeit! Und ferne sei es von mir auch, daß das Wort (was sonst so leicht möglich wäre) mich, gerade mich zu fassen bekäme und in mir Macht gewänne! so daß ich mich seiner nicht mehr erwehren könnte; so daß es mich dann verfolgte, bis ich mich gehorsam zur Verleugnung der Welt oder doch zum Bekenntnis, daß ich sie nicht verleugne, treiben ließe — und so die gerechte Strafe dafür erlitte, daß ich in so ungebildeter Weise mit Gottes Wort umgegangen bin!"

Nein, nein, nein! Daß du bei allem Lesen des göttlichen Worts beständig zu dir sagst: „da ist zu mir und von mir die Rede": das ist der Ernst; gerade das ist der Ernst. Das hat daher auch jeder, dem die Sache des Christentums in höherem Sinne anvertraut war, wieder und immer wieder als das Entscheidendste, als die unbedingte Bedingung dafür eingeschärft, daß du dazu kommest, dich im Spiegel zu beschauen. Das ist es also, was du thun sollst: du sollst in einem fort während des Lesens zu dir selbst sagen: es wird zu mir geredet, es ist von mir die Rede.

Von jenem mächtigen Kaiser des Orients, dessen Zorn das kleine berühmte Volk sich zugezogen hatte, geht die Sage, er habe sich durch einen Sklaven Tag für Tag die Mahnung zurufen lassen: „Vergiß deine Rache nicht!" Er hatte ja auch einen „Denkzettel" erhalten; und ich meine, er hätte besser gethan, sich durch seinen

Sklaven täglich mahnen lassen, zu vergessen — was doch auch nicht gut ging; denn würde man jeden Tag an's Vergessen gemahnt, so könnte aus dem Vergessen nie Ernst werden. Was dieser Herrscher aber gerade in seinem Zorn (der wenigstens eine Aeußerung von Persönlichkeit ist, wenn auch keine löbliche) sehr richtig verstand, das ist dies: wie man verfahren muß, um auf jemand persönlich zu wirken.

Noch besser aber als dieser Herrscher wurde doch der König David bedient — freilich auf die Art, die man sich selten selbst, aus eigenem Antrieb wünscht, die man eher als eine der größten Unbequemlichkeiten im Leben betrachten möchte.

Die Geschichte, die ich im Auge habe, ist bekannt. König David sah Bathseba. Sie sehen — und sehen, daß ihr Mann im Wege stand, war eines. Er muß also weg. Und er kam weg. Man weiß nicht recht, wie es zuging; es war wie eine Schickung, daß er in der Schlacht fiel; doch „so geht's im Krieg", sagt der König; er hatte vermutlich in seiner Tollkühnheit selbst einen so gefährlichen Posten gewählt, daß es sein sicherer Tod war — — — ich sage nur: wenn ihn jemand aus dem Wege hätte räumen wollen und ihm seinen Posten im Krieg zu bestimmen gehabt hätte, so hätte er ihm keinen besseren anweisen können als eben diesen, der sein sicherer Tod war. Nun ist er aus dem Wege. Das ging sehr leicht. Und nun ist auch nichts mehr im Wege, um in den rechtmäßigen Besitz seiner Gattin zu kommen. „Nichts im Wege?" Wie einfältig! Es ist im Gegenteil eine höchst edle, hochherzige, echt königliche That, die den ganzen Kriegerstand begeistern muß, daß der König die Witwe des für das Vaterland gefallenen Kriegers ehlicht.

Da kommt denn eines Tages ein Prophet zu König David hinauf. Wir wollen die Sache uns recht gegenwärtig vorstellen und etwas modernisieren. Der eine ist der König, der höchststehende Mann im Volk, der andere der Prophet, ein angesehener Mann im Volk, beide natürlich gebildete Männer, und ihr Verkehr und Gespräch miteinander gewiß unbedingt gebildet. Zudem sind beide, besonders der eine davon, berühmte Schriftsteller, König David der namhafteste Dichter und darum natürlich ein Kenner, ein geschmackvoller Beurteiler der Darstellnng, des Ausdrucks und der Anlage, der Sprachform und des Tonfalls eines Gedichtes, und seines nützlichen oder schädlichen Einflusses auf die Sitten u. s. w. u. s. w.

Und es trifft sich recht gut, der Prophet kommt gerade zu dem rechten Mann; denn er hat eine Novelle, eine Erzählung

gedichtet, die er vor seiner Majestät, dem gekrönten Dichter und Kenner von Dichterwerken, vorzutragen die Ehre haben wird.

„Es wohnten zwei Männer in einer Stadt: der eine war sehr reich und hatte sehr viele Schafe und Rinder; der Arme aber hatte nichts als ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft und aufgezogen hatte, daß es groß ward bei ihm mit seinen Kindern. Es aß von seinem Bissen und trank aus seinem Becher und war wie ein Kind im Hause. Da aber der reiche Mann einen Gast bekam, schonte er seiner Schafe und Rinder und nahm das Schaf des armen Mannes; das schlachtete er und richtete es zu dem Manne, der zu ihm gekommen war."

Ich denke, David hat aufmerksam zugehört, hat dann sein Urteil abgegeben, natürlich ohne seine Persönlichkeit, seine Subjektivität einzumischen, mit unpersönlicher, objektiver Würdigung dieser niedlichen kleinen Arbeit. Vielleicht hätte er eine Einzelheit anders haben mögen; vielleicht schlug er einen glücklicher gewählten Ausdruck vor; vielleicht hat er auch auf einen kleinen Fehler in der Anlage hingewiesen, des Propheten meisterhaften Vortrag der Erzählung, seine Stimme, sein Gebärdenspiel gerühmt; kurz, er hat sich so ausgesprochen, wie wir Gebildete heutzutage eine Predigt für Gebildete, d. h. eine Predigt, die selbst wieder objektiv gehalten ist, zu beurteilen pflegen.

Da sagt der Prophet zu ihm: „Du bist der Mann."

Sieh, die Erzählung, die der Prophet vortrug, war eine Geschichte; dieses „**Du** bist der Mann" hingegen war eine andere Geschichte — das war der Uebergang zum Subjektiven.

Glaubst du denn aber nicht, daß David schon zuvor bei sich selbst sehr wohl wußte, wie abscheulich es ist, den Mann einer Frau töten zu lassen, um sie zu ehlichen? Glaubst du nicht, daß es David, dem großen Dichter, ein Leichtes war, dies mit beredten, eindrücklichen, erschütternden Worten darzustellen? Und glaubst du ferner nicht, daß David bei sich selbst sehr wohl wußte, daß und wie er sich vergangen hatte? Und doch, doch, doch mußte erst einer von außen herkommen, der zu ihm sagte: „Du."

Du siehst hieraus, wie wenig mit diesem Unpersönlichen (dem Objektiven), einer Lehre, einer Geschichte, Wissenschaft und dergl. geholfen ist, wenn sogar ein sonst so frommer und gottesfürchtiger (also in den Formen der Persönlichkeit, des Subjektiven, existierender) Mann wie David zuerst (wie objektiv!) nichts, kein Gewissen im Wege gefunden hatte, das der Tötung Uriah's und der Ehe mit Bathseba hinderlich gewesen wäre, und nun, nach Ausübung dieser

abscheulichen That, sich so viel Unpersönlichkeit (Objektivität) bewahren kann, daß er dahinleben und thun mag, als wäre nichts geschehen, daß er des Propheten Erzählung mitanhören kann, als wäre nichts geschehen — bis dann der Prophet, dieser in unserem Jahrhundert als Bildung und Ernst so gerühmten Unpersönlichkeit oder Objektivität müde, von seiner Autorität Gebrauch macht und sagt: „Du bist der Mann."

Zugleich ersiehst du hieraus die Tiefe von List und Verschlagenheit, welche darin verborgen liegt, daß eine weltliche Bildung in der Christenheit die unleugbare Wahrheit, daß es Eitelkeit ist, selbstisch stets das eigene Ich und die eigene Persönlichkeit anzubringen, dazu benützt, auch das zur Eitelkeit zu stempeln, was im Umgang mit Gottes Wort doch in Wahrheit Ernst ist, sich so dem Ernst und der Anstrengung des Ernstes zu entziehen und ebendamit sich das Ansehen eines Ernsten und Gebildeten zu sichern. O, welche Tiefe der Verschlagenheit! Man macht Gottes Wort zu etwas Unpersönlichem, Objektivem, zu einer Lehre — während es doch die Stimme Gottes ist, die du hören sollst: so hörten die Väter es, diese erschreckende Stimme Gottes, und heutzutage klingt es objektiv wie Kattun! Und man verhält sich unpersönlich (objektiv) zu diesem Unpersönlichen; und auf der Höhe einer weltlichen Bildung, an der Spitze des gebildeten Publikums, der Wissenschaft, pocht man darauf, das sei Ernst und Bildung, und bemitleidet jene persönlichen (subjektiven) armen Tröpfe womöglich in den Schamwinkel hinein. O, welche Tiefe der Verschlagenheit! Denn diese Unpersönlichkeit (Objektivität) gegenüber dem Worte Gottes fällt uns Menschen nur allzu leicht, sie ist wirklich eine angeborene Genialität, die wir alle haben, etwas, was wir gratis mitbekommen — durch die Erbsünde; da diese gepriesene Unpersönlichkeit (Objektivität) nicht mehr und nicht weniger ist als Gewissenlosigkeit. Und das versteht sich, die Gewissenlosigkeit (natürlich nicht die thörichte, unkluge, dumme, die sich als Polizeivergehen äußert; nein, nein, die maßvolle, die es nur bis zu einem gewissen Grade treibt und mit Geschmack und Bildung auftritt), sie macht das Leben bequem und genußreich — aber ist das nicht doch zu viel, sie gar noch für Ernst und Bildung auszugeben!

Nein, wenn du das Wort Gottes lesen sollst, um dich im Spiegel zu sehen, so mußt du während des Lesens beständig zu dir selbst sagen: es wird zu m i r geredet und es wird von m i r geredet.

„Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber: die zogen ihn aus, schlugen ihn, gingen

davon und ließen ihn halb tot liegen.“ Wenn du nun weiter lieſeſt: „Es begab ſich aber von ungefähr, daß ein Prieſter dieſelbe Straße hinabzog; und da er ihn ſah, ging er vorüber“ — ſo ſollſt du zu dir ſelbſt ſagen: „das bin ich.“ Du ſollſt nicht Ausflüchte ſuchen, noch weniger witzig werden (denn in der weltlichen Welt kann ein Witz freilich ſogar die größte Niederträchtigkeit wieder gut machen; ſo geht es aber nicht, wenn du das göttliche Wort lieſt); du ſollſt nicht ſagen: „Das war ja ein Prieſter und ich bin kein Prieſter, wogegen ich es am Evangelium trefflich finde, daß es einen Prieſter ſo auftreten läßt, denn die Prieſter ſind die allerſchlimmſten.“ Nein, wenn du Gottes Wort lieſt, gilt es Ernſt; und du ſollſt zu dir ſelbſt ſagen: „Dieſer Prieſter bin ich; ach, daß ich ſo unbarmherzig ſein konnte, ich, der ich mich doch einen Chriſten nenne und als ſolcher ja auch ein Prieſter bin“ (— was wir wenigſtens ſonſt wohl geltend zu machen wiſſen, wenn wir uns von den Prieſtern frei machen wollen; denn dann ſagen wir: als Chriſten ſind wir alle Prieſter —); „ach, daß ich ſo unbarmherzig ſein konnte, daß ich ſolches ſehen konnte (und ich ſah es wirklich, wie im Evangelium ſteht: als er ihn ſah, ging er vorüber), ohne daß ich Rührung empfand!“ — „Desgleichen auch ein Levit, da er an die Stätte kam, ging er hinzu und ſah ihn und ging vorüber.“ Hier ſollſt du ſagen: „Das bin ich; o, daß ich ſo hartherzig ſein konnte; daß ich es wieder ſein könnte, wenn es mir früher ſchon einmal begegnet iſt; daß ich nicht beſſer geworden bin!“ — Und es kam ein praktiſcher Mann deſſelben Weges; da er näher kam, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Was iſt das? dort liegt ein Halbtoter; es verlohnt ſich wohl nicht, dahin zu gehen; es könnte ja eine Polizeiſache geben, oder die Polizei könnte vielleicht im ſelben Augenblick kommen und mich als den Thäter feſtnehmen!“ — da ſollſt du zu dir ſelbſt ſagen: „Das bin ich; ach, daß ich ſo elend klug ſein konnte und — noch ſchlimmer! — hinterdrein mich gar darüber freuen konnte, daß einer meiner Bekannten, dem ich die Geſchichte erzählte, mich für meine Klugheit und für meinen praktiſchen Sinn belobte!“ — Es kam auch einer deſſelben Wegs, der tiefer Gedanken halber an nichts dachte; er ſah gar nichts und ging weiter. Da ſollſt du zu dir ſelbſt ſagen: „Das war ich; ich Dummkopf, daß ich ſo dahingehen kann und in meiner Dummheit nicht bemerke, daß da ein Halbtoter liegt!“ So würdeſt du wenigſtens zu dir ſelbſt ſagen, wenn ein großer Schatz auf dem Wege gelegen hätte und du dran vorbeigegangen wäreſt, ohne ihn zu ſehen. — „Ein Samariter aber reiſete

und kam dahin.“ Um dich mit dem ewigen „das bin ich“ nicht zu ermüden, kannſt du hier zur Abwechslung ſagen: „Das war ich nicht; nein, ſo bin ich leider nicht!“ — Wenn dann zum Schluſſe der Parabel Chriſtus zu dem Phariſäer ſagt: „geh' hin und thue desgleichen!“ — ſo ſollſt du zu dir ſelbſt ſagen: „Das geht mich an; friſch dran!“ Du ſollſt nicht Ausflüchte ſuchen, noch weniger dich im Witz verſuchen, der ja, religiös verſtanden, gewiß nichts gut macht, ſondern nur das Gericht verſchärft; du ſollſt nicht ſagen: „Wie ich auf Ehrenwort verſichern kann, bin ich mein Lebtag noch nie eines Wegs gekommen, wo ein halbtoter Menſch lag, den Räuber überfallen hatten; überhaupt ſind Räuber bei uns eine Seltenheit.“ Nein, ſo ſollſt du nicht reden; du ſollſt ſagen: „Das Wort gilt mir: gehe hin und thue desgleichen!“ Denn du verſtehſt das Wort ganz gut. Und wenn du auf deinem Wege nie einen von Räubern Ueberfallenen trafſt: es giebt auf deinem wie auf meinem Wege Elende genug. Oder um ein anderes Beiſpiel zu nehmen, das dem im Evangelium immerhin ähnlich iſt: ſahſt du auf deinem Wege nie einen, wenn auch nicht im buchſtäblichen Sinne, ſo doch in Wahrheit daliegen, den Verleumdung über Verleumdung überfallen, nackt ausgezogen und halb tot hatte liegen laſſen? Und es kam ein Prieſter deſſelben Wegs und ging vorbei — d. h. er hörte zuerſt, was die Verleumdung von dem Menſchen erzählte, und ging dann weiter — um die Geſchichte weiter zu erzählen. Und dieſer Prieſter, ſollſt du zu dir ſelbſt ſagen, — ja wenn du auch Biſchof oder Propſt wäreſt, du ſollſt gleichwohl zu dir ſelbſt ſagen: dieſer Prieſter war ich. Und es kam ein Levit deſſelben Weges und ging vorüber — d. h. nachdem er erſt im Vorbeigehen die Neuigkeit erfahren hatte, ging er vorüber und nahm die Neuigkeit mit; und dieſer Levit, ſollſt du zu dir ſelbſt ſagen, war ich. Und dann kam ein Bürgersmann vorbei; er hörte die Geſchichte auch und ging dann mit ihr davon und ſagte: „Es iſt doch eine Schande, wenn man (wie ich nun thue!) das und das von dem Manne erzählt;“ und dieſer Bürgersmann, ſollſt du zu dir ſelbſt ſagen, das war ich. „Das war ich“ — ach, das iſt ja noch ärger als jene Geſchichte im Evangelium; denn Prieſter und Levit ſchlugen doch den Mann nicht mit halb tot, während ſie hier die Mitſchuldigen der Räuber ſind.

Du lieſeſt von jenem Oberſten, dem Mitgliede des hohen Rats, daß er bei Nacht zu Chriſtus ging. Du ſollſt deine Aufmerkſamkeit nicht zerſtreuen, nicht einmal mit der vielleicht doch richtigen Bemerkung, es ſei von ihm verwunderlich geweſen, daß er dieſe

Zeit wählte; denn was hilft es doch, bei Nacht zu gehen, um verborgen zu sein, wenn man zu dem geht, der das Licht ist? — wie Psalm 139, 11 steht: „wollte ich sagen, Finsternis möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein; denn auch Finsternis nicht finster ist vor dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag." Nein, so sollst du nicht reden; denn du verstehst leider nur zu gut, warum er die Nacht wählte: weil Christus nämlich, obwohl er der Weg ist, in seiner Zeit der verbotene Weg war, wie er es wohl abermals sein würde, wenn er wieder käme.

Wenn du denn von ihm lieseſt, auf den Christus doch Eindruck gemacht hatte, aber nur so, daß er sich weder ganz hingeben, noch ganz losreißen konnte und er eben darum in der Nacht sich zu ihm stahl, so sollst du zu dir selbst sagen: „das bin ich." Du sollst nicht Ausflüchte suchen, nicht fremde Dinge hereinmischen; du sollst die Lektion überhaupt ruhig absitzen; du sollst nicht sagen: „Das war einer von den Vornehmen, und so sind die Vornehmen: recht großartig, und dann feig und treulos; wie sollte auch das ‚Evangelium der Armen' für die Vornehmen sein können?" Nein, so sollst du nicht reden. Wenn du Gottes Wort liest, hast du nichts mit gewissen Vornehmen oder mit den Vornehmen im allgemeinen oder mit Klagen wider sie zu thun; denn gehörtest du gar selbst zu den Vornehmen, so hast du doch nur mit dir selbst zu thun. Nein, du sollst sagen: „das bin ich." Und mußt du dir selbst gestehen, daß dir diese Bemerkung über die Vornehmen auf den Lippen schwebte, so sollst du nicht bloß sagen: „das war ich", sondern beifügen: „Das bin ich — und so wollte ich zudem noch Ausflüchte suchen, nochmals (so vergeblich das vor dem ist, der das Licht ist) im Dunkel der Nacht mich verbergen, in der Ausflucht oder Entschuldigung, als verstünde ich Gottes Wort nicht, als handelte es bloß von den Vornehmen. Nein, das war ich. O, wie konnte ich doch so schnöde sein, ein solch elender Tropf, weder kalt noch warm, weder das eine noch das andere!"

Diese paar Exempel zeigen schon zur Genüge, wie du das Wort Gottes lesen sollst; und wie der Aberglaube durch Verlesen von Beschwörungsformeln Geister zitieren will, so sollst du (das thut vor allem not) durch fortgesetztes Lesen in Gottes Wort nach der angegebenen Weise schon in einiger Zeit eine Furcht und ein Beben in deine Seele hineinlesen, daß es mit Gottes Hilfe dir glücken soll, ein Mensch, eine Persönlichkeit zu werden und nicht länger so ein unpersönliches, objektives Etwas zu sein, dies schreck-

liche Unding, in das wir Menschen — nach Gottes Ebenbild erschaffen! — verpfuscht worden sind. Lieseſt du Gottes Wort auf dieſe Weiſe, ſo wird es dir glücken — das Furchtbare, in dem aber (merke es wohl!) die Bedingung deiner Errettung liegt; es wird dir glücken, dich der Forderung gemäß wirklich im Spiegel des göttlichen Worts zu betrachten. Und nur ſo glückt es dir.

Denn iſt Gottes Wort für dich nur eine Lehre, ein unperſönliches, ein objektives Ding, ſo iſt es kein Spiegel. Eine objektive Lehre kann man nicht einen Spiegel nennen; in einer objektiven Lehre kann man ſich ebenſo wenig ſpiegeln wie in einer Mauer. Und willſt du dich ſelbſt unperſönlich, objektiv, zu Gottes Wort verhalten, ſo kann daraus nie eine Selbſtbeſchauung im Spiegel werden; denn ſpiegeln kann ſich doch wohl nur eine Perſönlichkeit, ein Ich; eine Mauer kann in einem Spiegel geſehen werden, nicht aber ſich darin ſpiegeln, im Spiegel ſich ſelbſt betrachten. Nein, du mußt beim Leſen des Wortes Gottes immerfort zu dir ſelbſt ſagen: „es iſt zu mir, es iſt von mir die Rede.“ —

Willſt du mit wahrem Segen dich ſelbſt im Spiegel des Worts betrachten, ſo darfſt du endlich nicht ſofort vergeſſen, wie du ausſaheſt; du darfſt nicht der vergeßliche Hörer (oder Leſer) ſein, von dem der Apoſtel ſagt: er betrachtete ſein leibliches Angeſicht in einem Spiegel, vergaß aber ſofort, wie er ausſah.

Das iſt wohl einleuchtend genug; denn ſich in einem Spiegel betrachten und dann ſofort ſich wieder vergeſſen, das iſt ja wie in den Sand oder ins Waſſer ſchreiben oder in die Luft zeichnen.

Das Richtigſte iſt daher, daß du ſofort zu dir ſelbſt ſagſt: „Ich will ſofort anfangen mich am Vergeſſen zu hindern, ſogleich, noch in dieſem Augenblick; ich gelobe es mir ſelbſt und Gott, ob es auch nur für die nächſte Stunde oder für den heutigen Tag wäre. Solange ſoll's doch gewiß ſein, daß ich es nicht vergeſſe.“ Das iſt das Richtigſte, glaube mir's; und du weißt ſchon, ich ſoll ja etwas von einem Pſychologen ſein; und was du nicht weißt, das weiß leider ich: wieviel Leiden, was für bittere Erfahrungen es mich gekoſtet hat, bis ich es geworden bin, wenn ich es anders wurde. So zu verfahren iſt weit richtiger, als gleich den Mund zu voll zu nehmen und gleich zu ſagen: „das will ich nie vergeſſen.“ O mein Freund, es iſt viel beſſer, wenn du niemals vergißt, ſofort daranzudenken, als wenn du ſofort ſagſt: ich werde es niemals vergeſſen. Das iſt gerade Ernſt, daß man dieſes redliche Mißtrauen

gegen sich selbst hat, daß man sich selbst wie einen Verdächtigen behandelt, gegen sich selbst auftritt wie ein Geldmann gegen einen zweifelhaften Zahler: „ja, diese großen Versprechungen helfen nicht viel; ein kleiner Teil der Summe sofort, das ist mir lieber.“ Und so auch hier. Ach, es sieht so ärmlich aus, wenn man sich selbst gelobt hat, man wolle etwas nie vergessen, — dann gerade sogleich in der nächsten Stunde damit anfangen zu sollen, daß man daran denke. Und doch, diese nächste Stunde entscheidet vielleicht alles: die nächste Stunde auf eine „stille Stunde“, sie ist die kritische Stunde. Läßt du sie hingehen und sagst du: „Ich habe gelobt, nie zu vergessen, also mein ganzes Leben der Erinnerung daran geweiht; wie kleinlich ist es dann, mit dieser nächstliegenden Stunde es so genau zu nehmen“ — sagst du so: so ist es eigentlich entschieden, daß du der vergeßliche Hörer oder Leser wirst. Denke dir einen, der einer Leidenschaft ergeben war und noch ist. Da kommt nun ein Augenblick (er kommt für jeden, vielleicht manchesmal, vielleicht manchesmal leider vergebens!), ein Augenblick, wo er sich wie von jemand gestellt fühlt; es erwacht ein guter Entschluß. Denke dir da, er (z. B. ein Spieler) sagte eines Morgens zu sich selbst: „Nun gelobe ich hoch und heilig, daß ich mich nie mehr mit dem Spielen einlasse, nie mehr — heute Abend ist es das letztemal!“ O mein Freund, er ist verloren! Lieber noch das Gegenteil, so wunderlich es auch scheint: wenn ein Spieler in solch einem Augenblick zu sich selbst sagt: „Nun wohlan, du magst dein ganzes übriges Leben einen Tag wie den andern spielen, — heute Abend aber lässest du es sein!“ — und er hielte das: mein Freund, so ist er so gut wie sicher gerettet. Denn der Vorsatz des ersteren ist ein Gaunerstreich der Lust, durch den des zweiten wird die Lust zum besten gehalten; der erste wird von der Lust genarrt, der zweite narrt die Lust. Die Lust ist nur im Augenblicke stark; bekommt sie nur augenblicklich ihren Willen, so hat sie ihrerseits gegen Versprechungen für's ganze Leben gar nichts einzuwenden. Sagt man aber umgekehrt: „nein, nur heute nicht, aber morgen, übermorgen u. s. w.“ — so hat man die Lust zum besten. Denn durch das Warten verliert die Lust das Gelüste. Gewährt man ihr nicht augenblicklich, sowie sie sich anmeldet, vor allem andern Einlaß; heißt es, daß ihr erst morgen Einlaß verstattet werden könne: so versteht die Lust (rascher als der geschmeidigste und schlaueste Hofmann oder das listigste Weib die Lage versteht, wenn sie im Empfangszimmer warten müssen), die Lust versteht, daß sie nicht mehr ein und alles ist, d. h. daß sie nicht mehr „die

Luſt“ iſt. So iſt auch darauf zu achten, daß man nicht ſogleich vergißt. Verſprich nicht, du wolleſt niemals vergeſſen, — um in der nächſten Stunde nicht gleich dran denken zu müſſen; nein, dreh' lieber die Sache um und ſage: „Daran brauche ich ja nicht mein ganzes Leben zu denken; aber ich verſpreche, daß ich gleich in der nächſten Stunde daran denken werde, und das halte ich auch“.

Wenn du nun fort gehſt, (wir können ja annehmen, dies ſei eine Rede, die gehalten worden ſei), ſo mache dir mit Beurteilung der Rede oder des Redners nicht zu ſchaffen. Denn dann kann man zwar nicht von dir ſagen, du habeſt die Rede ſofort vergeſſen; gleichwohl iſt man ein vergeßlicher Hörer, wenn man ſie auf dieſe Weiſe in Erinnerung behält. Nein — und doch, vergiß die Rede und den Redner; kommſt du aber heim, ſo lies (womöglich laut) den Text des Tages für dich durch — aber thu' es doch gleich! Nicht wahr, du willſt es thun! So habe Dank. Und wenn einer vielleicht erſt nach zehn Jahren ganz zufällig auf dieſe Rede ſtieße und ſie bis zu Ende leſen würde: o, ſo bitte ich dich, lies dann doch, womöglich laut, für dich ſelbſt den Text des Tages; aber thu' es doch gleich! Nicht wahr, das willſt du thun? Habe Dank!

Und du, o Weib, dir iſt es ja ſogar vorbehalten, das Bild des nicht vergeßlichen Hörers und Leſers zu ſein. Komm du geziemend der Mahnung des Apoſtels nach, daß das Weib in der Gemeinde ſchweige; das geziemt ſich. Auch befaſſe ſie ſich nicht damit, daheim predigen zu wollen; es kleidet ſie nicht. Nein, ſie ſei ſchweigſam; in Schweigen bewahre ſie das Wort; ihr Schweigen ſei der Ausdruck dafür, daß ſie es tief in ſich birgt. Glaubſt du nicht an das Schweigen? Ich thue es. Als Kain den Abel erſchlagen hatte, da ſchwieg Abel. Aber Abels Blut ſchreit zum Himmel; es ſchreit (nicht: es ſchrie), es ſchreit gen Himmel. Schreckliche Beredſamkeit, die nie verſtummt — o Macht des Schweigens! Bedeutete bei jenem königlichen Manne, der der Schweigſame heißt, ſein Schweigen nicht auch etwas? Während die andern gewiß laut über die Rettung des Staats und was ſie thun wollten berieten, da war nur er es, der ſchwieg. Was bedeutete dieſes Schweigen? Daß er der Mann war, der den Staat rettete. Sieh, das iſt des Schweigens Macht!

So mit dem Weibe. Laß mich ſolch ein Weib, eine Hörerin des Worts beſchreiben, die das Wort nicht vergißt; vergiß aber doch über dieſer Beſchreibung nicht, ſelbſt eine ſolche zu werden. Wie geſagt, ſie redet nicht in der Gemeinde, ſie ſchweigt; auch redet ſie daheim nicht von der Religion, ſie ſchweigt. Sie iſt auch nicht wie

eine Geiſtesabweſende, die in andere, ferne Regionen ſchweift; du ſitzeſt und redeſt mit ihr, und wie du am beſten drin biſt, ſagſt du bei dir ſelbſt: „ſie iſt ſchweigſam — was bedeutet dieſes Schweigen?“ Sie beſorgt ihr Hausweſen, iſt ganz gegenwärtig, wie mit ihrer ganzen Seele auch bei der kleinſten Kleinigkeit; ſie iſt fröhlich, mitunter voll Scherz und Munterkeit, ſie iſt faſt mehr als die Kinder die Freude im Hauſe, — und wie du am allerbeſten daſitzeſt und ſchauſt auf ſie hin, da ſagſt du zu dir ſelbſt: „ſie iſt ſchweigſam; was bedeutet dieſes Schweigen?“ Und nehmen wir ihn ſelbſt, der ihr am nächſten ſteht, mit dem ſie durch unauflösliche Bande verbunden iſt, den ſie von ganzer Seele liebt und der ein Recht auf ihre Vertraulichkeit hat — wenn ſich denken ließe, daß dieſer direkt zu ihr ſagte: „Was ſoll dieſes Schweigen? was denkſt du dabei? Denn es muß hinter all dem anderen etwas liegen, etwas, das du gleichſam immer in Gedanken haben mußt: ſag' es mir!“ — ſo ſagt ſie es nicht direkt; höchſtens ſagt ſie vielleicht ausweichend: „gehſt du am Sonntag mit zur Kirche?“ und dann redet ſie von andern Dingen; oder ſie ſagt: „verſprich mir, daß du mir am Sonntag eine Predigt vorlieſeſt“ — und dann redet ſie von andern Dingen. Was bedeutet dieſes Schweigen?

Was es bedeutet? Ja, wir wollen nicht weiter darnach forſchen; ſagt ſie ihrem Manne nichts direkt, ſo können doch wir andern keinen Aufſchluß verlangen. Nein, ſtatt weiter nachzuforſchen, wollen wir bedenken, daß eben dieſes Schweigen uns notthut, wenn Gottes Wort einige Macht über die Menſchen gewinnen ſoll.

O, wenn wir (chriſtlich betrachtet, gewiß mit Recht) den heutigen Zuſtand der Welt, das ganze Leben (im Sinne des Chriſtentums) krank finden müſſen; und wenn ich ein Arzt wäre und mich jemand fragte, was ich zu thun vorſchlage: ſo würde ich erwidern: „Als erſtes, als unbedingte Bedingung, daß überhaupt etwas geſchehen kann, alſo als allererſtes muß das geſchehen: ſchaffe Schweigen, bringe die Menſchen zum Schweigen! Gottes Wort kann ſo nicht gehört werden; und wenn es unter Anwendung lärmender Mittel geräuſchvoll hinausgerufen wird, daß es im Spektakel auch gehört werde, ſo iſt es nicht mehr Gottes Wort; darum ſchaffe Schweigen! O, alles lärmt; und wie man von hitzigem Getränk ſagt, es rege das Blut auf, ſo iſt in unſerer Zeit jedes, auch das unbedeutendſte Unternehmen, jede, auch die nichtsſagendſte Mitteilung bloß auf Anreizung der Sinne oder Erregung der Maſſe, der Menge, des Publikums, auf den Lärm berechnet. Und der Menſch, dieſer kluge Kopf,

verliert den Schlaf in der Jagd nach immer neuen Mitteln zur Verstärkung des Lärms, zur möglichst hastigen und möglichst weiten Ausbreitung des Tumults und des nichtssagenden Geredes. Ja, wir leben nächstens in der richtigen verkehrten Welt; was wir einander mitzuteilen haben, reduziert sich bald auf ein Minimum von Gehalt und Bedeutung, und zugleich haben die Mittel der Mitteilung jetzt ungefähr die höchste Vollkommenheit erreicht, alles blitzschnell überallhin auszubreiten: denn was wird eiliger unter das Volk gebracht, als das Geschwätz, und was gewinnt größere Verbreitung als eben das Geschwätz! O schaffe Schweigen!"

Und das kann das Weib. Es erheischt eine ganz ungewöhnliche Ueberlegenheit, wenn ein Mann durch seine Anwesenheit Männern Schweigen auferlegen soll; hingegen vermag das jedes Weib, innerhalb seiner Grenze, in seinem Kreise, wenn es nicht selbstisch, sondern demütig im Dienste eines Höheren stehend es will.

Wahrlich, die Natur hat das Weib nicht verkürzt, und das Christentum wahrlich auch nicht. Nun, und es ist menschlich, und so auch weiblich, innerhalb seiner Grenze geziemend seine Bedeutung haben und (nur zu!) eine Macht sein zu wollen. So kann ein Weib auf verschiedene Weise Macht ausüben: durch seine Schönheit, seine Anmut, seine Gaben, seine kühne Einbildungskraft, seinen glücklichen Sinn; — sie kann auch auf lärmende Weise Macht anstreben. Das letztere ist unschön und unwahr, das erstere vorübergehend und unsicher. Willst du aber, o Weib, eine Macht sein, so laß mich dir anvertrauen, wie —: lerne schweigen, und laß andere das Schweigen von dir lernen. Du verstehst ja — ja, wenn dir auch kärgliche Mittel beschieden wurden, so verstehst du doch, dein Haus, dein Heim freundlich, freundlich-einladend, in aller Bescheidenheit nicht ohne bezaubernde Anmut einzurichten; und wenn dir reichere Mittel zu Gebot stehen, so verstehst du, dein Haus, dein Heim geschmackvoll, gemütlich-ansprechend, nicht ohne bezaubernde Anmut einzurichten; und wenn Ueberfluß dir zuteil wurde, so verstehst du, mit sinnigem Takt den Reichtum fast verbergend, Reichtum und Einfachheit zu verbinden und eben damit eine gewisse bezaubernde Anmut über dein Haus, dein Heim auszugießen. Mein Auge ist dafür nicht blind, ich habe vielleicht nur allzu viel von einem Dichter in mir; doch mögen das andere preisen. Dagegen giebt es eines: wenn du das in deinem Hause, deinem Heim anzubringen vergässest, so fehlt das Wichtigste — es ist das Schweigen! Das Schweigen! Es ist nicht ein bestimmtes Etwas, denn es besteht gewiß nicht darin,

daß nicht geredet wird. Nein. Schweigen iſt wie die milde Beleuchtung in dem traulichen Zimmer, wie die Freundlichkeit in dem ärmlichen Stübchen; man redet nicht davon, aber es iſt da und übt ſeine wohlthätige Macht aus. Schweigen iſt wie die Stimmung, die Grundſtimmung, die nicht hervorgezogen wird; darum heißt ſie eben die Grundſtimmung, weil ſie zu Grunde liegt.

Dieſes Schweigen kannſt du aber nicht anbringen wie z. B. Gardinen, die man durch den Handwerksmann aufmachen läßt; nein, daß Schweigen geſchaffen werde, hängt von deiner Gegenwart ab, von deiner Art, wie du in deinem Hauſe, deinem Heim walteſt. Und wenn du ſo durch deine Gegenwart Jahr um Jahr ſtätig Schweigen in deinem Hauſe eingeführt haſt, ſo wird zuletzt dieſes Schweigen auch in deiner Abweſenheit da ſein, als ein Zeugnis von dir, endlich, ach, als eine Erinnerung an dich!

Es giebt ein Beiwort, das die entſcheidende Eigenſchaft des Weibes bezeichnet; mag der Unterſchied zwiſchen dem einen und dem anderen Weibe in der und jener Hinſicht noch ſo groß ſein, dies eine erwartet man von jedem, ſein Mangel wird durch keinen Ueberfluß aufgewogen, durch keine Armut entſchuldigt. Es iſt mit ihm, wie mit dem Zeichen der Macht, das die Obrigkeit trägt: die Perſonen ſind untereinander ſehr verſchieden; der eine iſt der oberſte und nimmt einen ſehr hohen Rang in der Geſellſchaft ein, ein anderer iſt der geringſte und ſpielt in der Geſellſchaft eine ſehr untergeordnete Rolle — *eines* aber haben ſie mit einander gemein: das Zeichen der Macht. Dieſe Eigenſchaft nun, welche die Würde des Weibes ausmacht, wie es die Würde des Mannes ausmacht, daß er ein Charakter iſt, das iſt die Häuslichkeit. Die zahlloſe Schar von Frauen, ſo manchfach und manchfach begründet die Unterſchiede zwiſchen ihnen ſind: *eines* ſollen ſie gemeinſam haben, wie ſie das gemein haben, Weib zu ſein, und dieſes eine iſt die Häuslichkeit. Nimm eine einfache Bürgersfrau: wenn man von ihr ſagen kann, ſie ſei häuslich, ſo gebührt ihr Ehre; ich neige mich vor ihr ſo tief wie vor einer Königin. Und wenn andererſeits die Königin nicht Häuslichkeit hat, ſo iſt ſie doch nur eine mittelmäßige Madame. Nimm ein Mädchen, an dem man ſich verſündigen würde, wenn man es eine Schönheit heißen wollte: alle Ehre auch ihm, wenn es häuslich iſt, ſoweit das Mädchen das ſein kann. Und dann wieder eine ſtrahlende Schönheit, der du meinetwegen noch allerlei Talente als Mitgift beigeben magſt, die meinetwegen auch eine Berühmtheit ſei — aber nicht häuslich iſt,

ja nicht einmal Achtung dafür hat: sie ist doch mit samt ihren Talenten, ihrer Schönheit und Berühmtheit ein mittelmäßiges Frauenzimmer. Häuslichkeit! Damit machen wir dem Weibe das Zugeständnis, daß gerade sie es ist, die das Haus schafft; auch dem Mädchen, das vielleicht nie in die Ehe tritt, bestimmen wir seinen Rang gleichwohl nach dem, was die weibliche Würde ausmacht, nach dem, ob es häuslich ist. Das Schweigen aber, das in einem Hause waltet, ist die Häuslichkeit im Sinne der Ewigkeit.

Doch willst du, o Weib, die Kunst verstehen, dieses Schweigen anzubringen und es von dir lernen zu lassen, so mußt du selbst in die Schule gehen. Du mußt darauf achten und dir Zeit dafür schaffen, daß du tagtäglich in dem Eindruck des Göttlichen dich sammelst. Du mußt dir Zeit schaffen; und hast du auch noch so viel zu besorgen, du bist ja (hier kommt es wieder) häuslich; und wenn man häuslich mit der Zeit umgeht, so gewinnt man immer noch Zeit. Darauf mußt du achten. Der Mann hat mit soviel fertig zu werden, soviel mit dem Lärmenden zu thun, nur zuviel: achtest du nicht darauf, daß alles in Ordnung ist, daß das Schweigen waltet, so kommt nie Schweigen in dein Haus.

Gieb also wohl acht darauf! Denn in unserer Zeit lernt ein Mädchen soviel im Institut, französisch und englisch und Zeichnen; auch daheim lernt es gewiß manche nützliche Sache: ob es heutzutage das Wichtigste lernt, was es später lehren soll (während doch nur einzelne später französisch und englisch zu lehren haben), ob es Schweigen lernt — das weiß ich nicht. Du aber sei aufmerksam in dieser Hinsicht, da es ja deine Aufgabe ist, Schweigen anzubringen. Vergiß nicht des Apostels Wort, daß man im Spiegel des Worts sich selbst betrachten soll. Denn ein Weib, das sich viel spiegelt, wird eitel und in der Eitelkeit geschwätzig. Und ein Weib, das sich im Spiegel der Zeit spiegelt, wird laut und geräuschvoll. Ein Weib aber, das im Spiegel des Worts sich spiegelt, wird schweigsam. Und wird sie das, so ist es vielleicht der stärkste Ausdruck dafür, daß sie nicht eine vergeßliche Leserin oder Hörerin ist. Wer redselig wurde, nachdem er im Spiegel des Worts sich betrachtet hat, er zeigt damit vielleicht, daß er nicht vergessen hat — vielleicht; wenn er aber schweigsam wurde: das ist sicher. Du weißt ja: wer sich verliebte und redselig wurde — nun ja! aber schweigsam zu werden: das ist sicherer.

II.

Dieſe heiligen Worte ſtehen geſchrieben in der Apoſtelgeſchichte,

Kapitel 1, Vers 1—12.

Die erſte Rede habe ich zwar gethan, lieber Theophile, von allem dem, das Jeſus anfing, beides zu thun und zu lehren, bis an den Tag, da er aufgenommen ward, nachdem er den Apoſteln (welche er hatte erwählet) durch den heiligen Geiſt Befehl gethan hatte; welchen er ſich nach ſeinem Leiden lebendig erzeigt hatte durch mancherlei Erweiſungen, und ließ ſich ſehen unter ihnen 40 Tage lang, und redete mit ihnen vom Reiche Gottes. Und als er ſie verſammelt hatte, befahl er ihnen, daß ſie nicht von Jeruſalem wichen, ſondern warteten auf die Verheißung des Vaters, welche ihr habt gehöret (ſprach er) von mir. Denn Johannes hat mit Waſſer getauft; ihr aber ſollt mit dem heiligen Geiſt getauft werden, nicht lange nach dieſen Tagen. Die aber, die zuſammengekommen waren, fragten ihn, und ſprachen: Herr, wirſt du auf dieſe Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er ſprach aber zu ihnen: Es gebührt euch nicht zu wiſſen Zeit oder Stunde, welche der Vater ſeiner Macht vorbehalten hat; ſondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geiſtes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen ſein zu Jeruſalem, und in ganz Judäa und Samaria, und bis an das Ende der Erde. Und da er ſolches geſagt, ward er aufgehoben zuſehends, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als ſie ihm nachſahen, gen Himmel fahrend, da ſtanden bei ihnen zwei Männer in weißen Kleidern, welche auch ſagten: ihr Männer von Galiläa, was ſtehet ihr und ſehet gen Himmel?

Dieſer Jeſus, welcher von euch iſt aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn habt geſehen gen Himmel fahren.

Gebet.

Herr Jeſus Chriſtus, der du dein Schickſal vorauswußteſt und dich doch nicht zurückzogſt, der du dich alſo in Armut und Niedrigkeit gebären ließeſt, darauf in Armut und Niedrigkeit als ein Leidender der Welt Sünde trugeſt, bis du verhaßt, verlaſſen, verſpottet, verſpeit, endlich auch von Gott verlaſſen, dein Haupt im ſchmählichen Tode neigteſt: o, du erhobſt es doch wieder, du ewiger Siegesfürſt, der du zwar nicht über deine Feinde im Leben, im Tode aber ſogar über den Tod ſiegteſt; du erhobeſt für ewig ſiegreich wieder dein Haupt, du gen Himmel Gefahrener! Daß wir dir doch nachfolgen möchten!

Chriſtus iſt der Weg.

Chriſtus iſt der Weg. Das ſind ſeine eigenen Worte, ſo muß es wohl Wahrheit ſein.

Und dieſer Weg iſt ſchmal. Das ſind ſeine eigenen Worte, ſo muß es wohl Wahrheit ſein. Ja, wenn er es auch nicht geſagt hätte, es wäre doch Wahrheit. Hieran haſt du ein Beiſpiel, was „predigen“ im höchſten Sinne heißt. Denn ob Chriſtus auch nie geſagt hätte: „die Pforte iſt eng und der Weg iſt ſchmal, der zum Leben führt“, — ſieh nur auf ihn, und du ſiehſt ſofort: der Weg iſt ſchmal. Nur iſt es freilich eine ganz anders ſtätige und ganz anders eindringliche Verkündigung deſſen, daß der Weg ſchmal iſt, wenn ſein Leben Tag für Tag, von Stunde zu Stunde, von Augenblick zu Augenblick ausdrückt: „der Weg iſt ſchmal“, als wenn er etlichemal bloß verkündet hätte, der Weg ſei ſchmal, ohne daß ſein Leben es zum Ausdruck gebracht hätte. Du ſiehſt hier zugleich, daß es der denkbar größte Abſtand von der Verkündigung des wahren Chriſtentums iſt, wenn einer eine halbe Stunde lang das Chriſtliche verkündet, in ſeinem Leben aber von Tag zu Tag, jede Stunde am Tage und jeden Augenblick, das Gegenteil davon ausdrückt. Durch eine ſolche Verkündigung wird das Chriſtliche in ſein gerades Gegenteil verkehrt. Daher enthält jener alte Hymnus: „Großer Gott, wir loben dich,“ in ſeiner Aufzählung der verſchiedenen Verkündigungsformen des Worts auch nicht dieſe Art der Verkündigung, dieſe Er-

findung einer ſpäteren Zeit — „wo das Chriſtenthum vollkommen geſiegt hat.“ In dem Hymnus heißt es: „die Propheten loben dich“; ſie waren die erſten der Zeit nach. Dann: „die Apoſtel loben dich.“ Das iſt das Außerordentliche: Propheten und Apoſtel. Nun kommt eine ganze Schar, ein Gewimmel von Menſchen — und du und ich mit, kann ich mir denken; ja horch nur: „die teuren Märtyrer allzumal loben dich, Herr, mit großem Schall“. Und dann iſt es vorbei. Das iſt die wahre Verkündigung der Lehre, daß der Weg ſchmal iſt. Da ſpottet der Verkündiger nicht ſeiner ſelbſt, als wäre der Weg, den er ſelbſt geht, leicht, während er doch (vielleicht gerührt, überzeugend, vielleicht nicht ohne Thränen, — die ihm doch vielleicht auch leicht fallen!) verkündet, „der Weg“ ſei ſchmal — nämlich nicht der, den er geht. Nein, der wahre Prediger drückt durch ſein Leben die Lehre aus, daß der Weg ſchmal iſt. Es giebt bei ihm nur einen Weg, der, auf dem er geht, indem er verkündet, daß „der Weg“ ſchmal iſt. Es giebt da nicht zwei Wege: einen leichten, gebahnten, auf dem der Verkündiger geht, während er verkündet, „der Weg“ ſei ſchmal, nämlich der wahre Weg, der Weg, den er ſelbſt nicht geht; ſo daß alſo ſeine Verkündigung die Menſchen zur Nachfolge Chriſti auf dem ſchmalen Weg einladen würde, während ſein Leben (natürlich weit nachdrücklicher) ſie einlädt, ihm, dem Verkündiger, auf dem leichten, gebahnten Wege nachzufolgen. Iſt das Chriſtentum? Nein, chriſtlich ſoll Leben und Verkündigung eines und dasſelbe ausdrücken, dies eine: „der Weg“ iſt ſchmal.

Und dieſer Weg, der Chriſtus iſt, dieſer ſchmale Weg, er iſt in ſeinem Anfang ſchmal.

Er wird in Armut und Niedrigkeit geboren; faſt wäre man zu dem Gedanken verſucht, es ſei kein Menſch, der hier geboren wird: denn er wird in einem Stall geboren, in eine Windel gewickelt, in eine Krippe gelegt, was verwunderlich genug iſt, da ihm doch ſchon als Kind die Machthaber nach dem Leben ſtehen, ſo daß die armen Eltern mit ihm flüchten müſſen. Das iſt in Wahrheit ſogar ein abſonderlich ſchmaler Weg. Denn wenn man in Hoheit, z. B. als Thronerbe, geboren wird, ja, da kann es wohl ſein, daß man Gegenſtand für die Nachſtellungen der Mächtigen wird; aber in einem Stall geboren und in eine Windel gewickelt zu werden: das iſt Armut und Niedrigkeit, die ſchon drückend genug ſein kann — dann pflegt man aber auch den Nachſtellungen Mächtiger enthoben zu ſein.

Wie er aber ſchon durch ſeine Geburt nicht zur Hoheit beſtimmt ſchien, ſo blieb es auch weiter ſo ziemlich, wie es am Anfang war:

er lebt in Armut und Niedrigkeit, hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann.

Daran wäre wohl bereits eigentlich genug, um, menschlich geredet, von einem Wege sagen zu können, er sei schmal. Und doch ist das wohl noch das Leichteste an dem schmalen Wege.

Der Weg ist noch ganz anders schmal, und zwar gleich von Anfang an. Denn sein Leben ist gleich von Anfang an eine Versuchungsgeschichte. Nicht bloß ein einzelner Abschnitt seines Lebens, nicht nur die 40 Tage sind eine Versuchungsgeschichte; nein, sein Leben ist die Versuchungsgeschichte, wie es auch die Leidensgeschichte ist. Er ist versucht in jedem Augenblick seines Lebens, d. h. er steht fortwährend vor der Möglichkeit, seinen Beruf, seine Aufgabe eitel zu nehmen. In der Wüste ist der Satan der Versucher; sonst übernehmen andere die Rolle desselben: bald das Volk, bald die Jünger; vielleicht daß sich auch einmal, besonders im Anfang, die Mächtigen darin versucht haben, ihn zur Verweltlichung seines Berufs, seiner Aufgabe zu verlocken. Und wäre er ja auf die eine oder andere Weise etwas Großes in der Welt, König oder Herrscher geworden, dann wäre der einzige Wunsch seiner geliebten Jünger erfüllt worden, so daß ja die Rücksicht auf sie es ihm versuchlich nahe legen konnte, ein wenig nachzugeben, statt sie, menschlich geredet, so unglücklich als möglich zu machen. Wenn denn andere von Anfang an mit ungeheurer Anstrengung dafür kämpfen, um Könige, Herrscher zu werden: er mußte gleich von Anfang an unendlich mehr Anstrengungen aufbieten, um sich der Erwählung zum König und Herrscher zu erwehren. O schmaler Weg! Er ist ja schmal genug, wenn das Leiden unvermeidlich ist und kein Ausweg sich zeigt; wie viel schmaler aber, wenn in jedem Augenblick des Leidens (ach und jeder Augenblick war Leiden!) diese — schreckliche! — Möglichkeit da ist, ja fast sich aufdrängt, diese Möglichkeit, sich mehr als Linderung, nein, Sieg und was nur ein irdisches Herz begehren mag so leicht zu verschaffen! Schmaler Weg, den doch so mancher wahre Nachfolger zurücklegen mußte, wenn er bei ihm auch nicht so schmal war! Das allgemein Menschliche ist die Sehnsucht, für etwas Großes angesehen zu werden; und die allgemeine Falschmünzerei liegt darin, daß man sich für mehr ausgiebt, als man ist. Das religiöse Leiden beginnt anders. Durch das Verhältnis zu Gott fühlt sich der Berufene so mächtig, daß ihm jener eitle Hang, für mehr angesehen zu werden, nicht gerade zur Versuchung wird. Nein, aber im selben Augenblick durchbebt ihn eine Todesangst, da er

verſteht, daß die Art Begabung in der Regel der ſichere Untergang iſt. Und ſo iſt er verſucht, weniger von ſich ſelbſt zu ſagen, als der Wahrheit entſpricht. Dabei hätte er außer Gott niemand, niemand zum Mitwiſſer; und thut er das, ſo erwartet ihn Freude, Jubel und Herrlichkeit, denn dann ſiegt er. Er ſoll alſo gerade deſſen ſich erwehren, daß er ſiege. — Wahrlich ein ſchmaler Weg!

Der Weg iſt gleich von Anfang an ſchmal; denn er weiß gleich beim Beginn ſein Schickſal voraus. O ſchreckliches Gewicht des Leidens gleich von Anfang an! Mancher, mancher ging freudig, faſt jubelnd in den Kampf mit der Welt, weil getragen von der Hoffnung zu ſiegen. Es kam nicht ſo, die Sache nahm eine andere Wendung; aber noch in dem Augenblick ſeines ſcheinbar unvermeidlichen Untergangs lebte in ihm vielleicht doch ein menſchliches Hoffen, es könnte ſich noch zum Siege wenden, oder ein gottesfürchtiges Hoffen, es könnte ſich, wie alles bei Gott möglich iſt, noch alles zum Siege wenden. Chriſtus aber wußte von Anfang, was ihm bevorſtand; er wußte, daß es unvermeidlich ſei — er wollte es ja ſelbſt ſo, er ging ja ſelbſt freiwillig dem entgegen! Schreckliches Wiſſen gleich von Anfang! Wenn ihm das Volk bei Beginn ſeines Lebens entgegenjubelt — im ſelben Augenblick weiß er, was das bedeutet: daß eben dieſes Volk „kreuzige“ rufen wird. „Warum will er ſich dann mit dem Volke einlaſſen“? Vermeſſener, wagſt du ſo zu dem Heiland des Menſchengeſchlechts zu reden? Nun thut er wieder ein Werk der Liebe an dieſem Volk, wie ſein ganzes Leben ein fortgeſetztes Werk der Liebe war; er weiß aber im ſelben Augenblick, was das bedeutet: daß auch dieſe That ihn mit an's Kreuz bringen hilft. Hätte er hier in ſelbſtiſcher Rückſicht auf ſich das Werk der Liebe unterlaſſen, ſo wäre ſeine Kreuzigung vielleicht zweifelhaft geworden. „So hätte er doch die That unterlaſſen können!“ Vermeſſener, wagſt du ſo zum Heiland der Welt zu reden! O ſchmaler Weg! Schmaler Weg, den doch mancher wahre Nachfolger zurücklegen mußte, wenn er auch für ihn weniger ſchmal war! — Es iſt für ein menſchliches Herz ein freudiges Gefühl, der ihm verliehenen Kräfte bewußt zu werden. So tritt im Beginn ein Augenblick ein, da „der Berufene“ gleichſam ſeine Kräfte in der Hand wiegt, kindlich froh und dankbar für das ihm Vergönnte. Und gleich einem Kinde begehrt er vielleicht, wiewohl in aller Demut, noch mehr; und es wird ihm beſchieden. Und jetzt noch mehr: es wird ihm zugeſtanden. Er wird faſt ſelbſt überwältigt; er ſagt „nein, nun begehre ich nichts mehr.“ Aber es iſt, als

ſagte eine Stimme zu ihm: „o mein Freund, das iſt nur ein geringer Teil von dem, was dir vergönnt iſt.“ Da erbleicht er, der Berufene; faſt ſinkt er ohnmächtig zuſammen; er ſagt: „o mein Gott, ich verſtehe es; ſo iſt denn mein Schickſal bereits entſchieden, mein Leben dem Leiden geweiht, geopfert. Und das ſoll ich jetzt ſchon verſtehen können!“ Fürwahr, ein ſchmaler Weg!

Ja, der Weg iſt ſchmal gleich von Anfang an; denn er weiß gleich zu Anfang, daß es ſeine Arbeit iſt, ſich ſelbſt entgegenzuarbeiten. O, ſchmal kann ſchon der Weg ſein, wo dir doch verſtattet iſt, alle deine Kraft zu gebrauchen, um durchzudringen, ſo daß der Widerſtand alſo außer dir liegt. Sollſt du aber deine Kräfte aufbieten, um dir ſelbſt entgegenzuarbeiten, ſo ſcheint der Ausdruck: der Weg iſt „ſchmal“, unendlich zu ſchwach; er iſt ja vielmehr ungangbar, geſperrt, unmöglich, unſinnig.

Und doch iſt der Weg, von dem es gilt, daß Chriſtus der Weg iſt, gerade in dieſem Sinne ſchmal. Denn wenn er das Wahre, das Gute, das er will, nicht fahren läßt, vielmehr aus aller Macht dafür arbeitet, ſo arbeitet er ſich in den gewiſſen Untergang hinein. Und wenn er andererſeits die ganze Wahrheit zu raſch einſetzt, ſo kommt ſein Untergang zu früh. Er muß alſo, indem er ſich ſelbſt entgegenarbeitet, eine Zeitlang anſcheinend auf die Sinnestäuſchungen eingehen, um ſich den Untergang deſto gründlicher zu ſichern. Schmaler, ſchmaler Weg! Auf ihm gehen heißt eigentlich gleich zu Anfang ſterben. Daß einer allmächtig Allmachtskräfte in der Hand hält und dabei ein Menſch iſt, alſo im ſtande, alle menſchlichen Leiden durchzuleiden; daß er dann dieſe Allmachtskräfte dazu verwenden ſoll, ſich ſelbſt entgegenzuarbeiten, und daß er das gleich im Anfang weiß: wahrlich, gleich von Anfang an ein ſchmaler Weg!

Und dieſer Weg, welcher Chriſtus iſt, dieſer ſchmale Weg wird dann in ſeinem Fortgang ſchmaler und immer ſchmaler bis auf's Letzte, bis zum Tode.

Er wird ſchmaler, alſo, er wird nicht nach und nach leichter. Nein, ein Weg, der nach und nach leichter wird, iſt nicht der Weg „Chriſtus“. Auf ſo einem Wege geht vielmehr die menſchliche Klugheit und Verſtändigkeit. Der eine hat vielleicht mehr Klugheit, größeren Verſtand als der andere und iſt daher imſtande, zu wagen und länger auszuhalten; immer aber muß Verſtand und Klugheit nach längerer oder kürzerer Dauer der Leiden und Anſtrengungen auf einen leichteren Weg und ſchließlich noch auf den Sieg in

dieſem Leben rechnen können. Einen Weg, der bis zum Ende immer nur ſchmaler wird, einen ſolchen Weg geht die Klugheit und der Verſtand niemals; „das wäre ja Wahnſinn.“

Doch, ſei es nun Thorheit oder Klugheit — es bleibt dabei: der ſchmale Weg wird ſchmaler.

„Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete ſchon!“ Das iſt ein Seufzer, — der Weg iſt ſchmal. Ein Seufzer! Was iſt ein Seufzer? Ein Seufzer bedeutet, daß da drinnen etwas eingeſperrt iſt, das heraus will und doch nicht heraus kann oder darf, etwas, das Luft haben will. Da ſeufzt ein Menſch und macht ſich Luft, um nicht zu erſticken; er ringt nach Luft, um nicht umzukommen. „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; und was wollte ich lieber, denn es brennete ſchon!“ Wie ſoll ich dieſes Leiden beſchreiben? Ich will es verſuchen; doch laß mich gleich zum voraus den Verſuch wieder zurücknehmen und ſagen: er iſt nur ein ohnmächtiges Nichts, wenn er dies Leiden beſchreiben will. Denke dir ein Schiff, das du dir ja unendlich größer denken magſt, als man je eines in Wirklichkeit geſehen hat; denke dir, um doch etwas zu ſagen, es könne 100,000 Menſchen faſſen. Es iſt Kriegszeit, und es kommt zur Schlacht, — und der Kriegsplan fordert, daß man es in die Luft ſprengt. Denke dir den Befehlshaber, der dies Feuer anzünden ſoll. Und doch iſt das nur ein elendes, nichtsſagendes Bild. Denn was ſind 100,000 Menſchen gegen das ganze Geſchlecht? Und was iſt eine ſolche Exploſion, die die Opfer einträchtig in die Luft fliegen läßt, gegen das ſchreckliche Feuer, das Chriſtus anzünden ſollte, das Vater und Sohn, Sohn und Vater, Mutter und Tochter, Tochter und Mutter, Schwiegermutter und Schwiegertochter, Schwiegertochter und Schwiegermutter auseinanderſprengen und verfeinden ſollte — wobei es ſich zudem nicht bloß um Todesgefahr handelt, ſondern um den Verluſt der ewigen Seligkeit! „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete ſchon!“ Doch der Augenblick iſt noch nicht da, der ſchreckliche; es iſt nur der nicht minder ſchreckliche Augenblick vorher, wo man ſeufzt: ach, daß es ſchon geſchehen wäre!

„O du unglaubige Art, wie lange ſoll ich bei euch ſein, wie lange ſoll ich euch dulden!“ Das iſt ein Seufzer. Es iſt, wie wenn der Kranke — nicht auf dem Krankenlager, ſondern auf dem Sterbebette: denn es iſt keine leichte Krankheit, er iſt aufgegeben! — ſich ein wenig aufrichtet und ſeinen Kopf vom Kiſſen erhebend

fragt: wieviel Uhr ist es? Der Tod ist das Gewisse; die Frage ist nur: wie lange geht es noch? wieviel Uhr ist es? Allein der Augenblick, der schreckliche, ist noch nicht gekommen; es ist nur der nicht minder schreckliche Augenblick zuvor, da der Leidende seufzt: wie lange habe ich noch auszuhalten?

So ist er denn zum letztenmal mit seinen Aposteln bei dem Mahle versammelt, das er sehnsüchtig mit ihnen noch zu halten gewünscht hatte, ehe denn er stürbe. Wehrlos ist er wie immer. Wehrlos. Ja, denn er hätte sich doch auf Eine Art wehren können. Mit einer Milde, die wir Menschen bereits unendlich hätten bewundern müssen, hätte er zu Judas sagen können: „bleibe weg, komm nicht zu diesem Mahle; dein Anblick berührt mich schmerzlich!“ Oder konnte er durch einen der Apostel — ohne ihm doch zu sagen, was er von Judas wußte — diesem bedeuten lassen, er möge weg bleiben. Aber nein, sie sind alle versammelt. Da sagt er zu Judas: „was du thust, das thue bald!“ Das ist ein Seufzer. Nur bald! Selbst das Schrecklichste ist weniger schrecklich: nur bald! Ein Seufzer, der tief und langsam Atem holt. Nur bald! Das deutet auf einen, der eine ungeheure Aufgabe zu lösen hat; fast über seine Kräfte angestrengt, fühlt er doch für den nächsten Augenblick noch Kraft genug bei sich — „einen Augenblick länger, so bin ich vielleicht geschwächt, bin nicht mehr ich selbst“ — und darum: nur bald! was du thust, das thue bald!

Dann steht er auf vom Tische und geht hinaus in den Garten Gethsemane; da sinkt er hin: o wäre es bald geschehen! Er sinkt hin, als wäre er des Todes; ja war er eigentlich am Kreuze mehr ein Sterbender als in Gethsemane? War das Leiden am Kreuz ein Todeskampf, ach, dieser Kampf im Gebet, er ging auch um's Leben, war auch nicht ohne Blut, denn sein Schweiß fiel zur Erde wie Blutstropfen.

Dann steht er gestärkt wieder auf: Vater im Himmel, dein Wille geschehe!

Dann küßt er den Judas — hast du so was gehört? — dann wird er ergriffen, angeklagt, verurteilt! Es war ein Gerichtsverfahren in aller Form; es war menschliche Gerechtigkeit! Einem ganzen Volke hatte er wohlgethan; er hatte wahrlich nichts für sich gewollt, jeder Tag seines Lebens und jeder Gedanke war dem Volke geopfert. Dieses Volk ruft: „kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ Dann war da ein Landpfleger, der sich vor dem Kaiser fürchtete, ein gebildeter Mann, der darum nicht umhin konnte, seine Hände vor dem Volk zu waschen

— und dann wurde er verurteilt! O menſchliche Gerechtigkeit! Ja, bei ſtillem Wetter, wo alles ſeinen ruhigen Gang geht, da gilt ſo ein klein wenig Gerechtigkeit! O menſchliche Bildung, was unterſcheidet dich eigentlich wohl von der Unbildung, von der Roheit der Menge, die dir der größte Greuel iſt? Daß du daſſelbe thuſt wie ſie, nur mit Wahrung der Form, nicht mit ungewaſchenen Händen. O menſchliche Bildung!

Dann wird er an's Kreuz geſchlagen — und dann nur noch ein Seufzer, noch der tiefſte, der entſetzlichſte: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ Dieſe Demütigung iſt das Aeußerſte des Leidens. Du wirſt bei ſeinen Nachfolgern im ſtrengeren Sinn, den Blutzeugen, ſchwache Anklänge hieran finden. Sie haben ſich auf Gott und auf Gottes Beiſtand berufen; von allen verlaſſen haben ſie — ja, was Wunder wohl! — durch Gottes Beiſtand ſich ſtark gefühlt. Da kommt zuletzt ein Augenblick, und der Seufzer lautet: „Gott hat mich verlaſſen!“ „Alſo, ihr, meine Feinde, ihr bekamet Recht, ihr könnt nun jubeln; alles, was ich ſagte, war nicht wahr, eine Einbildung; nun zeigt es ſich: Gott iſt nicht mit mir, er hat mich verlaſſen.“ O mein Gott! Und nun er, er hatte geſagt, er ſei der Eingeborne des Vaters, eins mit dem Vater. Eins mit dem Vater! Sind ſie aber eins, wie kann dann der Vater ihn einen Augenblick verlaſſen? Und doch ſagt er: „mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ So war es alſo nicht Wahrheit, daß er eins mit dem Vater war! O Uebermaß übermenſchlichen Leidens! Ein menſchliches Herz wäre ein wenig früher gebrochen; nur der Gottmenſch muß das Aeußerſte ganz durch- und auskoſten. — Dann ſtirbt er.

Mein Zuhörer! denke nun daran, was wir zu Anfang ſagten: dieſer Weg iſt ſchmal! — Iſt er es nicht?

Doch wir gehen weiter: und Chriſtus iſt der Weg. Chriſtus iſt der Weg: er ſteigt auf den Berg, eine Wolke nimmt ihn vor den Augen der Jünger weg; er fuhr auf gen Himmel — und er iſt der Weg!

Vielleicht ſagſt du: „Ja, und davon ſollte heute die Rede ſein, nicht von dem, wovon deine Rede handelt, faſt als hätten wir Karfreitag.“ O mein Freund, gehörſt du zu denen, die genau mit dem Glockenſchlag und Datum in eine beſtimmte Stimmung kommen können? Oder nimmſt du an, daß wir nach der Meinung des Chriſtentums ſo ſein ſollen? Sollten wir nicht vielmehr ſoviel als möglich die auseinanderliegenden Momente des Chriſtlichen zuſam-

menſtellen? Eben an Chriſti Himmelfahrt ſoll daran erinnert werden, daß er der ſchmale Weg iſt; denn ſonſt könnten wir die Himmelfahrt leicht eitel nehmen. Vergiß es nicht: der Weg war ſchmal bis zuletzt; der Tod tritt dazwiſchen — dann folgt die Himmelfahrt. Nicht mitten auf dem Wege, nicht einmal am Ende des Weges fuhr er gen Himmel; denn der Weg endet am Kreuz und im Grabe. Die Himmelfahrt iſt keine unmittelbare Fortſetzung des Vorangehenden; gewiß nicht! Auch führt ein ſchmaler Weg, der aber noch im Verlauf dieſes Lebens leichter und leichter wird, nie ſo hoch empor; ſelbſt wenn er zum Höchſten, zum Siege führt, wird er doch nie zu einer Himmelfahrt. Aber jeder Lebende iſt, wenn er überhaupt auf dem rechten Weg und nicht auf einem Abwege iſt, er iſt auf dem ſchmalen Wege.

Es ſoll darum gewiß von der Himmelfahrt und davon, daß Chriſtus in ihr der Weg iſt, geredet werden. Was aber die Himmelfahrt betrifft, ſo iſt in ihr leicht durchzukommen — wenn wir nur ſoweit gelangen. Und ſie erreichen wir am allerwenigſten durch den bloßen Gedanken an die Himmelfahrt, ob du dich durch ihn auch erheben läſſeſt.

Er fuhr gen Himmel: ſo hat nie jemand geſiegt! Eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg: ſo iſt nie ein Triumphator von der Erde erhoben worden! Sie ſahen ihn nicht mehr: ſo wurde der Triumph ſonſt nie für jemand das letzte Ende! Er ſitzt zur Rechten der Kraft — der Triumph hat alſo nicht mit der Himmelfahrt ſein Ende? O nein, dieſe iſt nur ſein Anfang: ſo hat nie jemand triumphiert! Er kommt wieder mit den Heerſcharen der Engel — der Triumph hat alſo auch mit dem Sitzen zur Rechten der Kraft noch nicht ſein Ende? Nein, das war nur das Ende des Anfangs: o ewiger Siegesfürſt!

* * *

Mein Zuhörer, welchen Weg im Leben gehſt du? Vergiß nicht, was ich zu mir ſelbſt ſage, daß nicht von jedem ſchmalen Weg gilt, daß der Weg Chriſtus iſt, oder daß er zum Himmel führt.

Es koſtet nach dem Ausſpruch eines Frommen einen Menſchen ebenſoviel oder noch mehr Mühe, zur Hölle zu fahren, als in den Himmel zu kommen. Ein ſchmaler Weg iſt alſo auch der Weg des Verderbens; der Weg aber iſt nicht Chriſtus, wie er auch nicht zum Himmel führt. Es giebt auf dieſem Wege Unruhe, Angſt und

Qual genug; insofern ist der Weg wahrlich schmal, der Weg zum Verderben, der Weg, der zum Unterschied von den andern genannten Wegen (dem im Anfang schmalen Weg, der fortwährend leichter wird, und dem schmalen Weg, der immer noch schmaler wird) daran kenntlich ist, daß er im Anfang scheinbar so leicht ist, aber immer schrecklicher und schrecklicher wird. Denn es geht so leicht, in den Tanz der Lust einzutreten; wenn aber im weiteren Verlauf die Lust wider seinen Willen mit dem Menschen tanzt: das ist ein schwerer Tanz. Und es ist so leicht, den Leidenschaften die Zügel zu lassen — kühne Fahrt! kaum kann das Auge noch folgen! — bis dann die Leidenschaften die Zügel ergreifen, die ihnen überlassen wurden, und in noch kühnerer Fahrt — der Mensch selbst wagt kaum zu sehen, wohin es mit ihm geht! — ihn mit sich fortreißen. Und es ist so leicht, einen sündigen Gedanken sich ins Herz einschleichen zu lassen — kein Verführer war je so geschmeidig, wie ein sündlicher Gedanke dies ist! Es ist so leicht und gar nicht wie sonst, daß der Anfang teuer kommt. O nein, er kostet gar nichts; es bezahlt im Gegenteil der sündliche Gedanke einen hohen Preis für den Eintritt: er kostet also wirklich nichts — bis zum Schluß, wo du diesen Anfang, der gar nichts kostete, teuer bezahlen mußt. Denn ist der sündliche Gedanke einmal eingedrungen, so macht er sich schrecklich bezahlt. Als Schmeichlerin findet die Sünde am öftesten ihren Eingang in den Menschen; doch ist dieser dann der Sünde Knecht geworden, so ist das die schrecklichste Knechtschaft — ein schmaler, ein ungeheuer schmaler Weg zum Verderben.

Ferner. Es giebt auch noch andere schmale Wege, von denen gleichwohl nicht gilt, daß der Weg Christus ist oder daß sie zum Himmel führen. Es giebt menschliche Leiden genug, nur zu viele, Krankheit, Armut und Verkennung — wer kann sie alle nennen? Jeder, der so einen Weg geht, hat ja auch einen schmalen Weg. Wir wollen nun wahrlich nicht in hochfahrendem Tone reden, als wären diese Leiden für nichts zu achten; aber, mein Freund, du weißt ja selbst, was Christentum ist, und ich will dich nur daran erinnern. Was den christlichen schmalen Weg von dem allgemein menschlichen schmalen Wege unterscheidet, das ist die Freiwilligkeit. Christus war nicht einer, der irdischen Gütern nachtrachtete, aber mit der Armut sich begnügen mußte; nein, er wählte die Armut. Er war nicht einer, der menschliche Ehre und Ansehen suchte, aber mit einem Leben in Niedrigkeit sich begnügen oder vielleicht Verkennung und Verleumdung sich gefallen lassen mußte; nein, er

wählte die Erniedrigung. Das ist im strengsten Sinn der schmale Weg. Die allgemein menschlichen Leiden sind nicht im strengsten Sinn der schmale Weg, so gewiß sie auch schon den Weg wahrlich schmal genug machen können, und obgleich du auch streben kannst, auf diesem, durch menschliche Leiden schmalen Wege christlich zu gehen. Er führt, wenn du christlich auf ihm gehst, doch dem Himmel zu, in den er einging, der gen Himmel Gefahrene.

Doch es ist wahr, man hat ja die Himmelfahrt bezweifelt.

Ja, wer hat gezweifelt? Wohl einer von denen, deren Leben den Stempel der „Nachfolge" trug? Oder einer von denen, die alles verließen, um Christus nachzufolgen? Einer von denen, die (ist die Nachfolge da, so giebt sich das von selbst) durch die Verfolgung gezeichnet wurden? Nein, von diesen keiner. Der Zweifel kam anderswoher. Man schaffte die „Nachfolge" ab und machte damit die Verfolgung unmöglich; und weil dies in der uns Menschen geläufigen Schelmensprache natürlich nicht wie eine Anklage gegen des Jahrhunderts Verirrung und Rückschritt im Christentum lauten durfte, sondern zur Lobrede über eines erleuchteten Jahrhunderts unvergleichlichen Fortschritt in der Toleranz werden mußte, so feilschte man am Christentum, bis es fast zu nichts wurde, ein Christ zu sein, und es also auch nichts mehr zu verfolgen gab. Was Wunder wenn nun im Nichtsthun und in der Selbstgefälligkeit allerlei Zweifel aufkamen? Und der Zweifel wurde wichtig; wer zweifelt daran? Und mit diesem Zweifeln wurde man sich selbst wichtig; wie man seinerzeit (was wir wahrlich nicht billigen, aber doch besser verstehen können) sich selbst dadurch wichtig wurde, daß man alle seine Habe den Armen gab, so wurde man sich jetzt durch das Zweifeln wichtig und setzte so, vermutlich an die Stelle der fromm verabscheuten falschen Verdienstlichkeit des Mittelalters das wahre „Verdienst." Und während man an allem zweifelte, war doch dies eine zweifellos, daß man durch diesen „Zweifel an allem" sich eine nichts weniger als zweifelhafte, eine äußerst feste Stellung in der Gesellschaft nebst viel Ehre und Ansehen unter den Menschen sicherte.

Also einige zweifelten. So fanden sich aber wieder einige, die den Zweifel mit Gründen zu widerlegen suchten. Eigentlich hängt die Sache doch wohl so zusammen: das Erste war, daß man Gründe suchte, um das Christliche zu beweisen, oder durch Gründe die Menschen in ein Verhältnis zum Christlichen bringen wollte. Und diese Gründe, erzeugten den Zweifel aus sich, und der Zweifel wurde der stärkere Teil. Der Beweis für das Christliche liegt nämlich eigentlich in

der „Nachfolge“. Die nahm man weg. Dann fühlte man ein Bedürfnis nach Gründen; diese Gründe, oder daß man Gründe hatte, ist aber bereits eine Art Zweifel — und so kam der Zweifel empor und lebte von den Gründen. Man merkte nicht, daß man mit der Mehrung der Gründe nur den Zweifel nährte und stärkte, daß man den Zweifel so wenig mit Gründen töten konnte, als man ein gefräßiges Ungeheuer durch Darbietung seiner liebsten, leckersten Speise los wird. Nein, wenn man den Zweifel wirklich töten will, so darf man ihm keine Gründe darbieten, sondern muß, wie Luther es macht, ihm gebieten, das Maul zu halten, und darum selbst reinen Mund halten und nicht mit Gründen kommen.

Die hingegen, deren Leben durch die Nachfolge gekennzeichnet ist, sie haben nicht an der Himmelfahrt gezweifelt. Und warum nicht? Erstens weil ihr Leben zu angestrengt war und zu sehr in täglicher Aufopferung verlief, als daß sie müßig hätten sitzen können, um mit Gründen und Zweifeln, mit „gerade oder ungerade“ zu spielen. Die Himmelfahrt stand ihnen fest; aber in der Arbeit ihres Lebens und auf dem schmalen Wege, den sie wandelten, kamen sie vielleicht sogar seltener dazu, an sie zu denken oder sich bei ihr zu verweilen. Es ist wie bei einem Kriegsmann, der eine prächtige Rüstung besitzt; er weiß gut, daß er sie hat, sieht sie aber fast nie an; denn sein ganzes Leben geht auf in täglichem Kämpfen und Wagen, und darum trägt er eine Werktagskleidung, in der er sich recht gut rühren kann. Sieh, so waren die, deren Leben durch die Nachfolge gezeichnet war, überzeugt, daß ihr Herr und Meister gen Himmel gefahren sei. Und darin wurden sie wieder durch die Nachfolge bestärkt. Alle diese täglichen qualvollen Leiden, die sie zu ertragen hatten; alle diese Opfer, die sie bringen mußten; all der Widerstand der Menschen, der Hohn und Spott, der Schimpf und die blutige Grausamkeit: das alles drängt den Nachfolger mit Gewalt hin auf die Himmelfahrt. Wie die Himmelfahrt die Naturgesetze sprengt — das ist ja der Einwand des Zweifels — oder wider sie streitet, so sprengt das dringende Bedürfnis der Nachfolger die bloß menschlichen Trostgründe (wie könnten sie auch den trösten, der für Wohlthun leiden muß?), drängt sie hin auf einen andern Trost, dringt auf die Himmelfahrt ihres Herrn und Meisters, und dringt so glaubig zur Himmelfahrt hindurch. So ist es immer mit einem Drang im Menschen; Speise geht aus von dem Fresser; wo der Drang ist, da schafft er sich gleichsam selbst, was er braucht. Und die Nachfolger, wahrlich, sie bedurften seiner Himmelfahrt, um

ihr Leben, wie sie es führten, auszuhalten, — nun darum ist sie [ihnen] auch gewiß. Wer aber müßig gute Tage hinbringt oder geschäftig von Morgen bis Abend im Umtrieb ist, um der Wahrheit willen aber niemals etwas erlitten hat, der hat eigentlich dieses dringende Bedürfnis nicht; es ist mehr nur etwas, das er sich einbildet oder um Geld sich einbilden läßt. Er beschäftigt sich mit dieser Himmelfahrt mehr wie mit einem Kuriosum. Und da zweifelt er. Natürlich, er braucht sie auch nicht. Oder er macht einige Gründe dafür ausfindig; oder ist ein anderer so gut und überläßt ihm drei Gründe, die dafür sprechen. Nun ja, sein Drang ist ja auch nicht sonderlich groß.

Und nun, mein Zuhörer, was thust du? Zweifelst du an der Himmelfahrt? Wenn das, so mach 's wie ich, sage zu dir selbst: „Von solchem Zweifel macht man kein Aufhebens; ich weiß wohl, woher er kommt, und woher es kommt, davon nämlich, daß ich mich in der Nachfolge geschont habe, daß mein Leben in dieser Hinsicht nicht angestrengt genug ist, daß ich zu gute Tage habe, mir selbst die Gefahren erspare, die mit dem Zeugnis für Wahrheit und gegen Unwahrheit verbunden sind.“ Mach's du nur so! Vor allem aber werde dir mit dem Zweifel nicht selbst wichtig. Es ist (ich versichere dich!) auch kein Grund vorhanden, da alles derartige Zweifeln eigentlich nur eine Selbstanklage ist. Nein, mache dir selbst und Gott dieses Bekenntnis, und du wirst sehen, eins von beiden wird geschehen: entweder wirst du genöthigt, dich in der „Nachfolge“ weiter hinauszuwagen — und dann kommt die Gewißheit über die Himmelfahrt zugleich; oder demütigst du dich, daß du dich selbst geschont hast, daß du ein Altweiberpfarrer geworden bist, — und dann wirst du dir wenigstens keinen Zweifel gestatten, sondern demütig sagen: „will mich Gott in Gnaden als ein Kind behandeln, das fast ganz von den Leiden der „Nachfolge“ verschont wird, so will ich wenigstens kein unartiges Kind sein, das auch noch an der Himmelfahrt zweifelt.“ O, wenn du bewundert, umschmeichelt, angesehen, im Ueberfluß lebst, so kommst du in Versuchung, so manches Wort zu sagen und an manchem teilzunehmen, das du vielleicht lieber unterlassen solltest und für das du — ja nicht zu vergessen! — doch Rechenschaft geben mußt, und zugleich kommt dir die Himmelfahrt so leicht aus dem Sinne; ja, wenn du einmal darüber nachdenkst, kommen dir vielleicht gar Zweifel und du sagst: „eine Himmelfahrt, die streitet ja mit allen Naturgesetzen, gegen den Geist — (d. h. doch wohl nur gegen den Naturgeist!) — in der Natur.“

Wenn du aber um einer guten — wohlgemerkt, nur um einer guten Sache willen! — verlaſſen, verfolgt, verſpottet, in Armut lebſt und ſo deine Lage gegen alle bloß menſchlichen Begriffe ſtreitet: daß du zu leiden bekommſt, weil du wohlthuſt, weil du recht haſt, weil du liebreich biſt: — dann ſollſt du ſehen, daß du an ſeiner Himmelfahrt nicht zweifelſt; denn du brauchſt ſie. Und es braucht nicht einmal ſoviel, um dem Zweifel zu wehren; denn wenn du dich wenigſtens vor Gott demütigſt, daß dein Leben nicht gezeichnet iſt als das eines „Nachfolgers“ im ſtrengeren Sinn; wenn du dich darunter demütigſt, ſo getrauſt du dir nicht zu zweifeln. Wie ſollteſt du darauf verfallen, dich mit einem Zweifel zu melden, wenn dir der Beſcheid werden müßte: „Geh' erſt hin und werde ein Nachfolger im ſtrengeren Sinne; nur ein ſolcher hat mitzuſprechen — und von ihnen hat keiner gezweifelt.“

III.

Diese heiligen Worte stehen geschrieben in der Apostelgeschichte,

Kapitel 2, Vers 1—11.

Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig bei einander. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes, und erfüllete das ganze Haus, da sie saßen. Und man sah an ihnen die Zungen zerteilet, als wären sie feurig, und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen. Und wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an, zu predigen mit neuen Zungen, je nachdem ihnen der Geist gab, auszusprechen. Es waren aber Juden da zu Jerusalem wohnend, die waren gottesfürchtige Männer, aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. Da nun diese Stimme geschah, kam die Menge zusammen und wurden bestürzt; denn es hörte ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten. Sie entsetzten sich aber alle, verwunderten sich und sprachen unter einander: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind? Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Kappadozien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Aegypten und an den Enden der Lybien bei Cyrene und Ausländer von Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber; wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden.

Gebet.

Du heiliger Geiſt, der du lebendig machſt, ſegne du auch dieſe unſere Verſammlung, den Redenden, den Hörenden: friſch vom Herzen ſoll es mit deinem Beiſtand kommen, — laſſe du es auch zu Herzen gehen!

Andächtiger Zuhörer! Wenn du auf unſere Redeweiſe achteſt — nicht auf jene, die an Feſttagen in unſern Kirchen Brauch iſt, ſondern auf die Rede, wie ſie an Werktagen, übrigens auch Sonntags außerhalb der Kirche, geführt wird: ſo wirſt du kaum jemanden finden, der z. B. nicht an den „Geiſt der Zeit“ glaubte. Selbſt wer, beglückt in ſeiner Mittelmäßigkeit, auf das Höhere verzichtet hat; ja ſelbſt wer längſt im Banne erbärmlicher Rückſichten oder im verächtlichen Dienſt ſchlechter Gewinnſucht gefangen iſt: auch er glaubt, und zwar ſteif und feſt, an den Zeitgeiſt. Nun freilich, etwas Hohes iſt es gerade nicht, woran er glaubt. Der Geiſt der Zeit ſteht doch wohl nicht höher als die Zeit ſelbſt; er hält ſich zur Erde, ſo daß er als Geiſt am beſten ſich mit den Sumpfnebeln vergleichen ließe: aber es glaubt einer doch an Geiſt. Oder glaubt er an den „Weltgeiſt“, dieſen ſtarken Geiſt, — ja, ſtark im Verlocken; dieſen kräftigen Geiſt, — ja kräftig durch Irrtümer; dieſen ſinnreichen Geiſt, — ja, ſinnreich im Betrügen; dieſen Geiſt, den das Chriſtentum einen böſen nennt: — ſo daß es inſofern nichts ſo ſehr Hohes iſt, woran einer in dieſem Geiſt glaubt; aber er glaubt doch an Geiſt. Oder glaubt er an den „Menſchengeiſt“: nicht an den Geiſt im Einzelnen, ſondern an den Geiſt des ganzen Geſchlechts, dieſen Geiſt, der, wenn er gottverlaſſen iſt, weil er Gott verlaſſen hat, nach der Lehre des Chriſtentums wieder ein böſer Geiſt iſt: — ſo daß es inſofern nichts ſo ſehr Hohes iſt, woran einer in dieſem Geiſt glaubt; aber er glaubt doch an Geiſt.

Sobald hingegen von einem heiligen Geiſt, vom Glauben an einen heiligen Geiſt die Rede iſt: wie viele, meinſt du, glauben an ihn? Oder wenn die Rede auf einen böſen Geiſt kommt, dem man entſagen ſolle: wie viele, meinſt du, glauben ſo was?

Woher mag das kommen? Sieht vielleicht die Sache zu ernſt aus, wenn es einen heiligen Geiſt giebt? Denn vom Zeitgeiſt und Weltgeiſt und dergl. kann ich reden, auch daran glauben, ohne daß ich mir gerade etwas Beſtimmtes dabei denken muß. Das iſt ſo eine Art Geiſt; ich bin aber, wenn ich ihn nenne, durch das, was

ich sage, durchaus nicht gebunden, und an sein Wort nicht gebunden zu sein, ist gar viel wert. Wie oft hört man nicht: „ich sage das und das, will aber durch mein Wort nicht gebunden sein!“ Aber von einem heiligen Geist und vom Glauben an einen heiligen Geist kann man nicht reden, ohne, durch sein Wort gebunden, sofort an diesen heiligen Geist sich binden und dem bösen Geist absagen zu müssen — und das ist zu ernst. Daß es einen heiligen Geist giebt — welcher Ernst! — und daß es zur Sicherung des Ernstes einen bösen Geist giebt — wie ernsthaft! Einen bösen Geist! Ja, wer an den Zeitgeist, den Weltgeist glaubt, er glaubt ja freilich nach der Meinung des Christentums an einen bösen Geist; er aber meint das nicht, und insofern glaubt er nicht, daß es einen bösen Geist gebe. Für ihn besteht dieser Gegensatz von gut und böse im tieferen Sinne eigentlich gar nicht. Lose, wie er selbst ist, oder der Auflösung verfallen, in seinem Glauben zweifelhaft, unstät in allen seinen Wegen und vor jedem Lüftchen der Zeit sich beugend, derselben Art ist auch der Gegenstand seines Glaubens: das Luftige, der Geist der Zeit. Oder, wie er selbst in all seinem Dichten und Trachten verweltlicht ist, so ist der Gegenstand seines Glaubens dem entsprechend: der Geist der Welt.

Das Christentum aber fordert, man solle einem bösen Geist entsagen, lehrt einen heiligen Geist. Und heute ist das Fest des heiligen Geistes in der Kirche, das Pfingstfest, zur Erinnerung an den Tag, da der Geist zum erstenmal über die Apostel ausgegossen wurde. Von diesem heiligen Geiste soll daher heute geredet werden, was wir denn nun thun wollen, indem wir über das Wort reden:

Der Geist ist es, der lebendig macht.

M. Z. Zu nichts ist der Mensch im Umgang mit dem Christentum von Natur mehr geneigt, als dazu, daß er es eitel nehme. Es giebt auch nichts am Christlichen, nicht eine einzige christliche Bestimmung, die nicht durch eine kleine Abänderung, durch Wegnahme einer näheren Zwischenbestimmung sofort etwas ganz anderes würde, etwas, das in des Menschen Herz aufgekommen sein könnte; — und dann ist sie in etwas Eitles umgesetzt. Andererseits aber hat sich das Christentum auch gegen nichts mit größerer Nüchternheit und Eifersucht sicher gestellt, als gegen jeden Versuch, es eitel zu nehmen. Es giebt keine, keine christliche Bestimmung, bei der das Christentum nicht zuerst die Zwischenbestimmung des Todes anbringen würde, daß man erst absterben müsse — damit das Christentum gewiß

dagegen gesichert sei, eitel genommen zu werden. Man sagt: „das Christentum ist der milde Trost, ist diese Lehre von den milden Trostgründen.“ Ganz unleugbar ist es das! — wenn du nämlich erst sterben, absterben willst; und so milde ist das gerade nicht! Man stellt Christus dar und sagt: „höret auf seine Stimme, wie mild einladend er alle, alle Leidenden zu sich ruft, wie er ihnen verheißt, er werde ihnen Ruhe geben für ihre Seele.“ Ja wahrlich, so ist es; Gott verhüte, daß ich etwas anderes sage: aber doch, doch, ehe diese Ruhe für die Seele dir zuteil wird und damit sie dir beschieden werden kann, mußt du erst (das sagte der Einladende auch, das drückte sein ganzes Leben hienieden auf Erden täglich und stündlich aus), du mußt erst absterben: und ist das nun so einladend?

So auch mit diesem christlichen Satz, daß der Geist es ist, der lebendig macht. An welchem Gefühl hängt wohl ein Mensch fester als am Lebensgefühl? Was begehrt er stärker und heftiger, als recht das Leben in sich zu fühlen? Vor was schaudert er mehr zurück als vor dem Sterben? Hier wird ja aber ein lebendig machender Geist verkündet. So greifen wir doch zu! Wer wird sich bedenken? Bring uns Leben, mehr Leben, daß das Lebensgefühl in mir schwelle, als wäre alles Leben in meiner Brust gesammelt!

Sollte aber das wohl Christentum sein, dieser schreckliche Wahn? Nein, nein! Die Belebung durch den Geist ist nicht eine *unmittelbare* Erhöhung des natürlichen Lebens in einem Menschen in *unmittelbarer* Fortsetzung dieses Lebens und *unmittelbarem* Zusammenhang mit ihm, — o Gotteslästerung! Wie schrecklich, das Christentum so eitel zu nehmen! Nein, sie ist ein neues Leben. Ein neues Leben, ja, und das ist nicht nur eine Redensart, wie wir sie etwa bei dem und dem brauchen, so oft etwas Neues sich in uns zu regen beginnt. Ein neues Leben ist sie, buchstäblich ein neues Leben, — denn wohlgemerkt, es geht zuvor durch den Tod, durch das Absterben hindurch; und ein Leben jenseits des Todes, ja, das ist ein neues Leben.

Der Tod tritt dazwischen: das ist die Lehre des Christentums. Du sollst absterben; eben der lebendig machende Geist ist's, der dich tötet. Das ist die erste Aeußerung des lebendigmachenden Geistes, daß er dich in den Tod schickt, dich zu sterben nötigt — damit du ja das Christentum nicht eitelnehmest. „Ein lebendigmachender Geist“: das ist die Einladung; wer sollte da nicht gerne zugreifen? Aber zuerst sterben: das stößt zurück!

Der Geiſt iſt's, der lebendig macht. Ja, der lebendig macht — durch den Tod hindurch. Denn wie es in einem alten Liede zum Troſt über den Verluſt der Verſtorbenen heißt: „Mit dem Tod beginnt für uns das Leben“: ſo gilt es, geiſtlich verſtanden, daß der lebendigmachende Geiſt im Tode ſich mitzuteilen beginnt. Denke an unſer heutiges Feſt. Es war ja der lebendigmachende Geiſt, der heute über die Apoſtel ausgegoſſen wurde, — und es war wahrlich auch ein lebendig machender Geiſt: das bewies ihr Leben und ihr Sterben; das bezeugt die Geſchichte der Kirche, die eben der Mitteilung des lebendigmachenden Geiſtes an die Apoſtel ihre Entſtehung verdankt. Was für ein Zuſtand war es aber doch, worin ſie ſich vorher befanden? O, wer hat es ſo wie die Apoſtel lernen müſſen, was es heißt, der Welt und ſich ſelbſt abzuſterben? Denn wer hat ſo große Erwartungen gehegt, wie ſie, die Apoſtel eine zeitlang in gewiſſem Sinne wohl hegen durften? Und wer iſt in ſeinen Erwartungen je ſo getäuſcht worden? Ganz wahr, es kam ein Oſtermorgen, und Chriſtus erſtand aus dem Grabe, und dann kam die Himmelfahrt — aber was nun? Ja, er war nun in die Herrlichkeit aufgenommen — aber was nun? O, glaubſt du, daß irgend jemand in bloß menſchlicher, aber in der kühnſten menſchlichen Hoffnung nur entfernt an die Aufgabe denken konnte, die den Apoſteln geſtellt war? Nein, hier muß jede bloß menſchliche Hoffnung verzweifeln. Da kam der Geiſt, der lebendig macht — die Apoſtel waren ja auch tot, jeder bloß irdiſchen Hoffnung, jedem bloß menſchlichen Vertrauen auf eigene Kräfte und menſchlichen Beiſtand abgeſtorben.

Erſt alſo der Tod; erſt mußt du jeder bloß irdiſchen Hoffnung, jedem nur menſchlichen Vertrauen abſterben, deinem natürlichen ſelbſtiſchen Weſen oder der Welt abſterben. (Denn nur durch deine Selbſtliebe hat die Welt Macht über dich; biſt du deiner Selbſtliebe abgeſtorben, ſo biſt du auch der Welt abgeſtorben.) Natürlich aber hängt ein Menſch an nichts ſo feſt — mit ſeinem ganzen Selbſt! — wie an ſeinem natürlichen Selbſt! O, die Trennung von Leib und Seele in der Todesſtunde iſt nicht ſo ſchmerzlich wie das, daß du bei lebendigem Leibe von deiner Seele dich ſcheiden mußt! Und kein Menſch hängt ſo feſt an dieſem ſinnlichen Leben, wie des Menſchen Selbſtheit an ſeiner Selbſtheit hängt. Ich will ein Beiſpiel vorführen, das ich jenen alten Erzählungen nachbilde von den Prüfungen, welche ein Menſch in älteren Zeiten durch innere Leiden durchgemacht

hat und welche unſeren unverſuchten, klugen Zeiten für eine Fabel gelten und höchſtens einigen dichteriſchen Wert beanſpruchen können; — ich will ein Beiſpiel vorführen und wähle dazu die Geſchichte einer Liebe; denn von der Liebe reden wir Menſchen, mit ihr beſchäftigen wir uns ſo viel, und in der Liebe äußert ſich das Selbſt des Menſchen beſonders ſtark und tief. Alſo denke dir einen Liebenden. Er ſah ſie, und indem er ſie ſah, liebte er ſie; und ſie wurde ſeiner Augen Luſt und ſeines Herzens Wunſch! Und er warb um ſie — ſie war ſeiner Augen Luſt und ſeines Herzens Wunſch! Und er gewann ſie, ſie war ſein eigen — ſeiner Augen Luſt und ſeines Herzens Wunſch. Da erging (wie es in jenen alten Erzählungen heißt) der Befehl an ihn: „gieb ſie her!“ — ach, und ſie war ſeiner Augen Luſt und ſeines Herzens Wunſch! Mein Zuhörer, achten wir hier darauf, daß wir recht deutlich ſehen, wie tief hinein es dringen muß, wenn wirklich das natürliche Selbſt ertötet werden ſoll. Denn in ſeiner Not rief er: „Nein, ich laſſe ſie nicht, und ich kann ſie nicht laſſen; ach, habe Mitleid mit mir; darf ich ſie nicht behalten, nun ſo töte mich, oder laß ſie mir doch wenigſtens genommen werden!“ Du verſtehſt ihn wohl: ſein Selbſt wäre ſchon tief genug verwundet, wenn ihm die Geliebte wäre entriſſen worden; er fühlte es aber ganz richtig als eine noch tiefere Verwundung ſeines Selbſt, wenn ihm zugemutet wird, ſelbſt ſich derſelben zu berauben. Mein Zuhörer, gehen wir weiter, um das Leiden noch tiefer einwärts zu verfolgen, wenn das Selbſt noch tiefer ertötet werden ſoll. Wir wollen nun „ſie“ auch hereinziehen. Alſo ſie, die er liebte, die er gewann, die er ſein eigen nannte, ſeiner Augen Luſt, ſeines Herzens Wunſch; ſie, die er nun (ach, ſeiner Augen Luſt, ach, ſeines Herzens Wunſch!) hergeben ſoll; ſie — nehmen wir das an, um den Schmerz des Abſterbens noch ſtärker zu beleuchten — ſie iſt derſelben Meinung wie er: es wäre grauſam, ſie zu ſcheiden — und er, er ſoll das thun! Er ſoll ſie laſſen, die ihm ja niemand zu entreißen gedenkt; und das macht es ihm doppelt ſchwer, von ihr zu laſſen. Denn, du kannſt dirs ja denken, ſie wendet Thränen und Bitten an, ruft Lebende und Tote, Menſchen und Gott zu Hilfe, um ihn zu verhindern, — und er, er ſoll ſie laſſen. Hier haſt du (wenn er anders die ſchwere Probe beſteht und nicht vom Verſtand kommt) ein Beiſpiel des Abſterbens. Denn daß man ſeinen Wunſch, ſeine Hoffnung nicht erfüllt ſieht oder des Begehrten, des Liebſten beraubt wird: das kann ſchmerzlich genug ſein und das natürliche Selbſt verwunden; daraus folgt aber noch nicht, daß es zum Abſterben kommt. Und ſich

ſelbſt ſeinen Wunſch, vielleicht den liebſten verſagen zu müſſen: das kann ſchmerzlich genug ſein und das natürliche Selbſt tief genug verwunden; daraus folgt aber noch nicht, daß es zum Abſterben kommt. Nein; aber den erfüllten Wunſch ſelbſt vernichten, deſſen was man begehrt, was man ſchon beſitzt, ſich ſelbſt berauben zu müſſen: das verwundet das natürliche Selbſt an der Wurzel. Das verlangte Gott von Abraham. Abraham ſollte ſelbſt, ſelbſt — ſchrecklich! — mit eigener Hand — o wahnwitziges Entſetzen! — Iſaak opfern; Iſaak, die ſo lang und ſo ſehnlich erwartete Gabe, die Gabe Gottes, für die Abraham ſein Lebenlang danken zu ſollen und nie genug danken zu können glaubte; Iſaak, ſein einziges Kind, das Kind ſeines Alters und der Verheißungen! Glaubſt du, der Tod könne ſo ſchmerzen? Ich glaube es nicht. Und jedenfalls, wenn der Tod kommt, ſo iſt es auch vorbei; mit dem Abſterben aber iſt es nicht ſo vorbei; denn er ſtirbt ja nicht, es liegt vielleicht noch ein langes Leben vor ihm, dem Abgeſtorbenen.

Das wäre das Abſterben. Du mußt aber erſt abſterben, bevor der lebendigmachende Geiſt kommen kann. O, wenn ich mitunter einen Tag lang oder längere Zeit mich ſo unaufgelegt, ſo matt, ſo untüchtig fühle, ſo — ja, ſo ſagen wir wohl — faſt als wäre ich tot; da habe ich auch bei mir ſelbſt geſeufzt: „O, bring Leben! Leben iſt's, was mir not thut.“ Oder, wenn ich vielleicht, über meine Kräfte angeſtrengt, zu entdecken meine, ich könne es ſo nicht länger aushalten; oder wenn mir eine Zeit lang auch wirklich alles zu mißlingen ſchien und ich in Mißmut verſank: ſo habe ich bei mir ſelbſt geſeufzt: „Leben, bringe mir Leben!“ Daraus folgt aber noch nicht, daß das Chriſtentum meinte, das eben thue mir not. Wie, wenn es anderer Meinung wäre und ſagte: „Nein, ſtirb erſt ganz! Das iſt dein Unglück: du hängſt doch ſelbſtiſch am Leben, an dieſem Leben, das du eine Plage, eine Laſt nennſt. Stirb ganz!“ Ich habe einen Menſchen geſehen, wie er der Verzweiflung nahe hinſank; ich habe ihn rufen hören: „Bring Leben, Leben! Das iſt ärger als der Tod, der dem Leben doch ein Ende macht, während ich ſo wie tot bin und doch nicht tot.“ Nicht ich bin der Strenge; hätte ich ein linderndes Wort gewußt, ſo wäre ich gerne bereit geweſen, zu tröſten und aufzumuntern. Und doch, doch: es iſt wohl möglich, daß dem Leidenden eigentlich etwas anderes not that — noch härtere Leiden. Härtere Leiden! Wer iſt ſo grauſam, daß er ſo etwas zu ſagen wagt? Mein Freund, das thut das Chriſtentum, die

Lehre, die man unter dem Namen des milden Troſtes feilbietet. Nun wahrlich, es iſt der Troſt der Ewigkeit und zwar auf ewig; aber freilich, es muß den Menſchen etwas hart anfaſſen. Denn das Chriſtentum iſt kein Quackſalber, wiewohl wir Menſchen, ich ſo gut wie du, es nur gar zu gern dazu machen wollten. Ein Quackſalber ſteht gleich zu Dienſten und iſt ſofort mit der Arznei da und verpfuſcht alles. Das Chriſtentum wartet mit ſeinem Heilmittel; es heilt nicht mit der Ewigkeit jede ärmliche, kleine Unpäßlichkeit. Das iſt ja doch auch eine Unmöglichkeit, wie es einen Widerſpruch in ſich ſchließt! — Aber es heilt mit Hilfe der Ewigkeit und für die Ewigkeit, wenn die Krankheit derart und ſoweit iſt, daß die Ewigkeit angebracht werden kann, — d. h. du mußt erſt abſterben. Darum übt das Chriſtentum dieſe Strenge, damit es nicht ſelbſt zum Geſchwätz werde, wozu wir Menſchen es nur zu gerne machen möchten, und damit es dich nicht im Geſchwätz beſtärke. Und die Richtigkeit hievon haſt du doch gewiß ſelbſt ſchon im Kleinen erfahren. Haſt du nicht auch ſchon — ich habe es — erfahren, daß du vielleicht ſchon zu jammern anfingſt und ſagteſt: „Ich kann nicht länger!“ und am Tage drauf wurdeſt du noch etwas ſtrenger angefaßt, und dann? dann konnteſt du! Wenn die Pferde ſtöhnen und keuchen, erſchöpft, wie ſie meinen, und einer Hand voll Hafers bedürftig — und wenn andererſeits alles daran hängt, daß ſie keinen Augenblick ſtehen bleiben, weil ſonſt der ſchwerbeladene Wagen rückwärts den jähen Abhang hinabſchießen und vielleicht Pferde und Fuhrmann und alles mit ſich in den Abgrund reißen würde: iſt es dann ſo grauſam vom Fuhrmann, wenn die Hiebe fürchterlich fallen, ſo fürchterlich, wie er es gegen das Paar Pferde, die ihm ja wohl ſo teuer wie ſein Augapfel ſind, nie über's Herz gebracht hätte! — iſt das grauſam von ihm, oder iſt das liebende Fürſorge? Iſt da dieſe „Grauſamkeit“ grauſam zu nennen, wo ſie unbedingt die einzige Durchhilfe und Rettung vom Verderben iſt? — So iſt es mit dem Abſterben.

Dann, mein Zuhörer, dann — dann kommt der lebendigmachende Geiſt. Wann? Ja, wenn das geſchehen iſt, wenn du abgeſtorben biſt. Denn gleichwie es heißt: „ſind wir geſtorben mit Chriſto, ſo werden wir auch mit ihm leben“, ſo kann man auch ſagen: ſollen wir mit ihm leben, ſo müſſen wir auch mit ihm ſterben. Erſt der Tod, dann das Leben. Aber wann? Ja, wenn dieſes Erſte geſchehen iſt. Denn es iſt mit dem Kommen des lebendigmachenden Geiſtes wie mit dem des „Tröſters“, den Chriſtus

den Jüngern verheißt. Wann kommt der Tröster? Er kommt, nachdem all das Schreckliche, das Christus von seinem Leben vorausgesagt hat, erst gekommen ist, und ebenso das Schreckliche, das er für der Jünger Leben vorausgesagt hat: dann kommt der Tröster. Ob er gerade in demselben Augenblick kommt, ist nicht gesagt; es ist nur gesagt, es müsse zuvor das Erste geschehen, dieses Sterben eingetreten sein. So ist es mit dem Kommen des lebendigmachenden Geistes.

Aber er kommt, er betrügt nicht, indem er ausbliebe. Kam er nicht zu den Aposteln? betrog er sie? Kam er später nicht auch zu den wahren Gläubigen? betrog er sie, daß er ausblieb?

Nein, er kommt — und er bringt die Gaben des Geistes, Leben und Geist.

Er bringt G l a u b e n, „den Glauben." Dies ist nämlich erst eigentlich Glaube im strengsten Sinne, diese Gabe des heiligen Geistes, nachdem der Tod dazwischen getreten ist. Denn wir Menschen nehmen es nicht so genau mit den Worten; wir reden oft von Glauben, wo es kein Glaube im strengen, christlichen Sinne ist. Jedem Menschen ist je nach seiner Ausstattung eine stärkere oder schwächere Unmittelbarkeit angeboren; je lebenskräftiger sie ist, um so länger kann sie gegen einen Widerstand aushalten. Und diese Ausdauer, dieses lebensfrische Vertrauen zu sich, zur Welt, zu den Menschen, unter anderem auch zu Gott, nennen wir dann Glauben. Das entspricht aber nicht dem streng christlichen Sprachgebrauch. Glaube ist wider den Verstand; der Glaube ist jenseits des Todes daheim. Und als du starbst, als du dir selbst, der Welt abstarbest, da starbst du zugleich aller Unmittelbarkeit in dir selbst, auch deinem Verstande ab. Das will sagen: wenn alles Vertrauen auf dich selbst oder auf menschlichen Beistand, auch das unmittelbare Vertrauen auf Gott, wenn alle Wahrscheinlichkeit erloschen ist, wenn es finster ist wie in der finstern Nacht (es ist ja auch der Tod, den wir beschreiben): dann kommt der lebendigmachende Geist und bringt den Glauben. Dieser Glaube ist stärker denn die ganze Welt; er hat Ewigkeitskräfte; er ist die Gabe des Geistes von Gott; er ist dein Sieg über die Welt, in dem du mehr als siegst.

Und dann bringt der Geist d i e H o f f n u n g, die Hoffnung im strengsten, christlichen Sinn, die Hoffnung, die wider Hoffen ist. Denn eine unmittelbare Hoffnung ist in jedem Menschen: sie kann in dem einen lebenskräftiger sein als im andern; im Tode aber (d. h. wenn

du abſtirbſt) erſtirbt jede derartige Hoffnung und verkehrt ſich in Hoffnungsloſigkeit. In dieſer Nacht der Hoffnungsloſigkeit (es iſt ja der Tod, den wir beſchreiben) kommt dann der lebendigmachende Geiſt und bringt die Hoffnung, die Hoffnung der Ewigkeit. Sie iſt wider Hoffen; denn für jenes bloß natürliche Hoffen gab es keine Hoffnung mehr; dieſe Hoffnung iſt alſo eine hoffnungswidrige Hoffnung. Der Verſtand ſagt: „nein, es iſt keine Hoffnung.“ Doch du biſt ja deinem Verſtande abgeſtorben, inſofern ſchweigt er wohl. Kommt er aber je wieder zum Wort, ſo wird er gleich wieder mit dem kommen, womit er aufhörte: „es giebt keine Hoffnung“ — und er wird dieſer neuen Hoffnung, der Gabe des Geiſtes, wohl ſpotten. Wie die am Pfingſtfeſt verſammelten klugen und verſtändigen Menſchen der Apoſtel ſpotteten und ſagten: „ſie ſind voll ſüßen Weins,“ ſo wird er deiner ſpotten und zu dir ſagen: „Du mußt diesmal berauſcht geweſen ſein, daß du auf ſo was verfallen konnteſt, wenigſtens mußt du von Verſtande geweſen ſein“. Das zu wiſſen liegt ja auch niemanden ſo nahe als dem Verſtande, und es iſt das vom Verſtande überaus verſtändig geſprochen; denn zum Abſterben gehört, daß man auch dem Verſtande abſtirbt, und die Hoffnung des lebendigmachenden Geiſtes iſt wider die Hoffnung des Verſtandes. „Es iſt zum Verzweifeln, daß es keine Hoffnung giebt,“ ſagt der Verſtand; „doch, das kann man noch verſtehen; daß aber darüber hinaus, jenſeits dieſer Hoffnungsloſigkeit, eine neue Hoffnung, ja die Hoffnung ſein ſoll, das iſt Wahnſinn, ſo wahr ich Verſtand heiße.“ Der Geiſt aber, der lebendig macht, was „der Verſtand“ nicht thut, ſagt und bezeugt: „die Hoffnung“ iſt gerade wider Hoffen. Der du vielleicht in Hoffnungsloſigkeit bis zum Verzweifeln vergeblich käm pfſt um Hoffnung zu finden: nicht wahr, du pochſt eben darauf, daß du es für ein Kind, ja für den dummſten Menſchen unbedingt ſiegreich glaubſt beweiſen zu können, es gebe für dich keine Hoffnung; und es verbittert dich vielleicht gerade am meiſten, daß man dir hierin widerſprechen will. Nun, ſo vertraue dich „dem Geiſte“ an, denn mit ihm kannſt du reden. Er giebt dir ſofort recht; er ſagt: „Ganz richtig, es iſt keine Hoffnung, und es liegt mir ſehr viel daran, daß das feſtgehalten wird, da ich, der Geiſt, eben daraus beweiſe, daß Hoffnung iſt: die Hoffnung wider Hoffen.“ Kannſt du mehr verlangen? Kannſt du dir eine Behandlung denken, die eben deinem Zuſtand im Leiden mehr angepaßt wäre? Du bekommſt recht, es giebt keine Hoffnung; du bekommſt recht, das Recht, deſſen du bedurfteſt. Und du bedurfteſt der Schonung, die dir auch zuteil wird, der Verſcho-

nung mit all diesem Geschwätz, all diesen ekelhaften Trostgründen. Du darfst (wie wohl thut das!) richtig krank werden, in Ruhe und Frieden vor allen Quacksalbern. Du darfst zur Beendigung des Schmerzes und Stillung der Unruhe dich auf die andere Seite legen, um zu sterben und los zu sein von der unseligen Kur der Aerzte, die dir nicht neues Leben bringen können, sondern nur mühsam dich im Leben festhalten oder am Absterben hindern wollen. Und dann bekommst du noch obendrein „die Hoffnung", die wider Hoffen ist, die Gabe des Geistes.

Endlich bringt der Geist auch die Liebe. Ich habe schon anderswo versucht nachzuweisen, was man nicht oft und deutlich genug einschärfen kann, daß es nur Selbstliebe ist, was wir Menschen unter dem Namen „Liebe" preisen, und daß sich das ganze Christentum für uns verwirrt, wenn wir nicht hierauf achten.

Erst wenn du dem natürlichen Selbst in dir und damit der Welt abgestorben bist, so daß du nicht die Welt, noch die Dinge in der Welt liebst, noch auch einen einzigen Menschen selbstisch liebst; wenn du in Liebe zu Gott gelernt hast, dich selbst zu hassen: erst dann kann von „der Liebe", von der christlichen Liebe die Rede sein. Nach unsern bloß menschlichen Begriffen hängt die Liebe unmittelbar mit unserm Wesen zusammen; wir finden es daher ganz in der Ordnung, daß sie in den jüngeren Jahren am stärksten ist, weil da das Herz seine ganze unmittelbare Wärme und Begeisterung noch hat, in Hingebung sich für andere aufthut, in Hingebung an andere sich anschließt. So finden wir es zwar nicht in der Ordnung, aber doch im natürlichen Lauf der Dinge begründet, vollends als traurige Folge trauriger Erfahrungen begreiflich, daß ein Mensch mit den Jahren sich in seinem Wesen weniger an andere anschließt, sich mehr in sich verschließt, nicht mehr so teilnehmend sich öffnet, so offen sich hingiebt. Denn „ach (sagen wir), dieses frohe, liebende, vertrauensvoll sich öffnende, ganz (hoffentlich wirklich ganz!) sich hingebende Herz der Jugend, auch unserer Jugend, es wurde so oft, so bitter getäuscht; in bitteren Erfahrungen mußte ich die Menschen von einer ganz andern Seite kennen lernen, und darum (also eben darum!) erlosch denn auch ein Teil der Liebe in meiner Brust."

O mein Freund, wie haben denn wohl die Apostel die Menschen kennen gelernt? Meinst du, von der vorteilhaftesten Seite? Wahrlich, wenn je ein Mensch (doch, unter denen, die so schnellbereit und unermüdlich von diesem warmen, vollen, liebe- und freundschaftsbedürftigen Herzen der Jugend reden, ist kaum ein solcher zu finden!) —

wenn jemand ein Recht hätte zu ſagen: „ich habe die Menſchen ſo kennen gelernt, daß ich weiß, ſie ſind der Liebe nicht wert!“ ſo wären es die Apoſtel Chriſti. Und ſolche Erfahrungen wirken verbitternd. Es iſt ſo natürlich, daß man bei den Menſchen etwas finden möchte, was man lieben kann, und das iſt doch eine billige Erwartung, wenn man nur oder einzig auf anderer Wohl bedacht iſt. Nichts davon zu finden, das Gegenteil davon zu finden, es in dem Maße zu finden wie die Apoſtel: ach, da möchte man ſich — den Tod geben. Und das thaten die Apoſtel gewiſſermaßen auch: ſie ſtarben, alles wurde dunkel um ſie — es iſt ja der Tod, von dem wir reden! —, als ſie die ſchreckliche Erfahrung gemacht hatten, daß die Liebe in dieſer Welt nicht geliebt, daß ſie gehaßt, verſpottet, verſpeit, gekreuzigt wird, und gekreuzigt wird, während die richtende Gerechtigkeit ruhig ſich die Hände waſcht und die Stimme des Volkes ſich lärmend für den Räuber erklärt. So ſchwuren ſie wohl dieſer liebloſen Welt ewige Feindſchaft? O ja, in gewiſſem Sinn; denn Liebe zu Gott iſt Haß gegen die Welt. Im übrigen aber nein und abermal nein: indem ſie Gott liebten, verbanden ſie ſich, um in der Liebe zu bleiben, ſo zu ſagen mit Gott zur Liebe gegen dieſe liebloſe Welt. Der lebendigmachende Geiſt brachte ihnen die Liebe. Und ſo beſchloſſen die Apoſtel, dem Vorbilde gleich, zu lieben, zu leiden, alles auszuhalten, ſich zu opfern zum Heil der liebloſen Welt. Und das iſt Liebe.

Solche Gaben brachte der lebendigmachende Geiſt den Apoſteln am Pfingſttage. O möchte der Geiſt auch uns ſolche Gaben bringen; es thäte wahrlich not in unſerer Zeit! —

Mein Zuhörer, noch habe ich ein Wort, das ich ſagen möchte: ich will es aber in eine Form einkleiden, die dich vielleicht auf den erſten Blick weniger feierlich dünkt. Wenn ich es gleichwohl thue, ſo geſchieht es mit Abſicht und gutem Bedacht, in der Meinung nämlich, es werde vielleicht gerade ſo einen wahreren Eindruck auf dich machen.

Es war einmal ein reicher Mann, der ließ im Ausland für teures Geld ein paar ganz fehlerfreie, ausgezeichnete Pferde ankaufen, die er zum eigenen Vergnügen haben und ſelbſt fahren wollte. So gingen ungefähr ein bis zwei Jahre dahin. Wenn ſie aber nun jemand fahren ſah, der die Pferde ſchon früher kannte, ſo hätte er ſie nicht wiedererkannt: das Auge war matt und ſchläfrig geworden, ihr Gang ohne Haltung und Strammheit; ſie konnten nichts ertragen, nichts aushalten; kaum daß er eine Meile mit

ihnen fahren konnte, ohne unterwegs einzukehren; mitunter blieben sie ihm stehen, wenn er gerade am besten saß und fuhr; zudem hatten sie allerlei Launen und Unarten angenommen, und trotz dem überreichlichen Futter, das natürlich nicht fehlte, wurden sie von Tag zu Tag unansehnlicher. Da berief er des Königs Kutscher. Der fuhr sie nur einen Monat lang: und es gab in der ganzen Gegend kein Paar Pferde, die den Kopf so stolz trugen, deren Blick so feurig, deren Haltung so schön war; kein Paar Pferde, die so aushalten und, wenn es sein mußte, sieben Meilen in einem Zug, ohne Einkehr, fahren konnten. Woran lag das? Es ist leicht zu sehen. Der Besitzer, der den Kutscher spielen wollte, ohne Kutscher zu sein, fuhr sie, wie die Pferde das Fahren verstehen; der königliche Kutscher aber fuhr sie, wie er das Fahren verstand.

So mit uns Menschen. Ach, wenn ich an mich selbst und die Unzähligen denke, die ich kennen lernte, so habe ich oft mit Wehmut bei mir selbst gesagt: hier sind Gaben und Kräfte und Voraussetzungen genug — aber der Kutscher fehlt. Längere Zeit hindurch sind wir Menschen, ein Geschlecht um's andere, (um beim Bilde zu bleiben) so gefahren worden, wie die Pferde das Fahren verstehen; unsere Leitung, Bildung und Erziehung geschah nach der Idee vom Menschen, die dem Sinne des Menschen entspricht. Sieh, daher kommt es, daß uns Erhebung fehlt, was die weitere Folge hat daß wir so wenig aushalten können, ungeduldig gleich zu den Mitteln des Augenblicks greifen und ungeduldig im Augenblick den Lohn für unsere Arbeit sehen wollen, die ebendarum auch darnach wird.

Einstmals war das anders. Einst gefiel es der Gottheit, selbst so zu sagen Kutscher zu sein; und sie fuhr die Pferde so, wie der Kutscher das Fahren versteht. O, was vermochte ein Mensch nicht dazumal!

Denke an unseren heutigen Text! Da sitzen zwölf Männer, lauter Männer aus dem gemeinen Volke, wie wir sagen. Sie haben ihn, den sie als Gott verehrten, ihren Herrn und Meister am Kreuz gesehen; damit haben sie alles verloren gesehen, wie man es nie von jemand auch nur entfernt so sagen kann. Freilich, er ist darauf siegreich gen Himmel gefahren — damit ist er aber auch fort, und nun sitzen sie und warten der Mitteilung des Geistes, um dann, verflucht von dem kleinen Volk, dem sie selbst angehören, eine Lehre zu verkündigen, die den Haß der ganzen Welt wider sie erregen wird. Das ist die Aufgabe; diese 12 Männer sollen die

Welt umſchaffen, und zwar im ſchrecklichſten Maße, gegen deren Willen. Wahrlich, hier ſteht der Verſtand ſtill! Will man ſich nunmehr, nach ſo langer Zeit, auch nur eine ſchwache Vorſtellung hievon machen, ſo ſteht einem der Verſtand ſtill — ſo man anders einen hat; ſo iſt einem, als ſollte man den Verſtand verlieren — ſo man anders einen Verſtand zu verlieren hat.

Es iſt das Chriſtentum, das durch ſoll. Und dieſe Zwölfe, ſie zogen es durch. Sie waren in gewiſſem Sinne Menſchen wie wir — aber ſie wurden gut gefahren! Ja, die wurden gut gefahren!

Dann kam das nächſte Geſchlecht. Sie zogen das Chriſtentum durch. Es waren Menſchen ganz wie wir — aber ſie wurden gut gefahren; ja wahrlich, das wurden ſie! Es war mit ihnen wie mit jenem Paar Pferde, als es der königliche Kutſcher fuhr. Nie hat ein Menſch das Haupt in Erhebung über die Welt ſo ſtolz gehalten, wie es die erſten Chriſten in Demut vor Gott thaten. Und wie jenes Paar Pferde, wenn es ſein mußte, ohne anzuhalten, ohne auszuſchnaufen, ſieben Meilen fahren konnte: ſo liefen dieſe, ſie liefen ihre 70 Jahre in einem Zug, ohne ausgeſpannt zu werden, ohne irgendwo Einkehr zu halten. Nein, ſtolz in ihrer Demut vor Gott, ſagten ſie: „es iſt nichts für uns, daß wir unterwegs uns hinlegen und aufhalten; wir machen erſt Halt — bei der Ewigkeit!“ Es galt das Chriſtentum, das durch ſollte. Sie zogen es auch durch — ja, das thaten ſie; ſie wurden aber auch gut gefahren — ja, das wurden ſie!

O heiliger Geiſt — wir bitten für uns und für alle! — o heiliger Geiſt, der du lebendig machſt: hier fehlt es ja nicht an Kräften, Bildung und Klugheit, eher iſt deſſen zuviel da; was aber notthut, das iſt, daß du die Macht von uns nimmſt, die uns zum Verderben iſt, daß du dann die Macht übernimmſt und das Leben giebſt. Gewiß ergreift den Menſchen ein Grauen wie das des Todes, wenn du, um die Macht in ihm zu werden, die Macht von ihm nimmſt. Allein, wenn ſelbſt unvernünftige Geſchöpfe ſpäter verſtehen lernen, wie gut es für ſie war, daß der königliche Kutſcher die Zügel ergriff (was ihnen freilich zuerſt nur Schrecken einjagte und wogegen ihr Sinn, doch vergebens, ſich empörte): ſollte dann ein Menſch nicht bald verſtehen können, welche Wohlthat es für einen Menſchen iſt, daß du die Macht nimmſt und das Leben giebſt!

Sören Kierkegaard's

letzte Aufsätze

in

Zeitungen und Flugschriften.

1854—1855.

War Bischof Mynster ein „Wahrheitszeuge", einer von den „rechten Wahrheitszeugen?" — ist das Wahrheit?

[„Das Vaterland", Nr. 295, 18. Dez. 1854.]

Im Febr. 1854. S. Kierkegaard.

In der Rede, die Prof. Martensen „am fünften Sonntag nach dem Fest der heiligen drei Könige, dem Sonntag vor Bischof Dr. Mynsters Beerdigung" gehalten hat — in dieser Erinnerungsrede, die vielleicht auch insofern diesen Namen verdient, als sie Prof. Martensen für den erledigten Bischofsstuhl in Erinnerung bringt — in dieser Rede wird Bischof Mynster als ein Wahrheitszeuge, als einer von den rechten Wahrheitszeugen dargestellt; dabei wird in Ausdrücken geredet, so stark und entscheidend als möglich. Angesichts der Gestalt des verstorbenen Bischofs, seines Lebensgangs und des Ausgangs seiner Wallfahrt werden wir ermahnt, „dem Glauben der wahren Wegleiter, der rechten Wahrheitszeugen nachzufolgen" (S. 5), da dieser Glaube, wie ausdrücklich von Bischof Mynster gesagt wird, „nicht bloß in Wort und Bekenntnis, sondern in That und Wahrheit" sich erwies (S. 9); der verstorbene Bischof wird von Prof. Martensen (S. 6) eingegliedert „in die heilige Kette von Wahrheitszeugen, die sich von den Tagen der Apostel an durch die Zeiten hindurch zieht" u. s. w.

Hiegegen muß ich Einspruch erheben — und nun, da Bischof Mynster tot ist, kann ich reden wollen, obschon hier nur ganz kurz und davon überhaupt nicht, was mich zu dem Verhalten bestimmte, das ich gegen ihn beobachtete.

Wenn man bei der „Verkündigung" des Christentums zunächst an das denkt, was gesagt, was gesprochen, geschrieben, gedruckt wird, an das Wort, die Predigt: so hat Bischof Mynster in seiner Verkündigung des Christentums (um nur eins zu nennen)

christliche Bestimmungen von entscheidendster Bedeutung verwischt, verschleiert, verschwiegen, ausgelassen: das nämlich, was uns Menschen weniger paßt, was unser Leben angestrengt machen und uns im Lebensgenuß stören würde: daß man absterben, freiwillig entsagen, sich selbst hassen und für die Lehre leiden soll u. s. w. Das muß man ohne besonderen Scharfsinn sofort sehen, wenn man das Neue Testament neben Mynsters Predigten legt.

Denkt man dagegen bei der „Verkündigung" daran, inwiefern das Leben des Verkündigers ausdrückt, was er verkündigt (und das ist doch, wohlgemerkt, für die christliche Betrachtung das Entscheidende; denn hiedurch hat sich das Christentum just dagegen sichern wollen, daß es nicht charakterlose Dozenten anstatt der Zeugen bekomme): so war Bischof Mynsters Verkündigung des Christentums charakterlos. Er hielt sich außerhalb der stillen Stunden nicht als ein Charakter, nicht einmal in dem Charakter seiner Predigten, die doch, neben das Neue Testament gehalten, wie schon gesagt, das Christliche bedeutend abgeschwächt haben. Das muß man ohne besonderen Scharfsinn sofort sehen, wenn man anders durch Hören und Lesen sich die nötige Kenntnis seiner Predigten verschafft hat; 1848 und nachher konnten es selbst blinde Bewunderer sehen, wenn sie nur seine Predigten hinlänglich kannten, um wissen zu können, was die stillen Stunden hätten erwarten lassen.

So war, am Maßstab des Neuen Testaments gemessen, Bischof Mynsters Verkündigung des Christentums eine, zumal für einen Wahrheitszeugen, mißliche Verkündigung des Christentums. Da war aber nach meiner Meinung das Wahre an ihm, daß er (wie ich fest überzeugt bin) Gott und sich selbst zugestand, er sei durchaus kein Wahrheitszeuge: eben dieses Zugeständnis war nach meinen Gedanken das Wahre.

Soll aber Bischof Mynster von der Kanzel als Wahrheitszeuge, als einer von den rechten Wahrheitszeugen dargestellt, kanonisiert werden: so muß Einspruch erhoben werden. Die Berling'sche Zeitung (die offizielle Zeitung, wie Prof. Martensen wohl der offizielle Prädikant ist), sie ist, wie ich sehe, der Meinung, Professor Martensen (der mit auffallender Hast dem Begräbnis und so auch dem Denkmal zuvor kommt) habe durch diese Rede dem Verstorbenen von der Kanzel ein schönes und würdiges Denkmal gesetzt; ich wollte lieber sagen: ein Denkmal, das Prof. Martensens selbst würdig ist. Jedenfalls aber kann man Denkmale nicht ignorieren;

darum muß Einspruch erhoben werden, wodurch dann vielleicht dem Denkmal (für Prof. Martensen) sogar zu größerer Dauer verholfen werden könnte.

Bischof Mynster ein Wahrheitszeuge! Du, der du das lieſeſt, du weißt wohl, was man im Sinn des Chriſtentums unter einem Wahrheitszeugen*) verſteht; aber laß dich doch daran erinnern, daß ein ſolcher unbedingt für die Lehre gelitten haben muß. Und wenn man verſchärfend von einem der „rechten Wahrheitszeugen" redet, ſo muß man alſo das Wort im ſtrengſten Sinne nehmen. Geſtatte mir darum den Verſuch, es dir wieder zu vergegenwärtigen und mit einigen wenigen Strichen anzudeuten, was darunter zu verſtehen iſt.

Ein Wahrheitszeuge iſt ein Mann, deſſen Leben mit allem, was Genuß heißt, ganz und gar unbekannt iſt — und du weißt ja, ob dir nun viel oder wenig vergönnt iſt, wie wohl das thut, was man Genuß nennt. Aber ſein Leben war mit allem, was Genuß heißt, ganz und gar unbekannt, dagegen in alles, was Leiden heißt, gründlich eingeweiht — ach, und wenn du auch von den langwierigen, den qualvollen Leiden verſchont bliebeſt, ſo weißt du doch aus eigener Erfahrung, was das Leiden einem Menſchen für Seufzer auspreßt! Aber darein war ſein Leben gründlich eingeweiht, in das, was unter den Menſchen ſeltener beſprochen wird, weil es ſeltener vorkommt, nämlich in innere Kämpfe, in Furcht und Beben, in Zittern, in Anfechtungen, in Seelenangſt, in Geiſtesqualen; und dann war er außerdem verſucht in allen Leiden, von denen in der Welt allgemeiner die Rede iſt. Ein Wahrheitszeuge iſt ein Mann, der in

---

*) Doch vielleicht iſt das durch Biſchof Mynſters langjährige Verkündigung des Chriſtentums in Vergeſſenheit geraten. Denn auch das iſt eine Hauptmißlichkeit an ſeiner Verkündigung — nicht, daß er ſelbſt Beamter war was nach chriſtlicher Betrachtungsweiſe den Wert der Verkündigung ſchädigt); nicht ſeine eigene glänzende, an Genuß reiche Karriere; nein, das nicht, ſondern daß er dieſe Art Verkündigung zu der wahrhaft chriſtlichen erheben und damit ſtillſchweigend die wahre chriſtliche Verkündigung (die durch leidende Wahrheitszeugen) zu einer Uebertreibung machen wollte — ſtatt, umgekehrt, dem Chriſtentum das Zugeſtändnis zu machen, daß die von ihm repräſentierte Verkündigung etwas iſt, was uns gewöhnlichen Menſchen aus Nachſicht und Indulgenz eingeräumt werden muß; etwas, womit wir gewöhnlichen Menſchen uns behelfen, weil wir zu ſelbſtiſch, weltlich und ſinnlich ſind, um zu mehr zu taugen; etwas, womit wir gewöhnlichen Menſchen uns behelfen, und das dann, ſo verſtanden, keineswegs (allen falſchen Reformatoren zum Trotz!) eingebildet und aufgeblaſen getadelt, vielmehr reſpektiert werden ſoll.

Armut für die Wahrheit zeugt, in Niedrigkeit und Verachtung, deshalb verkannt, verhaßt, verabscheut, und deshalb verspottet, verhöhnt, verlacht. Das tägliche Brot hat er vielleicht nicht immer gehabt, so arm war er, aber das tägliche Brot der Verfolgung bekam er reichlich jeden Tag. Für ihn gab es kein Avancement, keine Beförderung, außer der umgekehrten, daß er Schritt für Schritt immer tiefer sank. Ein Wahrheitszeuge, einer von den rechten Wahrheitszeugen, das ist ein Mann, den man geißelt, mißhandelt, von einem Gefängnis in's andere schleppt; der zuletzt — das ist die letzte Beförderung, wodurch er in die erste Klasse der christlichen Rangordnung, unter die rechten Wahrheitszeugen, von welchen ja Prof. Martensen redet, aufgenommen wird — der zuletzt gekreuzigt wird oder enthauptet oder verbrannt oder auf einem Rost gebraten. Sein entseelter Leib wird vom Henker unbegraben an einen abgelegenen Ort geworfen — so wird ein Wahrheitszeuge begraben! — oder wird er zu Asche verbrannt und in alle Winde zerstreut, damit von dem Auswurf der Welt, zu dem der Apostel nach seinem Wort geworden ist, jede Spur ausgetilgt werde.

Das ist ein Wahrheitszeuge, sein Leben, sein Tod und Begräbnis. Und Bischof Mynster, sagt Prof. Martensen, war einer von den rechten Wahrheitszeugen.

Ist das Wahrheit? Daß man so redet, ist das vielleicht auch Zeugnis für die Wahrheit? Und ist Prof. Martensen durch diese Rede selbst in dem Charakter eines Wahrheitszeugen aufgetreten, eines von den rechten Wahrheitszeugen? Wahrlich, es giebt etwas, das dem Christentum und dem Wesen des Christentums mehr zuwider ist als jede Ketzerei, als jedes Schisma, mehr als alle Ketzereien und Schismen zusammen, und das ist, daß man Christentum spielt. Man spielt aber Christentum, ganz in dem Sinn, wie das Kind Soldaten spielt, indem man die Gefahren wegnimmt (christlicher Betrachtung entsprechen „Zeugnis" und „Gefahr" einander), statt ihrer die Macht erwählt (durch die man für andere gefährlich wird), Güter, Vorteile, einen üppigen, den raffiniertesten Lebensgenuß sich verschafft — und so auch das Spiel spielt, daß Bischof Mynster Wahrheitszeuge war, einer von den rechten Wahrheitszeugen; das Spiel so fürchterlich ernsthaft spielt, daß man das Spiel gar nicht mehr aufgeben kann, sondern es in den Himmel hinein fortspielt und Bischof Mynster mit in die heilige Kette der Wahrheitszeugen hineinspielt, die sich von den Tagen der Apostel erstreckt bis auf unsere Zeiten.

Nachschrift.

Dieser Artikel blieb, wie man an seinem Datum sehen wird, einige Zeit liegen.

Solange die Besetzung des Bischofsstuhls von Seeland noch fraglich war, meinte ich, Professor Martensen nicht öffentlich zur Sprache bringen zu sollen, da er ja, ob er nun Bischof wurde oder nicht, jedenfalls Kandidat für diese Stelle war und vermutlich wünschte, daß vor der Entscheidung der Sache nichts vorfiele, was ihn beträfe.

Mit der Ernennung Prof. Martensens zum Bischof fiel diese Rücksicht weg. Da nun aber der Artikel doch nicht sofort kommen konnte und darum auch nicht sofort gekommen war, so dachte ich etwa so: es ist ja kein Grund zur Eile. Zudem veranlaßte die Ernennung Bischof Martensens Angriffe auf ihn von anderen Seiten und ganz anderer Art. Mit diesen Angriffen wäre ich höchst ungern zusammen getroffen. So wartete ich denn und meinte: es ist, wie gesagt, gar kein Grund zur Eile und durch Warten gar nichts zu verlieren. Möglicherweise wird man sogar finden, daß etwas gewonnen ist, wird eine tiefere Bedeutung darin finden, daß der Einspruch mit solcher Langsamkeit erfolgte.

Im Herbst 1854.

* * *

Aber Einsprache muß dagegen erhoben werden, daß Bischof Mynster ein Wahrheitszeuge gewesen sei.

Von Bischof Mynster kann man nahezu sagen, er habe ein ganzes Geschlecht getragen. Es ist daher schwer, ja nahezu unmöglich, in unsere verwirrten religiösen Verhältnisse und Begriffe Klarheit zu bringen, so lange nicht eine wahre Beleuchtung auf die Wahrheit der Verkündigung des Christentums durch Bischof Mynster fällt. Darauf habe im Grunde auch ich ein Anrecht. Denn Bischof Mynster, just Bischof Mynster war, wenn man so will, das Unglück meines Lebens. Er war es nicht darum, weil er kein Wahrheitszeuge war (die Sache wäre nicht so gefährlich gewesen), sondern darum, weil er, abgesehen von allem sonstigen Vorteil, den er nach dem größtmöglichen Maßstabe aus der Verkündigung des Christentums zog, auch noch den Genuß hatte, durch seine Deklamationen in stillen Stunden am Sonntag und durch kluge Deckung seiner selbst am Montag sich den Schein eines Charaktermenschen zu geben, eines Mannes von Grundsätzen, eines Mannes, der feststeht, wenn alles wankt, der nicht weicht, wenn alle weichen, u. s. f. u. s. f. —

während er in Wahrheit außerordentlich weltklug war, aber schwach, genußsüchtig, und groß nur als Deklamator. Und meines Lebens Unglück, wenn man so will (es diente aber durch die Liebe der Vorsehung in einem sehr hohen Sinne mir zum Besten und wurde mein Glück) — mein Unglück also war, daß ich, von einem verstorbenen Vater mit „Mynsters Predigten" auferzogen, auch aus Pietät gegen den verstorbenen Vater diesen falschen Wechsel honorierte, statt ihn zu protestieren.

Er ist nun tot — Gott sei gelobt, daß es hingehalten werden konnte, so lange er lebte! Es wurde erreicht, woran ich freilich gegen den Schluß fast verzweifelt wäre; es wurde erreicht, was mein Gedanke, mein Wunsch war, was ich vor vielen Jahren einmal gegen den alten Grundtvig aussprach: Bischof Mynster soll erst ausleben und mit voller Musik begraben werden. Das wurde erreicht; er wurde ja so zu sagen mit voller Musik begraben. Zum Denkmal für ihn ist nun wohl auch ungefähr eingegangen, was eingehen wird.

So kann denn nicht länger geschwiegen werden. Der Einspruch muß kommen, je langsamer desto ernstlicher: der Einspruch dagegen, daß von der Kanzel, also vor Gott, Bischof Mynster als Wahrheitszeuge dargestellt wurde. Denn das ist unwahr; und so verkündigt ist es eine himmelschreiende Unwahrheit.

Im Dezember 1854.

Kopenhagener Post.

Nr. 300, Sonntag, 24. Dez. 1854.

Man hat derzeit das interessante Phänomen, daß sich die Leute in den Blättern öffentlich darüber wundern, daß es S. Kierkegaard so gegangen ist, wie man aus der Montagsnummer des „Vaterlands" ersieht. Den Unterzeichneten wundert nur, wie man sich darüber wundern kann. Es ist ja nur die eine von den zwei einzigen Möglichkeiten, die sich nun an S. K. verwirklichte. Nachdem er zu dem für den Denker besonders pikanten Resultat gekommen war: credo, quia absurdum est, lag es ja klar zu Tage, daß es für ihn nur noch zwei Formen des Fortschritts gab: entweder mußte er das credo, quia absurdum est, in die negative Form umwandeln: nego, quia absurdum est, oder hielt er an seinem positiven

Resultat fest und mußte dann *selbst* aus einer positiven Größe in eine negative umgewandelt werden, aus dem Original in den — Narren.

Da man nun aus zwei Gründen weiß, daß die erste Möglichkeit S. K.'s Los nicht war: aus dem äußeren Grund, daß man noch nicht offiziell, wie sich's von selbst verstanden hätte, davon in Kenntnis gesetzt worden ist; und aus dem inneren, daß Ausnahmen wie S. K. sich nie der Regel gemäß wandeln (und die Regel wäre ja jetzt, daß er Atheist würde und leugnete, quia absurdum est) . . . da für S. K. also nur die andere Möglichkeit blieb, der gemäß man das Absurde als sein Teil wählt: so ist er vorläufig ganz konsequent er selbst geblieben — obgleich wir natürlich für die Zukunft keine Garantie übernehmen; denn auch er ist doch nur ein Mensch.

Wir brauchen kaum das Mißverständnis noch besonders abzuwehren, als müßten wir nicht Bischof Mynster über dem Unfall beklagen, zufälligerweise das Medium geworden zu sein, worin sich S. K.'s Konsequenz offenbaren sollte, oder als müßten wir nicht „das Vaterland" beklagen, daß es durch einen verzeihlichen Mißgriff zu Tage fördern mußte, was S. K. passiert war. Wir sagen nur so viel: pereat mundus, fiat consequens, d. h.: der rasende Achilles möge nur den Toten beschimpfen und das Blatt möge nur einen Bock schießen — wenn es sich nur zeigt, daß die Konsequenz gerettet ist.

Uebrigens ist S. K.'s Gedankengang bei dieser Gelegenheit nicht so schwer zu erraten wie sonst bei diesen Menschen. Nach seiner Meinung hat er sich gewiß nur einer *Kasteiung* unterworfen, indem er Mynsters Gedächtnis angriff. „Ich könnte ja leichtlich ein gründliches Buch darüber schreiben," hat er bei sich selbst gedacht, „aber das wäre mir nicht Kasteiung genug; nein, ich schreibe nur einen Artikel, aber so rücksichtslos, daß die Leute notwendig gegen mich rasen müssen: das wird eine passende Kasteiung für mich sein!" Man bemerkt, wie er den Genuß vergißt, der in einer solchen Aufsehen erregenden Kasteiung liegt; aber das muß der Umstände halber verziehen werden. Herr Gott, wir sind ja alle eitel. — Worin wohl nun die nächste Kasteiung S. K.'s bestehen wird? Vielleicht wird er das nächstemal nicht bloß einen Toten mißhandeln, sondern einen Menschen totschlagen. Der Konsequenz nach müßte das seine nächste Kasteiung sein.

aesculap.

Fliegende Post.

Nr. 301, Mittwoch, den 27. Dez. 1854.

Neuigkeiten.

Kopenhagen den 27. Dez. 1854.

Während Montag Abend die großartige politische Demonstration vor sich ging [ein Fackelzug wegen des Abgangs des Oersted'schen Ministeriums], ereignete sich zugleich eine andere Demonstration, in ganz anderem Sinne großartig und wohlgeeignet, Aufsehen zu erregen: Herrn Dr. S. Kierkegaards Angriff im „Vaterland" auf Bischof Martensen und dessen verewigten Vorgänger, den hochbegabten, hochwürdigen Verkündiger des Christentums, J. P. Mynster.

Der Angriff auf Bischof Martensen beginnt mit der Insinuation, daß Martensens „Erinnerungsrede" über Mynster nur insofern diesen Namen verdiene, „als sie Prof. Martensen für den erledigten Bischofsstuhl in Erinnerung bringt", und endet mit der Behauptung" daß Martensen in der genannten Rede „Christentum spielt, ganz im selben Sinne, wie das Kind Soldaten spielt."

Der Angriff auf den verewigten Bischof Mynster konzentriert sich in dem einen Satz, den wir verkürzt citieren wollen: „daß er, abgesehen von allem sonstigen Vorteil, den er nach dem größtmöglichen Maßstab aus der Verkündigung des Christentums zog, auch noch den Genuß hatte, durch seine Deklamationen in stillen Stunden am Sonntag und durch kluge Deckung seiner selbst am Montag sich den Schein eines Charaktermenschen zu geben, eines Mannes von Grundsätzen, . . während er in Wahrheit außerordentlich weltklug war, aber schwach, genußsüchtig, und groß nur als Deklamator."

Es genügt, diese Beschuldigungen gegen Martensen und Mynster wiederzugeben, ohne ein Wort des Widerspruchs; und es soll hier nicht ein Wort vergeudet werden, um überflüssigerweise das Urteil über Herrn Kierkegaards Worte noch zu begründen: das Urteil ob diese Rede wirklich ist, wofür Herr Kierkegaard sie ausgeben will, eine christliche Rede, sogar eine im eminenten Sinne christliche Rede, oder ob es eine unchristliche Rede ist, wie sie selten oder nie in der dänischen Kirche sich hat verlauten lassen.

Ist aber Herrn Kierkegaard sein Vorhaben nicht geglückt, Herrn Martensen und den verewigten Mynster in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, so ist ihm das andere, woran er am allerwenigsten ge-

dacht hat, desto vollständiger geglückt: jener ärgerliche Artikel im „Vaterland“ schildert Herrn Kierkegaard selbst in seinem innersten Grundcharakter.

Denn wie steht es mit Herrn Dr. S. Kierkegaard? In Wahrheit, eine lange Reihe von Schriften hat es gezeigt, ob auch nicht so schlagend, so kurz, so lebendig wie der Artikel im „Vaterland“: er hat eine hohe Begabung, eine reiche Bildung; aber eines fehlt ihm: der Ernst. Darum ist bei ihm auch alles in Autoren-Virtuosität aufgegangen. Herr Kierkegaard ist ein beispiellos pikanter, geistreicher Schriftsteller mit einem glänzenden, kunstvollen Stil und bietet bisher unbekannte ästhetische, philosophische, theologische Produktionen, z. B. das Tagebuch eines Verführers — Schuldig oder nicht Schuldig — christliche Reden bei gedachten Gelegenheiten.*)

Sören Kierkegaard ist der Mann ohne Ernst. Er hat einen Einspruch gegen Mynster zu machen gehabt, der aber erst nach des Bischofs Tod ausgesprochen werden sollte. Mit hohem Pathos verkündigt Herr Kierkegaard seinen Schmerz, seine Verzweiflung, diesen Einspruch mit sich herum tragen zu müssen. Endlich stirbt der Bischof. „Er ist nun tot — Gott sei gelobt, daß es hingehalten werden konnte, so lange er lebte!“ So kommt also der Einspruch — aber sieh, der Einspruch, der mit so großem Schmerz getragene, mit so großem Heldenmut zurückgehaltene Einspruch, der Einspruch gegen die ganze Welt, die in Mynster den ungewöhnlich bedeutenden Verkündiger des Worts ehrte, dieser Einspruch wird — ein pikanter, kleiner Zeitungsartikel, datiert „Februar 1854“, und noch ein kleiner dito vom „Dezember 1854“. Ist das christlicher Ernst? oder ist es ein ärgerlicher Spaß?

Herr Kierkegaard protestiert dagegen, daß Martensens Rede Mynster zu einem „Wahrheitszeugen“ macht. Nun wohl, Martensen kann hierin Unrecht haben, aber gewiß nicht so großes Unrecht wie Herr Kierkegaard mit seiner Deutung des Wahrheitszeugen. Das Wort ist bekannt und der Begriff klar: ein Wahrheitszeuge wird doch wohl zunächst und eigentlich genannt, wer das Wort ohne alle irdische Absicht und Rücksicht verkündet, wer also bei der Verkündigung des Worts alles wagt; Herr Kierkegaard aber definiert umgekehrt so:

---

*) [Das „Tagebuch des Verführers“ ist ein Stück von „Entweder-Oder“ 1843; „Schuldig? — nicht Schuldig? Eine Leidensgeschichte“ bildet den 3. Teil der „Stadien auf dem Lebenswege“, 1845. Die „drei Reden bei gedachten Gelegenheiten“ erschienen 1845.]

wer alles leidet, d. h. ein Blutzeuge, ein Märtyrer! Und nun kommt das Kierkegaard'sche Komödienpathos: „Ein Wahrheitszeuge, das ist ein Mann, der in Armut für die Wahrheit zeugt, in Armut, Geringheit und Erniedrigung, sodann mißkannt, verhaßt, verabscheut, sodann verspottet, verhöhnt, verlacht, sodann zuletzt gekreuzigt oder geköpft oder verbrannt oder auf einem Rost geröstet, dessen entseelter Leichnam vom Henker unbegraben an einen abgelegenen Ort geworfen wird" u. s. f. u. s. f. u. s. f. — Nun wohl, dann war Luther auch kein Wahrheitszeuge, denn er lebte ja nicht in Erniedrigung, wurde nicht verlacht, nicht geröstet und nicht vom Henker unbegraben hingeworfen.

In Wahrheit, der Artikel im „Vaterland" zeigt Herrn Kierkegaard in seiner wahren Gestalt; er zeigt, daß Herrn Kierkegaard aller Ernst abgeht. Aber Herr Kierkegaard entbehrt des weiteren auch aller Selbsterkenntnis. Und wie sonderbar nimmt es sich doch hier aus, wenn er uns diesen schönen Zug erzählt: daß er nicht sofort mit seinem Artikelchen kommen wollte, um — Martensen nicht zu hindern, Bischof zu werden! Und daß er „vor einigen Jahren" (damals vergötterte er übrigens Mynster in seinen Schriften) zum „alten Grundtvig" sagte, „Bischof Mynster sollte erst ausleben, mit voller Musik begraben werden", ehe Herr Kierkegaard mit seinem Zeitungsartikelchen kommen wollte! — Bischof Mynster hat das Wort mehr als ein halb Jahrhundert lang verkündigt. Als der junge Mann auftrat, lauschte ein Geschlecht reifer Männer, ausgezeichneter Geistlichen, bewundernd seiner Rede. Seine eigenen Altersgenossen nahmen das Wort mit Begeisterung von seinen Lippen, und ein neues Geschlecht scharte sich ehrfurchtsvoll um den Greis, der bis zu seinem Ausgang der gottgesegnete, jugendfrische, mannesstarke Verkündiger des Wortes war. Und als er begraben wurde, erwies ihm die Geistlichkeit des Stifts Seeland die letzte Ehre, wie sie selten einem Verkündiger des Worts in Dänemark erwiesen wurde . . . Sieh', all dies ist Herrn Kierkegaards Werk; hätte er sein Artikelchen nicht zurückgehalten, so wäre alles ganz anders gekommen.

„Es wurde erreicht", sagt Herr Kierkegaard, „er wurde ja mit voller Musik begraben. Für sein Denkmal ist nun wohl auch ungefähr eingegangen, was eingehen wird. — Dank, Dank, Du edler Herr Kierkegaard, daß du dein Artikelchen so lange zurückhalten konntest!

Nörrebro, den 22. Dezbr.

J. L.

Ueber Dr. S. Kierkegaards Artikel in Nr. 295 des „Vaterlands“.

(Von Bischof Martensen.)

[Berling'sche Zeitung, Nr. 302, Donnerstag, den 28. Dezbr. 1854.]

In dem genannten Artikel, der mit Recht die lebhafteste Aufmerksamkeit erregt hat, erhebt Herr Dr. S. Kierkegaard lauten Einspruch dagegen, daß ich in einer Predigt, die ich wenige Tage nach Bischof Mynsters Tode gehalten habe, Bischof Mynster einen christlichen Wahrheitszeugen genannt habe, einen Mann, dessen Glaube nicht nur Wort und Bekenntnis war, sondern That und Wahrheit. Ein Wahrheitszeuge ist nach S. K.'s Erklärung ein Mann, der in Armut für die Wahrheit zeugt, in Geringheit und Erniedrigung, ein Mann, der zuletzt gekreuzigt und geköpft wird, dessen entseelter Körper vom Henker an eine entlegene Stelle geschleppt wird, unbegraben u. s. f. — also, sofern ich die Meinung des Herrn Doktors verstehe, einer der Männer, die man in dem geschichtlichen Sinne des Wortes Märtyrer nennt. Indem ich nun Bischof Mynster in die Reihe der christlichen Wahrheitszeugen einführte, soll ich die Schuld auf mich geladen haben, vor dem Angesicht Gottes und der Gemeinde an heiliger Stätte eine himmelschreiende Unwahrheit gesagt, ja auf das schrecklichste mit dem Christentum „gespielt“ zu haben. — Ich will nicht unterlassen, in dieser Angelegenheit ein Zeugnis abzulegen.

Müßte Dr. S. Kierkegaard eingeräumt werden, daß die Benennung „Wahrheitszeuge“ nur auf Märtyrer eingeschränkt sei, so hätte ich mich allerdings — zwar nicht einer himmelschreienden Unwahrheit und anderer Kränkungen des Heiligen, das Dr. S. K. auch bei dieser Gelegenheit eitel nimmt, wohl aber — eines fehlerhaften Sprachgebrauchs schuldig gemacht. Was in aller Welt aber giebt ihm das Recht zu einer so willkürlichen, allem kirchlichen Sprachgebrauch widerstreitenden Einschränkung des Begriffs? — einer Einschränkung, die (wie bereits wider ihn bemerkt wurde) auch den Apostel Johannes aus der Zahl der Wahrheitszeugen ausschließen würde, der ja weder geköpft noch gekreuzigt, auch nicht nach dem Tode vom Henker hingeworfen, sondern von seiner Gemeinde begraben wurde. Und was giebt ihm sodann das Recht, auf meinen Satz, daß von der Apostel Zeit bis in die Gegenwart eine Kette von Wahrheitszeugen sich erstrecke, ein falsches Licht zu werfen,

als hätte ich damit gesagt, die christlichen Wahrheitszeugen der Gegenwart sollten ohne weiteres mit denen der apostolischen Zeit zusammengestellt werden? Und ich habe doch ausdrücklich hinzugefügt (was er trügerisch ausläßt), daß die Zeiten und Gaben und Werkzeuge verschieden, der Herr und der Geist aber derselbe seien, und habe für jeden, der nicht mißverstehen *will*, deutlich genug zwischen dem Außerordentlichen und dem Ordentlichen in der Kirche geschieden — eine Distinktion, die meinen Zuhörern wohlbekannt ist! Aber es geht gewiß nicht an, über der großen Ungleichheit in den verschiedenen Entwicklungsstufen der Kirche das zu allen Zeiten Gleiche zu vergessen — wenn wir nicht den Artikel vergessen wollen, den wir schon als Kinder gelernt haben: Ich glaube Eine, heilige, allgemeine Kirche. Denn wer diesen Artikel glaubt, weiß auch, daß in der Kirche ein von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzendes Wahrheitszeugnis vorhanden ist, und daß es zu jeder Zeit und in jedem Geschlecht in der Gemeinde und unter den Lehrern solche giebt, die dieses Zeugnis ablegen, die die große Thatsache des Christentums lebendig und persönlich bekräftigen. Andernfalls würde die Einheit der Kirche durch die Zeiten zerstört sein. Aber es nützt ja nichts, für Dr. S. Kierkegaard solche Betrachtungen anzustellen, für ihn, dessen Christentum ohne Kirche und Geschichte ist, der nur zu dem Christus „in der Wüste" und „in der Kammer" leitet. Und doch widerstreitet es allem Gemeindebewußtsein, daß die Wahrheit nur in den außerordentlichen Zeiten und unter den außerordentlichen Prüfungen und mit den außerordentlichen Kräften und Gnadengaben bezeugt werden sollte, da doch „der Dienst am Wort" eben dazu gestiftet ist, daß zu jeder Zeit und für jedes Geschlecht die Wahrheit bezeugt werde, während die Kirche zu keiner Zeit aufhört, eine streitende zu sein. — Was ferner die Behauptung Dr. S. Kierkegaards betrifft, daß das einzige rechte Kennzeichen des Wahrheitszeugen Leiden seien, so muß hierbei doch bemerkt werden, daß auch manche Schwärmer und Fanatiker sich großen Leiden unterworfen haben, ohne darum Wahrheitszeugen zu sein. Und sodann: was berechtigt ihn zu übersehen, daß es auch andere Leiden giebt als handgreifliche Verfolgungen? Kann nicht auch der geistliche Tod einer Zeit, kann nicht die Gleichgültigkeit der Menschen gegen das Ewige für die, die an der Lehre arbeiten, eine Quelle tiefer Leiden sein? Oder ist nicht das Wort, das angreifende, verfolgende Wort, eine Waffe sogut als das Schwert? Und kann ein Wahrheitszeuge etwa nur durch wirkliche Steinwürfe gesteinigt

werden? Senden nicht zu jeder Zeit Lüge und Verleumdung ihre giftigen Pfeile aus? Dr. S. Kierkegaard muß entweder so von einer fixen Idee beſeſſen ſein, daß er ſchließlich das einfachſte Denken verlernt haben muß, oder hat er wider beſſeres Wiſſen den Begriff des Wahrheitszeugen auf dieſe verſchrobene Art beſtimmt, weil nun wieder einmal mit dem „Chriſtentumsſpiel“ Aufſehen gemacht werden ſollte. Aber in dieſem Fall ſollte dieſes dreiſte Spiel doch etwas feiner angelegt ſein. Denn ohne weiteren Zuſatz uns jene Vorausſetzung zu bieten, deren Grundloſigkeit und Willkür ſo grob und handgreiflich iſt, daß es faſt trivial wird, ſie zu widerlegen, das iſt für einen ſo geübten Sophiſten wie Dr. S. Kierkegaard etwas ärmlich, und es iſt zu befürchten, daß ſein Denken aus dem allzu Fließenden in das allzu Feſte übergegangen iſt, oder daß ſeine Ideen nun wirklich fix werden wollen.

Vorausgeſetzt nun, daß die wahre Kirche auch bei uns zu finden ſei, ſo iſt die nächſte Frage, ob Biſchof Mynſter ein Platz unter den Wahrheitszeugen unſeres Vaterlandes gebührt. Wahrlich, das glaubte ich, als ich es in der Verſammlung der trauernden Gemeinde gar wenige Tage nach ſeinem Tode ausſprach, und glaube es jetzt noch und werde ſchwerlich jemals zu einer anderen Ueberzeugung kommen. Allerdings hören wir von Dr. S. Kierkegaard, daß Biſchof Mynſter in ſeiner Verkündigung des Chriſtentums etwas von dem Entſcheidendſten am Chriſtentum verſchwiegen habe, nämlich die Lehre davon, daß man abſterben und ſich ſelbſt haſſen müſſe. Es iſt leicht, ſolche Behauptungen hinzuwerfen. Was aber an Biſchof Mynſters Grab zuvörderſt zu ſagen iſt, das iſt dies, daß er nicht ſchwieg, ſondern in einer Zeit, da die meiſten ſchwiegen und die Stimmen, die ſich für das Evangelium erhoben, vom Unglauben und von der Verneinung übertäubt wurden, ſeinen Mund aufthat, um zu reden. Oder gehört nicht dies zu Biſchof Mynſters unvergänglichem Ruhme, daß er zu Beginn dieſes Jahrhunderts gegen den Unglauben aufſtand, für unſeren lutheriſchen Gottesdienſt eintrat, als ihm Verfälſchung drohte, dem Herrn in mancher Seele den Weg bereitete? Und hat er nicht die lange Reihe von Jahren ſeines Dienſtes an unſerer Kirche treulich Jeſum Chriſtum gepredigt und zwar als den Gekreuzigten — was doch auch zu etwas von dem Entſcheidendſten am Chriſtentum gehört und jene Lehre vom Abſterben in ſich ſchließt, ob auch nicht im Sinne Dr. S. Kierkegaards! Und kann widerlegt werden, was ich von ihm geſagt habe: daß ſein Zeugnis von Jahr zu Jahr völliger und volltönender geworden ſei? und was ich

jetzt hinzufügen will: daß es wenige Prediger giebt, bei denen sich eine solche fortschreitende Entwicklung nachweisen läßt? Übrigens hat sich's in der von Dr. S. Kierkegaard angegriffenen Predigt nicht, wie er, insinuieren möchte, darum gehandelt, ihn zu „kanonisieren" oder zu vergöttern; ich habe nur sein Gedächtnis in Liebe und Dankbarkeit erneuern wollen. Wenn aber Dr. S. Kierkegaard die Beschuldigung hinwirft, er habe die Wahrheit verschwiegen, so hätte er zugleich auch bedenken dürfen, daß ein Diener des Herrn sich nicht bloß davor hüten soll, etwas zu verschweigen, sondern auch nicht *mehr* sagen soll, als er zu sagen gesandt ist; was auch in sich begreift, daß er nicht mehr sage, als was *er* zu sagen gesandt ist, gemäß der besonderen Geistesgabe, die ihm in die Seele gelegt ist. Diese goldene Regel hat Bischof Mynster jederzeit beachtet; und würde sie, allgemeiner befolgt, so würde viel unwahres und verschrobenes Gerede von des christlichen Lebens Höhen und Tiefen, z. B. von dem Absterben, wovon der Redner doch nur durch die Phantasie Bescheid wußte, unterblieben sein; ja manche erbaulichen Reden und Bücher wären ungeschrieben geblieben. Übrigens bedarf es keiner ausführlicheren Entwicklung, daß bei den christlichen Wahrheitszeugen, sowohl was die Kraft als was die Vollständigkeit des Zeugnisses betrifft, von verschiedenen Entwickelungsstufen geredet werden kann und muß: und daß der Charakter ihres Zeugnisses nur ein bedingter sein kann, teils durch die Zeit ihres Auftretens, teils durch ihre natürliche Ausstattung. Um aber über einen Mann Gericht zu halten, von dem offenbar ist, daß er auf des Glaubens Grund gebaut hat: um das Urteil auszusprechen, daß, ob auch in anderer Hinsicht respektabel, so doch in christlicher Beziehung falsch und unecht sei, was Bischof Mynster (ein Lehrer nicht bloß eines kleineren Kreises, sondern seiner Nation) durch eine mehr als fünfzigjährige Wirksamkeit gebaut hat: dazu gehört nicht bloß anderes und mehr als Dr. S. Kierkegaards hingesudelter Artikel im „Vaterland", sondern auch anderes und mehr als die ganze weitläufige Kierkegaard-Litteratur. Denn, von anderem abgesehen, zur Untersuchung und Beurteilung dieser Dinge gehört ein ganz anderer Maßstab als der, den Dr. S. K. besitzt — er, dessen Christentum nicht irgend welcher Gemeindeglaube ist, sondern eine bloße, bare Privatreligion; ein Christentum, worin die christliche Kirche und das Werk des heiligen Geistes in der Kirche ausgelassen ist und so noch manches andere vom „Entscheidendsten im Christentum".

Es wird aber nicht bloß Bischof Mynsters Verkündigung des

Christentums von Dr. S. Kierkegaard angegriffen, sondern auch des Mannes Leben und Charakter. Bischof Mynster soll nämlich, indem er Sonntags deklamierte und am Montag sich weltklug deckte, den Schein veranlaßt haben, daß er ein Charaktermensch sei, ein Mann von Grundsätzen, ein Mann, der fest steht, wenn alles wankt u. s. f. — während „die Wahrheit war, daß er in hohem Grade weltklug war, aber schwach, genußsüchtig und groß nur als Deklamator". Aus dieser erstaunlichen Mitteilung (durch die wir unter anderem erfahren, daß einer der arbeitsamsten Männer Dänemarks nur durch seine „Genußsucht" charakteristisch gewesen sein soll) ist zu ersehen, daß Dr. S. Kierkegaard nach Kräften dafür Sorge tragen will, daß Bischof Mynster wenigstens nach seinem Tode nicht bloß in gute, sondern auch in böse Gerüchte kommen soll. Sehe ich ihn aber so Schmähworte ausschäumen gegen einen der Edelsten unseres Vaterlands, gegen einen Mann, den er selbst zuvor als seinen Lehrer, als seinen geistlichen Wohlthäter anerkannt hat, sehe ich ihn so als einen Thersites an des Helden Grab: so räume ich ihm das jedenfalls ein, daß er durch diese Behandlung eines Grabes seine Absicht ganz sicher erreichen wird, nämlich viele zu ärgern. Man merke aber wohl: nicht bloß die himmlische Wahrheit und Liebe kann die Menschen ärgern, sondern auch die gewissenlose Unwahrheit und Ungerechtigkeit, auch der unreine und zuchtlose Geist, auch der Mutwille, der mit dem Ehrwürdigen, ja mit dem eigenen besseren Gefühle spielt. — Bischof Mynster war also groß nur als Deklamator, im übrigen ohne Grundsätze und Charakter; also doch nur ein Mensch, der den Schein der Gottesfurcht hatte, deren Kraft aber verleugnete. Zu dieser Betrachtung ist S. Kierkegaard gekommen, nachdem er sich von dem Pietätsverhältnis zu seinem Vater freigemacht, der ihn „zu seines Lebens Unglück" mit Mynsters Predigten erzogen hat. Diese Betrachtung hat er manches Jahr zurückgehalten, während er äußerlich fortfuhr, Bischof Mynster die gewohnte Ehrfurcht zu erweisen. Diese Ehrfurcht war nur eine Maske, die er nun, da Bischof „Mynster" mit voller Musik begraben ist, fallen läßt, „um in unsere verwirrten religiösen Verhältnisse Klarheit zu bringen." — Wahrlich, diese im „Vaterland" abgeworfene Maske wird sicher lang in der Geschichte unserer öffentlichen Moral aufbewahrt werden und S. Kierkegaards Ruhm vermehren. Aber es liegt doch die Betrachtung nahe: mußte es nicht dahin kommen, daß schießlich Dr. S. Kierkegaard selbst zur umwandernden Maske unter uns wird, die unsere verwirrten religiösen Verhältnisse durch Mittel klären will, die weit schlimmer

ſind als religiöſe Verwirrung? Oder glaubt Dr. S. K. wirklich, wir ſollen es noch für Ernſt nehmen, was er unabläſſig doziert: daß die Wahrheit in der „Exiſtenz“ ſich ausdrücken ſoll? Oder kann er es paradox finden, wenn wir auf die Meinung kommen, die Wahrheit, das Chriſtliche und Sittliche, und auch die Geiſtesgaben, womit er ausgerüſtet iſt — wiewohl bei weitem nicht in dem Grade, wie er ſelbſt „zu ſeines Lebens Unglück“ ſich einbildet — das alles diene ihm nur zu einem „Raffinement“ der Eitelkeit und anderer feineren Genüſſe. Ich weiß nicht, wie er vor ſich ſelbſt dieſes Maskenſpiel rechtfertigen will; denn ein Glaubensritter — und Dr. S. Kierkegaard hat oft den Schein veranlaßt, ein ſolcher zu ſein — ſollte ſich doch auch in ſeinem Verhältnis zu den Menſchen, ſeien es Lebende oder Tote, eines ritterlichen Benehmens befleißigen. Ich bezweifle indeſſen keineswegs, daß er vor ſeinem Gewiſſen ſein Handeln durch irgend eine höhere Genialitätsmoral oder gar durch irgend eine höhere Forderung der Religioſität zu rechtfertigen weiß, die jede andere Rückſicht ausſchließt und ihm einen Maßſtab für ſein Handeln giebt, hoch erhaben über den allgemeinen. Aber ich mußte unwillkürlich an Jakobis Worte denken: „Mir fallen gleich Maulſchellen ein, wenn ich Leute mit erhabenen Geſinnungen herankommen ſehe, die nicht einmal nur rechtſchaffene Geſinnungen beweiſen“ — Worte, die doch S. K.'s Benehmen noch nicht ſchlagend genug bezeichnen, da Jakobi bei jenen moraliſchen Scheinexiſtenzen nur an den inneren Mangel von Rechtſchaffenheit denkt, nicht an Falſchheit und maskiertes Weſen, das das unſittliche Mittel durch eine eingebildete religiöſe Abſicht heiligt, — was insgeſamt zu dem Weſen gehört, dem wir als Chriſten abſagen ſollen. So viel iſt gewiß: Dr. S. Kierkegaard, der einmal eine Rede ſchrieb über „Das Liebeswerk, eines Toten ſich zu erinnern“, (vergl. S. Kierkegaards „Leben und Walten der Liebe“) — er hat wenigſtens durch dieſe ſeine letzten Worte über einen Verſtorbenen ſich ſelbſt auf eine Weiſe in Erinnerung gebracht, die ihn für längere Zeit vor der Gefahr ſichern wird, zu deren Abwehr er keinerlei Opfer zu ſcheuen ſcheint: vor der Gefahr, vergeſſen zu werden.

Dabei bleibt's!

[„Das Vaterland", Nr. 304, den 30. Dezember 1854.]

Den 28. Dez.*) S. Kierkegaard.

Daß Biſchof Mynſter von der Kanzel als Wahrheitszeuge, als einer von den rechten Wahrheitszeugen dargeſtellt, ihm ein Platz in der heiligen Kette u. ſ. w. angewieſen wird: dagegen muß Einſprache erhoben worden; dabei bleibt's!

---

*) Dieſer Artikel iſt, wie man ſieht, am 28. Dezember geſchrieben und war an das „Vaterland" eingeliefert, als ich noch am ſelben Abend zu meiner Ueberraſchung aus der „Berlingſchen Zeitung" Nr. 302 erſah, daß Biſchof Martenſen, gegen meine Erwartung, zu kurzen Artikeln von mir doch nicht die eigentümliche Stellung einnimmt, die er nach ſeiner früher abgegebenen Erklärung zu der „ganzen weitläufigen Kierkegaardſchen Litteratur" einnahm: ſich nicht damit bekannt machen zu können. Das war es, was ich ſah; dagegen ſah ich und ſehe ich nicht, wozu ſein Artikel dienen ſoll, ein Artikel, der wirklich eine ausführlichere Antwort nicht nötig macht, da er in der Sache nichts verändert. Biſchof Martenſen macht geltend, ich habe Wahrheitszeugen und Blutzeugen identifiziert und habe nur inſofern mit meiner Behauptung Recht, Biſchof Mynſter ſei kein Wahrheitszeuge geweſen. Dem iſt nicht ſo. Weder in dem Artikel, wo ich nur zuletzt auch auf den Blutzeugen hinweiſe (aber der Blutzeuge gehört doch wohl auch mit zu den Wahrheitszeugen beſonders zu den „rechten Wahrheitszeugen" oder, wie ich ſagte, in „die erſte Klaſſe der chriſtlichen Rangordnung" — worin wieder liegt, daß ich viel mehr „Wahrheitszeugen" als „Blutzeugen" annehmen muß), alſo weder in dem Artikel noch in der Anmerkung zum Artikel — man kann ja beides nachſehen — habe ich Wahrheitszeugen und Blutzeugen identiſch genommen; und in der Anmerkung habe ich in der Ankündigung des Chriſtentums ganz beſtimmt darnach unterſchieden, ob der Verkündiger „Beamter, Rangsperſon iſt und die Verkündigung ſeine eigene glänzende, an Genüſſen reiche Karriere", oder ob er ein „leidender Wahrheitszeuge" iſt, ohne daß ich irgend wie behauptet hätte, dieſes „Leiden" müſſe das Erleiden des Todes bedeuten. Und dieſe Unterſcheidung beweiſt ganz hinlänglich, daß Biſchof Mynſter nicht ein [als ſolcher „leidender"] Wahrheitszeuge, einer von den rechten Wahrheitszeugen, einer von der heiligen Kette genannt werden kann. — Was dagegen das Mancherlei betrifft, was Dr. Martenſen vermutlich als wohlbeſtallter Biſchof von Seeland im Intereſſe der öffentlichen Moral in einem Ton, wie er etwa für einen Raufbold und Fauſtkämpfer ſich paßt, von dem Aergerlichen an meinem Schritt, von Jeſuitismus und dergl. ſagt, ſo macht das gar keinen Eindruck auf mich. Teils (das iſt das Entſcheidende) beruht es nach meiner Meinung auf einem Mißverſtändnis, teils iſt Dr. Martenſen eine zu ſubalterne Perſönlichkeit, um imponieren zu können, beſonders ſeit er zum Sammt

Ihn so darzustellen heißt im Grunde ihn lächerlich machen — denn ich kann dasselbe leicht auf eine andere Weise sagen, in dem ich von einer andern Seite aus eindringe. Einen Mann, der sogar durch die Verkündigung des Christentums alle möglichen Güter und Vorteile im höchsten Maße gewonnen und genossen hat, als Wahrheitszeugen, als einen von der heiligen Kette darzustellen, das ist ebenso lächerlich, wie wenn man von einer Jungfrau mit einem artigen Häuflein Kinder reden wollte. Allein die Sache ist die (so würde Luther sagen): „Überall, wo es sich um Liederlichkeit handelt, weiß man in der sündigen Welt stets Bescheid; willst du davon reden, so bist du sofort von allen verstanden; von den christlichen Begriffen aber weiß man keinen Bescheid.“ Und daher kommt es, daß der Protest gegen einen Wahrheitszeugen, der, christlich verstanden, so lächerlich ist wie so eine „Jungfrau“, kein Verständnis findet, sondern nur noch Anstoß erregt.

Es giebt allerlei, was man „zugleich“ sein kann; und je unbedeutender etwas ist, desto leichter kann man es „zugleich“ sein. Man kann dies und das sein und zugleich Dilettant auf der Violine, Mitglied der „Harmonie“, Schützenkönig u. s. f. Das Bedeutende aber hat, je nach dem Grade seiner Bedeutung, just die Eigentümlichkeit, daß man nicht das sein kann — und zugleich noch anderes. Und der Begriff „Wahrheitszeuge“ ist ein sehr herrschsüchtiger, ein höchst ungesellschaftlicher Begriff; genau genommen läßt er sich wohl nur damit vereinigen, daß man im übrigen nichts ist. Der „Wahrheitszeuge“ entspricht dem, daß das Christentum Ungleichartigkeit [Heterogeneität] mit der Welt ist; daher kommt es, daß der „Zeuge jederzeit an der Ungleichartigkeit mit dieser Welt, am Entsagen, am Leiden kenntlich sein muß“; und daher kommt es, daß sein Dasein sich so wenig dazu eignet, zugleich etwas anderes zu sein. Wollte aber einer alle Güter und Vorteile (der Wahrheitszeuge ist just, was er ist, durch Entsagen und Leiden) nach dem größten Maßstabe

gekommen ist. So kann ja ein Diener in seiner Livree freilich nicht imponieren, im Rock der Herrschaft, in den Kleidern des gnädigen Grafen aber imponiert er doch noch weniger. Uebrigens bin ich es gewohnt, daß ich einen Stoß aushalte und daß nach einigen Jahren die meisten meiner Meinung sind und dann nur vergessen haben, daß ich den Stoß aushalten mußte; so halte ich wohl auch diesen Stoß aus — im Interesse der Aufklärung der christlichen Begriffe. Und gegen das Urteil über Bischof Mynster, daß er ein Wahrheitszeuge war, einer von den rechten Wahrheitszeugen, einer aus der heiligen Kette, muß protestiert werden: dabei bleibt's!

hinnehmen und dann zugleich Wahrheitszeuge sein, so müßte man, wenn man sich genau im Sinne des Christentums ausdrücken will, von ihm sagen: das wäre ein Satanskerl von einem Wahrheitszeugen; solch ein Wahrheitszeuge ist nicht bloß ein Monstrum, sondern eine Unmöglichkeit, wie ein Vogel, der zugleich Fisch ist, oder wie ein hölzernes Schüreisen.

So verhält es sich. Nur vergesse man nicht, daß nicht ich den Anfang damit machte, an das Leben Bischof Mynsters den Wahrheitszeugen als Maßstab anzulegen. Nein, ein Freund, Professor Martensen, erwies dem Verstorbenen diesen dummen Dienst und bewirkte damit, daß ich der Wahrheit gemäß sagte: Bischof Mynster sei unter dieser, von Professor Martensen angebrachten, Beleuchtung „ein in hohem Grade weltlich kluger Mann gewesen, aber schwach, genußsüchtig und nur als Deklamator groß." Und dieser dumme Dienst kann vielleicht nicht einmal ganz uneigennützig genannt werden; denn dem voraussichtlichen Nachfolger auf dem Bischofsstuhl Seelands, dem jetzigen Nachfolger, war ja damit ganz gut gedient, auf eine so einfache Weise dann auch selbst zum Wahrheitszeugen vorzurücken.

Ist daher wirklich hier zu Lande so wenig Sinn für Christentum, daß man nicht verstehen kann, mit welchem Fug und Recht ich durch den schneidendsten Widerspruch und in den allerstärksten Ausdrücken gegen diese Fälschung protestieren mußte, so kann ich dem Einspruch wohl eine andere Gestalt geben. Ich behaupte, daß durch die offizielle Proklamierung Bischof Mynsters zum Wahrheitszeugen, zu einem von der heiligen Kette, jedem andern ausgezeichneten und verdienten Manne im Lande schweres Unrecht angethan wird. Ein Jurist wie Geheimrat Oersted, ein Dichter wie Heiberg, ein Gelehrter wie Madvig, ein Arzt wie Bang, Schauspieler wie Nielsen, Rosenkilde und Phister, und so andere in so manchen Verhältnissen: keiner dieser Männer hat unter dankbareren Verhältnissen gelebt, keiner hat mehr von irdischen Gütern und Genüssen genommen als Bischof Mynster; vielmehr ist ihre Lage eine viel undankbarere zu nennen, und deshalb haben solche Männer ganz denselben Anspruch wie Bischof Mynster, als Wahrheitszeugen begraben zu werden.

Allein die protestantische Geistlichkeit hat noch immerfort Mücken im Kopf. Wiewohl sie ein Stand geworden ist, ganz wie jeder andere Stand, in dem man unter Wahrung der bürgerlichen Rechtschaffenheit seine etwa zu Gebote stehende Begabung entfaltet und dadurch irdischen Lohn und Genuß erstrebt wie alle andern, wollen

dieſe geiſtlichen Herren gleichwohl zugleich etwas mehr ſein, nämlich Wahrheitszeugen.

Und das kam in jener Gedächtnisrede Profeſſor Martenſens recht deutlich zutage. Darum mußte Proteſt erhoben werden, und zwar ſo nachdrücklich als möglich; das Blut mußte erregt, die Leidenſchaft in Bewegung geſetzt werden. Dabei darf man natürlich für ſich ſelbſt die augenblickliche Folge nicht fürchten, die raſende Verbitterung vieler, die man wirklich auch nicht fürchten, ſondern nur verſtehen ſoll, wie der Operateur es wohl verſteht, daß der Patient ſchreit und mit Händen und Füßen um ſich ſchlägt. Es mußte Proteſt erhoben werden, und der Schlag ſollte bei der gegebenen Veranlaſſung das Haupt treffen — und ſchon bevor der Artikel herauskam, war ja Profeſſor Martenſen längſt das Haupt.

So mußte es ſein; ſo iſt es geſchehen; dabei bleibt's!

* * *

. . .„Auch aus Pietät für einen verſtorbenen Vater habe ich dieſen falſchen Wechſel (den Schein, daß Biſchof Mynſter ein Charaktermenſch war) honoriert, ſtatt ihn zu proteſtieren.“ Dabei bleibt's.

Wollen die vielen Freunde, Anhänger, Bewunderer des Verſtorbenen, wenn ſie ein wenig zur Ruhe gekommen ſind, nicht verſtehen, daß ich — man beliebe doch nachzuſehen — aus meinem Verhältnis zu Biſchof Mynſter gewiß keinen Vorteil gehabt und trotzdem in meinem Verhältnis zu ihm eine Reſignation geübt habe, wie ſie ſelten ein Jüngerer gegen einen Aelteren beobachtet hat, daß ich gethan und erduldet habe, was ein Jüngerer um eines Aelteren willen ſehr ſelten thut und duldet — wollen ſie das nicht verſtehen und deshalb auch nicht verſtehen, daß ſie mir für die vielen Jahre, die ich mit dem Verſtorbenen aushielt, Dank ſchulden wollen ſie das nicht verſtehen: in Gottes Namen; das bleibt dann ihre Sache.

Die Feinde des Verſtorbenen will ich bitten, nicht zu jubeln oder ſich zu freuen, als hätten ſie etwas gewonnen; denn nach meiner Meinung iſt das gar nicht der Fall. Ihre Stellung iſt meines Erachtens ganz unverändert, und es wäre nicht unmöglich, daß ich gegebenenfalls noch einmal (o liebe Erinnerungen! wie thäte ich das mit Freuden!) in gewohnter Weiſe aufträte und gegen ſeine Feinde für Biſchof Mynſter kämpfte, für den Pfarrer meines verſtorbenen Vaters.

Biſchof Mynſter war in Dänemark einzig in ſeiner Art; es iſt

in Dänemark nur ein Einziger, der entschieden Recht gegen ihn hat, und das bin ich. Ich habe Bischof Mynster nicht gerichtet, nein, aber ich wurde in der Hand der Vorsehung der Anlaß dazu, daß Bischof Mynster sich selbst richtete. Seine Predigt vom Sonntag kannte er entweder am Montage nicht mehr, oder durfte und wollte er sie nicht mehr anerkennen — denn ich war, ironisch genug, in aller Treuherzigkeit am Montage seine eigene Predigt. Und wenn Bischof Mynster nicht am Montage weltlich klug sich den Konsequenzen seiner Sonntagspredigt entzogen hätte, wenn er, anstatt sich in weltlicher Klugheit so oder so durchzuhelfen, vielmehr eine Existenz und Handlungen eingesetzt hätte, welche dem Schwung der Sonntagsrede entsprochen hätten: so würde auch sein Leben eine ganz andere Gestalt gewonnen haben.

Ein solches Urteil vermag aber nur ein Feind voreilig zu fällen, so lange der Betreffende noch lebt. Wer ihm ergeben ist, sagt: man muß das Urteil hinhalten bis ganz zuletzt; noch im letzten Augenblick könnte er es ja durch ein kleines Wort abwenden und außerordentlichen Nutzen stiften; und es soll gethan werden, was die Resignation vermag, um ihn womöglich dazu zu bewegen.

Also dabei bleibt's: auch aus Pietät für einen verstorbenen Vater habe ich diesen falschen Wechsel honoriert, statt ihn zu protestieren.

* * *

„Ich war seine eigene Predigt am Montag." Ich war es. Denn indem ich Jahr aus Jahr ein diesen Kummer ertrug, und zwar mit der unwandelbaren Resignation, mit der ich es that, bin ich etwas anderes geworden, als ich war, oder es kam mir immer deutlicher und klarer zum Bewußtsein, was ich war. „Meines Lebens Unglück diente mir durch die Liebe der Vorsehung in einem sehr hohen Sinne zum Besten, wurde mein Glück:" mein langjähriges Verhältnis zu Bischof Mynster ist die Einheit einer meinerseits tief angelegten und auf's sorgfältigste durchgeführten Absicht und (mit Hilfe der Vorsehung) meine eigene Entwicklung. Man wird nunmehr verstehen, daß ich nicht auf alles Rücksicht nehmen kann, was jeder Anonymus, jeder „Aeskulap", in der „Kopenhagener Post" von sich giebt, und auch nicht auf die Entdeckung des ernsthaften Manns von Nörrebro in der ernsthaften „Fliegenden Post", daß mir der Ernst abgehe.

Und auf das Geschrei, das sich hören läßt, auf den Schrei der

Entrüſtung, daß ich einen Toten angreife, der nicht antworten könne u. ſ. f., darauf antworte ich: das iſt ein Mißverſtändnis, hauptſächlich wohl auch Frauenzimmerſpektakel. Ich habe ja geſagt, wie es ſich verhält: „Gottlob, daß es ſolange hingehalten werden konnte, als der Alte lebte; ich war gegen den Schluß nahe daran, darob zu verzweifeln.“ Ja, gottlob, daß ich ſo davon kam, daß es mir erlaſſen wurde, einem Greiſen ſeine letzten Jahre im ſchrecklichſten Maße durch den Nachweis zu verbittern, daß gegenüber dem neuteſtamentlichen Chriſtentum die Mynſter'ſche Verkündigung des Chriſtentums und Kirchenleitung — falls ſie nicht (und zwar ſo feierlich als möglich) eingeſtand, ſie vertrete nicht das neuteſtamentliche Chriſtentum — eine Sinnestäuſchung ſei, all ſein „Ernſt“ und ſeine „Weisheit“, chriſtlich genommen, ein Majeſtätsverbrechen gegen das Chriſtentum, das in ſeiner göttlichen Majeſtät nicht mit weltlicher Klugheit bedient werden will, als wäre es Politik und ein Reich von dieſer Welt. Uebrigens habe ich doch, von einer andern Seite geſehen, nichts verſäumt, das mir als Pflicht gegen die Sache obliegen kann, der zu dienen ich die Ehre habe. Am Schluſſe ſeines Lebens legte ich (aber indirekt, durch die „Einübung im Chriſtentum“) dem Alten den Kampf ſo nahe als möglich, wenn er ihn aufnehmen wollte. Was er darauf that, zeigte mir zu meiner Betrübnis, wie ſchwach er war. Aus Rückſicht für ihn verdeckte ich das vor den Zeitgenoſſen und ſagte es nur ihm ſelbſt perſönlich, ſo nachdrücklich als möglich. Doch da dieſes Faktum ſeiner Schwachheit ein Faktum war, mußte ich eine kleine Vorſichtsmaßregel für den äußerſten Fall treffen. Das geſchah in „Zur Selbſtprüfung“, wo ich ihn, wie man ſehen wird, halbierte, aber freilich in ſo verſteckter Weiſe, daß nicht einmal ſeine Feinde es bemerkt haben, ſo verdeckt, daß nun die Zeitungsartikel dieſe Stelle als eine Lobrede auf ihn gegen mich anführen, während ich juſt da meine Vorſichtsmaßregel für den äußerſten Fall traf und ungefähr ſagte: „Euer Hochwürden ſind gar nicht im Charakter Ihrer Predigten.“ Aber ich verdeckte es, und warum? Natürlich, weil ich ſtets wünſchte, meinen erſten, mir ſo lieben Gedanken womöglich durchführen zu können: Mynſter erſt ableben und mit voller Muſik begraben zu laſſen. Privatim habe ich nachdrücklich genug zu Biſchof Mynſter geſprochen; in meinen Schriften habe ich meine Aufgabe verfolgt und bin durch mein Daſein, meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ein ſtäter Angriff auf die ganze Mynſter'ſche Verkündigung des Chriſtentums, doch ſo, daß Biſchof Mynſter durch eine Einräumung jeden Augenblick mit mir

in's Einverständnis kommen und mich in seinen Verteidiger umwandeln konnte. Ich weiß aber sehr gut, wie die meisten lesen, wie gedankenlos, und daß es sich daher charmant machen ließ, wenn ich nur wollte (und ich wollte es aus mehreren Gründen, „auch aus Pietät für den Pfarrer meines verstorbenen Vaters"), daß ich durch beiläufige Komplimente gegen ihn die Leute sofort auf die Meinung bringen konnte, wir beide seien einig, daß mein Wirken so sein Ansehen in den Augen der meisten stärkte und alles, was Unruhe, Auftritt, Katastrophe heißt und dem Alten so ungeheuer zuwider war, vermieden wurde. Weil der Alte meine Schriften aufmerksamer las und weil ich privatim mit ihm redete, so wußte er um unsere Einigkeit besser Bescheid, wogegen er freilich an meiner aufrichtigen Ergebenheit für ihn, selbst wenn es am bedrohlichsten aussah, eigentlich nie gezweifelt hat.

So sei denn Gott gelobt, daß mein erster Gedanke, mein mir so teurer Wunsch, an dessen Erfüllung ich gegen den Schluß hin nahezu verzweifelt wäre, doch zur Thatsache wurde: daß Mynster ableben und mit voller Musik begraben werden sollte! Und er durfte ja sein Leben in ungeschwächtem Ansehen zu Ende führen; er wurde ja mit voller Musik begraben; das Denkmal wird ihm ja auch errichtet werden. Nun aber Halt! — und am allerwenigsten vollends darf er in die Geschichte als Wahrheitszeuge, als einer der rechten Wahrheitszeugen, als einer von der heiligen Kette übergehen: dabei bleibt's!

Ein gutes Werk.

[„Das Vaterland", Nr. 8, Mittwoch, den 10. Januar 1855.]

Indem Dr. Sören Kierkegaard dagegen Einspruch erhob, daß Bischof Mynster im Namen der Kirche „ein Wahrheitszeuge" genannt wird, „einer von den rechten Wahrheitszeugen, ein Glied in der heiligen Kette" u. s. w., hat er meines Erachtens ein gutes Werk gethan.

Ehe der Leser, befremdet vielleicht durch dieses erste Wort, den Stab über mich bricht, erbitte ich mir für die folgenden Zeilen seine wohlwollende Aufmerksamkeit und will nun, ohne jemand beurteilen oder mit jemand disputieren zu wollen, in aller Kürze offen und ohne Vorbehalt meine Auffassung einer Sache darlegen, die leider so viel Aergernis erregt hat.

In seiner reichen schriftstellerischen Thätigkeit hat Kierkegaard von Anfang bis zu Ende, wie er selbst sagt, „nur Eines gewollt“; ich schulde ihm das Zugeständnis, daß ich unter den Schriftstellern der Neuzeit keinen kenne, von dem in solchem Sinne gesagt werden kann, daß er durch so mancherlei Mitteilungsformen — ästhetische, philosophische, religiöse — nur Eines bezweckt, nur Eines gewollt hat.

Was ist nun das Eine, das S. Kierkegaard mit seiner Schriftstellerei wollte? Ich verstehe es so, daß er eine Antwort geben wollte auf die Frage: Was ist ein Wahrheitszeuge?

Diesen Begriff zu verdeutlichen und in Kraft zu setzen, hat K. nicht bloß mit großer Begabung gearbeitet, sondern (was hier von entscheidender Bedeutung ist) mit hochgespannter ethischer Anstrengung. Ist sein Begriff des Wahrheitszeugen falsch, so hat er nicht bloß in einem einzelnen Punkte fehlgegriffen, sondern dann ist seine ganze Schriftstellerei und sein ganzes Dasein falsch und verfehlt. Gegen eine solche Auffassung dieses Mannes muß nun ich für meine Person hiermit protestieren.

Man hat von Kierkegaard gesagt, er sei unkirchlich und sein Streben eine einseitige Privatsache. Auch gegen diese Auffassung kann ich als lutherischer Protestant nur protestieren. Das Kierkegaard'sche Streben ist, wie ich es verstehe, ein in hohem Grade kirchliches Streben.

Die Sache der Kirche wird doch nicht dadurch gefördert, daß man immer und immer die Kirche nennt, sich auf die Kirche beruft, „die heilige allgemeine Kirche“ u. s. f. Sondern die Sache der Kirche wird dadurch gefördert, daß Christi Wort in Kraft gesetzt wird, nämlich durch die rechten Wahrheitszeugen, durch jene, von denen Tertullian sagt, daß das Blut der Zeugen der Same der Kirche sei.

Daß die Kirche, einmal gestiftet, wohl bestehen kann, ohne daß es zu jeder Zeit der Blutzeugen bedürfte und Blutzeugen geben müßte, das wissen wir; und diese mildere Seite ist in den Kierkegaard'schen Schriften keineswegs übersehen. Aber die Kirche kann nicht bestehen, wenn der Eindruck des „Wahrheitszeugen“ abgeschwächt wird, wenn das Bild verblaßt, so daß die Gemeinde die Züge nicht mehr wieder erkennen kann, vielmehr ein Mißgebilde, eine „Karikatur“ zu sehen glaubt, wo nur die bleichen Farben einmal aufgefrischt werden.

Dieser schwindsüchtigen Abschwächung hat Sören Kierkegaard, ein Meister der Reflexion in einer reflektierenden Zeit, unter all-

seitiger, unverdrossener Ideenpolemik gegen jegliche Art geistiger Hinterlist zu steuern gesucht, um nun zuletzt „das Einfältige aus der Reflexion herauszuziehen“ und das Bild des Wahrheitszeugen wieder aufzufrischen.

Man hat gesagt, der Kierkegaard'sche Geist sei ohne Liebe. Verstehe ich den Begriff christlich, so kann ich das Zugeständnis nicht zurückhalten, daß Kierkegaards Streben meines Erachtens ein Streben in Liebe ist. Denn als „der Einzelne vor Gott“ an seiner eigenen religiösen Entwickelung arbeitend, hat er bis jetzt, und zwar, den letzten Schritt ausgenommen, mild gegen andere und nur streng gegen sich selbst, immer zugleich dafür gearbeitet, daß sein Bestreben, wenn es nur nicht als einseitige Privatübertreibung übersehen oder abgewiesen würde, wo möglich der Kirche und Gemeinde zugute käme.

Ist diese meine Auffassung nicht eine leere Einbildung, so wird man aus den hier angegebenen Voraussetzungen auf die simpelste und natürlichste Weise sowohl Kierkegaards große Pietät für Bischof Mynster erklären können, als auch die Kollision, worein seines Lebens Aufgabe mit dieser Pietät kommen konnte — eine Kollision, die zuletzt so peinlich wurde, daß er den Knoten schonungslos entzwei hieb.

Es war ja in Mynsters Persönlichkeit und Wesen etwas, das recht wohl Achtung vor dem Manne, Ehrerbietung für den Greis wecken konnte. Beide Gefühle mußten sich namentlich bei dem verschmelzen, der den Hingeschiedenen in den letzten Jahren sah; denn Bischof Mynster war, wie wir alle wissen, ein schöner Greis, doch ein Mann noch bis zum letzten Tag. Für manche hat wohl der ästhetische Eindruck zur Bewunderung genügt; in Kierkegaard aber verband sich hiermit, wie er selbst sagt, noch ein anderes Gefühl, die Pietät für „den Pfarrer seines Vaters“.

Will jemand in dieser Pietät etwas Fingiertes sehen: ich kann es nicht. Ich habe nämlich den Eindruck, daß Kierkegaard bei all seiner Reflexion ein Gefühlsmensch ist. Wenn ich ihn las, wenn er mit mir sprach (selbst wenn er mich aufzog), war es mir, daß in dem schmächtigen Mann mit den spitzen Worten doch ein zarter, kindlicher Sinn sein müßte.

Auch hatte Bischof Mynsters Kirchenleitung eine Seite, die namentlich das Kierkegaard'sche Streben begünstigen mußte. Bischof Mynster hielt auf Ordnung und Ruhe im Aeußeren. Ordnung und Ruhe im Aeußeren mußte aber gerade dem willkommen sein, der nur für Unruhe zur Verinnerlichung arbeitete.

Kierkegaards Bewunderung für Bischof Mynsters Taktik und

kirchliche Haltung ist also wohl zu erklären, wenn man bedenkt, daß sie, so verstanden, ganz in der Richtung seines eigenen Strebens war.

Nun aber die Kollision. Um nicht weitläufig zu werden, versuche ich aus Kierkegaards Gedankengang, wie er sich mir darstellt, heraus zu reden. „Bischof Mynsters Predigt stellt das Christentum so dar, wie es sich die Menschen ohne entscheidenden, energischen Bruch mit der Welt zueignen können. Das ist dann des Christentums mildere, menschliche Seite. Ich (Kierkegaard) will darnach streben, die Wahrheit geltend zu machen, daß das Christentum wesentlich der Bruch mit der Welt ist. Das ist dann seine ideale, göttliche Seite. Will nun Bischof Mynster diesem meinem Streben sein christliches Recht zugestehen und sein Zugeständnis so ausdrücken, daß die Gemeinde es versteht: so sind wir in kirchlichem Einverständnis [?]. Dann ist meine strengere Verkündigung des Christentums nur ein Kommentar der Liebe zu seiner milderen; wir wollen beide für nichts Außerordentliches gelten*), verkünden beide dieselbe christliche Wahrheit, und ich werde schon dafür sorgen, daß die Kraft der Verkündigung nicht durch den Schein geschwächt wird, der Prediger sei ein Wahrheitszeuge. Will Bischof Mynster hingegen diesem Zugeständnis ausweichen und sich das Ansehen geben, daß seine Predigt und das Gewicht, das er ihr durch seine Stellung und Persönlichkeit zu geben vermag, die eigentliche Höhe bezeichne und die idealen Forderungen, für deren Anerkennung ich kämpfe, als Privatübertreibung zu betrachten seien: so ist seine Predigt eine faktische Verleugnung des christlichen Wahrheitszeugen, und ich muß mit ihm brechen, es koste was es will."

Die Zeit ging dahin, und Kierkegaard arbeitete, aber das Zugeständnis kam nicht. Mit „Ehrerbietung", mit „Ehrfurcht" überreichte er Bischof Mynster eine Schrift nach der anderen: „erbauliche Reden" [1843—47], „Leben und Walten der Liebe" [1847] „christliche Reden" [1848], Einübung im Christentum" [1850], endlich „zur Selbstprüfung" [1851] — aber das Zugeständnis kam nicht. Allerdings fiel von Bischof Mynsters Seite hie und da ein kleines Kompliment ab, namentlich wenn Kierkegaard durch seine Polemik gegen die Reformer den einen und andern Stoß abgewehrt hatte; aber das im Ernst für die Sache, nicht für die Person erwartete Zugeständnis kam nicht. Bischof Mynster starb; die Mitteilungen über sein Leben kamen heraus; aber keine letzte Erklärung,

*) [Wörtlich: „wir gehen beide ein unter das Ordinäre."]

kein Wort, das als im Namen der Kirche gesprochen das Mißverständnis heben konnte — das Mißverständnis, daß es noch als Privatübertreibung angesehen sein sollte, die christlichen Ideale einzuschärfen und die Frage zur Geltung zu bringen: „Was ist ein Wahrheitszeuge?“

So war denn das Maß voll. Ein Wort aufgreifend, das der jetzige Bischof Martensen (gewiß ohne in der Trauer an jene glimmende Spannung zu denken) vor der Gemeinde von dem entschlafenen, hochwürdigen Manne gebraucht hatte, das Wort „Wahrheitszeuge“: brach Kierkegaard wie aus einem Hinterhalt vor, trotzte jeder Rücksicht und ging bis zum Aeußersten.

Soll dieser Schritt bloß vom Gesichtspunkt der Schicklichkeit aus beurteilt werden, so ist Kierkegaards Urteil ja schon gefällt, und ich kann es in dieser Hinsicht nicht zu hart finden. Von meinen Voraussetzungen aus muß ich jedoch das Urteil verwerfen, da ich den Gesichtspunkt verwerfe. Die bloße Schicklichkeit ist doch zumeist eben eine Rücksicht auf das Menschliche. In dieser Sache aber muß auf ein Unbedingtes gesehen werden, das über dem Menschlichen steht. Denn ich glaube, daß Kierkegaard (der wohl wußte, was er that und wie es beurteilt werden würde) diesen letzten Schritt mit unsagbarem Schmerz gethan hat; daß er seine Sache in Gottes Hand gelegt und das Anstößige gewagt hat, damit die Zweideutigkeit doch gehoben werden müßte, damit das scharfe Wort vom Wahrheitszeugen doch einmal durchbeißen müßte, es komme, was da wolle. Ich glaube das, denn ich kann nicht anders. Hier muß ich diesen Mann so hoch stellen, um ihn nicht — sehr tief zu stellen.

Ist meine Auffassung richtig — ich weiß wenigstens, daß sie auf Glauben gebaut ist —, so sage ich noch einmal: Indem Dr. Sören Kierkegaard dagegen Einspruch erhob, daß Bischof Mynster im Namen der Kirche „ein Wahrheitszeuge“ genannt wird, „einer von den rechten Wahrheitszeugen“ u. s. f., hat er ein gutes Werk gethan.

Ist aber diese meine wiederholte Erklärung nicht recht eigentlich darauf angelegt, Bischof Martensen zu verletzen? Nein; ich will just das Gegenteil. Denn ich bin in meinem Innersten nun so verwundet, daß ich unmöglich jemand verletzen könnte, und am allerwenigsten den Mann, der, wenn wir auf das Menschliche in dieser Sache sehen, leider nicht ohne Schuld meinerseits die allerbitterste Kränkung dulden mußte.*)

*) Ich glaube Kierkegaard die Erklärung zu schulden, daß er seinerzeit

Ich will mich also diesmal nicht mit verletzenden Worten, sondern mit einer Bitte an Bischof Martensen wenden. Ich will S. Hochwürden zunächst bitten, von dem theoretischen Streit zwischen uns, der hier gar nicht in Betracht kommt, abzusehen und mein Gesuch mit persönlichem Wohlwollen entgegenzunehmen. Ich glaube, daß Bischof Martensen das will. Denn ich weiß nicht bloß bei mir selbst, daß ich, wie die Sachen jetzt stehen, gerne jedes bittere Wort zurücknähme, das ich in der Hitze des Streits gegen seine theologische Richtung hingeworfen haben mag . . .; sondern ich bin auch überzeugt, daß Bischof Martensen von christlichem Ernst durchdrungen ist und bereit ist, alles zu thun, was in seiner Macht steht, um den Frieden in der Kirche zu erhalten, zu deren geistlichem Oberhaupt er nun — meines Erachtens mit vollem Recht**) — berufen worden ist.

Es wäre gewiß die größte Ungereimtheit, wollte ich nach den neuesten Vorkommnissen Bischof Martensen zumuten, daß er nun auf einmal von Dr. S. Kierkegaard dieselbe Auffassung habe, wie ich. Im Gegenteil! Es ist sogar natürlich und liegt in der Konsequenz der ganzen Sache, daß der Bischof eine ganz entgegengesetzte Anschauung hat. Denn hier heißt es: entweder meine Auffassung, oder . . . Ich finde es in diesem Zusammenhang — nicht interessant, nein, von beängstendem Ernste, daß der Schriftsteller, der mit „Entweder — Oder" begann, just in diesem Augenblick vor Bischof Martensen und mir auf einem ethisch zugespitzten Entweder — Oder stehen soll.

Mein Antrag ist dieser:

Vorausgesetzt, daß meine Auffassung richtig ist, daß also S. Kierkegaard nicht in Eigenliebe, sondern in redlichem Eifer für Christentum und Kirche seinen Einspruch erhoben hat; daß er, wie ich glaube, nicht in eitler Herrschsucht oder geistlichem Hochmut, sondern nur, um das Unklare zu klären, diesen Anstoß geweckt hat, — dies vorausgesetzt, bitte ich Bischof Martensen um die Erlaub-

---

oft äußerte, meine Polemik gegen meinen damaligen Kollegen sei ihm zuwider; und zwar nicht, weil ich (wie man hie und da vorgab) das Verhältnis von Glauben und Wissen mißverstanden hätte, sondern weil sie Bischof Mynster ein Aergernis war und Martensen (über den sich Kierkegaard jederzeit mit Achtung und Wohlwollen aussprach) in eine Stellung hineindrängte, die es ihm immer schwerer machen mußte, das Religiöse in der Sache zu sehen.

**) Ich denke hier allein an das Ideelle und finde mich nicht befugt, Fragen hereinzuziehen, die auf ein ganz anderes Gebiet gehören.

nis, daß ich, auch als in seinem Namen gültig, Dr. Kierkegaard das verlangte Zugeständnis mache, und es in der besten Meinung so ausdrücklich, so offen, so unbedingt als möglich mache. Ich verlange nicht, daß Bischof Martensen seine individuelle Anschauung ändere; ich bitte nur, daß der Bischof — nicht um Kierkegaards, nicht um meinet-, sondern um der Kirche willen — dieses von meiner Meinung ausgehende Zugeständnis auch für seinen Teil stehen und gelten lasse. Wie um des Ideals willen der Einspruch des Einzelnen bis zum Aeußersten gegangen ist, so muß ja auch das Zugeständnis der Kirche bis zum Aeußersten gehen — um des Ideals willen.

Ist erst das Ideale in dieser Sache geklärt, so werden die menschlichen Konflikte wohl von selbst schwinden. Hat Kierkegaard nicht recht in der Idee, so hat er mit diesem letzten Schritt ja die Maske abgeworfen und so aufgehört, gefährlich zu sein. Hat er aber Recht in der Idee, so glaubt mir: er setzt sein Recht durch, und wir können ihm nicht widerstehen, ob unser noch so viele wären.

Drehte sich der Streit nur um ein Wort und eine Definition, so könnte man gerne einräumen, daß auch der „Wahrheitszeuge" eine mildere Deutung verstatte. Hier aber, da es sich um ein Leben, eine Geistesrichtung handelt, die nur Eins wollte und sich darum auch in ein Wort zusammenfassen konnte: hier ist Bischof Martensen m. E. damit doch nicht so wohl gedient, daß man zu seinen Gunsten fortfährt, einen schwächeren Wortsinn schwach zu verantworten. Dagegen ist ihm, der endliche Ausfall möge sein, welcher er will, damit jederzeit wesentlich gedient, daß die christlichen Ideale zu ihrem Recht kommen. Darum glaube ich auch, daß der Bischof auch in dieser Sache sich schon auf den Standpunkt christlicher Selbstverleugnung gestellt hat.

Ohne meine Ergebenheit für Bischof Martensen zu verbergen oder zu verleugnen — eine persönliche Ergebenheit, woran S. Hochwürden gewiß nicht zweifeln wollen, da sie nicht von gestern ist — kann ich nun wohl, ohne jemand zu kränken, allein auf das Unbedingte sehend, enden, wie ich begonnen habe: Indem Dr. Sören Kierkegaard dagegen Einspruch erhob, daß Bischof Mynster im Namen der Kirche „ein Wahrheitszeuge" genannt wird, „einer von den rechten Wahrheitszeugen, ein Glied in der heiligen Kette" u. s. f., hat er ein gutes Werk gethan.

Den 8. Januar 1855. Rasmus Nielsen,

[Prof. der Philosophie zu Kopenhagen.]

Eine Aufforderung an mich von Pastor Paludan-Müller.

[„Das Vaterland", Nr. 10, 12. Januar 1855.]

Den 11. Januar. S. Kierkegaard.

Pastor Paludan-Müller hat einen Aufsatz gegen mich herausgegeben, den ein Rezensent in der „Berlingschen Zeitung" natürlich sofort als etwas ganz Vortreffliches ausposaunt hat,*) eine Situation,

*) [„Dr. Sören Kierkegaards Angriff auf Bischof Mynsters Gedächtnis, beleuchtet von J. Paludan-Müller, residierendem Kapellan an der Budolphi-Kirche zu Aalborg."

Die Aufforderung lautet: „Ich fordere also Dr. S. Kierkegaard auf, das Neue Testament zur Seite seine obengenannte Beschuldigung so, daß es der Besprechung wert ist, zu erweisen; ich mache mich dann anheischig, den Nachweis zu liefern, daß seine Beschuldigung keinen Grund hat." — P. M. wehrt auch den Angriff auf Mynsters Charakter ab. „Ja, wie scharfsinnig doch Dr. S. K. ist! Der Herzen Geheimnis liegt offen vor seinem Blick da, und so hat er auch dem Verstorbenen in's Herz gesehen vermutlich in Kraft der experimentalen Psychologie . . . . Wir anderen Sterblichen sind nicht so scharfsinnig. Wir nehmen an, daß ein Mann Charakter hat, wenn er, obwohl in seinem Innern stark bewegt, von der Jugend bis zum Alter sich selbst treu blieb; daß er Grundsätze hat, wenn er in einem langen Leben Wesen und Meinungen nicht gewechselt hat, obwohl er auf den Schauplatz gezogen wurde, wo Streit und Versuchungen am heftigsten auf ihn eindrangen; daß er eine Ueberzeugung hat, wenn er innerhalb seines Wirkungskreises sich nicht fürchtet, sich Gegner zu machen . . . . Wir nehmen an, daß ein Mann nicht genußsüchtig ist, wenn er von Jugend auf bis in sein hohes Alter unausgesetzt ein strenges Arbeitsleben geführt hat. Und ist das einzige Amt, das er suchte, das des Kaplans, nicht einmal eine selbständige Pfarrei, während andere ihn von sich aus zu den höheren Stellungen in der Gesellschaft berufen haben, so hat er nicht aus der äußeren Ehre der Welt Vorteil zu ziehen gesucht. Hat ein Mann immer nur seinen ihm zugeteilten Lohn genommen und was andere in Dankbarkeit ihm freiwillig geschenkt haben, so hat er nicht aus dem Geldlohn der Welt Vorteil zu ziehen gesucht. Hat endlich ein Mann in seinem öffentlichen Auftreten als Landpfarrer und Bischof schärfer als irgend ein anderer Sünde und Thorheit gestraft und sich den wechselnden Lieblingsmeinungen der Zeit entgegengestellt, so hat er nicht der Welt geschmeichelt. Das alles trifft zu auf den verewigten Bischof Mynster" . . . . Ueber S. K.'s Auffassung des Christentums sagt P. M.: „So predigt weder der Herr noch seine Apostel das Christentum; aber bisweilen will der Herr Doktor christlicher sein als unser Herr Christus selbst" . . . . K. meint: Der Herr und seine Apostel haben in ihrer Predigt „nichts anderes zu thun gehabt, als Schwierigkeiten zu machen,

die an die Scene im Figaro erinnert, wo Bartholo und Basil sich gegenseitig den Dank zuwinken, daß sie für Jungfer Marceline eingetreten sind. Da ich selbst, auch beim besten Willen, es nicht fertig bringen könnte, den Vielen, die gegen mich auftreten, allen zu antworten oder zu danken, so finde ich es auch, aufrichtig geredet, ganz vernünftig von ihnen, daß sie, wie ich sehe, sich darauf einrichten, gegenseitig sich zu antworten und zu danken.

Also ein Aufsatz gegen mich von Pastor P. M., und darin eine Aufforderung an mich, der die „Berlingsche Zeitung" sofort möglichste Verbreitung verschafft hat, — eine Aufforderung, die vielleicht (wer weiß?) in der Voraussetzung gemacht wurde, ich werde wohl wie gewöhnlich Schweigen beobachten. In meinem Artikel im „Vaterland" habe ich von den Predigten Mynster's gesagt: „sie haben christliche Bestimmungen von entscheidendster Bedeutung verwischt, verschleiert, verschwiegen, ausgelassen". Aus Anlaß dieser Worte ergeht also nun die Aufforderung an mich, ich möge das an der Hand des Neuen Testaments so beweisen, daß es einigermaßen der Besprechung wert sei; dann will es Pastor P. M. widerlegen.

„So, daß es einigermaßen der Besprechung wert sei" — was heißt das? Wenn ich nun auf die Sache einginge, so wäre ich vielleicht doch in den April geschickt, weil ich mir keine authentische Erklärung davon hätte geben lassen, was darunter zu verstehen ist: „daß es einigermaßen der Besprechung wert sei."

Doch will ich hievon absehen; aber der Grund, warum ich darauf nicht einzugehen gedenke, ist die Befürchtung, ich könnte mich dadurch in einer Schlinge fangen und selbst dazu mitwirken, daß

---

zurückzustoßen, aufzuhalten! Für K. wird „der Glaube selbst zum Werk und das Christentum . . vielleicht . . zu einem raffinierten Pelagianismus". K. „in seinem extremen Eifer für Innerlichkeit und seiner überspannten Idealität . . . arbeitet einer plumpen und unchristlichen Aeußerlichkeit in die Hände." Sein selbstgemachtes Christentum führt von der Kirche und ihren Gnadenmitteln weg und muß endlich in Selbstgerechtigkeit oder Verzweiflung auslaufen.

Diese Aeußerungen findet der anonyme Rezensent alle vortrefflich gesagt. „Mit Klarheit und Gründlichkeit erweist der Verfasser, daß K.'s Maßstab und Urteil gleich unrichtig sind und sein Einspruch gegen die Benennung . . . Mynsters als eines Wahrheitszeugen . . . eine ganz direkte, undankbare Besudelung des Gedächtnisses einer ehrwürdigen Persönlichkeit!" Der Rezensent schließt: „Seine zwei Artikel im „Vaterland" haben ihn als Erbauungsschriftsteller vernichtet." — Bladartikler, S. 247–49.]

die ganze Sache und die Stellung der Sache in ganz kurzer Zeit zu etwas ganz anderem würde, als sie ist. Die Sache ist die: „war Bischof Mynster ein Wahrheitszeuge, einer von den rechten Wahrheitszeugen? ist das Wahrheit?“ Die Sache ist: ein von meiner Seite erhobener energischer Protest dagegen, daß Bischof Mynster von der Kanzel zum Wahrheitszeugen, zu einem von den rechten Wahrheitszeugen, einem von der heiligen Kette proklamiert wird. Und das sollte nun vielleicht in Vergessenheit gebracht, das Ganze in eine weitläufige, gelehrte, theologische Untersuchung mit Citaten und Citaten u. s. f. über die Predigt Mynsters verwandelt werden, in eine Untersuchung, worin wir wegen der großen Anzahl und Gelehrsamkeit der Teilnehmer bald bis über die Ohren stecken würden. Nein, ich danke!*)

Was ich gesagt habe, ist kurz, bezeichnend: „Bischof Mynsters Predigt hat christliche Bestimmungen von entscheidendster Bedeutung verwischt, verschleiert, verschwiegen, ausgelassen.“ Das kann jeder sehen, sowie es gesagt ist, besonders der Einfältige. Für den Gebildeteren, der von derlei Bescheid weiß, kann ich sagen: Die Predigt Mynsters verhält sich zu dem Christentum des Neuen Testaments wie der Epikuräismus zum Stoicismus, oder wie das Kultivieren, Veredeln, Bilden zur Grundveränderung, zur radikalen Kur; seine Predigt führt an keinem Punkt das Christliche zu dem hin, was es überall im Neuen Testament ist, zu einem Bruch, dem tiefsten, unheilbarsten Bruch mit dieser Welt. Eben so wenig (wie aus seiner unendlichen Angst vor allem Radikalen leicht zu verstehen ist) glich ja das Leben Bischof Mynsters auch nur entfernt

*) Ich bitte jeden, dem mein Rat etwas gilt, bei etwaigen öffentlichen Aeußerungen zur Sache mit strengster Diät sich eines allgemeinen, breiten, gelehrten, weitläufigen, wissenschaftlichen Diskutierens mit Lexikon und Grammatik, mit einer ungeheuren Masse gelehrten Apparats und einer selbst das Sonnenlicht verdunkelnden Menge von Citaten zu enthalten; denn damit dient er nur meinem Widerpart. Wie man Feuer mit Betten erstickt und wie man durch Weitläufigkeit eine Sache in Vergessenheit bringt, just so muß dieser bedacht sein, das Kurze, Klare, das Faktum, das Punktum, das, was vielleicht über das Bestehende entscheidet, verschwinden zu lassen: daß man Bischof Mynster von der Kanzel zu einem Wahrheitszeugen proklamiert, zu einem von den rechten Wahrheitszeugen, einem von der heiligen Kette, — was durch die für das Bestehende nicht eben wohlbedachte Unverfrorenheit nicht besser, sondern nur schlimmer wurde, womit ebenderselbe Mann, das Oberhaupt der Kirche, der hochwohlgeborne, hochehrwürdige Bischof Martensen gegen einen, christlich betrachtet, im allerhöchsten Grade berechtigten Einspruch auftrat.

einem Bruch mit dieſer Welt, wenn wir nicht die Erklärung gut heißen ſollten: man iſt ein gemachter Weltmann, ein Mann ganz von dieſer Welt, und „zugleich“ hat man unbedingt mit dieſer Welt gebrochen. Das entſpricht ja dem, daß man gar durch die Verkündigung des Chriſtentums alle Güter und Vorteile gewinnt und genießt und „zugleich“ Wahrheitszeuge iſt, oder (wie ich mit einer Hindeutung auf das ſchöne Bild der Ungleichartigkeit mit dieſer Welt, auf die Jungfräulichkeit, die Virginität, ſchon gezeigt habe) eine Jungfrau iſt mit einem Häuflein Kinder.

Hier könnte ich ſchließen. Was mich doch veranlaßt, noch ein paar Worte beizufügen, das iſt eine Aeußerung, die einer ſeiner Verteidiger gebraucht hat*) und deren Richtigkeit ſelbſt der eifrigſte Bewunderer Mynſters zugeben wird. „Biſchof Mynſter war nicht eigentlich Bußprediger“. Das iſt aber, zumal für einen Wahrheitszeugen, eine Mißlichkeit; denn alle wahre chriſtliche Predigt iſt in erſter Linie Bußpredigt. „Biſchof Mynſter war mehr Friedensprediger“. Das iſt aber, beſonders für einen Wahrheitszeugen, eine Mißlichkeit: als Friedensprediger die Lehre deſſen zu verkünden, der (es ſind das bekanntlich Jeſu eigene Worte) ſelbſt geſagt hat: „Ich bin nicht gekommen, Friede zu bringen, ſondern Zwietracht“ — er kam ja auch nicht in die Welt, um zu genießen, ſondern um zu leiden. Und darum habe ich von Biſchof Mynſter geſagt, daß er als Wahrheitszeuge geſehen und chriſtlich gewürdigt, genußſüchtig war; er liebte, genußſüchtig, den „Frieden“, die erſte Bedingung für den Lebensgenuß, wie ja ſchon Epikur geſagt hat: „nil beatum nisi quietum“, d. h. die erſte Bedingung für allen Lebensgenuß iſt der Friede.

An dem wäre es nun genug für diesmal. Ich habe hier eine Ausnahme gemacht; in der Hauptſache muß ich es den Vielen, die gegen mich auftreten, überlaſſen, daß ſie ſich gegenſeitig antworten und danken.

---

*) [Nämlich Paſtor Paludan-Müller ſelbſt. Er hatte 1854 in die (däniſche) Neue Theologiſche Zeitſchrift von Scharling & Engelstoft einen Aufſatz geſchrieben über „den apologetiſchen Beſtandteil in Biſchof Mynſters Predigt“ und darin den Satz aufgeſtellt, daß Biſchof Mynſter zwar Irrtum und Sünde der Welt mit ſcharfen Worten aufdecke und ſtrafe, aber doch im ganzen kein Bußprediger ſei. „Denn ſeine Predigt will als Ganzes mehr das Chriſtentum verteidigen, als die Welt angreifen und ſtrafen.“ Bladart. S. 237 f.]

An den Hochwohlgeborenen, Hochehrwürdigen Bischof Martensen.

Eine Frage.

[„Das Vaterland", Nr. 13, den 16. Jan. 1855.]

Unter der Ueberschrift „Ein gutes Werk" hat der Unterzeichnete an dieses Blatt (Nr. 8) einen Artikel eingesandt, worin die Anschauung dargelegt wird: Dr. S. Kierkegaard's Einspruch dagegen, daß Bischof Mynster im Namen der Kirche „ein Wahrheitszeuge" genannt wurde, „einer von den rechten Wahrheitszeugen, ein Glied in der heiligen Kette" u. s. f., müsse nicht (wie Ew. Hochehrwürden moralisierender Artikel in Nr. 302 der Berling'schen Zeitung vorauszusetzen scheint) notwendig zu einer schlechten Handlung gestempelt werden, sondern könne mit ebensoviel Recht als ein gutes Werk betrachtet werden, wenn man nur einen Augenblick das Menschliche vergessen, ein wenig an das Göttliche denken und beachten wollte, was ein Wahrheitszeuge im Ernst zu bedeuten hat.

Aus der Stimmung, worin der Artikel abgefaßt ist, können Ew. Hochehrwürden sich leicht überzeugen, daß es weder meine Absicht gewesen ist, die Ehre, die Bischof Mynster mit Recht zukommt, herabzudrücken, noch auch Ihrem in der Berlingschen Zeitung so offen und rückhaltlos ausgesprochenem Urteil mit feindseliger Opposition entgegenzutreten.

Es war vielmehr um des Friedens und der Zukunft willen, daß ich mich an Ew. Hochehrwürden mit der Bitte wandte: es möchten Ihre und meine, einander so entgegengesetzten Anschauungen — wenigstens bis auf weiteres — als zwei Möglichkeiten stehen bleiben, damit man doch auf das Weitere, das vielleicht noch kommen wird, etwas vorbereitet sein könnte.

Hierauf mich stützend, nehme ich mir die ehrerbietige Freiheit, Sie, Bischof Martensen, als den Wortführer der Kirche auf Ja oder Nein zu fragen: Finden Sie es im Namen der Kirche zweckdienlich, daß meine Auffassung bis auf weiteres unangetastet als Gegenstück der Ihrigen stehen bleibe? Oder erkennen Sie es für recht, daß meine Auffassung sofort als unbefugt abgewiesen werde, damit Ihr Urteil, zur

Beruhigung der Kirche, als unfehlbar und unwiderruflich feststehe?

Indem ich Euer Hochehrwürden gefälliger Antwort entgegensehe, verbleibe ich

„mit persönlicher Ergebenheit" Ihr ehrerbietiger

Den 16. Jan. 1855. R. Nielsen,
Professor.*)

An den Hochwohlgeborenen, Hochehrwürdigen
Bischof Martensen.

Der Streitpunkt mit Bischof Martensen;
als christlich betrachtet, entscheidend für den im voraus mißlichen Bestand der Kirche.

[„Das Vaterland", Nr. 24, den 29. Januar 1855.]

Den 26. Januar. S. Kierkegaard.

Der Streitpunkt ist: daß Bischof Mynster von der Kanzel als Wahrheitszeuge dargestellt wird, als einer von den rechten Wahrheitszeugen, als einer von der heiligen Kette.

Das muß beständig festgehalten werden; das muß jeder, den die Sache im Ernst beschäftigt, jeden Tag sich eingeprägt haben, um es trotz der Masse verwirrender Meinungen, die sich in den letzten Tagen durch die Tagespresse ergossen hat, festhalten zu können.

Das ist der Punkt — und es wird sich zeigen, daß der neue Bischof durch eine solche Kanonisierung des Bischofs Mynster den ganzen kirchlichen Bestand, christlich betrachtet, zu einer frechen Unanständigkeit gemacht hat.

Ist nämlich Bischof Mynster ein Wahrheitszeuge, so ist (das kann selbst der Blindeste sehen) jeder Pfarrer im Lande ein Wahrheitszeuge. Denn was Bischof Mynster in ästhetischer Beziehung

---

*) [Darauf gab am 18. Jan. ein X in Nr. 15 der Berlingschen Zeitung den Rat: „Da jegliche Antwort auf eine so unzeitige und unberechtigte Frage unter den gegenwärtigen Umständen nur Oel ins Feuer gießen würde, darf man gewiß voraussetzen, daß „um des Friedens und der Zukunft willen" keine Antwort erfolgen wird. Die „Unruhe zur Verinnerlichung", die alle wünschen sollten, würde dabei gewiß am meisten leiden." Bladart. S. 255.]

Ausgezeichnetes und Außerordentliches an sich hatte, das kommt bei der Frage, ob er ein Wahrheitszeuge oder kein Wahrheitszeuge war, gar nicht in Betracht. Bei dieser Frage handelt es sich um den Charakter, das Leben, die Existenz; und in dieser Hinsicht stand Bischof Mynster jedem andern Pfarrer im Lande, der sich gegen die bürgerliche Rechtschaffenheit nichts zu Schulden kommen läßt, völlig gleich. Somit ist jeder Pfarrer im Lande zugleich Wahrheitszeuge.

Man halte nun neben die hier zu Lande gewöhnliche Verkündigung des Christentums, neben die offizielle Verkündigung des Christentums durch königliche Beamte, Rangpersonen, die durch ihre Verkündigung weltliche Karriere machen, — man halte neben diese Verkündigung des Christentums das Neue Testament, das, was Jesus Christus (der Arme, Erniedrigte, Verspottete, Verspeite) von einem „Jünger Jesu Christi" fordert (und ein solcher sollte der Pfarrer, der Wahrheitszeuge doch sein): daß man die Lehre „für nichts" verkünde; daß man die Lehre in Armut, in Niedrigkeit, in völliger Entsagung, in der unbedingtesten Ungleichartigkeit mit der Welt verkündige; daß man von aller Anwendung oder Zuhilfenahme weltlicher Macht sich durchaus fernhalte u. s. f. Hält man aber so die offizielle Verkündigung des Christentums mit dem Neuen Testamente zusammen, so sieht man nur allzu leicht, daß jene sich, wenn je, nur auf die eine Weise verantworten läßt, welche ich seiner Zeit durch den Pseudonymus Anticlimacus andeutete. In dieser Hinsicht aber hat das Bestehende bis jetzt, wohlgemerkt, nichts von sich hören lassen; es hat auch nicht im entferntesten Miene gemacht, das kenntlich zu machen, auf welchen Abstand es mit dem neutestamentlichen Christentum noch eine Beziehung unterhält. Und doch kann man es ohne Verletzung der Wahrheit nicht einmal als ein Bestreben der Annäherung an das Christentum des Neuen Testaments definieren!

Sobald es dagegen heißt: der Pfarrer ist zugleich Wahrheitszeuge; Pfarrer und Wahrheitszeuge zu sein, ist eines und dasselbe — so ist sofort das ganze bestehende Kirchenwesen, christlich betrachtet, eine freche Unanständigkeit. Das Bestehende kann mit diesem Anspruch nicht länger als eine äußerste Abschwächung gehalten werden die zum neutestamentlichen Christentum doch noch eine Beziehung unterhält, sondern es ist so vielmehr ein offenbarer Abfall vom neutestamentlichen Christentum, ist mit diesem Anspruch, christlich betrachtet, eine freche Unanständigkeit, ein Versuch, Gott zum Narren zu haben. Ja, zum Narren: denn wir thun, als verstünden wir nicht, von was er in seinem Worte redet. Redet er in seinem Worte

davon, daß man die Lehre umsonst verkünde, so verstehen wir das so, daß die Verkündigung natürlich eine Erwerbsquelle ist, der sicherste Weg zum Brot, ein Weg mit direktem, sicherem Avancement; redet er in seinem Worte davon, daß man das Wort in Armut verkünde, so verstehen wir darunter eine jährliche Besoldung von einigen Tausenden; redet er in seinem Wort von der Verkündigung des Worts in Niedrigkeit, so machen wir damit Karriere und werden Excellenz; wir „stellen uns nicht dieser Welt gleich" und werden königliche Beamte, Rangpersonen; wir verabscheuen den Beistand und die Anwendung weltlicher Macht, indem wir uns durch die weltliche Macht sichern; „leiden für die Lehre" heißt die Polizei gegen die andern verwenden, und durch „völlige Entsagung" wollen wir alles gewinnen, die feinsten Raffinements, nach denen der Heide vergebens die Finger leckte — — und so sind wir zugleich Wahrheitszeugen.

Der hochwohlgeborene, hochehrwürdige Conferenzrat Bischof Martensen (mit wem er auch conferiert) verwandelt durch die Darstellung des Bischofs Mynster als eines Wahrheitszeugen, als eines Glieds der heiligen Kette, den ganzen kirchlichen Bestand in eine, christlich betrachtet, freche Unanständigkeit. Das Christentum lehrt, daß wir einer ewigen Verantwortung entgegengehen, einem Gericht (wo der Richter der Erniedrigte, Verspottete, Verspeite, Gekreuzigte ist, der lehrt: „folge mir nach", „mein Reich ist nicht von dieser Welt"), einer Rechenschaft (wo die Majestätsverbrechen gegen das Christentum just die Verbrechen sind, die zuletzt vergeben werden). Keiner nun, der das bedenkt, kann schweigen zu dieser neuen Lehre des Bischofs Martensen von dem Wahrheitszeugen, der ein Glied der heiligen Kette bilde; keiner kann dazu schweigen, selbst wenn ich der einzige bleiben sollte, der nicht schwieg. Das ist ja überhaupt für die Sache ganz gleichgültig. Mir genügt es, daß es in der Ewigkeit nicht vergessen sein wird, daß ich nicht geschwiegen habe.

* * *

Nicht abgeschwächt, sondern verschärft wiederhole ich hiemit meinen Einspruch. Ich will lieber spielen, saufen, huren, stehlen, morden, als mit dabei sein, daß man Gott zum Narren macht. Lieber bringe ich meine Tage auf der Kegelbahn zu, im Billardhaus, meine Nächte beim Hazardspiel oder auf Maskeraden, als daß ich an der Art Ernst teilnehme, die Bischof Martensen christlichen Ernst nennt. Ja, ich will lieber ganz direkt Gott zum Narren machen, eine Höhe besteigen oder hinaus in's Freie gehen, wo ich mit ihm

allein bin, und da gerade heraus ſagen: „Du biſt ein thörichter Gott, nichts mehr wert, als daß man dich zum Narren macht“ — lieber das, als daß ich auf dieſe andere Weiſe ihn für Narren halte. Da ſpiele ich feierlich den Heiligen, mein Leben iſt eitel Eifer und Sorge für das Chriſtentum, doch wohlgemerkt ſo, daß es beſtändig — verfluchte Zweideutigkeit! — „zugleich“ mein zeitlicher und irdiſcher Vorteil iſt. Da iſt mein Leben vorn und hinten nichts als Begeiſterung für die Verkündigung der Lehre, doch wohlgemerkt ſo, daß ich an gewiſſen Dingen zuerſt und zuletzt am liebſten vorübergehe und, wenn die Rede doch auf ſie kommt, thue, als verſtünde ich nicht, wovon Gott redet. Denn freilich, er redet ja davon, daß man für die Lehre Hunger und Durſt, Kälte und Blöße, Gefängnis und Geißelung leiden ſolle, daß man ſo vor ihm ein Wahrheitszeuge ſei. Und wenn ich vor dieſem Los zurückſchaudere und mir lieber einen angenehmeren Weg wünſchte; wenn ich lieber wollte, daß die Verkündigung des Chriſtentums jeder anderen menſchlichen Arbeit gleich ſtehe oder gar genußreicher als andere Arbeit ſei, daß ich, wenn es ſich machen ließe, auf die Weiſe ſo gut ſelig würde wie der Wahrheitszeuge: ſo ſollte ich (davon redet Gott) meinem Gott danken und meinen verfluchten Mund von dem Geſchwätz rein halten, als könnte man zugleich Wahrheitszeuge ſein. Und kann ich endlich meine Zunge nicht bezwingen, ſo ſollte ich mich wenigſtens darauf beſchränken, daß ich in meinem Zimmer bei einer Taſſe Thee mit meiner Frau und einigen befreundeten Mitſchwätzern in ſolchen Reden mich ergehe, dagegen auf der Kanzel mich etwas beſſer in Acht nehmen.

Statt deſſen ſtellt man von der Kanzel, alſo vor Gott, Biſchof Mynſter als einen von den rechten Wahrheitszeugen, einen von der heiligen Kette dar — vor Gott, deſſen Gegenwart ja durch ſeine Anrufung vor der Predigt gewährleiſtet war! Man ſtellt ihn (denn auch das hat man gethan) der Gemeinde — Gott im Himmel! — als Vorbild dar, alſo als chriſtliches Vorbild für eine chriſtliche Gemeinde. So iſt denn nunmehr „der Weg“ ein anderer geworden, nicht mehr der im Neuen Teſtament vorgezeichnete: daß man in Niedrigkeit, gehaßt, verlaſſen, verfolgt, verflucht in dieſer Welt zu leiden hat; nein, der Weg iſt jetzt: daß man bewundert, beklatſcht, bekränzt und beſternt eine glänzende Karriere macht! Und wie der „Weg“ ein anderer, ja gerade der entgegengeſetzte geworden iſt, ſo auch die Auslegung des Bibelworts. Wenn wir im Neuen Teſtament die Stelle leſen, die Biſchof Martenſen in der Erinnerungsrede ver-

wendete, Hebr. 13, 7: „Gedenket an eure Lehrer . . . . welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach" — so ist das fortan nicht mehr so zu verstehen: „schauet ihr Ende an", d. h.: „sehet, wie ihr Leben, ein Leben voller Entsagung und Leiden für die Lehre, bis zuletzt sich selbst treu blieb; wie sie nicht bereuen, daß sie alles geopfert haben, sondern auch im Tode, vielleicht im Märtyrertode, die Freimütigkeit des Glaubens bewahren" — nein, so soll man es fernerhin nicht verstehen, nunmehr muß es so verstanden werden, wie Bischof Martensen lehrt: „betrachtet Bischof Mynster; sehet auf das Ende seines Wandels; bedenket, er brachte es bis zur Excellenz; betrachtet das Ende seines Wandels — ihr wißt ja selbst, was für Vorbereitungen zu seinem höchst pompösen Begräbnis getroffen werden; betrachtet das — und folget ihm dann nach, er ist der Weg, und nicht Christus, der warnend sagt: was hoch ist unter den Menschen, das ist ein Greuel vor Gott" (Lucã 16, 15.).

Bin ich recht berichtet, so ist just um diese Zeit irgendwo in unserem Lande durch den Bischof darüber Klage geführt worden, daß eine Kirche unpassender Weise zu einer politischen Versammlung verwendet wurde. Gesetzt nun, man fände die Kirche anderswo auch für einen Ball geeignet: was wäre das gegen den Mißbrauch der Kirche zu einem sogenannten christlichen Gottesdienst, der aus Gott einen Narren macht! Doch, das versteht sich: der Bischof thut das selbst, und so kann man beim Bischof hierüber nicht Klage erheben.

Und was mich betrifft, so gedenke ich wirklich auch bei keinem Menschen Klage zu führen; ich wiederhole bloß meinen Einspruch. Finde ich kein Verständnis, — von Gott bin ich verstanden und verstehe mich selbst. Fahre ich dabei übel, — so sagt ja das Neue Testament eben das voraus. Werde ich nicht durchdringen, so siegt man ja im Sinne des Christentums nur durch Unterliegen!

Nachdem aber das Aergernis eingetreten ist, muß das Aergernis daran geweckt werden, und man soll nicht darüber klagen, daß mein Schritt leider so großes Aergernis erweckt habe; nein, das erregte Aergernis kommt vielmehr dem Aergernis noch nicht gleich, daß Bischof Mynster von der Kanzel zum „Wahrheitszeugen, zu einem von den rechten Wahrheitszeugen, von der heiligen Kette" proklamiert wird. „Das Blut soll erregt, die Leidenschaft in Bewegung gesetzt werden", und geht es dann über den Operateur her, so gehört das mit zur Operation. Wenn nach mehr als 40jähriger, mit großer

weltlicher Klugheit geübter Bezauberung durch die Kunst der bezaubernde Künstler obendrein noch zum Wahrheitszeugen gemacht werden soll, so kann man nicht glimpflich verfahren, falls man nicht am Ende gar selbst mit samt seinem Protest in einen Mitspieler verwandelt werden will.

Zwei neue Wahrheitszeugen.

[„Das Vaterland", Nr. 24 (Feuilleton), den 29. Januar 1855.]

Den 26. Januar. S. Kierkegaard.

„Die Gaben sind verschieden", sagt so richtig Bischof Martensen in der „Berlingschen Zeitung", Nr. 302. Der verstorbene Bischof hatte eine ganz ungewöhnliche Gabe, die schwachen Seiten und Gebrechen des Bestehenden zu verdecken; der neue Bischof Martensen, auch ein begabter Mann, hat eine seltene Gabe, auch beim Geringsten, was er vornimmt, die eine oder andere schwache Seite am Bestehenden bloß zu legen. Der verstorbene Bischof hatte eine ungewöhnliche Gabe, klug nachzugeben, sich zurückzuziehen, einzulenken, von etwas loszukommen; Bischof Martensen — denn die Gaben sind verschieden — hat eine besonders in diesem Augenblick für das Bestehende verhängnisvolle Gabe, sich durchzutrotzen. Doch soll das wohl so sein, es ist möglicherweise der Gedanke der Vorsehung: das Bestehende sollte bestehen, so lange der alte Mann noch lebte, der auch entsprechend begabt war; nach seinem Tode soll das Bestehende fallen, und dazu mußte Dr. Martensen auf den Bischofsstuhl, der gerade hiefür begabt war. Bischof Martensen genügt vollkommen; ich werde vielleicht ganz überflüssig, oder werde ich nur etwas ganz Untergeordnetes zu thun haben; und ich bin doch, auch so betrachtet, auch nicht ganz ohne Gaben, sofern ich die Gabe besitze, zu sehen — was Bischof Martensen bloßstellt.

Ich habe dagegen protestiert, daß man unsre Pfarrer, Pröpste, Bischöfe nun „Zeugen, Wahrheitszeugen" heiße; und gegen diesen Sprachgebrauch habe ich protestiert, weil er blasphemisch, gotteslästerlich ist. Bischof Martensen aber will ihn durchtrotzen, wie man

aus seiner Ordinationsrede sieht, wo er mit „zeugen", „Zeuge", „Wahrheitszeuge" nur so um sich wirft.*)

Im Neuen Testament nennt Christus die Apostel und Jünger Zeugen; er fordert von ihnen, daß sie für ihn „zeugen". Sehen wir nun, was hierunter zu verstehen ist. Es sind Männer, die allem entsagend, in Armut, in Niedrigkeit, außerdem willig zu jeglichem Leiden, in eine Welt hinausgehen sollen, die mit der Existenzweise des Christen auf Leben und Tod in Widerstreit steht. Das nennt Christus zeugen, ein Zeuge sein.

Was wir Pfarrer, Propst, Bischof nennen, ist ein Erwerbszweig wie jedes andere Gewerbe in der Gesellschaft; und zwar wird er, wohlgemerkt, inmitten einer Gesellschaft betrieben, wo sich alle Christen heißen, wo also entfernt keine Gefahr mit der Verkündigung des Christentums verbunden ist, wo im Gegenteil diese Lebensstellung für eine der angenehmsten und angesehensten gelten muß.

Nun frage ich: ist auch nur die mindeste Aehnlichkeit vorhanden zwischen diesen Pfarrern, Pröpsten, Bischöfen und dem, was Christus Zeugen nennt? Oder ist es nicht ebenso lächerlich, solche Pfarrer, Pröpste, Bischöfe „Zeugen" im Sinne des Neuen Testaments zu nennen, wie wenn man einen Felddienst „Krieg" nennen wollte? Nein, wollen die Geistlichen Zeugen, Wahrheitszeugen genannt sein, so müssen sie auch dem gleich sehen, was das Neue Testament unter Zeugen, Wahrheitszeugen, versteht; und wollen sie dem, was das Neue Testament unter Zeugen, Wahrheitszeugen, versteht, gar nicht gleichen, so dürfen sie sich auch nicht so nennen lassen. Man kann sie dann Lehrer, Beamte, Professoren, Kanzleiräte, kurz, was man will, nennen, nur nicht Wahrheitszeugen.

Bischof Martensen aber bleibt unverdrossen dabei, daß sie Zeugen, Wahrheitszeugen sind. Versteht die Geistlichkeit ihr Interesse, so wird sie sich ohne Bedenken mit der Bitte an den Bischof wenden, er möge diesen Sprachgebrauch aufgeben, der den ganzen Stand (mildest ausgedrückt) lächerlich macht. Denn ich kenne gewiß verschiedene höchst ehrenwerte, tüchtige, ausgezeichnet tüchtige Geistliche; aber ich wage zu behaupten, daß im ganzen Königreich sich kein

*) Die Reden bei diesem Anlaß sind nun im Druck erschienen. Stiftspropst Trydes Intimationsrede, ein Nichts, zeichnet sich dadurch aus daß in ihr, als wäre sie etwas, unten bemerkt steht: „Verfasser findet sich zu der Erklärung veranlaßt, daß nichts ausgelassen — nichts geändert ist."

einziger findet, der nicht als „Wahrheitszeuge“ eine komische Figur wäre.

Und den ganzen Stand, mildest ausgedrückt, lächerlich zu machen, schickt sich doch wirklich nicht für einen Bischof, so wenig es sich für einen Bischof ziemt, um seinen Sprachgebrauch beim Reden von „Zeugen“, „Wahrheitszeugen“ durchzutrotzen, eine feierliche Handlung wie eine Bischofsweihe zu etwas zu machen, bei dem man nicht weiß, ob man darüber lachen oder weinen soll. Die Ordination fiel auf den zweiten Weihnachtsfeiertag, den Tag des Märtyrers Stephanus. Wie satirisch! Das giebt so dem Bischof Veranlassung, unter anderem zu bemerken: das Wort Wahrheitszeuge „habe an diesem Tage einen besonderen Klang.“ Und das ist nicht zu leugnen; nur daß dieser eigene Klang ein Mißklang ist, da entweder Stephanus mit Hilfe der „weiteren Wahrheitszeugen“, die Dr. Martensen bei der Hand hat, lächerlich wird, oder diese insgesamt neben Stephanus als Wahrheitszeugen lächerlich werden.

Bei Bischof Mynsters Tod.

[„Das Vaterland“, Nr. 67, den 20. März 1855.]

Marc. 13, 2 . . . siehst du wohl allen diesen großen Bau? nicht ein —

Den 31. März 1854.*) S. Kierkegaard.

So wäre es freilich am wünschenswertesten gewesen: es hätte Bischof Mynster zum Schlusse, und zwar so feierlich als möglich, dem Volke direkt gesagt, er habe nicht das Christentum des Neuen Testaments repräsentiert, sondern, wenn man so will, eine fromme Milderung, eine Abschwächung, die auf mancherlei Art in Sinnestäuschung eingehüllt war.

Das geschah nicht!

Ich für meine Person bestehe unverändert auf meiner Behauptung, nur daß ich nunmehr laut und öffentlich ausspreche, worüber ich mich heimlich mit dem verstorbenen Bischof auseinandersetzte, unbemerkbar für seine Feinde — denn gegen sie kämpfte ich für ihn —, unbemerkbar für die Vielen, die wohl nichts ahnten. Ich behaupte also: offizielles Christentum, die Verkündigung des

*) Man beachte Jahreszahl und Datum.

offiziellen Christentums, ist weder in dem einen noch im andern Sinn das Christentum des Neuen Testaments. Jedenfalls muß nun dies zugestanden, und so laut und offen als möglich zugestanden werden, damit die Vorsehung [Regierung], falls es ihr gefiele, einmal eingreifen könnte und wir dann zu sehen bekämen, ob sie die Verkündigung eines solchen Christentums zulassen will. Ohne ein solches Zugeständnis dagegen ist die Verkündigung des offiziellen Christentums, indem sie für neutestamentliches Christentum gelten will, eine — unbewußte oder wohlmeinende — Sinnestäuschung. Dem Christentum kann damit nicht gedient sein, daß dies „Christentum" im Sinne des Neuen Testaments genannt wird; und in christlichem Sinne kann der Gemeinde damit nicht gedient sein; denn sie wird gar nicht darauf aufmerksam, was nach dem Neuen Testament Christentum ist.

* * *

Mariä Verkündigung.

O, wer du auch bist, mein Freund, dem dies vor Augen kommt: wenn ich im Neuen Testament das Leben unsers Herrn Jesu Christi auf Erden lese und was er unter einem Christen verstand — und ich dann daran denke, daß wir nun den Millionen nach Christen sind, ebenso viele Christen als Menschen, daß von Geschlecht zu Geschlecht Millionen von Christen der Ewigkeit zur Untersuchung überliefert werden: schrecklich! Denn daß es damit nicht richtig zusammenhängt, nichts kann gewisser sein. Sag es denn selbst: was hilft es doch — und wäre es noch so fromm und wohlgemeint! — was hilft es doch, wenn man dich (aus Liebe?) in der Einbildung bestärken wollte, du seiest ein Christ, oder den Begriff eines Christen abändern wollte, vermutlich um dich dieses Leben um so ruhiger genießen zu lassen? Was hilft es doch, oder richtiger, ist dir das nicht just zum Schaden, da es dir dazu hilft, die Zeitlichkeit im Sinne des Christentums unbenutzt zu lassen — bis du dann in der Ewigkeit stehst, wo du nicht Christ bist, wenn du es nicht warst, und wo man es nicht mehr werden kann? Wenn du dieses lieseſt, sag es selbst: hab' ich nicht recht gehabt, und hab' ich nicht recht, daß zu allererst alles gethan werden muß, um völlig klarzustellen, was im Neuen Testament zu einem Christen erfordert wird? daß vor allem erst alles geschehen muß, damit wir doch aufmerksam werden können?

Iſt das chriſtlicher Gottesdienſt? oder heißt es Gott für Narren halten?

(Eine Gewiſſensfrage — zur Erleichterung meines Gewiſſens.)

[„Das Vaterland", Nr. 68, den 21. März 1855.]

Mai 1854. S. Kierkegaard.

Wenn es zu einer Zeit ſo ſteht, daß man offiziell thut, als wäre nichts geſchehen, während man privatim wohl weiß, daß alles verändert iſt:

wenn der Lehrer (der Pfarrer) eidlich auf das Neue Teſtament verpflichtet wird, ordiniert iſt, während er doch nicht nur keine Portraitähnlichkeit mit einem Jünger Jeſu Chriſti hat, ſondern nicht einmal Karikaturähnlichkeit, ja, das gerade Gegenteil, der triviale Gegenſatz zu einem ſolchen iſt;

wenn die Lehre, die als Gottes Wort verkündet wird, darin von Gottes Wort verſchieden iſt, daß ſie nicht dasſelbe, auch nicht das Gegenteil, ſondern weder das eine noch das andere iſt, ſomit gerade das, was dem Chriſtentum und Gottes Wort am meiſten zuwider läuft;

wenn die Situation, worin geredet wird (und eben die Situation beſtimmt ja eigentlich, wie das, was man ſagt, zu verſtehen iſt) — wenn die Situation der im Neuen Teſtamente nicht mehr gleicht als die Wohnſtube eines Spießbürgers und das Spielzimmer des Kindes dem ſchrecklichſten Schlachtfelde des furchtbarſten Krieges, oder noch weniger, ſofern man geiſtlos doch thut, als glichen die beiden Situationen einander;

wenn es ſo ſteht, — und man weiß das privatim und thut offiziell, als wäre gar nichts: heißt das dann chriſtlicher Gottesdienſt? oder heißt es, Gott für Narren halten? ihn durch einen ſolchen offiziellen Gottesdienſt für Narren halten, vielleicht in der Meinung, wir brauchten das bloß Chriſtentum zu nennen und es ihm Sonntag für Sonntag als ſolches vorzupredigen, um ihm einzubilden, es ſei wirklich Chriſtentum?

Zur Erläuterung.

Chriſti Himmelfahrt.

1. Dazu, daß „der Lehrer (der Pfarrer) der triviale Gegenſatz iſt".

Das naturgetreue Signalement des Pfarrers iſt folgendes: ein halb weltlicher, halb geiſtlicher, als Ganzes zweideutiger Beamter; eine Rangsperſon, welche (wie ſo ganz im Geiſte des Neuen

Teſtaments!) nach der Anciennität zu avancieren und ſeiner Zeit Ritter zu werden hofft; welche ſich mit Familie ein Auskommen ſichert und nach dem apoſtoliſchen Wort 1 Kor. 9, 26 „nicht zu laufen als aufs Ungewiſſe“,*) im Falle der Not ſich dazu auch der Hilfe der Polizei bedient; welche ſich davon ernährt, daß Jeſus Chriſtus gekreuzigt wurde; welche behauptet, daß dieſer tiefe Ernſt (dieſe „Nachfolge Jeſu Chriſti“?) das neuteſtamentliche Chriſtentum ſei; welche tief betrübt darüber klagt und ſeufzt, daß in der Gemeinde leider ſo wenige wahre Chriſten ſind — denn daß der Pfarrer ein wahrer Chriſt iſt, das ſteht felſenfeſt, obwohl er in langen Kleidern geht, was doch Chriſtus nicht eben anbefiehlt, wenn er bei Markus und Lukas ſagt (Mark. 12, 38, Luk. 20, 46): „ſehet euch vor vor denen, die in langen Kleidern gehen“.

2. Zu dem über die Situation.

Im Neuen Teſtament iſt die Situation dieſe: der Redende, unſer Herr Jeſus Chriſtus, ſteht in einer Welt, zu der er ſelbſt unbedingt den Gegenſatz ausdrückt und welche ihrerſeits wiederum unbedingt den Gegenſatz zu ihm und zu ſeiner Lehre ausdrückt. Wenn nun Chriſtus von dem Einzelnen Glauben fordert, ſo erhält dieſe Forderung erſt durch die Situation ihren genaueren, konkreten Sinn, und in der Situation bringt der Gehorſam gegen ſie notwendig in ein vielleicht ſogar lebensgefährliches Verhältnis zu der umgebenden Welt. Wenn Chriſtus ſagt: „bekenne mich vor der Welt“, „folge mir nach“, oder wenn er ſagt: „komm zu mir“ u. ſ. f. u. ſ. f., ſo erhalten dieſe Worte erſt durch die Situation den genaueren, konkreten Sinn, und in der Situation bringt der Gehorſam gegen ſie beſtändig in Gefahr, vielleicht gar in Lebensgefahr. Wo dagegen alles chriſtlich iſt, wo alle, ſogar die Freidenker, Chriſten ſind, da iſt die Situation die: daß man ſich „Chriſt“ nennt, iſt das Mittel, ſich gegen allerlei Ungelegenheit und Beſchwerde im Leben zu ſichern, und das Mittel, ſich irdiſche Güter, Bequemlichkeiten, Vorteile u. ſ. w. zu ſichern. Wir aber thun, als wäre gar keine Veränderung eingetreten; wir deklamieren fort, daß man glauben, Chriſtum vor der Welt bekennen, ihm nachfolgen müſſe u. ſ. f. u. ſ. f.; und die Rechtgläubigkeit floriert im Lande; keine Ketzerei giebts, kein Schisma, überall eitel Rechtgläubigkeit, die Rechtgläubigkeit, die darin beſteht, daß man Chriſtentum ſpielt.

*) Der Apoſtel verſteht es ſo: „ich zähme meinen Leib, auf daß ich nicht auf's Ungewiſſe laufe.“

Was gethan werden muß,
es geschehe nun durch mich, oder durch sonst jemand.

[„Das Vaterland", Nr. 69, den 22. März 1855.]

Pfingstmontag 1854. S. Kierkegaard.

Es muß zu allererst, und zwar nach dem größtmöglichen Maßstab, der offiziellen — wohlgemeinten — Unwahrheit ein Ende gemacht werden, die — in guter Meinung — den Schein hervorruft und aufrecht erhält, als sei das Christentum, das man predigt, das Christentum des Neuen Testaments.

In dieser Hinsicht gilt es, keine Schonung walten zu lassen. Haben die „Freidenker" bereits ganz tüchtig eingehauen, so muß dies — wenn man es nicht anders will — noch mehr Nachdruck bekommen, wenn der, welcher diese Unwahrheit bekämpft, nicht den Satan, sondern Gott auf seiner Seite hat.

Ist das dann geschehen, so muß man der Sache die Wendung geben: ist der wahre Zusammenhang nicht vielmehr der, daß es mit uns Menschen von Geschlecht zu Geschlecht zurückgegangen ist? sind nicht wir Menschen von Geschlecht zu Geschlecht so entartet, so demoralisiert worden, so sehr auf die Stufe der Tiere herabgesunken, daß wir — statt in unverschämter Weise davon zu schwatzen, das Christentum sei perfektibel, wir „gehen weiter", ja, das Christentum genüge vielleicht nicht einmal mehr — daß wir, elende, jämmerliche Duzend- und Schockmenschen, dieses Göttliche, das Christentum des Neuen Testaments, genau besehen, schließlich einfach nicht mehr ertragen können? und daß wir insofern uns mit der Art Religiosität, die nun die offizielle ist, begnügen müssen, nachdem (wohlgemerkt!) der große Abstand derselben vom neutestamentlichen Christentum festgestellt ist? So muß die Sache gewendet, die Frage gestellt werden: ob es vielleicht mit dem Geschlecht so geht wie mit dem einzelnen Individuum; ob jenes wie dieses mit den Jahren immer elender und elender wird; ob das bei dem Geschlecht nicht zu ändern ist, wie es bei dem Individuum nicht zu ändern ist und dieses sich demütig darein finden muß; ob es also nicht sowohl Gottes Forderung an uns ist, das zu ändern, wir uns vielmehr darein finden müssen, demütig die Jämmerlichkeit einzugestehen: daß gegenwärtig, in dem jetzt erreichten Alter des Geschlechts, in Wahrheit buchstäblich kein einziges Individuum mehr gefunden oder

geboren wird, das zu einem Christen im Sinn des Neuen Testaments taugte. Diese Wendung muß der Sache gegeben werden! Fort, fort, fort mit aller Augenverblendung! hervor mit der Wahrheit! heraus mit der Sprache! Wir taugen nicht zu Christen im Sinne des Neuen Testaments — und doch brauchen wir die Hoffnung einer ewigen Seligkeit, zu der wir also unter ganz andern Bedingungen kommen müssen, als sie das Neue Testament festsetzt.

Hat die Sache diese Wendung erhalten, so wird es sich zeigen, ob darin etwas Wahres ist, ob das den Beifall der Vorsehung [Regierung] hat. Wo nicht, so muß alles brechen, damit in diesem Schrecknis wieder Individuen erstehen, die das Christentum des Neuen Testaments tragen können. Aber ein Ende, ein Ende soll gemacht werden mit der offiziellen — wohlgemeinten — Unwahrheit.

Der religiöse Zustand.

[„Das Vaterland", Nr 72,. den 26. März 1855.]

Januar 1855. S. Kierkegaard.

Der religiöse Zustand bei uns hier zu Lande ist dieser:

Das Christentum, d. h. das neutestamentliche Christentum — und alles andere ist ja kein Christentum, am allerwenigsten damit, daß es sich so nennt —: das Christentum ist gar nicht da, was wohl fast jeder so gut als ich muß sehen können.

Wir haben, wenn man so will, eine vollständige Besatzung von Bischöfen, Pröpsten, Pfarrern. Gelehrte, ausgezeichnet gelehrte, talentvolle, begabte, im Sinne der Menschen wohlmeinende Leute, deklamieren sie alle — gut, sehr gut, ausgezeichnet gut, oder ziemlich gut, mittelmäßig, schlecht. Aber keiner von ihnen ist im Charakter des neutestamentlichen Christentums, so wenig als er im Charakter eines Menschen ist, der dem neutestamentlichen Christentum zustrebt. Ist das aber der Fall, so ist das Dasein dieser christlichen Besatzung durchaus keine Förderung für das Christentum, vielmehr eine gefährliche Sache, da sie so unendlich leicht den trügerischen Schein und Fehlschluß veranlaßt, man habe mit einer solchen vollständigen Besatzung dann natürlich auch das Christentum. Ein Geograph z. B. würde aus dem Dasein dieser Besatzung ja mit voller Ueber-

zeugung das Recht ableiten, in der Geographie den Satz aufzustellen: in diesem Lande herrscht die christliche Religion.

Wir haben so zu sagen ein vollständiges Inventar von Kirchen, Glocken, Orgeln, Opferstöcken, Opferbüchsen, Klingelbeuteln, Leichenwagen u. s. w. Wenn aber das Christentum nicht da ist, so ist das Dasein dieses Inventars, christlich betrachtet, von keinem Nutzen, es ist vielmehr eine gefährliche Sache, weil es so unendlich leicht den trügerischen Schein und Trugschluß veranlaßt, man habe natürlich auch das Christentum, wenn man ein so vollständiges christliches Inventar habe. Ein Statistiker z. B. würde aus dem Dasein dieses christlichen Inventars mit voller Ueberzeugung das Recht ableiten, in der Statistik den Satz aufzustellen: in diesem Lande sei die herrschende Religion das Christentum.

Wir sind, wie es heißt, ein christliches Volk — allein so, daß nicht ein einziger von uns im Charakter des neutestamentlichen Christentums ist, so wenig als ich das bin; denn wie ich immer und immer wiederholt habe und nochmals widerhole: ich bin nur ein Dichter. Die Täuschung, daß wir ein christliches Volk seien, beruht gewiß auf der Macht, welche die Zahl über die Einbildungskraft ausübt. Ich zweifle keineswegs daran, daß jeder einzelne im Volk redlich genug gegen Gott und sich selbst sein wird, um im einsamen Zwiegespräch zu sagen: „soll ich aufrichtig sein, so leugne ich nicht, ich bin nicht Christ im Sinne des Neuen Testaments; soll ich ehrlich sein, so leugne ich nicht, mein Leben kann nicht ein Streben auf das hin heißen, was im Neuen Testament Christentum genannt wird, ein Streben darauf hin, daß ich mich selbst verleugne, der Welt entsage, absterbe u. s. f.; eher wird mir das Irdische und Zeitliche mit jedem Jahr meines Lebens wichtiger und wichtiger, und das Streben meines Lebens geht auf das hin, was mich immer fester an das Irdische und Zeitliche bindet.“ Ich bezweifle auch nicht, es würde jeder diese Auffassung z. B. bei zehn seiner Bekannten festhalten können, daß sie nicht im Sinne des Neuen Testaments Christen sind, so wenig als ihr Leben ein Streben ist, es zu werden. Handelt es sich aber um 100 000, so gerät er in Verwirrung. — Man erzählt von einem Bierwirt eine lächerliche Geschichte, die übrigens schon einer meiner Pseudonyme im Vorbeigehen erzählt hat. Diese lächerliche Geschichte schien mir aber stets einen tiefen Sinn in sich zu bergen, und darum benutze ich sie noch etwas weiter. Man erzählt, er habe sein Bier die Flasche 1 Pfg. unter dem Einkauf verkauft; und als nun einer zu ihm sagte: „wie kannst

du da deine Rechnung finden, du setzst ja Geld zu!“ so habe er erwidert: „nein, mein Freund, die Menge allein macht's“ — die Menge, die auch heutzutage das Allmächtige ist. Wenn man über diese Geschichte gelacht hat, wird man wohl daran thun, auch die Lehre daraus zu ziehen, die vor dem mächtigen Einfluß der Zahl auf die Phantasie warnt. Jener Wirt verstand nämlich ohne Zweifel sehr wohl, daß eine Flasche, die ihn auf 20 Pf. kommt und von ihm zu 15 Pf. verkauft wird, 5 Pf. Verlust bringt. Auch bei zehn Flaschen kann er wohl festhalten, daß er Verlust hat. Aber, aber 100 000 Flaschen: hier setzt die große Zahl die Phantasie in Bewegung, die runde Zahl läuft mit ihr davon, sie verwirrt dem Wirt den Kopf. „Das giebt einen Profit“, sagt er, „denn die Menge macht's aus.“ So ist's auch mit der Rechnung, die aus Einern, die nicht Christen sind, ein christliches Volk zusammenaddiert; und was dazu verhilft, das ist, daß „die Menge es macht“. Von allen Sinnestäuschungen ist dies die gefährlichste für wahres Christentum und zugleich gerade diejenige, zu welcher jeder Mensch am meisten hinneigt; denn die Zahl (die hohe Zahl, wenn es in die 100 000, in die Millionen hinauf geht) und die Phantasie, diese beiden passen ganz für einander. Christlich genommen aber ist die Rechnung natürlich verkehrt; und ein christliches Volk aus lauter Einern bestehend, die ehrlich gestehen, daß sie nicht Christen sind, die item ehrlich gestehen, daß ihr Leben keineswegs ein Hinstreben auf die Verwirklichung des neutestamentlichen Christentums genannt werden kann, — solch ein christliches Volk ist eine Unmöglichkeit. Hingegen könnte sich ein Gauner kein besseres Versteck wünschen als solche Redensarten wie: „Das Volk ist christlich“, „das Volk hat ein christliches Streben“ — da man solchen Redensarten fast so schwer beikommen kann, wie wenn einer sagte: „N. N. ist ein Christ“, „N. N. hat ein christliches Streben.“

Da aber das Christentum Geist ist, Nüchternheit des Geistes und Redlichkeit der Ewigkeit, so ist natürlich vor seinem Polizeiblick nichts verdächtiger als alle phantastischen Größen: christliche Staaten, christliche Länder, ein christliches Volk, eine — wie wunderlich! — eine christliche Welt. Und kann sogar auch der Begriff eines christlichen Volks und Staats seine gewisse Wahrheit haben (notabene, wenn jede Zwischenbestimmung und der Abstand von dem neutestamentlichen Christentum jederzeit redlich und ehrlich angegeben und deutlich gekennzeichnet wird): so steckt doch an diesem Punkt, christlich verstanden, ein ungeheures Kriminalverbrechen; ja alles,

was die Welt bisher von Kriminalgeschichten gesehen hat, ist wie eine Bagatelle gegen diese ungeheure Kriminalgeschichte, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht durch lange Zeiten hindurchzieht, aber der göttlichen Gerechtigkeit doch nicht über den Kopf gewachsen ist, wie das ja der menschlichen Gerechtigkeit begegnen kann.

Das ist der religiöse Zustand. Und um womöglich aller Zeitvergeudung vorzubeugen, will ich sofort einer Wendung, die man etwa der Sache geben möchte, zuvorkommen. Zur Beleuchtung diene ein anderes Verhältnis. Angenommen, es lebte in einem Lande ein Dichter, der dem Ideal der „Liebe" folgendes Zugeständnis machte: „Ich selbst muß leider gestehen, daß ich mir die Liebe, wie man in Wahrheit verliebt sein sollte, nicht zuschreiben darf; ich will auch nicht heuchlerisch sagen, daß ich mehr und mehr darnach strebe, denn in Wahrheit geht es leider mit mir eher zurück; ferner überzeugt mich meine Beobachtung, daß im ganzen Lande wohl nicht Einer lebt, den man in Wahrheit verliebt heißen kann." Ihm könnten die Einwohner des Landes, und teilweise mit Recht, erwidern: „Ja, mein guter Dichter, deine Ideale mögen recht gut und schön sein; allein wir sind bei der Art, wie wir lieben, zufrieden und glücklich, und damit ist die Sache abgethan." So kann man sich aber mit dem Christentum nie abfinden. Das Neue Testament entscheidet ja, was Christentum ist, und behält der Ewigkeit vor, uns zu richten; der Pfarrer ist ja eidlich auf das Neue Testament verpflichtet: also läßt sich nicht einfach das für Christentum ausgeben, was uns als Christentum am besten behagt. Sobald man der Sache eine solche Wendung geben zu dürfen glaubt, ist das Christentum abgeschafft, des Pfarrers Eid ein — doch nein, ich breche ab, ich wünsche nicht, die Konsequenzen zu ziehen, so lange man mich nicht weiter dazu nötigt; und selbst dann wünsche ich es nicht. Darf man aber der Sache diese Wendung nicht geben, so sind nur zwei Wege möglich: entweder, wie ich vorschlage, redlich und ehrlich einzugestehen, in welchem Verhältnis wir zum neutestamentlichen Christentum stehen; oder durch mancherlei Kunstgriffe den wahren Zustand zu verdecken und den Schein hervorzurufen, als sei das neutestamentliche Christentum die in unserem Lande herrschende Religion.

Eine Theſe

— nur eine einzige.

[„Das Vaterland", Nr. 74, den 28. März 1855.]

Den 26. Januar 1855. S. Kierkegaard.

O Luther, du hatteſt 95 Theſen: wie ſchrecklich! Und doch gilt im tieferen Sinne: je mehr Theſen, deſto weniger ſchrecklich. Die Sache iſt weit ſchrecklicher: es giebt nur Eine Theſe.

* * *

Das Chriſtentum des Neuen Teſtaments iſt gar nicht da. Da iſt nichts zu reformieren. Was es gilt, iſt das, daß man Licht bringt in ein Jahrhunderte lang fortgeſetztes, von Millionen mit mehr oder weniger Schuld begangenes, chriſtliches Kriminalverbrechen: unter dem Namen der Vervollkommnung des Chriſtentums hat man dieſes heimtückiſch nach und nach Gott wegzunarren geſucht und ſo aus dem Chriſtentum gerade das Gegenteil von dem gemacht, was es im Neuen Teſtament iſt.

* * *

Damit man von dem hier zu Lande gewöhnlichen, dem offiziellen Chriſtentum auch nur in Wahrheit ſagen kann, daß es ein Verhältnis mit dem neuteſtamentlichen Chriſtentum habe, muß es zuerſt ſo redlich, ſo rückhaltlos, ſo feierlich als möglich anerkennen, wie weit es vom neuteſtamentlichen Chriſtentum abſteht und wie wenig es auch nur als ein Streben, dem neuteſtamentlichen Chriſtentum näher zu kommen, anerkannt werden kann.

So lange das nicht geſchieht, ſo lange man entweder thut, als läge gar kein Anſtand vor, als wäre alles in ſeiner Richtigkeit und was wir Chriſtentum nennen, das neuteſtamentliche Chriſtentum; oder ſo lange man durch Kunſtgriffe den Unterſchied vertuſchen, den Schein aufrechterhalten will, als wäre das neuteſtamentliches Chriſtentum: ſo lange dauert das chriſtliche Kriminalverbrechen fort; ſo lange kann es ſich um kein Reformieren handeln, ſondern nur um Aufhellung dieſer chriſtlichen Kriminalſache.

* * *

Und um auch von mir ein Wort zu ſagen: ich bin nicht, was der Zeit vielleicht notthut, ein Reformator, auf keine Weiſe; auch

nicht ein spekulativer, tiefsinniger Geist, ein Seher, ein Prophet; nein, ich bin — mit Verlaub — ich bin ein in seltenem Grad ausgeprägtes Polizeitalent. Wunderbares Zusammentreffen, daß ich just die Periode der Kirchengeschichte erleben soll, die, echt modern, die Periode der „Wahrheitszeugen" ist, da alle „heilige Wahrheitszeugen" sind.

„Salz";

denn die „Christenheit" ist: die Zersetzung des Christentums; „eine christliche Welt" ist: der Abfall vom Christentum.

[„Das Vaterland", Nr. 76, den 30. März 1855.]

Februar 1855. S. Kierkegaard.

* * *

Ehe ein Mensch sich so brauchen läßt wie ich, muß ihn die Vorsehung [Regierung] erst auf schreckliche Weise zwingen; das ist auch mein Fall.

* * *

Der Protestantismus ist ganz einfach, christlich betrachtet, eine Unwahrheit, eine Unredlichkeit. Er verfälscht die Lehre, die Welt- und Lebensschauung des Christentums, sobald er Prinzip für das Christentum sein soll, nicht bloß eine für bestimmte, zeitliche und örtliche Verhältnisse notwendige Berichtigung (ein bloßes Korrektiv).

Deshalb in die katholische Kirche einzutreten, wäre eine Uebereilung, der ich mich nicht schuldig machen werde, wenn man sie auch vielleicht von mir erwarten mag, da heutzutage ganz vergessen ist, was das Christentum ist, und selbst die Sachverständigsten in Sachen des Christentums doch nur wenig Erfahrung haben.

Nein, man kann wohl für sich allein Christ sein. Und wenn man nicht sehr stark im Geist ist, so halte sich ein Christ vorsichtshalber an die Regel: „je weniger, desto besser"! Und vollends in der „Christenheit": „je weniger desto besser"! Denn schließlich und zuletzt liegt just im Begriff der „Kirche" die Grundverwirrung in der Christenheit bei Protestantismus und Katholicismus; oder: sie liegt im Begriff „Christenheit".*) Was Christus verlangt hat, sind

*) Der Leser möge sich folgendes einprägen. Als das Christentum in die Welt kam, da galt es die Lehre auszubreiten. In der „Christenheit" liegt

Nachfolger; und er hat ganz genau bestimmt, was er meinte: sie sollten ein Salz sein, willig sich zu opfern; Christ sein, soll heißen, daß man ein Salz sei; Christentum soll die Willigkeit sein, sich zu opfern. Aber Salz zu sein und sich zu opfern, dazu eignen sich nicht Tausende, noch weniger Millionen, noch weniger Länder, Reiche, Staaten, und unbedingt nicht die ganze Welt. Handelt es sich dagegen um Profit und um Mittelmäßigkeit und um das gerade Gegenteil von dem, „Salz" zu sein, ums Schwatzen, so sind 100 000 ein ordentlicher Anfang, mit jeder Million geht die Sache besser, und das Geschäft floriert ganz ausgezeichnet, wenn alle Welt christlich geworden ist.

Darum beschäftigt und interessiert es „den Menschen", daß man ganze Völker, Reiche, Länder, eine ganze Welt von Christen gewinne — denn dann wird der „Christ" etwas ganz anderes als in dem Neuen Testament.

Das ist denn auch erreicht, und am besten, ganz vollkommen im Protestantismus, besonders in Dänemark, in der dänischen, biederen, gemütlichen Mittelmäßigkeit. Wenn man die dänischen Christen sieht, wer würde je darauf verfallen, daß der Christ, wie Christus sagt, ein „Kreuz", Qual und Leiden zu tragen habe, das Fleisch kreuzigen, sich selbst hassen, für die Lehre leiden, ein Salz sein, geopfert werden soll u. s. f. u. s. f.? Nein, im Protestantismus, zumal in Dänemark, geht das Christentum nach einer andern Melodie; da ists einem, wie jener Pfarrer sagte, ganz „reichsgottesmäßig-pudelwohl". Das Christentum ist Lebensgenuß. Man lebt beruhigt, wie es weder der Heide noch der Jude konnte; denn man ist ja über die Sache mit der Ewigkeit beruhigt, und so beruhigt kann man ja eben — trotz jedem Heiden oder Juden — recht aufgelegt sein, dieses Leben zu genießen.

Das Christentum ist gar nicht da. Hätte das Menschengeschlecht sich in Aufruhr gegen Gott empört und das Christentum abgeschüttelt oder von sich geworfen, so wäre das weit nicht so gefährlich wie dieser Gaunerstreich, daß man das Christentum durch eine falsche und unwahre Art der Ausbreitung abgeschafft hat; daß man alle

---

der Fehler gerade in der unwahren Verbreitung der Lehre, die durch eine unwahre Art, sie auszubreiten, bewirkt ist. Was deshalb in der Christenheit dem Bösen (der unwahren Verbreitung) entgegenarbeiten soll, darf ja nicht die Form der Verbreitung haben — deshalb: je weniger desto besser, am liebsten buchstäblich nur ein Einzelner. Denn die Verbreitung, das Extensive, ist die Wurzel des Bösen; darum muß die Gegenwirkung von dem Intensiven kommen.

zu Christen gewonnen hat und dann dieser Wirksamkeit den Schein christlichen Eifers und christlichen Interesses für die Ausbreitung der Lehre gegeben hat; daß man Gott verhöhnt hat, indem man ihm für seinen Segen dankte, durch den er dem Christentum diesen glücklichen Fortgang verliehen habe.

Was unter einem Christen zu verstehen ist, hat Christus selbst verkündet; wir können es ja in den Evangelien lesen. — Dann verließ er die Erde, weissagte aber seine Wiederkunft. Und diese Wiederkunft betreffend haben wir eine Ankündigung von ihm, die also lautet: ob wohl des Menschen Sohn bei seiner Wiederkunft auf Erden Glauben finden wird? Ist es in Ordnung mit diesen ungeheuren Bataillonen von Christen, mit diesen Völkern, Reichen, Ländern, mit der christlichen Welt: so muß es weite Aussicht mit der Wiederkunft haben. Umgekehrt gesehen, müßte man wohl sagen: alles ist zur Wiederkunft bereit.

Habt Dank, ihr Seide- und Sammtpriester, die ihr in stets zahlreicheren Scharen euch dem Christentum zu Dienste stelltet, als sein Dienst die besten Chancen bot! Habt Dank für euren christlichen Eifer, mit dem ihr für diese Millionen, diese Reiche und Länder, diese ganze Welt von Christen besorgt waret! Habt Dank: es war ja christlicher Eifer, christliche Liebe! Denn nicht wahr, wenn es so bleiben sollte, wie es ursprünglich war, daß nur etliche wenige, arme, verfolgte, verhaßte Menschen Christen waren: was wäre dann aus Sammt und Seide geworden und aus den ungeheuren Einkünften und aus Ehre und Ansehen und weltlichem Genuß, den ihr raffinierter habt als irgend ein anderer Wollüstling, raffiniert durch den Nimbus der Heiligkeit, der fast Anbetung fordert! Abscheulich! Selbst der verkommenste Abschaum der Menschheit hat doch den Vorzug, daß seine Verbrechen nicht verherrlicht und geehrt werden und als christliche Tugenden fast Verehrung und Anbetung finden!

Und ihr, ihr Machthaber auf Erden, ihr Fürsten, Könige und Kaiser, ach, wie konntet ihr euch auch nur einen Augenblick von diesen Schlauen bethören lassen, als wäre Gott doch nur ein allerhöchster Superlativ menschlicher Majestät, als hätte er, menschlich geredet, eine Sache [worin er sein Interesse finden müßte], so daß ihm natürlich an einem christlichen Machthaber, König oder Kaiser unendlich mehr liegen müßte, als an einem christlichen Bettler! O mein Gott, mein Gott, mein Gott! Nein, ist christlich vor Gott ein Unterschied, so ist ihm der Bettler unendlich wichtiger als der

König; denn das Evangelium wird den Armen gepredigt! Aber freilich, für die Pfarrer ist der König unendlich wichtiger als der Bettler. „Ein Bettler, was kann der uns helfen?“ Du Sammtlump, ist denn das Christentum in die Welt gekommen, daß es sich von den Menschen helfen lasse, oder daß es ihnen, den Armen, dem Bettler helfe? Das Evangelium wird doch den Armen gepredigt! „Ein Bettler, was kann der uns helfen? dem könnten wir gar am Ende noch Geld geben sollen“? Frecher Tropf! ja, Christentum ist es just, daß man Geld hergebe! „Aber ein König, ein König, das ist ungeheuer wichtig für das Christentum.“ Nein, du Lügner, aber es ist ungeheuer wichtig für dich. Denn wenn der König ein Christ ist, so folgt sofort der Kreis von Mächtigen, die seine Umgebung bilden (und darum ist, christlich betrachtet, ein christlicher König eine sehr bedenkliche Sache; er kann eine Art von Uebertritt zum Christentum veranlassen, die nicht viel weiter als ein Kostümwechsel ist), und wenn der König und seine Großen Christen werden oder den Christennamen angenommen haben, so folgen immer noch mehr nach und zuletzt das ganze Volk (und darum ist, christlich betrachtet, ein christlicher König eine so bedenkliche Sache; gar leicht wird das Ganze nur eine Veränderung, worin sich doch nichts verändert); und wenn dann das ganze Volk zu einem Christenvolk geworden ist, so (sieh, daher ist es so unendlich wichtig, daß der König ein Christ ist!) kommen Seide und Sammt und Sterne und Ordensbänder und die allerfeinsten Raffinements und die vielen Tausende per Jahr. Die vielen Tausende, dieses Blutgeld! Denn es war ja Blutgeld, das Judas für Christi Blut empfing — und Blutgeld waren auch diese Tausende und Millionen, die das Blut Christi eintrug und der Verrat am Christentum, seine Verwandelung in Weltlichkeit. Nur hat sich (nicht wahr, du sammtgeschmückte Krämerseele!) der Jude Judas fast lächerlich benommen (so daß man aus inneren Gründen die geschichtliche Wahrheit der Erzählung bezweifeln möchte), indem Judas, ein Jude, der sich doch etwas aufs Geld verstehen sollte, für nur 30 Silberlinge einen (wenn man so will) so ungeheuren Geldwert wie Jesus Christus aus den Händen gab: die größte Geldquelle, die jemals in der Welt geflossen ist, auf deren Conto Millionen mal Quadrillionen erhoben werden, für 30 Silberlinge verschachert! Aber es geht vorwärts, die Welt ist perfektibel! Judas steht eben noch auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe; denn erstens nahm er nur 30 Silberlinge, dann ließ er sich doch nicht preisen und verherrlichen, ja fast anbeten als wahrer Anhänger Christi!

Und du, du gedankenlose Menschenmenge — doch hiemit habe ich ja genug gesagt, und zugleich, warum ich nicht mehr sage! Ach, du bist nicht bloß betrogen, sondern du willst betrogen sein! Was hilft da aufrichtige Liebe, was alle Uneigennützigkeit! Du wirst nicht bloß betrogen — da wäre wohl noch zu helfen — sondern du willst betrogen sein!

Was ich will?

[„Das Vaterland", Nr. 77, den 31. März 1855.]

März 1855. S. Kierkegaard.

Ganz einfach: ich will Redlichkeit. Wie mich Verbitterung und Raserei und Ohnmacht und Geschwätz auffassen, darauf kann ich überhaupt keine Rücksicht nehmen. Ich vertrete aber auch nicht — wie man wohlmeinend mich hat auffassen wollen — christliche Strenge gegenüber einer üblichen christlichen Milde.

Durchaus nicht, ich vertrete weder Milde noch Strenge — ich vertrete menschliche Redlichkeit.

Die Abschwächung, worin das hier zu Lande allgemein herrschende Christentum besteht, will ich neben das Neue Testament gestellt haben, damit man zu sehen bekomme, wie sich diese beiden zu einander verhalten.

Zeigt es sich dann, kann ich oder ein anderer zeigen, daß sie vor dem neutestamentlichen Christentum bestehen kann, so will ich mit größter Freude darauf eingehen.

Eines aber will ich nicht, um keinen, keinen Preis: ich will nicht durch Vertuschungen oder Kunststücke den Schein hervorbringen, als gleichen das im Lande herrschende Christentum und das Christentum des Neuen Testaments einander.

Sieh, das will ich nicht; und warum nicht? Nun, weil ich Redlichkeit will. Oder, wenn du willst, kann ich es auch anders sagen: Wenn möglicherweise auch die äußerste Abschwächung des neutestamentlichen Christentums im Gerichte der Ewigkeit stich halten könnte, so kann sie unmöglich dann stich halten, wenn man sogar noch durch allerlei Kunstgriffe den Unterschied zwischen dem neutestamentlichen Christentum und dieser Abschwächung hat vertuschen wollen. Sieh, deshalb will ich solche Kunstgriffe nicht. Denn ich meine etwa so: ist einer der Gnädige, nun wohl, so laß mich kühn-

lich von ihm verlangen, daß er mir alle meine Schuld vergebe; aber zu viel verlange ich, auch wenn seine Gnade göttliche Gnade ist, zu viel verlange ich, wenn ich die wahre Größe der Schuld nicht einmal aufrichtig zugestehe.

Und eben dieser Unwahrheit macht sich nach meiner Meinung das offizielle Christentum schuldig: es stellt nicht rückhaltlos und unverkennbar deutlich die christliche Forderung ins Licht, vielleicht, weil es fürchtet, der Einblick in den Abstand unseres Lebens von der christlichen Forderung, die Einsicht, daß unser Leben nicht einmal ein Streben genannt werden kann, der Forderung gerechter zu werden, möchte in uns Schauder erregen. Ich will zum Beleg nur einen Ausdruck für die Forderung anführen, die übrigens im Christentum des Neuen Testaments überall zur Stelle ist. Wenn wir unser Leben ewig retten wollen (und das wollen wir ja als Christen erreichen), so sollen wir das eigene Leben in dieser Welt hassen. Ist aber ein einziger unter uns, dessen Leben auch nur entfernt als ein schwaches Streben in dieser Richtung gedeutet werden könnte, während vielleicht viele Tausende von „Christen" im Lande von dieser Forderung nicht einmal wissen? Also, wir „Christen", wir leben so, daß wir unser Leben im ganz allgemein menschlichen Sinne lieben. Wenn nun Gott gleichwohl aus „Gnade" uns als Christen annehmen soll, so muß doch das Eine gefordert werden, daß wir in genauer Kenntnis der Forderung eine wahre Vorstellung von der unendlichen Größe der uns erzeigten Gnade haben. Soweit kann die „Gnade" unmöglich reichen; zu Einem darf sie nie, niemals gebraucht werden: dazu, daß man die Forderung verschwiege oder verkleinerte. Denn in diesem Falle würde die „Gnade" das ganze Christentum auf den Kopf stellen. — Oder nehmen wir ein Beispiel anderer Art. Ein Lehrer im Christentum bezieht einen Lohn von mehreren Tausenden. Verschweigen wir nun den christlichen Maßstab und gehen wir von dem allgemein Menschlichen aus, wornach ganz natürlich ein Mann für seine Arbeit seinen Lohn haben soll, einen Lohn, von dem er mit seiner Familie leben kann, und als Beamter in angesehener Stellung einen ansehnlichen Lohn: so sind mehrere Tausende im Jahr gar nicht viel. Sobald dagegen die christliche Forderung der Armut geltend gemacht wird, so ist Familie Luxus, der Bezug von mehreren Tausenden eine sehr hohe Gage. Ich sage das nicht, um, wenn ich könnte, einem solchen Beamten eine einzige Mark abzuziehen. Im Gegenteil, er sollte, wenn er es wünschte und ich es vermöchte, gern doppelt so viele

Tausende bekommen. Das aber sage ich, daß das Verschweigen der christlichen Forderung den Gesichtspunkt für seine ganze Gage verrückt. Die Redlichkeit gegen das Christentum erheischt es, daß man es in Erinnerung bringt, christlich laute die Forderung auf Armut, und zwar sei das nicht ein kapriziöser Einfall des Christentums sondern habe den klar bewußten Grund, daß man dem Christentum nur in Armut wahrhaft dienen kann und daß ein Lehrer des Christentums diesem um so weniger dienen kann, je mehr Tausende seine Gage beträgt. Verschweigt man aber die Forderung, oder versucht man den künstlichen Schein zu erwecken, als wäre diese Art von Erwerb und Karriere ganz das Christentum des Neuen Testaments, so ist das nicht redlich. Nein, nehmen wir das Geld, unterlassen wir aber um Gottes willen das Weitere: verdecken wir ja nicht die christliche Forderung, wahren wir nicht durch Verschweigen oder Fälschung derselben eine Art Decorum, das im aller-allerhöchsten Grade demoralisierend wirkt und meuchelmörderisch das Christentum aus dem Wege schafft.

Also Redlichkeit will ich; bis jetzt aber hat das Bestehende nicht aus eigenem Antrieb auf die Art Redlichkeit eingehen und sich auch nicht durch mich bestimmen lassen wollen. Dennoch werde ich darum weder zum Vertreter einer Art Milde noch zum Vertreter einer Art Strenge; nein, ich bin und bleibe ganz einfach ein Vertreter menschlicher Redlichkeit.

Laß mich das Aeußerste wagen, um womöglich in dem, was ich will, verstanden zu werden.

Ich will Redlichkeit. Will das Geschlecht oder unsere Zeit das: will sie ehrlich, redlich, ohne Vorbehalt, offen, geradezu sich gegen das Christentum empören und also zu Gott sagen: „wir können und wollen uns unter diese Macht nicht beugen!“ — aber wohlgemerkt, ehrlich, redlich, ohne Vorbehalt, offen, gerade heraus: nun gut, so sonderbar es scheinen mag, ich bin dabei; denn Redlichkeit will ich. Und überall, wo Redlichkeit ist, da kann ich mitgehen; zu einem redlichen Aufruhr gegen das Christentum kann es nur kommen, wenn man redlich eingesteht, was Christentum ist und in welchem Verhältnis man selbst dazu steht.

Will man also das: ehrlich, offen, aufrichtig, wie es sich gehört, wenn man mit seinem Gott redet (und so redet daher jeder mit Gott, der sich selbst achtet und nicht so tief sich selbst verachtet, daß er gar Gott gegenüber unaufrichtig sein will) — also, will man ehrlich, aufrichtig, ohne Vorbehalt, ganz und voll Gott das Ein-

geſtändnis machen, wie es eigentlich mit uns Menſchen zuſammenhängt: daß das Geſchlecht die ganze Zeit her ſich eine immer weiter gehende Abſchwächung des Chriſtentums erlaubte, bis wir zuletzt aus dem Chriſtentum das Gegenteil des neuteſtamentlichen Chriſtentums gemacht haben — und daß wir doch gerne haben möchten, daß dies, wenn es ſich nur machen ließe, für Chriſtentum gelten dürfe; will man das, ſo bin ich dabei.

Eines aber will ich nicht; nein, um keinen, keinen, keinen Preis will ich es. Eines will ich nicht: ich will auch nicht mit dem letzten Viertel des letzten Gliedes meines kleinen Fingers an dem offiziellen Chriſtentum teilhaben, das durch Vertuſchungen oder mancherlei Kunſtgriffe ſich den Schein des neuteſtamentlichen Chriſtentums giebt; auf meinen Knieen danke ich meinem Gott, daß er in ſeiner Barmherzigkeit mich daran verhinderte, mich zu tief mit ihm einzulaſſen.

Sieht ſich das offizielle Chriſtentum des Landes durch das hier Geſagte dazu veranlaßt, Macht gegen mich zu gebrauchen — ich bin zur Stelle; denn ich will Redlichkeit.

Für dieſe Redlichkeit will ich wagen. Dagegen ſage ich nicht, daß ich für das Chriſtentum etwas wage. Nimm es an, nimm an, ich würde ganz buchſtäblich ein Opfer, ſo würde ich doch nicht ein Opfer für das Chriſtentum, ſondern bloß dafür, daß ich Redlichkeit wollte.

Während ich mir aber nicht zu ſagen getraue, ich wage für das Chriſtentum, ſo bin ich doch voll und ſelig davon überzeugt, daß dies mein Wagen Gott gefällig iſt, ſeine Zuſtimmung hat. Ja, ich weiß es, es hat ſeine Zuſtimmung, daß inmitten einer Welt von Chriſten, wo Millionen und aber Millionen ſich Chriſten nennen — daß da ein Menſch es ausdrückt: ich darf mich nicht einen Chriſten nennen; aber Redlichkeit will ich, und zu dem Ende will ich wagen.

Ein Vorſchlag an Herrn Dr. S. Kierkegaard.

[„Das Vaterland", Nr. 79, den 3. April 1855.]

Es iſt ein kühner Gedanke, einen Augenblick treffen zu ſollen, da ſich zwiſchen die bald täglichen Ergießungen einer überfließenden Feder ein paar Zeilen einſchieben ließen. Einſender will doch den Verſuch wagen.

Es ist nun bald ein halbes Jahr, seit Herr Dr. Kierkegaard als der strenge Prediger in der Wüste aufgetreten ist. — Es kann wohl not thun, daß etwas „stille Unruhe“ in die dänische Christenheit gebracht werde, daß man an das christliche Leben und die geistliche Amtsthätigkeit einen strengeren Maßstab anlegen lerne. Insoweit glaubt Einsender mit vielen anderen, daß der starke Aufruf sein Verdienst hat und seine Wirkung haben wird. Er hat nicht verfehlt, manche Seele zum Ernst, zum Nachdenken, zur Selbstprüfung zu erwecken, und nun haben ja die ernsten Gedanken reichlich Platz, sich auszubreiten. Aber Einsender glaubt auch — und gewiß wiederum viele mit ihm —, daß viel mehr ausgerichtet sein würde, wenn die Sache weniger groß angelegt wäre, wenn die Wahrheit, die trifft und verwundet, von paradoxen Uebertreibungen und krampfhafter Ueberspannung hätte freier gehalten werden können, Insonderheit steht dies dem Einsender klar vor Augen: soll das Begonnene eine wirkliche Frucht tragen, so darf man *nicht bei diesem Anfang stehen bleiben* und immer und immer wieder die Elegie von vorn beginnen.

Denn alles hat seine Zeit und muß darum auch sein Ende haben. Hat es seine Zeit, Sturm zu läuten und Feuer zu rufen, so muß auch die Zeit kommen, da man die Löscharbeit beginnt; hat es seine Zeit niederzureißen, so muß doch auch eine Zeit kommen, wieder aufzubauen. Auch Dr. Kierkegaards Aufruf sollte doch nur die Einleitung sein zu etwas mehr. Bis dato aber ist er zu nichts mehr geworden: immer wieder dasselbe Läuten, derselbe Allarmruf!

Allerdings wird nun ganz anders gehämmert als zu Anfang. Der Ruf lautet immer drohender und unheilverkündender. Erst schien sich die profetische Bußrede in einem ziemlich engen Kreis bewegen zu wollen; es war der verstorbene Bischof und sein Parentator, gegen die er sich eigentlich wendete. Wie viel weiter aber erstreckt er sich jetzt! Nun ist „*das offizielle Christentum*“ Stichwort geworden. Was immer die bestellten Diener des Christentums lehren und predigen, wird in Einen Topf geworfen und als Antichristentum verurteilt. Und auch damit ist die Grenze noch nicht erreicht. *Die Christenheit als Ganzes, das Christentum in seinem ganzen Dasein wird mitgenommen* — nur wird man sich darüber nicht so leicht klar, ob man an die christliche Welt im allgemeinen denken soll, oder an die protestantische Kirche, oder allein an Dänemark. „*Keiner* von unseren Bischöfen, Pröpsten oder Pfarrern“, heißt es, „repräsentiert auch nur *ein*

Streben in der Richtung auf das neuteſtamentliche Chriſtentum" — „es findet ſich oder entſteht nicht mehr ein einziges Individuum, das dazu taugte, Chriſt im Sinne des Neuen Teſtaments zu ſein" — „das neuteſtamentliche Chriſtentum iſt überhaupt nicht da" — „die Chriſtenheit iſt die Zerſetzung des Chriſtentums" — ſie iſt ſchuldig „des ungeheuren chriſtlichen Kriminalverbrechens, Gott das Chriſtentum wegzunarren."

Inſofern läßt ſich ein ſtarker Fortſchritt nicht verkennen; es iſt wahrhaftig ein Sturmmarſch mit Siebenmeilenſtiefeln. Aber in der Sache ſelbſt — in der Einſicht, woran es fehlt und was zu thun iſt — rückt man keinen Schritt weiter. Mit allen dieſen ſchwebenden, unbeſtimmten Größen: „Sinnestäuſchung, Verſchweigung, Abſchwächung, Verſchleierung von etwas Weſentlichem im Chriſtentum"; — mit allen dieſen Scheltworten: „ſchlaue Lügner und freche Schlingel, Chriſtentumsſpiel; Gott für Narren halten; ſpitzbübiſche Abſchaffung des Chriſtentums"; — mit allen dieſen konvulſiviſchen Ausbrüchen über „das Schreckliche, Abſcheuliche, Greuliche, Entſetzliche" — mit dem allem wird man beſtändig in demſelben Kreiſe herumgetrieben. Wer ſich ſchrecken läßt, bleibt in ſeinem Schrecken ſitzen, ohne Handreichung, aus ihm herauszukommen. Die Gefaßteren beginnen mißtrauiſch zu werden; nachgerade werden auch die ausgeſuchteſten und an ſich bewunderungswürdigſten Kraftworte vergebens verbraucht. Mit ſeiner ganzen, ungewöhnlichen Virtuoſität, die Dr. K. in dieſer Richtung zugeſtanden werden muß, wird er doch, wenn er ſo fortfährt, dem Schickſal nicht entgehen, daß Baggeſens Vers über einen wiederkäuenden Poeten auf ihn Anwendung findet:

Würd'ſt du nicht immer nur dasſelbe ſagen, —
Du würdeſt ſämtliche Dichter überragen.

Man erlaubt ſich deshalb, es Herrn Dr. Kierkegaard zur Erwägung anheimzuſtellen, ob er nicht glaubt, nun einen Schritt weiter rücken zu ſollen.

Das däniſche Volk beſitzt als Erbe von Biſchof Mynſter deſſen „Betrachtungen über die chriſtlichen Glaubenslehren."*) Man überſieht hier in klaren Zügen den Lehrbau, den dieſer Mann in ſeiner Predigt weiter ausgeführt und auf die Mannigfaltigkeit des Lebens

*) [Bei F. A. Perthes (Gotha) in deutſcher Ueberſetzung erſchienen 4. A. 1872.]

im einzelnen angewendet hat. Tausende haben in diesem Werk christliche Belehrung und Erbauung gefunden. Hierin will Dr. K. nun eine traurige „Sinnestäuschung", einen Beitrag zu dem „ungeheuren christlichen Kriminalverbrechen finden." Damit aber, daß eine solche Behauptung aufgestellt, deklamatorisch behandelt und sodann ein Mal um das andere wiederholt wird, damit ist noch nichts bewiesen. Will Dr. K. es wirklich einleuchtend machen, daß, „was Bischof Mynster repräsentiert hat, nicht das neutestamentliche Christentum ist", — und will Dr. K. ferner den Abstand kenntlich und klar machen zwischen dem „verschleierten, abgeschwächten, verfälschten Christentum" und einem Christentum, das er für rein und echt gelten läßt; will Dr. K. mehr als aufregen und niederreißen, verstören und verwirren, ängsten und schrecken, will er in Wahrheit und Wirklichkeit für die Wiedergeburt christlichen Glaubens und Lebens arbeiten: so lege er Hand ans Werk! Er gebe seinen Landsleuten eine Anleitung in die Hand, d. h., er stelle in reinen, bestimmten Umrissen die Lehre des Neuen Testaments dar, so, wie sie nach ihm sich mit Recht neutestamentlich heißen darf. Dann könnten die Leser vielleicht aus der nebelhaften Sphäre herauskommen, worin sie bis jetzt hingehalten werden, ohne anderes Licht als Schwärmer und Raketen, die nur blenden und irre leiten. Ernsthafte und verständige Christen würden so wohl hinlänglich in den Stand versetzt werden, Dr. K.'s christlichen Standpunkt kennen zu lernen, und sie könnten dann auch beurteilen, auf welcher Seite der zuverlässigste Führer zum neutestamentlichen Christentum zu finden ist.

Gewiß — wenn es wahr wäre, was Dr. K. sagt: daß „nicht ein einziges Individuum mehr gefunden oder geboren wird, das zu einem Christen im Sinne des Neuen Testaments taugte"; daß „wir Menschen nächstens auf die Stufe der Tiere herabgesunken sind": daß „alles brechen muß, damit in diesem Schrecknis wieder Individuen erstehen, die das Christentum des Neuen Testaments tragen können" — so wäre es unzeitgemäß, an Dr. K. eine Forderung zu stellen — ebenso unzeitgemäß, wie wenn er an diese gegenwärtigen „Tierwesen" christliche Forderungen stellen wollte: der Zustand wäre dann rein verzweifelt. Es bliebe dann nichts weiter zu thun, als die Zeit abzuwarten, da die Menschheit einmal umgegossen und so in den Stand gesetzt werden soll, „das Christentum des Neuen Testaments zu tragen". Um einen Christenglauben und eine Christenheit zu schaffen, brauchte es dann nichts Geringeres als

einen neuen Himmel und eine neue Erde. Aber gerade „das Christentum des Neuen Testaments“ läßt eine so trostlose Betrachtung nicht aufkommen. Man sollte meinen, Dr. K. wäre der letzte, des Herrn Verheißungen zu mißachten, daß „auch die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen sollen!“ Hat Dr. K. kein Auge dafür, welche Waffen seine Paradoxie den Gegnern des Christentums in die Hände spielt? Das Evangelium ist doch nicht auf seraphische Wesen berechnet, sondern auf menschliche Geschöpfe von Fleisch und Blut! Wenn aber die Menschenwelt, die im Lichte des Evangeliums geboren und erzogen wurde, zu einer Bande christlicher Kriminalverbrecher verkommen ist, die nur darauf sinnen, „Gott das Christentum wegzunarren“ — welche Rolle hat dann eigentlich das Christentum in der Geschichte der Menschheit gespielt?

Ist dagegen etwas zu thun — und es *muß* etwas zu thun sein —, so darf das nicht ungethan bleiben. Und wer sollte zu solchem Thun eher berufen sein als er, der mit dem harten Verdammungswort gegen die andern auftrat? Mit Sturmläuten und Brandrufen aber, mit Schimpfen und Schelten, mit Blitzen und Donnern ist noch nichts gethan. Das ist nicht im Geiste der Propheten, geschweige denn im Geiste Jesu und der Apostel.

Vielleicht wird Dr. Kierkegaard einen Vorschlag wie den obigen mit der Begründung zurückweisen, daß er sich ausdrücklich für nichts erklärt habe als für „ein entschiedenes Polizeitalent“. Wäre dem aber vielleicht so, so griffe seine Wirksamkeit schon weit über sein Talent hinaus. . . Hat er nicht auf dem obersten Richterstuhl Platz genommen? Urteilt er nicht wie der, vor dessen Auge alle Dinge bloß und offenbar sind? Verfolgt sein Urteil das Leben des Christentums nicht bis in den fernsten Winkel des Familienlebens, des Hauses, bis in die verborgenste Kammer des Herzens? Wer aber mit diesem Tone der Unfehlbarkeit richtet und mit solcher Unbarmherzigkeit verurteilt, der *soll mindestens* den Irrenden den Weg *weisen können* und *soll* ihn *weisen*. Sollte Dr. K. sich entschließen können, den Stuhl eines geistlichen Kriminalrichters zu verlassen und die religiöse Gerichtssprache aufzugeben, um sich zu einer Arbeit zu sammeln, wie wir sie vorgeschlagen haben: so würde er wahrscheinlich bald erkennen, daß er das Leichtere mit dem Schwereren vertauscht hat. Bei einer solchen Arbeit müßte gewiß der Geist evangelischer Demut seine Macht geltend machen, und das würde weder der Arbeit noch dem Verfasser zum Schaden werden.

N—n.

Auf einen anonymen Vorschlag an mich in Nr. 79 dieses Blattes.

[„Das Vaterland", Nr. 81, den 7. April 1855.]

Den 4. April 1855. S. Kierkegaard.

Der Vorschlag, ich solle eine Darstellung der neutestamentlichen Lehre, vielleicht ein großes Werk, eine Dogmatik schreiben, die sich vielleicht am besten auf einer wissenschaftlichen Reise in's Ausland schreiben ließe, — dieser Vorschlag kommt mir (und wohl auch allen, denen meine Artikel im „Vaterland" wirklich nahe gegangen sind) entweder als Thorheit vor oder als eine Falle, die man mir legen will: damit ich den Augenblick mir wegnarren lasse, die Aufgabe aus dem Auge verliere, mich wo möglich in eine wissenschaftliche Weitläufigkeit verwickle und in ihr (wie es leicht gehen könnte) wegsterbe oder doch vom Schauplatz abtrete. Statt mich aufzufordern, ein neues Buch zu schreiben, hätte der anonyme Schreiber besser (denn am angemessensten schiene mir die Aufforderung an die Zeitgenossen, meine Artikel im „Vaterland" immer und immer wieder zu lesen) die Zeitgenossen aufgefordert, sich mit meinen früheren Schriften, mit der „Abschließenden Nachschrift", mit der „Krankheit zum Tode" und besonders mit der „Einübung im Christentum" besser bekannt zu machen. Diese letztere Schrift ist zwar für den Augenblick im Buchhandel nicht zu haben; doch wird diesem Mangel bald abgeholfen sein, da eine neue Auflage unter der Presse ist. Die genannten Schriften stehen gerade zu dem Augenblick in einem Verhältnis, bieten für den Augenblick die wünschenswerten Vorkenntnisse; denn sie sind die Vorkenntnisse für dies: was der Augenblick bedeutet.

„Dürfte ich nun füglich das Sturmläuten einstellen“?

[„Das Vaterland“, Nr. 83, den 11. April 1855.]

Den 7. April 1855. S. Kierkegaard.

Das hat man mir vorgeschlagen. Doch kann ich — wenn anders ich es bin, der sturmläutet — mich niemanden gefällig erweisen; es wäre ja doch unverantwortlich, das Sturmläuten einzustellen, so lange es noch brennt. Genau genommen bin aber nicht ich es, der Sturm läutet; ich lege vielmehr Feuer an, um Sinnestäuschungen und Gaunerstreiche auszuräuchern, und vollziehe hiemit ein polizeiliches Geschäft und zwar ein christliches Polizeigeschäft. Denn nach dem Neuen Testament ist das Christentum eine Brandstiftung; Christus sagt es selbst: „ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden“. Und es brennt schon, ja, und es wird gewiß eine um sich greifende Feuersbrunst werden, die am besten mit einem Waldbrand zu vergleichen ist; denn es ist an die „Christenheit“ Feuer angelegt. Und es giebt Weitläufigkeiten, die weg müssen: weg muß diese ungeheuer weitläufige Sinnestäuschung mit der — wohlgemeinten oder gaunerhaften — Wissenschaftlichkeit auf christlichem Gebiet; weg muß die ungeheuer weitläufige Einbildung mit den Millionen Christen, den Reichen, Ländern, einer christlichen Welt. Diese Einbildung mag Kirchenfürsten um des Geldes und der sinnlichen Macht willen freilich convenieren; sie verschafft ja auch — Gott und dem Neuen Testament zum Spott! — das allerfeinste und delikateste Raffinement des Genusses, daß man sich noch christlichen Eifer und Begeisterung für die Ausbreitung der Lehre zuschreiben kann. Aber sie muß weg; und alle diese Weitläufigkeiten müssen weg, und zwar just durch die brennende Frage, deren Feuer nicht erstickt werden soll, durch die brennende Frage des Augenblicks: ob offizielles Christentum das Christentum des Neuen Testaments ist.

Nein, offizielles Christentum ist nicht das neutestamentliche Christentum. Das muß jeder sehen können, der nur einen flüchtigen, aber unbefangenen Blick in die Evangelien wirft und dann nachsieht, was wir Christentum heißen. Daß man es aber nicht sieht, kommt von den Verblendungskünsten her, die der großen Mehrzahl von Menschen die Fähigkeit, unbefangen zu sehen, genommen haben; und es hat darin seinen Grund, daß der Staat tausend Beamte

angeſtellt hat, für welche die Frage nach dem Chriſtentum zugleich eine pekuniäre Frage iſt. Wie können dieſe einen unbefangenen Blick haben? Und werden ſie gerne die Augen für die Frage öffnen, ob ihr Weg zum Brot, der bisher für den beſten und ſicherſten galt, nicht ein zweifelhaftes, ja, chriſtlich betrachtet, vielleicht ſogar ein „unberechtigtes Erwerbsmittel“ ſei? Wenn freilich zu Hunderten Menſchen angeſtellt werden, die, ſtatt Chriſto nachzufolgen, gemütlich und komfortabel eingerichtet, raſch avancierend, mit Familie, und dabei noch als die Vertreter des neuteſtamentlichen Chriſtentums, ſich davon ernähren, daß andere als echte Chriſten für die leidende Wahrheit leiden mußten: ſo muß notwendig alles auf den Kopf geſtellt werden und das Chriſtentum, das als die Wahrheit, für die man ſtirbt, in die Welt kam, nunmehr zu der Wahrheit werden, von der man mit Familie — „freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!“ — und Hoffnung auf raſches Avancement lebt.

Sonſt muß jeder ſehen können, daß offizielles Chriſtentum nicht das neuteſtamentliche Chriſtentum iſt. Es gleicht dieſem nicht mehr als das Quadrat dem Kreiſe, nicht mehr als das Genießen dem Leiden, als die Selbſtliebe dem Haß gegen ſich ſelbſt, als weltliches Streben der Weltentſagung; nicht mehr, als die ſelbſtzufriedene Einbürgerung in der Welt dem gleicht, daß man ein Fremdling und Pilger in dieſer Welt iſt, nicht mehr, als der Gang auf's Büreau, zum Tanz und auf die Brautſchau der Nachfolge Chriſti gleicht — nein, nicht mehr! Und die Bataillone Chriſten, welche die „Chriſtenheit“ ins Feld ſtellt, gleichen den Chriſten des neuteſtamentlichen Chriſtentums nicht mehr als die Rekruten Falſtaffs waffengeübten, tüchtigen, kampfesmutigen Kriegern gleichen; man kann ihnen ebenſo wenig wirkliches Streben nach Verwirklichung des neuteſtamentlichen Chriſtentums zuſprechen, als man von einem, der geradeaus zum Weſtthor hinausgeht, ſagen kann, er gehe nach Oſten; und die ſo genannten Lehrer im Chriſtentum, die Pfarrer, gleichen den chriſtlichen Lehrern im Sinn des Neuen Teſtaments ſo wenig als eine Kommode einem Tänzer; ſie ſtehen zu der Aufgabe eines Lehrers nach dem Neuen Teſtament in keiner nähern Beziehung als eine Kommode zum Tanzen. Damit ſetze ich die Pfarrer in bürgerlicher oder allgemein menſchlicher Hinſicht keineswegs herab. Wenn ich eine Kommode für das Tanzen ungeeignet finde, ſo kann ſie ja trotzdem ein äußerſt brauchbares und nützliches Möbel ſein.

Eine Nachschrift.

In dem Gesagten liegt gewiß keine feindselige Absicht gegen die Geistlichkeit; warum sollte ich auch eine solche haben? Die Geistlichkeit ist natürlich für mich — wenn sie keine Gesellschaft von „Wahrheitszeugen" sein soll — eine ebenso tüchtige, respektable, achtungswerte Gesellschaftsklasse wie irgend eine andere. Der theologische Kandidat ist bona fide hineingekommen — ja, es ist ganz gewiß etwas Verkehrtes, in das er hineingekommen ist, aber er ist bona fide hineingekommen. Die Verantwortung liegt eigentlich auf dem Staat; kommt es daher zur Trennung von Staat und Kirche, so hat der Staat die direkte Pflicht, den Pfarrer, mit dem er kontrahiert hat, zu versorgen. Was wollte auch der Staat auf der Galeere! [?] 1000 Besoldungen auf Rechnung der leidenden Wahrheit zu vergeben und das Göttliche „protegieren" zu wollen: das eine ist so verkehrt wie das andere.

Christentum mit staatlicher Bestallung
und
Christentum ohne staatliche Bestallung.

[„Das Vaterland", Nr. 83, Feuilleton, den 11. April 1855.]

Den 8. April 1855. S. Kierkegaard.

In Staatsrat Heibergs kleinem Meisterstück „die Elfen" begegnet es bekanntlich dem Schulmeister Grimmermann, daß er ganz unerwartet 70000 Faden tief unter die Erde versinkt und sich (womöglich noch unerwarteter) von Kobolden umgeben sieht. „Welcher Unsinn", sagt Grimmermann, „es giebt keine Kobolde — und hier ist meine Bestallung!" Aber zu Kobolden mit einer staatlichen Bestallung zu kommen, ist leider verlorene Mühe; was Teufels kümmern sich Kobolde um eine staatliche Bestallung? Ihr Reich ist nicht von dieser Welt; für sie ist natürlich eine staatliche Bestallung = 0 und hat höchstens den Wert des Papiers.

Diese Scene kam mir in den Sinn, als seiner Zeit Bischof Martensen in seinem Artikel als Träger der Autorität gegen mich auftrat. Worauf er eigentlich gegen mich mit meinem bloßen „Privatchristentum" trotzte, das war unverkennbar — wenigstens für mich — seine staatliche Bestallung: bei ihm findet man das Christentum mit staatlicher Bestallung.

Wer aber mir und meinesgleichen — **im Namen des Christentums!** — mit einer staatlichen Bestallung kommt, der kommt eben so gut an wie Grimmermann mit seiner Bestallung.

Eine staatliche Bestallung! Man mißverstehe mich ja nicht! Wenige Menschen haben wohl in bürgerlichen Dingen einen so fast unbedingten Respekt vor einer staatlichen Bestallung wie ich; oft mußte ich von meinen Bekannten hören, ich sei politisch noch minderjährig, da ich mich vor allem, was königliche Bestallung habe, siebenmal verbeuge.

Handelt es sich hingegen um Christentum, so verstehe ich die Sache anders. In Kraft staatlicher Bestallung — die sich als solche doch wohl auf ein Reich von dieser Welt bezieht — irgendwelche Autorität in Dingen zu beanspruchen, die nicht nur auf ein Reich von einer andern Welt sich beziehen, sondern sogar auf ein Reich, das mit Leidenschaft, ja auf Leben und Sterben just nicht ein Reich von dieser Welt sein will: ja, das ist noch lächerlicher, als wenn Grimmermann sich gegenüber den Kobolden auf eine königliche Bestallung beruft.

Ich verstehe die Sache so: just das — ich wiederhole: just das — man beachte das wohl, da es, christlich betrachtet, für das ganze bestehende Kirchenwesen entscheidend ist; was daraus für mich als Staatsbürger und Mensch folgen kann, darein muß ich mich finden — just das, daß ich keine staatliche Bestallung habe, ist meine Legitimation und ist, christlich betrachtet, doch immer ein ungeheurer, negativer, Vorzug vor dem, daß man eine königliche Bestallung hat. Grimmermann macht sich durch die Berufung auf seine Bestallung nur lächerlich; wer sich aber als Christ auf königliche Bestallung beruft, verrät sich eigentlich selbst: er zeigt seine Untreue gegen das Reich, das um keinen Preis ein Reich von dieser Welt sein will; oder er zeigt, daß sein Christentum nur darin besteht, daß er Christentum spielt.

Ueber den „Vorschlag an Dr. S. Kierkegaard.

[„Das Vaterland", Nr. 94, 24. April 1855.]

Ich habe mit großer Befriedigung in Nr. 79 des „Vaterlands" einen „Vorschlag an H. Dr. S. Kierkegaard" gelesen, ohne doch . . . dem Vorschlag selbst beitreten zu können. Diese Replik ist mit großer Besonnenheit, Umsicht und Tüchtigkeit geschrieben und verdient den Namen eines „leitenden Artikels", doch nur bis

man zu dem Vorschlag selbst kommt, denn der scheint mir irre zu leiten. Sie anerkennt mit der nötigen Einschränkung das Berechtigte und Verdienstvolle an Dr. Kierkegaards Auftreten im letzten halben Jahr, — und er hat ja namentlich zu Anfang ernste, aufweckende Worte gesprochen gegen ein Bündnis zwischen dem Reich Gottes und der Welt, gegen eine Verschleierung, Abschwächung und Vertuschung des Wesentlichen im Christentum; sie weist aber auch klar und bestimmt nach, wie er sich mehr und mehr verlaufen hat, ohne die Sache einen Schritt weiter zu führen. Wenn es aber dann Dr. K. zur Erwägung anheim gestellt wird, „ob er nicht glaubt, nun einen Schritt weiter rücken zu sollen", und ihm dann weiter der bestimmte Vorschlag gemacht wird, „daß er seinen Landsleuten eine Anleitung an die Hand gebe und in reinen, bestimmten Umrissen die Lehre des Neuen Testaments darstelle, so, wie sie nach ihm sich mit Recht neutestamentlich heißen darf": so kann ich dem Vorschlagenden nicht weiter folgen; denn teils hat Dr. K. durch sein letztes Auftreten es völlig unmöglich gemacht, mit ihm irgendwie über das Christentum zu verhandeln, teils erfordert die Sache nun — nicht eine theologische Verhandlung, die sich auf eine solche Darstellung stützte, sondern — eine kirchliche Entscheidung.

Dr. K., der zuerst als Wahrheitszeuge innerhalb der christlichen Kirche aufzutreten schien, hat sich nämlich später so verstiegen und verlaufen, daß er sich jetzt völlig außerhalb ihrer Grenzen bewegt. Er bekennt ja jetzt direkt, daß er nicht nur kein Wahrheitszeuge, auch kein Reformator, sondern nicht einmal ein Christ im Sinne des Neuen Testaments sei; er sei vielmehr nur ein „Dichter", oder, wie er sich zuletzt ausgedrückt hat, „ein entschiedenes Polizeitalent." So überraschend aber diese Erklärung nach, ja noch während der „profetischen Bußpredigt" lautet, so verliert sie doch alle Bedeutung und erweist sich als die überflüssigste Trivialität, wenn man ihn im selben Atemzug ausrufen hört, das Christentum sei nicht mehr da, die Christenheit sei ausgestorben, es sei kein Christ, kein Wahrheitszeuge mehr zu finden u. s. f.*) Soll derartiges aber nicht als eine ungeheure licentia poetica betrachtet werden oder als ein grober Spaß mit dem Polizeistock, so verwickelt er sich auf diesem seinem außerkirchlichen Standpunkt in den offenbaren Selbstwiderspruch, daß er, der kein Christ ist, darüber entscheiden will, was Christentum ist, was nicht; daß er, nach dessen Urteil das Christentum gar nicht

*) Was Dr. K. zunächst über die dänische Volkskirche sagt, will er gewiß auf die ganze Christenheit ausgedehnt haben.

mehr da ist, gegen eine Verschleierung und Verfälschung des Christentums predigt. Der geehrte Urheber des „Vorschlags" hat diesen Selbstwiderspruch nicht übersehen, aber vorausgesetzt (was er voraussetzen mußte, um seinen Vorschlag machen zu können), daß sich derselbe heben ließe, indem Dr. K. seine starken Worte (daß das Christentum nicht mehr da sei, daß er mit der sogenannten Christenheit nur als entschiedenes Polizeitalent zu schaffen habe) zurücknähme oder doch wesentlich einschränkte. Und gewiß, würde er ein solches Zugeständnis machen, ein solches Bekenntnis ablegen, so würde durch sein Zurückgehen die Sache ein gutes Stück vorwärts rücken. So wenig ich aber glaube, daß ein erneutes Studium des Neuen Testaments Dr. K. zu einem so erwünschten Zurückgehen bringen würde, so wenig glaube ich, daß er die von ihm angeregte Sache auf die vorgeschlagene Weise zur Entscheidung bringen möchte, wenn er auf anderem Wege die dazu nötige christliche Erkenntnis und kirchliche Orientierung gewänne. Die Sache erfordert nämlich, wie schon bemerkt, eine kirchliche Entscheidung. Dr. K. hat nicht allein sich selbst, sondern er hat dem Herrn widersprochen, der seiner Gemeinde ewiges Leben und Sieg über die dunkeln Mächte gelobt hat. Er hat nicht bloß als Bußprediger die erschlaffte Christenheit gezüchtigt, sondern er hat den vom Herrn gesalbten ewigen Wahrheitszeugen verworfen, seine „heilige, allgemeine Kirche" verleugnet. Dann muß er sich aber darein finden, daß die Gemeinde des Herrn seine lauten Rufe draußen unbeachtet läßt und nur die Kirchthüre vor ihm schließt, wenn er zu zudringlich und laut wird, — und für sich im übrigen getrost dabei bleibt, ihre Lieder zu singen, ihr Vaterunser zu beten, ihre Bibel zu lesen, die Predigt über Gottes Wort zu hören und von den Sakramenten ihres Herrn zu leben, ohne sich darauf einzulassen, einen Beweis für ihr Dasein zu führen, den ja nur der heilige Geist mit Klarheit und Kraft der Wahrheit und des Lebens führen kann und — Gott sei gelobt! — bis jetzt geführt hat und mit jedem Kirchenjahr auf's neue führt.

Dr. K. steht außerhalb der Kirche Christi am Fuße des Felsen und liest im Neuen Testament, bis ihm das Gesicht vergeht. Dann beginnt er zu predigen, daß die Kirche verschwunden sei; denn er sieht sie nicht mehr. Und die Leute draußen und drunten, die gerne hätten, daß das wahr wäre, sie strömen zu und lauschen mit Begier und nähren doch eine heimliche Furcht, der Sonderling mit den wunderlichen Gebärden und dunkeln Reden, der ja keineswegs mit der Welt gemeinsame Sache machen will, obwohl er der Christenheit

die Leichenrede hält, möchte so lange über die niedergeschlagene Kirche fortreden, daß sie wieder aufsteht. Was diese fürchten, hoffen andre, die bis jetzt gut zur Kirche gesehen haben und sie nicht gerne in Trümmer sinken ließen, obgleich sie nicht hineingehen mochten. Während aber so draußen gelesen und geredet, gefürchtet und gehofft wird, *steht die Kirche des Herrn festgegründet auf dem Felsen* — eine *Thatsache*, worauf wieder und wieder durch der Kirche lebendiges Zeugnis (von dem, beiläufig bemerkt, auch die heilige Schrift erst das Siegel erhält) hingewiesen, die aber niemals durch eine theologische Untersuchung bewiesen werden soll — und *seine Gemeinde lebt* drinnen von seinen Gnadenmitteln unter seines Geistes Zucht und Pflege und lebt jedes Jahr neu auf mit der Weihnachts-, Oster- und Pfingstfreude, ja lebt ewig, wenn das große Kirchenjahr in die Ewigkeit ausläuft, in und mit ihm, der gesagt hat: „ich lebe und ihr sollt auch leben". Aber — „viele sind berufen, wenige nur auserwählt"; „der Herr kennt die Seinen"; der Name allein macht niemand zum Christen, der Talar niemand zum Wahrheitszeugen. Das muß freilich immer und immer wieder eingeschärft werden, ist aber doch keine Neuigkeit, die wir erst von Dr. K. lernen müßten.

So ist das Dasein der Kirche, das Dr. K. in Frage zu setzen, ja endlich direkt zu leugnen sich erdreistet hat, *für ewig abgemacht*, und damit ist doch wohl auch abgemacht, *was* zur Seligkeit geglaubt und gethan werden soll, was das rechte — „neutestamentliche" und kirchliche — Christentum ist: das Christentum, das des Herrn Gemeinde durch Taufe und Abendmahl, Gebet und Predigt bekennt. Und indem ich mich, wie gesagt, an diese kirchliche Entscheidung halte, habe ich in dieser Sache Herrn Dr. K. keinen Vorschlag zu machen und nichts mit ihm zu thun, so lange er steht, wo er steht, und sieht, wie er sieht. Könnte und wollte er dagegen das Neue Testament mit dem Spiegelbilde der apostolischen Kirche benutzen, um beide, Geistliche und Laien, zu züchtigen und zu strafen, so würde er ein gutes Werk thun. Das kann er aber nur mit dem Glauben, daß des Herrn Kirche steht, wo er sie gebaut hat; daß seine Gemeinde lebt, wie nun auch Dr. K. und andere mit dem Neuen Testament hantieren, — und indem er hineingeht in die Kirche, um dort die Gemeinde zur Rede zu stellen. Ich fürchte indessen, daß es ihm zu schwer fallen wird, seine Besonderheit — seinen Cölibat aufzugeben und den allgemein-kirchlichen Ehekontrakt zu unterschreiben. Aber ich fürchte auch, daß er mehr und mehr im Hochzeitshause

vergessen werden wird und — gerade von denen, die er einst auf den Weg dahin gewiesen hat und die damals nicht daran zweifeln konnten, daß er selbst mitgehen wolle. Es ist ja gewiß etwas Schönes um die „menschliche Redlichkeit", aber sie taugt gewiß nicht, wenn sie in Streit gerät mit der göttlichen Redlichkeit, so daß sie des Herrn Ja in ein Nein verkehrt. Und es ist ja etwas recht Schönes um die redliche Demut und demütige Redlichkeit, die einem Menschen zu Zeiten verwehrt, sich selbst einen Christen zu nennen; aber sie taugt wahrhaftig nicht, wenn sie soweit geht, einen als Kind getauften Christen zu verhindern, in Kraft der Taufe und des Glaubens ein Kind Gottes zu sein und mit Dank und Anbetung dem Herrn Recht zu geben, der allezeit „zuvor liebt" und giebt, was er fordert.

Im Pfarrhof zu Lönborg, den 10. April 1855.

J. Viktor Bloch.

Der Kierkegaard'sche Streit.

(Aus einem Brief.)

[„Das Tagblatt", Nr. 95, 25. April 1855.]

Du fragst mich, lieber Freund, wie ich über Sören Kierkegaards Auftreten denke. Du verwunderst dich, daß ein so begabter Mann in die Verirrung gerät, das Christentum in dieser für das Volk im allgemeinen unverständlichen, verzwickten, philosophischen Sprache zu predigen; während die Pfarrer in ihm fast einen persönlichen Feind sehen, heißen einfache, vernünftige Leute seine Artikel „Geschwätz"; auf wenige oder niemand machen sie Eindruck, und große Gaben werden hier auf eine wenig nütze Sache verwendet. — Ich glaube, daß Du recht hast; ich glaube aber auch, daß es nicht nur der Stil, die Sprache ist, worin der Mangel steckt. „Dannevirke" hat Kierkegaards Artikel mit Luthers Thesen verglichen, während ich, und gewiß noch viele, meinen, daß Kierkegaard nicht einmal ein rechter Christ ist, geschweige denn ein Luther. Luthers Christentum stand nicht auf Schrauben.

Kierkegaard eröffnete den Streit auf eine gehässige, persönliche Weise; er hat mit Vorsatz die Leidenschaft in Bewegung gesetzt. Nun hat Christus wohl gesagt, daß er nicht gekommen sei, den

Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Aber das war eine Weissagung, daß es so gehen würde; vorsätzlich Streit zu wecken, das ist an keiner Stelle [der Bibel] als erlaubt, geschweige denn als geboten bezeichnet. Predigt Kierkegaard tauben Ohren, so ist das seine eigene Schuld. Möglich, daß seines Worts in der Ewigkeit gedacht werden wird, wie er sagte, denn seine Absicht war sicher gut. Aber das Herzlose, das z. T. in seinem ersten Artikel gegen Mynsters Gedächtnis lag, der Mangel an christlicher Milde, woran er litt, — dessen wird auch gedacht werden. Nun — das ist der Eindruck, den Sache und Person auf mich gemacht haben. Kierkegaard habe ich einmal auf der Straße gesehen; persönlich ist er mir unbekannt.

Was Kierkegaard über unsere Zeit gesagt hat, daß der christliche Geist unter uns unmächtig ist, das ist wahr und würde zu jeder Zeit wahr sein. Unsere Zeit hat große Gebrechen; aber doch findet sich wahres Christentum unter uns. Wir haben viel Anlaß zur Klage, aber auch Anlaß zur Freude. Gottes Reich ist gewachsen und wird wachsen — davon weiß Kierkegaards „einzelner" Christ nichts; aber es umfaßt die ganze Menschheit mit seiner Fürsorge. Es sendet uns den heiligen Geist, uns zu leiten; und das Kierkegaardsche unpersönliche Wesen — „die Vorsehung" [Regierung] — ist ihm nicht bekannt. Der heilige Geist spricht nicht in philosophischen Floskeln, sondern in warmen, gehobenen, simpeln Worten. Schade, daß Kierkegaard Philosoph geworden ist! Das hat ihm gewiß mehr geschadet als das Mynstersche Christentum. Denn ich kann es nicht leugnen: nach meiner Meinung gereicht die Philosophie dem Menschen in der Regel zum Verderben.

Ich bin nicht Theologe. Mein Recht mitzureden, gründet sich nur darauf, daß ich täglich in der Schrift lese und darauf Anspruch erhebe, ein Christ zu heißen, sofern der völligste Glaube, die Unterordnung meines Verstandes unter Gottes Wort, ein Streben, vorwärts zu kommen und besser zu werden, — alles, wie es eben einem schwachen Menschen möglich ist — mich dazu berechtigen. Ich anerkenne daher die Wahrheit in Kierkegaards Wort, daß heutzutage viele Schlaffheit in den Seelen ist. Wie oft stieß ich zwar nicht auf Spott, aber auf Verwunderung und Zurückhaltung, wenn ich vor anderen aussprechen wollte, was mich beim Lesen in der Schrift bewegt hatte. Religion und Geldsachen werden von vielen gleich behandelt; es sind beides Privatangelegenheiten, unbehagliche Themata, die man im täglichen Leben nicht berühren soll. Christi

Namen im täglichen Leben zu nennen, gilt für eine Taktlosigkeit. Man heißt es eine Entheiligung, sagt, daß man das Heilige in die Alltagssphäre herabziehe — als ob nicht jede Minute ein Schritt zur Ewigkeit wäre! Wer Christus nicht gern nennen hört, liebt ihn nicht; wen sein Name geniert, der glaubt nicht an ihn. Von Taktlosigkeit und Entheiligung zu reden, ist also, mit mehr oder weniger Bewußtsein, ein falsches Spiel. Die Pfarrer sind zum guten Teil schuld an dieser Schlaffheit; aber wir, die Gemeinde, können unser Teil an der Verantwortung gar nicht wegleugnen. Der Hauptmangel ist nicht in der Kirche zu suchen, sondern in den Häusern, in der Erziehung. Manche, die Christus in der Kirche suchen, kennen ihn in ihrem eigenen Heim nicht und denken zu allerletzt daran, in ihren Kindern einen christlichen, gläubigen Sinn zu wecken und zu nähren. Das wird den Pfarrern überlassen, wie die Erziehung, die so beschwerlich ist, den Lehrern überlassen wird. Manche bekümmern sich um eines Freundes irdisches Weh und Wohl; sie würden weinen, wenn ein Freund fallierte, aber nicht, wenn er ein Mädchen verführte, nicht, wenn Sinn und Wandel das Christentum vermissen lassen. An seines Freundes ewiger Seligkeit zu arbeiten, das wäre ja ungehobelt, zudringlich, würde das gute Einverständnis stören. Es giebt einen bequemen Glauben, der christlich heißt, aber ganz verderblich ist, da er das Salz des Christentums auflöst, die Moral vernichtet — der Glaube nämlich, daß wir doch zuletzt alle selig werden. Schlage die Schrift auf und zeige mir, wo das steht; und willst du die Schrift nicht aufschlagen, so können wir zwei darüber nicht miteinander reden.

Schade, daß mit dem geistlosen und pedantischen Gottesdienst der alten Zeit, mit dem gedankenlosen Hersagen von Gebeten so viel Glaube von der Erde gewichen ist! Die Hausandacht, ja die fehlt uns! Belebe sie bloß in deinem eigenen Heim, und du hast sehr viel gethan. Und würde sie in jedem Hause gehalten, so wäre die Kirche nie leer, sofern nur Gottes Wort wahr und ehrlich darin gepredigt würde; und wäre es da nicht zu hören, so würdest du in deinem eigenen Herzen die Andacht mitbringen, und sie brauchte nicht durch die Künste der Wohlredenheit geweckt zu werden, du würdest sie auch nicht in der Kirche zurücklassen, wie der Pfarrer den Chorrock wieder hinhängt. Lies in der Schrift und schäme dich, daß du sie nicht kennst, schäme dich, daß du vielleicht nicht einmal eine Bibel hast, falls dir nicht deine Großmutter eine als Erbe hinterlassen hat, die jetzt wohl mit dickem Staub bedeckt auf deinem Bücherbrett steht.

Die Zeiten wechseln, und so auf und nieder geht es wohl dem Ende der Tage entgegen. Der Fehler unserer Zeit ist, daß Christus in unseren Häusern fremd ist. Ihn da hineinzuziehen, möchte das vielleicht gefährlich sein? Es blendet einen, in die Sonne zu sehen, sie so nahe zu haben [?]? Ja, manche haben es versucht, aber sie wandten sich sofort um; was sahen sie da? Ihren eigenen Schatten! Gott aber sagt nicht: wende dich um und sieh deinen eigenen, schlimmen Schatten! Er sagt: sieh auf mich und vergiß ihn! So lange wir hienieden sind, haben wir einen Schatten; je höher aber die Sonne des Glaubens und Vertrauens am Himmel steht, desto kleiner wird der Schatten.

***

Welch grausame Strafe!

[„Das Vaterland", Nr. 97, den 27. April 1855.]

Den 25. April 1855. S. Kierkegaard.

In seinem Artikel gegen mich in No. 94 dieses Blattes knüpft Propst Viktor Bloch an einen Artikel an, der schon früher in diesem Blatte von einem Anonymus gegen mich erschienen ist. Propst Bloch (ein dankender Basil) anerkennt diesen Artikel in den stärksten und verbindlichsten Ausdrücken als einen wirklichen „Leit"-Artikel — und allerdings, daran ist etwas; es war nämlich ein irreleitender Artikel, und insofern war er ganz der Ordnung gemäß auch anonym, was ein leitender Artikel unter den obwaltenden Umständen freilich nicht sein sollte.

Ganz einig ist aber Propst B. mit dem Anonymus doch nicht. Er kann dem leitenden Artikel desselben nur eine Strecke weit folgen, dann muß er abbiegen und einen andern Weg einschlagen. Sein Artikel wird nun zu einer Art Blitzableiter, sofern ein solcher ja nicht bloß den Blitz ableiten, sondern ihn auch auf einen Punkt hinleiten soll — so leitet der Propst den Blitz hin auf mich Armen.

Der Propst will mich kirchlich gestraft wissen, wenn ich mich nicht bessere. Und wie? Ja, die Strafe ist grausam ausgedacht, so grausam, daß ich Frauenzimmern anrate, ihr Riechfläschchen zur Hand zu haben, damit ihnen bei der Kunde nicht übel wird. Wenn ich mich nicht bessere, soll mir die Kirchthüre verschlossen werden. Schauerlich! Also, wenn ich mich nicht bessere, soll ich ausgeschlossen

sein, so daß ich am Sonntag in den stillen Stunden der Wahrheitszeugen zwar nicht unbezahlbare, aber doch unschätzbare Beredsamkeit nicht zu hören bekommen soll — ich, ein räudiges Schaf, das weder lesen noch schreiben kann, das daher geistig verschmachten muß, wenn es so ausgeschlossen wird, das verhungern muß, wenn ihm jene Speise versagt wird, die insofern wahrhaft nährend genannt werden muß, als sie den Pfarrer samt Familie ernährt! Ausgeschlossen soll ich werden auch von dem übrigen Gottesdienst, den die königlich autorisierten — was an ihnen, christlich, eben das Aergerliche ist — Unternehmer geistlich-weltlich veranstalten. Schreckliche, schreckliche Strafe, schrecklicher Propst! Ach, wie seid ihr nun mit einemmal verschwunden, ihr meine Dichterträume — ich träumte, ich heiße Viktor*) — und nun heißt in Wahrheit Propst Bloch Viktor; was sogar Bischof Martensen nicht vermochte, das vermag Propst B.: er kriegt mich zu fassen!

Indessen macht es sich so noch recht glücklich für mich. Während es nämlich störend in meine gewohnte Lebensweise eingreifen würde, wenn ich zur Strafe jeden Sonntag mehrere Mal die zwar nicht unbezahlbare, aber doch unschätzbare Beredsamkeit der Wahrheitszeugen mitanhören müßte, so würde hingegen die Vollziehung jener andern Strafe meine aus christlichen Gründen gewählte und schon länger her gewohnte Lebensweise nicht im mindesten verändern; ich würde also die Verhängung dieser Strafe über mich in meinem Leben so wenig zu fühlen bekommen, als ich hier in Kopenhagen fühle, daß mich einer in Aarhus durchprügelt. Nur habe ich einen Wunsch; gewährt man mir den, so wird (woran mir sehr viel liegt) die Vollziehung der Strafe für meine gewohnte Lebensweise buchstäblich auch nicht die mindeste Veränderung nach sich ziehen. Ich wünsche nämlich, daß ich die Kirchensteuer unverändert wie bisher fort bezahlen darf, damit nicht der veränderte Steuerzettel mich eine Aenderung merken läßt.

* * *

Noch etwas zur Nachschrift.

Hier könnte ich schließen. Da aber Propst B., vielleicht auch im Bewußtsein, den ganzen Stand vertreten zu müssen, so schneidig vorgegangen ist, so benutze ich doch die Gelegenheit dazu, eine christliche Frage aufzuwerfen. Kann man staatlich autorisierter Lehrer im Christentum sein? Kann das Christen-

*) [„Entweder — Oder" ist von „Viktor Eremita" herausgegeben.]

tum (das neuteſtamentliche Chriſtentum) von ſtaatlich autoriſierten Lehrern verkündet werden? Können die Sakramente von ſolchen verwaltet werden? Oder iſt das nicht ein Widerſpruch in ſich ſelbſt? Die Ordination ſtellt den Pfarrer in den Dienſt eines Reichs, das nicht von dieſer Welt iſt; daß er aber zugleich ſtaatlich autoriſiert iſt — ja, dieſes „Zugleich", iſt es nicht eine äußerſt mißliche Sache, oder läuft vielleicht „Zugleich" und „Entweder — Oder" auf Eines hinaus? Wird ein Lehrer im Chriſtentum dadurch, daß er zugleich ſtaatlich autoriſiert wird, nicht zu einer ebenſo ſehenswerten Merkwürdigkeit wie ein Rabbiner, der als Ritter des Danebrog ſich zugleich zur evangeliſch-chriſtlichen Religion bekennt? Dann dürfte aber die Sache vielleicht ein anderes Ende nehmen: daß nicht die Kirchthüre vor mir verſchloſſen würde, ſondern der Pfarrer die Butik oder, um an den donnernden Propſt zu erinnern, die Knallbude ſchließen müßte.

Ich erlaube mir ferner — da es nach Propſt B.'s Artikel not thut — eine Schriftſtelle zu widerholen, an die ich früher ſchon erinnert habe. Chriſtus ſagt ſelbſt: „Doch, wann des Menſchen Sohn kommen wird, meineſt du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?" (Lucä 18, 8.) Chriſtus denkt ſich alſo als möglich, daß bei ſeiner Wiederkunft das Chriſtentum vielleicht gar nicht da wäre. Und zugleich liegt in jenem Wort, daß ſich Chriſtus den Abfall vom Chriſtentum genauer als hinterliſtig, gaunerhaft denkt. Er ſcheint nicht zu erwarten, daß niemand ſich einen Chriſten nennen würde, denn er ſagt ja nicht: ob wohl des Menſchenſohn auch Chriſten vorfinden wird? Hat er ſich's nicht etwa ſo gedacht: es werden ſich Millionen von Chriſten, chriſtliche Staaten, Länder, eine chriſtliche Welt, Tauſende erwerbsluſtiger Pfarrer finden — aber der Glaube (was ich unter Glauben verſtehe), ob der ſich wohl auf Erden finden wird? Der Abfall vom Chriſtentum wird ſich nicht offen vollziehen, in allgemeiner Losſagung vom Chriſtentum, nein, ſondern hinterliſtig, ſchlau, tückiſch, indem alle den Chriſtennamen annehmen, in der Meinung, auf die Weiſe am allerſicherſten ſich ſichergeſtellt zu haben — gegen das Chriſtentum, gegen das neuteſtamentliche Chriſtentum. Denn vor dieſem iſt dem Menſchen angſt und bange, und daher haben induſtrielle Pfarrer unter dem Namen von Chriſtentum ſich eine köſtliche Leckerei zurecht gemacht, für welche die Menſchen mit Vergnügen ihr Geld hergeben.

Endlich ein Wort an dich, der du mit wirklichem Intereſſe, um deiner ſelbſt willen, meine Artikel lieſeſt! Nimm dir eins zu

Herzen: lies meine Artikel öfter und präge dir besonders die Schriftstellen ein, daß du sie auswendig weißt; es sind ja nicht viele, aber es ist für dich von Wert, daß du sie auswendig kannst. Was ich ans Licht ziehe, das muß der Pfarrer um seines Interesses willen verdecken, verschweigen, vertuschen, auslassen. Weißt du vom Christentum nicht mehr, als der Pfarrer dir beibringt, so kannst du dich ziemlich sicher darauf verlassen, daß du in vollkommener Unkenntnis dessen dahinleben wirst, was dem offiziellen Christentum nicht paßt. In diesem Zustand gedenkt man dich beim Sterben dem Gericht der Ewigkeit zu übergeben, wo es dir freilich zur Entschuldigung dienen wird, daß zunächst andere die Schuld tragen, wo aber doch dir die Verantwortung bleiben wird, ob du die Sache nicht zu leicht genommen hast, indem du zu leichtsinnig dem Pfarrer glaubtest, vielleicht sogar darum glaubtest, weil er staatlich autorisiert war.

Ein Resultat.

[„Das Vaterland", Nr. 107, den 10. Mai 1855.]

23. April 1855. S. Kierkegaard.

Durch eine Reihe von Artikeln in diesem Blatt habe ich nun, wie man militärisch sich ausdrückt, ein lebhaftes Feuer gegen das offizielle Christentum und damit gegen die Geistlichkeit in unserem Lande eröffnet und unterhalten.

Und was hat die Geistlichkeit ihrerseits gethan? Sie hat — ja, wenn ich auch nicht wollte, ich bin genötigt, so höflich zu sein, denn es ist wahr — sie hat ein bedeutungsvolles Schweigen beobachtet. Sonderbar! Hätte man geantwortet, so wäre wohl viel Nichtssagendes zu Tage gekommen, vielleicht wäre das Ganze nichtssagend geworden; wie bedeutungsvoll ist dagegen nunmehr das Ganze durch dieses bedeutungsvolle Schweigen!

Was bedeutet denn dieses bedeutungsvolle Schweigen? Es bedeutet, daß das Auskommen es ist, was die Geistlichkeit beschäftigt; jedenfalls bedeutet es, daß die Geistlichen keine Wahrheitszeugen sind; sonst wäre es undenkbar und unmöglich, daß die ganze Geistlichkeit — besonders nach der verunglückten Antwort ihres Hauptes, des hochwohlgebornen, hochwürdigen Bischofs Martensen — Stillschweigen beobachten wollte, während so offenkundig nachgewiesen wurde, daß das offizielle Christentum ästhetisch und intellektuell eine

Lächerlichkeit, eine Unanständigkeit ist, christlich betrachtet aber ein Aergernis.

Nimmt man dagegen an, daß das Einkommen es ist, was die Geistlichkeit beschäftigt, so ist das Schweigen ganz in seiner Ordnung. Denn das Einkommen als Angelegenheit dieser Zeitlichkeit habe ich nicht aufs Korn genommen, und wie mich die Geistlichkeit kennt, so hat sie sehr gut gewußt, daß mir das nicht leicht in den Sinn kommen konnte, daß ich nicht nur kein Politiker bin, sondern die Politik hasse, ja daß ich vielleicht sogar bereit wäre, in einen Kampf für die Geistlichkeit einzutreten, wenn ihr Einkommen angegriffen würde.

Daher also dieses vollkommene Schweigen: mein Angriff hat die Geistlichkeit eigentlich gar nicht beschäftigt; er bezieht sich nicht auf das, was diese beschäftigt. Nimm ein Beispiel aus — fast hätte ich mich versprochen und gesagt: „aus einer andern Welt" — also, nimm ein Beispiel aus eben dieser Welt — aus der Handelswelt. Wenn man die Güte der Waren eines Kaufmanns angreifen könnte, ohne daß dadurch sein gewohnter Warenumsatz auch nur im geringsten beeinträchtigt würde, so würde er wohl sagen: „Ein solcher Angriff ist mir das Allergleichgültigste von der Welt; denn die Güte oder Schlechtigkeit der Waren beschäftigt mich ja an und für sich nicht, ich bin ja Kaufmann, und was mich beschäftigt, ist der Umsatz. Ja, ich bin so ganz Kaufmann, daß man mir nicht bloß nachweisen darf, der von mir verkaufte Kaffee sei verdorben, sondern auch, es sei gar kein wirklicher Kaffee: — wenn nur der Angriff meinen Umsatz nicht schädigt, so ist mir das absolut gleichgültig. Was kümmert es mich, was die Leute unter dem Namen Kaffee in sich hineintrinken? Mich beschäftigt nur der Umsatz."

Und hierin hat ja der Kaufmann als solcher ganz recht — und ebenso hat die Geistlichkeit mit ihrem Schweigen Recht, wenn man die Geistlichen als Handelsleute betrachtet.

Gegen was protestierte ich nun aber seiner Zeit? Habe ich dagegen protestiert, daß die Geistlichen als Kaufleute betrachtet werden? Nein, ich habe dagegen protestiert, daß sie für Wahrheitszeugen gelten wollen: mit diesem Anspruch kommen die Geistlichen just am weitesten davon ab, Wahrheitszeugen zu sein, sind sie am wenigsten von allen Gesellschaftsklassen Wahrheitszeugen.

Ein deutscher Schriftsteller hat gesagt, Kaufleute seien die ehrlichste Gesellschaftsklasse, da sie offen sagen, es sei ihnen um den Profit zu thun. Ich möchte eine etwas vollständigere Skala vorschlagen. Die ehrlichste Gesellschaftsklasse bilden die Wucherer, denn

ſie ſagen direkt: hier wird geprellt. Nach ihnen kommt der Kaufmann, und zuletzt käme das Phantaſieſtück von Biſchof Martenſen, die Wahrheitszeugen. Gegen die Phantaſtereien des Biſchofs Martenſen proteſtierte ich; ich gab der Sache nicht die Wendung: man muß die Geiſtlichkeit dazu verpflichten, Wahrheitszeugen zu ſein; nein, ich gab der Sache die Wendung: ſie müſſen dieſes Schild einziehen. Es würde ja z. B. große Verwirrung und Unordnung, ja in manchen Fällen gar Schaden entſtehen, wenn jeder beliebige Menſch über ſeiner Thüre ſich als praktizierenden Arzt ankündigen und eine rote Laterne aushängen wollte. Die Geſellſchaftsordnung müßte die Entfernung aller dieſer Schilder verfügen. Das trifft auch die, welche das Schild „praktizierende Wahrheitszeugen" aushängen. Das iſt wie darauf berechnet, es unmöglich zu machen, auch nur ein bißchen Wahrheit in dieſer Welt anzubringen. Denn „wo 1000 Wahrheitszeugen ſind, da muß ja doch die Welt der Wahrheit ſein." Ganz gewiß: es müßten denn nur eben dieſe 1000 Schilder gerade die allergefährlichſte Unwahrheit ſein in dieſer Welt der — Wahrheit. So mögen ſie denn dieſes Schild einziehen; daß die Geiſtlichkeit ein Schild aushängt, iſt ja ganz in ſeiner Ordnung, nur nicht als Wahrheitszeugen.

Und daß ſie keine Wahrheitszeugen ſind, iſt ja nun für jeden, der nur ſehen will, durch den unmittelbaren Eindruck eines in der Gegenwart ſich abſpielenden Vorgangs zur Genüge erwieſen. Angenommen, was ich ſage, ſei wahr: ſo hätten die Geiſtlichen — wenn ſie Wahrheitszeugen geweſen wären — nicht geſchwiegen, ſondern ſich für dieſe Wahrheit erklärt. Angenommen, was ich ſage, ſei unwahr: ſo hätten die Geiſtlichen — wenn ſie Wahrheitszeugen geweſen wären — nicht geſchwiegen, ſondern ſich wider dieſe Unwahrheit erklärt. Wären ſie Wahrheitszeugen geweſen, ſo hätten ſie das eine jedenfalls nicht gethan, was ſie juſt gethan haben: ſie hätten ſich nicht durch Stillſchweigen von etwas Wahrem (falls man nämlich das von mir Geſagte als wahr annimmt) weggeſtohlen; oder hätten ſie nicht durch Stillſchweigen etwas Unwahres gelten laſſen — falls man nämlich das von mir Geſagte für unwahr halten will.

Nachſchrift.

6. Mai.

Um die Zeitgenoſſen aufmerkſam zu machen, um der Geiſtlichkeit die Ausflucht abzuſchneiden, es ſei etwas, was niemand leſe, habe ich mich einer verbreiteten politiſchen Zeitſchrift bedient.

Im Einverſtändnis mit Gott, uneigennützig, wie all mein Beſtreben war, darf ich, demütig vor Gott, in ſtolzem Selbſtgefühl die größte Vorſtellung von der Sache haben, welcher zu dienen ich die Ehre habe, von ihrer Bedeutung, ihrem Fortgang; während ich freilich auch die größte Vorſtellung von ihrer Schwierigkeit haben muß. Denn was konnte es wohl Schwierigeres geben, was könnte einen mehr zur Verzweiflung bringen, als wenn man in einem in Klugheit und Charakterloſigkeit verkommenen Geſchlecht die Ideale anbringen ſoll — in einem Geſchlecht, wo ſogar die Pfarrer, welche (traurige Weiſe, Geld zu verdienen!) von der Einbildung leben, daß alle Chriſten ſind, bei genauerem Zuſehen gar (traurigſte Weiſe, Geld zu verdienen!) davon leben, daß die meiſten nicht einmal die Ungelegenheit und Schererei haben mögen, die ſchon das Zugeſtändnis verurſachen würde, daß ſie weder Chriſten ſind, noch ſich einbilden, es zu ſein.

Soviel iſt nun doch wohl erreicht: die Bevölkerung hat den Proteſt dagegen gehört, daß das offizielle Chriſtentum das Chriſtentum des Neuen Teſtaments ſei; und die Bevölkerung hat die Einſprache dagegen gehört, daß „der Pfarrer" „Wahrheitszeuge" ſein ſoll, während ihn doch nur der Umſatz beſchäftigt.

Das ſollte ſo zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden, daß niemand zu ſagen wagen könnte: es iſt etwas, das niemand geleſen hat; darum habe ich mich einer verbreiteten politiſchen Zeitung bedient.

Magiſter Zeuthen über Sören Kierkegaard.*)

Während der eine ſich an den Buchſtaben des Bekenntniſſes feſtklammert, um daraus allein zu lernen, was ein Chriſt zur Seligkeit zu glauben hat, klammert ſich ein anderer (Sören Kierkegaard) an den einzelnen Buchſtaben der Schrift, um daraus zu lernen, was ein Chriſt zu thun hat. Beide gehen auf ihrem extremen

*) [Magiſter Zeuthen, der ſich früher durch eine Schrift über die Demut bekannt gemacht hatte, ließ in der „Wochenſchrift für die evang. Kirche in

Standpunkte des Geistes mehr oder weniger verlustig, und damit wird ihre Bahn ungesund .... [S. Kierkegaard] hat vor allem in seinem letzten Auftreten das Christentum dadurch verfälscht, daß er zum Primären, Konstitutiven gemacht hat, was jedenfalls nur das Sekundäre, Konsekutive sein kann; daß er den Leiden den Platz gegeben hat, der nur dem Glauben zukommen kann. Eine Rechtfertigung aus Leiden ist nichts anderes als eine Rechtfertigung aus Werken. [26. Januar.]

— — — — — — — — — — — — —

Ich leugne nicht, daß in der bestehenden Christenheit, in einer äußerlich organisierten Kirche, wo für die Aemter der Kirche die Männer gesucht werden müssen, während zu Anfang die Männer, nur von einem inneren Rufe getrieben, als Mittel zu ihrer Wirksamkeit Aemter oder Stellungen in der Kirche heischten — daß da eine nachdrückliche Reaktion gegen die Weltlichkeit in der Kirche immer und immer wieder nötig wird. Was K. in dieser Hinsicht zuvor des öfteren erörtert hat, das wollte er nun nach Bischof Mynsters Tod (so lange dieser lebte, fühlte er sich durch mancherlei Rücksichten zurückgehalten) so aussprechen, daß seine Worte zugleich eine That wären. So, im allgemeinen betrachtet, hat die Sache ihre gewisse Berechtigung. Was nun den „Wahrheitszeugen" betrifft, so ist es nur eine Einbildung, daß man selbst ein Wahrheitszeuge sei, weil man ein Amt bekleidet, zu dessen Pflichten oder Bürden es gehört, die christliche Wahrheit zu predigen, — ob dies auch mit noch so viel Talent geschehe. Nein — einem Wahrheitszeugen muß die verkündigte Wahrheit selbst alles Aeußerliche, Amt, Einnahmen, Titel, Würden u. s. w. aufwiegen. Sie muß seinem Herzen das Erste sein. Ist dies aber der Fall, so hat er auch für Gott das Siegel der Wahrheit, und so wird seiner Verkündigung ein Gepräge, eine Durchgeistung nicht fehlen, so daß empfängliche Seelen ihn nur einen Wahrheitszeugen nennen können. Dazu berechtigt sie, wenn ich so sagen darf, der Geist, auch wenn alle Buchstaben oder der frühere Sprachgebrauch (was hier aber

---

Dänemark" vom 5. Jan. bis 27. April 1855 eine Abhandlung erscheinen: „Geist und Buchstabe." Darin kommt er mehrfach auf S. Kierkegaard und seine Agitation zu sprechen. Im folgenden werden (nach „S. K's. Bladartikler" S. 264 ff.) die wichtigsten Stellen mitgeteilt, je mit Angabe des Tages der Veröffentlichung. Ausgelassen wurde hauptsächlich nur eine Auseinandersetzung über S. K's Deutung einiger Bibelstellen.]

nicht der Fall ist) entgegenstünden. Hiermit soll doch der Behauptung ein gewisses Recht nicht abgesprochen werden: um nach außen, vor den Menschen, in einer weltlich gesinnten Zeit als richtiger Wahrheitszeuge zu leben, müsse man nicht bloß in seinem Herzen die Welt hinter der Wahrheit zurückstellen, sondern dies auch in einer augenfälligen Weise hervortreten lassen. Wenn die Menschen einen Mann in Hoheit und Ehre, in Genuß der Güter und Freuden des Lebens sehen, so sehen sie deshalb nicht, *wie* er dies Leben lebt, ob er in seinem Herzen hat, als hätte er nicht, ob er in der Welt ist und die Welt genießt als einer, der nicht von der Welt ist, oder ob er die Welt mit einer Liebe liebt, die der höheren Liebe in den Weg tritt. Insofern war für die Menge Johannes der Täufer in der Wüste ein größerer Wahrheitszeuge als Jesus, da er bei der Hochzeit zu Kana war und dort gar, so dem sinnlichen Genuß dienend, Wasser in Wein verwandelte.*) Und wer hierin Christus gliche, müßte der Menge *gleichartiger mit der Welt* erscheinen als wer wie Johannes wäre, ob sich gleich dem näher Stehenden und tiefer Blickenden die Sache ganz anders darstellte. Das Himmelreich fällt mehr in die Augen, wenn es die Perle ist, wofür alles hergegeben wird, als wenn es der Sauerteig ist, der alles durchsäuert. K. stellt sich durchaus auf den Standpunkt der Menge und will nichts als uneinsartig mit der Welt anerkennen, außer was in der Wirklichkeit offenkundig die Welt von sich wegschiebt oder sich von der Welt wegstoßen *läßt*. In einer Zeit, da man sich allzusehr bei dem Feineren, Durchsäuernden im Christentum beruhigt und darum vergißt, daß man jetzt wie immer mit Paulus *bereit* sein soll, um Jesu Namen willen nicht allein gebunden zu werden, sondern auch zu sterben, (Ap.-Gesch. 21, 13) — in einer solchen Zeit kann es seinen Nutzen haben, daß die Vorstellungsweise der Menge wieder belebt werde, sofern dadurch die Wahrheit eingeschärft wird, daß das Himmelreich nur dann ein Sauerteig ist, wenn es zugleich für das Herz jene Perle ist und sich *nötigenfalls* auch vor der Welt als solche erweist.

Aber das entsetzlich Widersinnige in K's Angriff ist, daß er sich zu thun erlaubt, was nur unser Herr thun kann, indem er von einem Wahrheitszeugen verlangt, er solle seine irdischen Güter *wirklich* hingeben. Wollte ich mich zu einem K.'s Forderung ent-

*) Man muß wohl sagen, daß dadurch der Genuß gewissermaßen christlich geheiligt ist.

sprechenden Wahrheitszeugen machen, so könnte ich es nicht mit gutem Gewissen thun; denn Gottes Schöpfung darf nicht verachtet werden. Soll das geschehen, so muß es von Gott selbst gefordert werden. — Zu den Dingen, die einem unter den Menschen Ehre schaffen können, gehören nicht nur Ehrenposten, sondern noch viel mehr, daß man das Angebot eines solches (z. B. eines Bischofsstuhls) zurückweist . . . oder daß einem Bewerber, der vielen als der würdigste erscheint, ein solcher verweigert wird . . . Was aber den Menschen hoch steht oder eine Ehre ist, das ist es darum nicht für Gott; und wenn einer z. B., um sich (ob auch nur in seinen eigenen Gedanken) das Ansehen eines echten Wahrheitszeugen zu verschaffen, das Angebot eines ansehnlichen Amtes abweisen würde, obwohl er sich dazu tauglich finden müßte, so sündigte er. Je höher das Amt ist, desto verantwortungsvoller ist es, desto mehr giebt es insofern zu tragen; und wer ein ansehnliches Amt übernimmt, wählt darum nicht statt des Schwereren das Leichtere. Würde und Kreuz bringt oft neue Bürde und Kreuz. Aber auch in dieser Hinsicht scheint K. alles im Sinne der Menge zu beurteilen, die sich nur an das Sinnenfällige hält.

Wie elend ist es nicht auch, daß er in einer solchen Sache allein durch Worte etwas ausrichten zu können sich einbildet! Er sah wohl ein, daß es der Sache (wie es thatsächlich auch geschah) ein ganz besonderes Interesse verschaffen würde, wenn er sie an bekannte Persönlichkeiten anknüpfte; und zu dem Ende entblödete er, der uns zum Ideal der Wahrheit und Heiligkeit hinweisen will, sich nicht, vom ersten Worte an, das er in dieser Sache schrieb, mit persönlichen Anzüglichkeiten vorzugehen. — Sollte es nun aber wirklich Zeit sein zu einer äußerlichen Weltentsagung, so wird doch jeder leicht sehen, daß man nicht durch Worte handeln, sondern durch Thaten reden muß, um in unserer Zeit etwas auszurichten. So viel ich weiß, leuchtet K.'s Beispiel auf jenem Wege uns nicht vor. Es fällt einem darum schwer, in dem ganzen Vorgehen einigen Ernst zu finden. Ich könnte übrigens kaum glauben, daß jemand ohne Ernst schreiben sollte, wie K. es in Nr. 24 des „Vaterlands" gethan hat: es sei ihm in der Ewigkeit vermerkt, daß er zu den Aeußerungen Bischof Martensens . . . nicht geschwiegen habe. Er kann nicht länger, wie er es will, die Streitfrage darauf zurückführen, ob die vielbesprochenen Worte in jener Rede in Beziehung auf Bischof Mynster mit Recht oder mit Unrecht gebraucht worden sind. Nein, durch die Weise, wie er dagegen gesprochen hat, hat

er die Frage vollständig verschoben. Und selbst wenn ein Widerspruch berechtigt, ein gutes Werk war, so ist doch alles, was er in diesen Widerspruch hineingelegt hat (ob es auch nach dem jesuitischen Grundsatz geschah, daß der Zweck das Mittel heilige), ein thörichtes und schlechtes Werk, das als solches auch nicht im Himmel vergessen sein wird.

— — — — — — — — — — — — —

Matth. 16, 24 heißt es: „Wenn jemand mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich" u. s. f. Hier ist das Wort sein von durchgreifender Bedeutung. Nicht Kreuz im allgemeinen soll er auf sich nehmen (wenn man selbst hier mit eigener Hand eingreifen will, so ist das jener selbstgewählte Gottesdienst, der Gott ein Greuel ist), sondern sein Kreuz, das jeder sein Kreuz heißen muß, nach seinem äußeren und inneren Beruf als ihm auferlegt erkennen muß. Was Gott dem einen auflegt, legt er nicht auch dem andern auf, was er zu einer Zeit auflegt, nicht auch zur andern. Das Kreuz, ohne das zur einen Zeit der Wahrheitszeuge unter gewissen Umständen nicht zu denken ist, wird zu einer andern Zeit nicht gefordert, ja könnte nur ein Zeichen des Gegenteils sein. Wenn K. das „Zugleich" preßt, als wäre es für den Wahrheitszeugen unmöglich, zugleich dies und jenes zu sein, so verkennt er gerade die Eigentümlichkeit der Forderung. Schon dies, daß der Wahrheitszeuge ein Mensch sein soll, bringt notwendig ein „Zugleich" mit sich. Er, der sagte: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll", er mußte essen, trinken, schlafen u. s. f., und insofern er dadurch nur die Forderungen der Natur erfüllte, legte er nicht Zeugnis ab. Sofern er ein Mensch war, gab es also auch für ihn ein „Zugleich". Der Apostel Paulus war zugleich Zeltmacher u. s. f. Es ist nun aber bei den vielen übrigen „Zugleich", die durch die verschiedensten Dinge und Verhältnisse eintreten können, namentlich dies wohl zu bedenken, daß sie zwar bei vielen das Zeugnis hindern können, ja der meisten Herz mehr oder weniger mit Beschlag belegen, aber doch vielmehr nur die Eigentümlichkeit des göttlichen Berufs kenntlich machen sollen. Denn das Himmelreich soll als ein Sauerteig das Verschiedenartigste durchsäuern. Wenn man dies Verschiedene nach des Apostels Vermahnung zu Gottes Ehre in Jesu Namen thut (1. Kor. 10, 31, Kol. 3, 17), so wird es „durchsäuert" und man kann dann in dem Sinne zeugen, wie es von den Weibern (1. Petr. 3, 1. 2) heißt, sie sollen die

Seelen ohne Worte gewinnen durch ihren keuschen Wandel.*) Eben dieser keusche Wandel unter den verschiedensten Verhältnissen des Lebens, ob man nun ins Trinkhaus geht oder ins Klagehaus, ob man mit den großen Anliegen des Staats- und der Kirche oder mit den kleinen des Familienlebens zu thun hat — er ist des Zeugnisses bester, gewinnendster Schmuck, der dem Zeugnis derer mangelt, die nur als Märtyrer zeugen.

Ueber Bischof Mynster zu reden, werde ich im nächsten Teil noch Gelegenheit bekommen. Was K. über ihn geurteilt hat, scheint mir nicht so gemeint zu sein, wie es gesagt ist; wozu aber soll diese hinterhältige Redeweise namentlich in einer Tageszeitung für alle dienen? Die wahre Weisheit sagt bei Salomo (Sprüche 8,8): „Alle Worte meines Mundes sind gerade; es ist nichts Verdrehtes oder Hinterhältiges darin." K. aber ist mir ein solcher Ironiker, daß ich an jene „verdeckten Totengräber" denke, „darüber die Leute laufen und kennen sie nicht," und worein sie deshalb fallen können.**) [16. Februar.]

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der Demut erkannte das Mittelalter das Höchste des Menschen. Franziskus galt so für das höchste Geschöpf. Der Teufel fiel durch Hochmut, Franziskus hat durch Demut des gefallenen Engels Platz eingenommen. Man nahm aber oft den Schein der Demut, die [Selbst]-Demütigung und die Kasteiung des Leibes, worin der Hochmut sich verbergen kann, für die christliche Demut (Col. 2, 18. 23). Auf diesem Wege bewegt sich bei uns Dr. Sören Kierkegaard mit manchem seiner Sätze.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir müssen hier unwillkürlich an Bischof Mynsters Erzählung von seinem „Durchbruch" denken. Vor acht Jahren schrieb ich . . .:

---

*) Dies ist auch gegen die Bemerkung anzuführen, daß Bischof Mynster nur bei besonderen feierlichen Gelegenheiten Zeugnis ablegte, nicht aber wie Luther, Calvin, Knox u. a. in seinen gewöhnlichen Beziehungen zur Welt, und daß er deshalb nicht mit demselben Recht wie diese ein Wahrheitszeuge genannt werden könne. Ein edler Wandel ist (auch ohne direkte Worte) auch ein Zeugnis, und in dieser Hinsicht hatte Bischof Mynster den feinsten Takt und wußte, daß er seine Perlen nicht vor die Säue werfen solle.

**) Ich gehöre zu denen, die von verschiedenem begeistert waren, was K. früher geschrieben hat; nun aber habe ich keine Veranlassung, mich darauf zu beziehen. Es ist eine wichtigere Sache, eine ganz andere Sache, wovon nun die Rede ist. Er ist mir übrigens ein ungewöhnlich deutlicher Beweis dafür,

„Das Neue (in dem religiösen Leben) tritt ein, indem der Gedanke des Unbedingten für die Seele Beweggrund wird.“ Brach nicht auch bei Mynster das Neue auf diese Weise durch? Geschah der „Durchbruch“ nicht gerade dadurch, daß ihm ein Licht hervorbrach über das Unbedingte in dem Verhältnis zu Gott? Erst, als ihm am Gehorsam wie am Vertrauen zur Hauptsache eben das Unbedingte . . wurde („ganz, ohne Vorbehalt“), erst da sah er alles (das ganze Christentum) in einem neuen, einem christlichen Licht. Da wurde er berufen, für sein Land und seine Zeit mit zum Salz der Erde zu gehören (Matth. 5, 13), oder einen Platz unter den christlichen Wahrheitszeugen einzunehmen. Dabei bleibt es trotz aller Anstrengungen Dr. Sören Kierkegaards im „Vaterland“. Er beurteilt die Sache nur als „entschiedenes Polizeitalent“, hat aber nicht Scharfblick genug, um zu erkennen, daß es nach der Forderung des N. T.'s auf etwas ganz anderes ankommt als die äußere Armut*) oder äußere Leiden und dergl. Diese Dinge müssen nach der Lehre des N. T.'s gegenüber der wahren christlichen Gesinnung als Zufälligkeiten betrachtet werden. Aber die Stellung des Herzens und Sinnes (sofern sie sich in anderem kundgiebt als in Kasteiung des Leibs und dergl.) scheint für das Kierkegaardsche Christentum überhaupt ebensowenig in Betracht zu kommen wie für die „Polizei“. Ich leugne indessen nicht, daß ich K's. Artikel im

---

wie nicht der Geist, der geistreich macht, sondern nur der andere, der demütig und aufrichtig und wahr macht, den Buchstaben der Schrift zu gebrauchen versteht, um durch ihn den Geist und die Forderungen des Christentums zu finden oder zu zeigen.

*) Er sagt, das Christentum verlange Armut. Er übersieht an den betreffenden Aeußerungen im N. T. die Situation. Wäre Armut die unbedingte Forderung, so wäre . . . . alle freiere geistige Entwicklung und Bildung abgewiesen. Dann könnten Kultur und Christentum nicht zusammengehen und es könnte nur heißen: entweder Christentum oder Kultur. Doch sind sie in der Geschichte zusammengegangen, und es hat dem Christentum zur Empfehlung gedient, daß es die Kultur gefördert hat. Sie sind sogar in einem so direkten Verhältnis zu einander gestanden, daß eine Erneuerung des christlichen Lebens durch Rückkehr zum Neuen Testament auch neues Leben in die Kultur brachte (so z. B. die Reformation). Im N. T. wird geboten, Vater und Mutter, Weib und Kind u. s. f. zu hassen, und doch hat die Familie eben durch das Christentum an Reinheit und Innerlichkeit gewonnen. Auf ähnliche Weise verhält sichs mit dem, was die Kultur betrifft und dazu gehört. K. isoliert die negativen Aeußerungen im N. T., löst sie los von den positiven und bildet sich daraus ein unhistorisches Christentum.

„Vaterland“ nicht ſelten mit Erbauung leſe; denn was nicht, wie er will, abſolute Wahrheit hat, kann doch als Gegenſatz gegen anderes Wahrheit haben, namentlich als Gegengift gegen die Weltlichkeit; und was ich nicht thun ſoll, weil K. es verlangt oder für eine Forderung des N. T.'s ausgiebt, das ſoll ich doch thun, wenn der Herr es verlangt, und ich weiß nicht, wann das geſchehen kann. Es thut gut, ſich in ſolche Möglichkeiten hineinzudenken. „Hätteſt du es verlangt, o Herr und Erlöſer, ſo hätte ich alles verlaſſen, um dir zu folgen,“ ſagte Biſchof Mynſter in der Predigt, womit er den Biſchofsſtuhl von Seeland einnahm. Dieſe unbedingt ergebene Geſinnung gegen den Herrn müſſen alle haben, in deren Chriſtentum wirklich Religion ſein ſoll. Viele glauben jenes zu haben und zu verkünden und wollen ſo geachtet ſein, ohne doch dieſe zu haben. Ja, wie entſetzlich es auch iſt, es kann doch geſchehen, daß gerade die beſtändige offizielle Verkündigung des Chriſtentums einem Menſchen die lebendige, innerliche Gottesfurcht raubt. Wie hat doch Steffens zu ſeiner Frau über Mynſter geſagt? „Da ſollſt du ſehen, daß man Prediger ſein kann und doch religiös.“ [27. April.]

Ein Monolog.

[„Das Vaterland“, Nr. 107, Feuilleton, den 10. Mai 1855.]

. . . Darin hat ja Ochſendorf offenbar recht, daß das Rat- und Gerichtshaus ein höchſt anſehnliches Gebäude und für die Bagatelle, worum dieſe „guten Leute“ es verkaufen wollen, der brillanteſte Handel iſt, der ſich denken läßt; das müſſen ſeine Onkel und Vettern und alle klugen Männer des heimatlichen Dorfes zugeſtehen.

Ueberſehen hat aber Ochſendorf, ob denn dieſe „guten Leute“ auch in der Lage ſind, das Rat- und Gerichtshaus verkaufen zu können. Wenn nicht, ſo wären auch nur 4 Mark 50 Pfennig viel zu viel — für das Rat- und Gerichtshaus. Auch Billigkeit iſt nicht unbedingt zu loben, ſie hat ihre Grenze. Bekommt man das für den unerhört billigen Preis Erkaufte nicht, ſo iſt der Preis nicht billig, ſondern ſehr teuer.

So iſt's auch mit dem Chriſtentum. Daß eine ewige Seligkeit ein unſchätzbares Gut iſt, etwas weit Bedeutenderes als das Rat- und Gerichtshaus; daß ſie zu dem Spottpreis, wofür die Pfarrer ſie abgeben, für ein weit, weit, weit brillanteres Geſchäft als Ochſen-

dorfs Kauf des Rat- und Gerichtshauſes zu halten iſt: das räume ich willig ein.

Das einzige Bedenken, das ich habe, iſt dies, ob die Pfarrer zur ewigen Seligkeit auch in der Beziehung ſtehen, daß ſie dieſelbe vergeben können. Wenn nicht, ſo ſind auch nur 4 Mark 50 Pfennig ſchon ein enormer Preis.

Das Neue Teſtament ſtellt die Bedingungen für die Seligkeit feſt. Gegen den Preis des Neuen Teſtaments — ja, es iſt wahr, ich finde keinen Ausdruck, um zu bezeichnen, wie billig der Preis des Pfarrers gegen den Preis des Neuen Teſtaments iſt — ein wahrer Schleuderpreis. Aber, wie geſagt, ſteht der Pfarrer auch in der Beziehung zur ewigen Seligkeit, daß er ſie vergeben kann und Du ſie bei ihm kaufen kannſt?

Denn ſteht der Pfarrer nicht in der Beziehung zur ewigen Seligkeit, daß er ſie abgeben kann, — und er kann das ja nicht, da er nicht unſer Herr iſt —; und iſt das Chriſtentum des Pfarrers, das offizielle Chriſtentum, nicht das neuteſtamentliche Chriſtentum, gleicht es dieſem ſo wenig als das Viereck dem Kreiſe: was nutzt mich dann alle ſeine Billigkeit? Einer ewigen Seligkeit komme ich, wenn ich bei ihm kaufe, um nichts näher, ſo daß ich alſo, wenn ich bei ihm kaufe, höchſtens eine Art gutes Werk thue, indem ich auch mein Scherflein dazu beitrage, daß 1000 ſtudierte Männer mit Familie leben können.

Den 6. Mai.

S. Kierkegaard.

Die Kopenhagener Poſt.

Nr. 109, 12. Mai 1855.

Ein ſo unerträglicher Hochmut, wie ihn nun Herr Sören Kierkegaard in einer Reihe aphoriſtiſcher Artikel des „Vaterlands“ geoffenbart hat, hat kaum jemals zuvor in der däniſchen Preſſe ſeinesgleichen gehabt. S. K. will das offizielle Chriſtentum zerſtören, indem er beweiſt, daß es gegen das Neue Teſtament ſei und daß ſeine Verkündiger, die Pfarrer, ſich an dieſem Maßſtabe nicht meſſen laſſen können. — Wer hat wohl je daran gezweifelt? Wer hätte es aber auch wohl fordern dürfen? Herr Kierkegaard — der ſich in

dem Tempel des „Vaterlands“ vor den Augen der Menge auf die Kniee wirft und Gott dankt, daß er nicht ist, wie diese Zöllner! Er will das offizielle Christentum nicht verbessert wissen; nein, es soll gestürzt sein, und indem er darüber triumphiert, daß die Geistlichen seine Herausforderungen nicht beantwortet haben, ist er stolz auf das Resultat, das er erreicht zu haben glaubt. — Stolz kann er doch eigentlich nur darauf sein, daß er für Katholiken, Mormonen und andere Sektierer gearbeitet hat, und daß er von denen bejubelt worden ist, denen die Religionsfreiheit bedeutet, von aller Religion frei zu sein. Ueber das Schweigen der Pfarrer aber sollte er doch nicht die Nase rümpfen, ehe er selbst Entgegnungen beantwortet hat, die andere, weil sie die Sache nicht vom Standpunkte der Umwälzung oder des Nihilismus aus betrachten, für wesentliche Einwendungen halten müssen. Dazu gehören u. a. Pastor Zeuthens Bemerkungen in der „Evangelischen Wochenschrift“. Da wird nicht bloß so hinbehauptet, daß eben die idealen Forderungen erfüllt werden müssen [?], sondern da wird an Herrn Kierkegaard die Frage gerichtet, wie es mit der menschlichen Gesellschaftsordnung gegangen wäre, mit der Zivilisation, wenn nicht das Christentum vom Staat aufgenommen worden wäre, wenn nicht ein offizielles Christentum entstanden wäre. Diese Zivilisation kann elend genug sein und verdient vielleicht das Lob bei weitem nicht, das ihr namentlich in S. Kierkegaards Organ [dem „Vaterland“] oft gespendet wird; ob man sie nun aber verwirft oder nicht, man muß sich fragen, was an ihre Stelle getreten wäre, wenn sie nicht von der christlichen Staatsreligion getragen worden wäre. Mit dieser Vorstellung haben sich auch alle anderen christlichen Idealisten beschäftigt und sind dadurch Sozialisten oder Utopisten geworden. Herr Kierkegaard aber befaßt sich hiermit nicht; er nimmt gar keine Rücksicht auf die Bedingungen des Staats oder des menschlichen Gesellschaftslebens, er hält sich nur an den gegenwärtigen Standpunkt der Entwicklung und denkt nur an den Einzelnen, an sich selbst oder an seinen „einzigen Leser“. Wie er selbst zu diesem Standpunkt gekommen ist — daß er nämlich so, in einer solchen Gesellschaft reden kann — das ist ihm gleichgültig, wie er sich auch nicht darum kümmert, was aus einer Gesellschaft werden würde, die, als solche, das Christentum aufgäbe, auch wenn dies nur ein akkomodiertes Christentum ist. Wer nicht an den Einzelnen allein denkt, wer nicht seine Rechtfertigung in der allgemeinen Schlechtigkeit sucht und wohl gar meint, diese müsse bleiben, damit die einzelnen Auserwählten um so heller glänzen:

ſeine Sorge wird immer ſein, daß das offizielle Chriſtentum verbeſſert werde, daß das chriſtliche Prinzip in Staat und Geſellſchaftsordnung mehr zur Geltung und Anwendung komme als bisher — aber er wird nicht wie S. Kierkegaard dieſes Chriſtentum und dieſe Chriſtenheit verdammen und verwerfen.

Ueber eine einfältige Wichtigthuerei gegen mich und die von mir vertretene Auffaſſung des Chriſtentums.

[„Das Vaterland", Nr. 111, den 15. Mai 1855.]

Wiewohl dieſe Wichtigthuerei in meinen Augen ſo einfältig iſt, daß ſie gar keine Beachtung verdient, ſo iſt es vielleicht doch das Richtigſte, wenn ich aus Rückſicht auf die Menge einmal ein paar Worte darüber ſage.

Daß ich, ein theologiſcher Kandidat gleich andern, dabei zudem ſeit langen Jahren Schriftſteller und darum wohl einem Pfarrer ebenbürtig, nicht ebenſo gut wie irgend ein Pfarrer oder Profeſſor im Lande wiſſen ſoll, was man ſo zur Verteidigung des Beſtehenden und ſeines Chriſtentums vorbringen kann: das iſt doch wirklich einfältig.

Indeſſen habe ich, gründlich, wie ich ſtets zu Werke gehe, in Schriften von mir oder durch Pſeudonyme die verſchiedenen Stadien bis zu dem jetzt von mir vertretenen Standpunkt aufgezeigt und geſchildert. So wird man beſonders bei dem Pſeudonymus Joh. Climacus finden, was ſich ungefähr zur Verteidigung des beſtehenden Chriſtentums ſagen läßt, und zwar in einer Form, daß ich es drauf ankommen laſſen wollte, ob ein Zeitgenoſſe in unſerm Lande es beſſer machen könnte.

Wie einfältig iſt es da, gegen mich und das von mir Geſagte in belehrendem Tone mit großer Wichtigthuerei Dinge vorzubringen — ja Dinge, die ich längſt abſolviert, hinter mir zurückgelegt habe, um in der Richtung weiter vorwärts kommen, das neuteſtamentliche Chriſtentum ſo zu ſagen wieder zu entdecken! Man mißverſtehe mich nicht! Ich finde es nicht einfältig, daß einer die Anſchauung vom Chriſtentum hat, die ich gezeichnet habe, um ſie dann hinter mir zu laſſen; aber einfältig finde ich es, wenn man

dieſelbe in belehrendem Tone mit großer Wichtigthuerei mir gegenüber geltend machen und davon reden will, es fehle mir an Scharfſinn, um zu ſehen — was man in meinen Schriften immer ebenſo ſcharfſinnig dargeſtellt finden wird, als der betreffende Gegner es darzuſtellen vermag.

Als einen Vertreter dieſer einfältigen Wichtigthuerei will ich Dr. Zeuthen nennen. Er hat ſich, wie es ſcheint, in der „Evangeliſchen Wochenſchrift“ niedergelaſſen und trägt nun da mit großem Lehreifer gelegentlich Dinge vor, die er z. B. in der „Abſchließenden Nachſchrift“ geleſen haben könnte. Und damit ſoll ich nun wieder von Dr. Zeuthen belehrt werden, der alſo den nach ſeiner Erklärung mir abgehenden Scharfſinn beſitzen muß — ein beſcheidenes Vergnügen, wiewohl es doch vielleicht in anderem Sinne weder beſcheiden noch demütig iſt. Doch, das muß ja Dr. Zeuthen ſelbſt am beſten wiſſen, da er als Schriftſteller, wie bekannt, ſich hauptſächlich auf die Materie der Beſcheidenheit und Demut geworfen hat, ohne ſich jedoch (wie ſich von ſelbſt verſteht) eine „Einſeitigkeit“ zu Schulden kommen zu laſſen, wie z. B. die, daß Theorie und Praxis zuſammenſtimmen müßten.

Das war es, was ich ſagen wollte. Man kann meine Schriften leſen. Will man das nicht, ſo kann man es auch laſſen. Ich gedenke aber wirklich nicht die Lektion mit jedem noch einmal von vorne durchzunehmen, der mich durch das bereits von mir Abgehandelte belehren will.

Nur noch eines, da ich eben die Feder in der Hand habe. Daß man bei der Art Chriſtentum, die Biſchof Mynſter und nun Biſchof Martenſen vertritt, ſich charmant ſelbſt betrügen und dann in der Welt, die es erfunden hat, glänzende Karriere machen kann, das, ich gebe es zu, habe ich nie bezweifelt. Kann mir nun jemand eine Nachricht aus der andern Welt verſchaffen — und wenn ſie dann dahin lautet, daß die Art Chriſtentum auch dort als das neuteſtamentliche Chriſtentum anerkannt wird, ſo kämpfe ich für ein Phantom und bin ein Narr. Dann aber bleibt mir doch Einer zur Geſellſchaft: Gott im Himmel, deſſen Wort ja das Neue Teſtament iſt; denn dann iſt dieſer Gott, der Gott der Wahrheit, der größte Lügner von uns allen.

April 55.

* * *

Dieſe Linien hatte ich Ende April geſchrieben. Doch dachte ich, es eilt ja mit dem Drucke nicht; vielleicht kann noch ein weiterer Anlaß dazu kommen.

Dieſer iſt nicht ausgeblieben. Denn wie ich ſehe, hat nun auch der Dr. Bartholo (Zeuthen) der „Evangeliſchen Wochenſchrift“ ſeinen dankenden Baſil gefunden, eine Anonymus in der „Kopenhagener Poſt“, der mich durch Zeuthen's in verſchiedenen Artikeln eingeſtreute Bemerkungen, zu denen ich ja geſchwiegen habe, entwaffnen will. Es iſt hieran, wie an allem Unwahren, etwas Wahres; das Wahre iſt, daß ich Dr. Zeuthen's Bemerkungen mit Stillſchweigen übergangen habe. Dieſes Wahre und der Umſtand, daß Dr. Zeuthen's Aeußerungen ſich in einem wohl nur von Theologen geleſenen Wochenblatt finden, werden nun dazu benutzt, eine phantaſtiſche Wirkung hervorzubringen, als wäre das von Dr. Zeuthen Gebrachte etwas ſehr Bedeutendes; vielleicht gelingt es auch auf die Weiſe, jemanden für Narren zu haben.

Mit dem Anonymus in der „Kopenhagener Poſt“ werde ich mich nicht weiter einlaſſen; ich erlaube mir aber bei dieſer Gelegenheit daran zu erinnern, wie es ſich in Wahrheit mit mir und meinem Auftreten in einer Zeitung verhält. Ich bin keine ganz unbekannte Perſon, die einen Zeitungsartikel ſchreibt und ſich nun darein finden muß, mit jedem anonymen Artikelſchreiber ganz wie mit ſeinesgleichen zu diskutieren. Nein, es handelt ſich hier um eine Sache, die gewiſſermaßen in einer ganzen Litteratur bedeutender Schriften fertig geſtellt iſt. Auf dieſe meine Schriften muß ich diejenigen verweiſen, die ſich wirklich für dieſe Sache intereſſieren. Es war ein religiöſer Grund, der mich zur Benutzung einer verbreiteten politiſchen Zeitung beſtimmte: ich wollte die Menſchen aufmerkſam machen. Ich habe das für meine religiöſe Pflicht gehalten, thue es auch mit Freuden, ſo ſehr es mir zuwider iſt; allein ich werde auch, demütig vor Gott, in ſtolzem Selbſtbewußtſein, wie ich es haben ſoll und darf, genügend dafür ſorgen, daß die Kameradſchaftlichkeit mit jedem, der auch in die Zeitung ſchreibt, nicht allzu groß wird.

13. Mai 1855.

S. Kierkegaard.

Zur neuen Auflage der „Einübung im Christentum."

[„Das Vaterland", Nr. 112, 16. Mai 1855.]

Diese Schrift habe ich in einer ganz unveränderten Auflage wieder erscheinen lassen, weil ich sie als ein geschichtliches Aktenstück betrachte.

Wäre sie jetzt erst erschienen, jetzt, da die Rücksicht der Pietät gegen den verstorbenen Bischof weggefallen ist und ich auch durch die erstmalige Ausgabe dieser Schrift die Ueberzeugung gewonnen habe, daß das Bestehende, christlich verstanden, unhaltbar ist, so hätte ich manches anders gemacht:

es wäre nicht ein Pseudonymus, sondern ich als Verfasser genannt worden, das dreimal wiederholte Vorwort weggefallen, damit auch die Moral zu Nr. 1, wo der Pseudonymus der Sache die Wendung giebt, der ich persönlich durch das Vorwort einen Rückhalt gab.

Mein früherer Gedanke war: läßt sich das Bestehende überhaupt noch verteidigen, so nur auf diese eine Weise: daß man ihm nämlich dichterisch (daher durch einen Pseudonymus) das Urteil spräche und sodann in zweiter Potenz die „Gnade" anbrächte, so daß das Christentum nicht bloß darin bestände, durch die „Gnade" Vergebung für das Vergangene zu finden, sondern in der Gnade zugleich einen Nachlaß an der eigentlichen Nachfolge Christi und der eigentlichen Anstrengung der christlichen Existenz gewährte. Auf diese Weise kommt doch Wahrheit in das Bestehende. Es rechtfertigt sich, indem es sich selbst verurteilt; es anerkennt die christliche Forderung; es gesteht seinen eigenen Abstand von ihr ein und verzichtet auch darauf, für ein Streben zu gelten, der Forderung näher zu kommen; es flieht vielmehr zur Gnade hin, „auch des Gebrauchs wegen, den man von der Gnade macht".

Das war nach meinen früheren Gedanken der einzige Ausweg, um das Bestehende christlich zu verteidigen; und um jedes zu rasche Vorgehen zu vermeiden, wagte ich es, der Sache diese Wendung zu geben, um dann zu sehen, was der alte Bischof dabei thun würde. War Kraft in ihm, so mußte er von zwei Dingen das eine thun: entweder mußte er sich entschieden für die Schrift erklären, mit ihr zu gehen wagen und sie als Verteidigung gegen

die in der Schrift dichterisch ausgesprochene Beschuldigung des ganzen offiziellen Christentums gelten lassen, daß es eine Augenverblendung und „keinen sauren Hering wert“ sei; oder er mußte sich so entschieden als möglich der Schrift entgegenwerfen, sie als ein gotteslästerliches, unheiliges Machwerk brandmarken und das offizielle Christentum für das wahre Christentum erklären. Er that keines von beidem, er that nichts; er verwundete nur sich selbst an dem Buche; und mir wurde es deutlich, daß er schwach war.

Jetzt hingegen steht mir zweierlei ganz fest: erstens, daß das Bestehende, christlich verstanden, unhaltbar ist, daß jeder Tag seines weiteren Bestehens, christlich verstanden, ein Verbrechen ist; und zweitens, daß man kein Recht hat, in der Weise auf die Gnade hineinzuhausen.

Nimm daher die Pseudonymität weg, nimm das dreimal wiederholte Vorwort und die Moral zu Nro. 1 weg: so ist die „Einübung im Christentum“, christlich betrachtet, der Angriff auf das Bestehende; aber aus Pietätsrücksicht gegen den alten Bischof und vorsichtiger Langsamkeit wurde er unter der Gestalt einer letzten Verteidigung des Bestehenden verborgen.

Uebrigens weiß ich sehr wohl, daß der alte Bischof in der Schrift den Angriff sah; aber, wie gesagt, in seiner Ohnmacht zog er es vor, nichts zu thun; doch ja, daheim zu Hause verdammte er sie, aber nicht einmal im Privatgespräch mit mir, wiewohl ich ihn darum bat, nachdem mir sein daheim zu Hause gefälltes Urteil mit seiner Zustimmung hinterbracht worden war.

April 1855.

S. Kierkegaard.

Dies ſoll geſagt werden; ſo ſei es denn geſagt!

Von

Sören Kierkegaard.*)

„Zur Mitternacht aber ward ein Geſchrei.“ Matth. 25, 6.

Dezember 1854.

Dies ſoll geſagt werden. Ich verpflichte niemanden, danach zu thun; dazu habe ich keine Vollmacht. Haſt du es aber gehört, ſo biſt du verantwortlich gemacht und mußt nun auf eigene Verantwortung hin handeln, wie du es vor Gott verantworten zu können glaubſt. Vielleicht hört einer ſo, daß er thut, was ich ſage, ein anderer ſo, daß er es für gottwohlgefällig, für einen Dienſt gegen Gott hält, wenn er in das Geſchrei gegen mich miteinſtimmt: mich geht keines von beiden an; mich geht nur das an, daß es geſagt werden ſoll.

Dies ſoll geſagt werden; ſo ſei es denn geſagt:

Wer du auch ſeiſt, was immer dein Leben ſonſt ſein mag, mein Freund, — dadurch, daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt gethan haſt) an dem öffentlichen Gottesdienſt teilnimmſt, wie er jetzt iſt

*) [Wurde am 24. Mai 1855 als beſondere Flugſchrift herausgegeben (2. A. am 4. Juli). Die Worte „Zur Mitternacht . . .“ ſtanden auf der Rückſeite des Titelblattes.]

(mit dem Anſpruch, das neuteſtamentliche Chriſtentum zu ſein): dadurch haſt du beſtändig eine, und zwar eine große, Schuld weniger: du nimmſt nicht daran teil, Gott dadurch für Narren zu halten, daß man für neuteſtamentliches Chriſtentum ausgiebt, was es doch nicht iſt.

* * *

Damit — ja, nun geſchehe, was dein Wille ſein mag, o Gott, du unendliche Liebe! — damit habe ich geredet! Sollte eine zweideutige Klugheit, die ſelbſt am beſten weiß, wie die Sache ſich verhält, es für's klügſte halten, zu thun, wie wenn nichts geſchehen wäre: ich habe doch geredet — und das Beſtehende hat vielleicht doch verloren. Denn man kann auch durch Schweigen verlieren, beſonders wenn, wie hier, nicht wenige mehr oder minder deutlich wiſſen, was ich weiß, nur daß es keiner ſagen will; denn in ſolchem Fall braucht es bloß Einen, ein Opfer, Einen, der es ſagen muß — und nun iſt es geſagt!

* * *

Mai 1855.

Ja, ſo iſt es; der offizielle Gottesdienſt iſt, wenn er das neuteſtamentliche Chriſtentum ſein will, chriſtlich betrachtet eine Fälſchung, eine Falſchmünzerei.

Aber du, du Laienchriſt, du ahnſt durchſchnittlich genommen freilich nichts; du biſt ganz bona fide, arglos in der Ueberzeugung, daß alles in ſeiner Richtigkeit, daß unſer Chriſtentum das neuteſtamentliche Chriſtentum ſei; dieſe Fälſchung liegt ſo tief, daß es wohl ſogar Pfarrer giebt, die ganz bona fide in der Einbildung leben, es ſei alles in ſeiner Richtigkeit, unſer Chriſtentum ſei das neuteſtamentliche Chriſtentum. Denn dieſe Fälſchung iſt eigentlich das im Lauf der Jahrhunderte zuſtande gekommene Falſum, durch welches das Chriſtentum nach und nach das gerade Gegenteil des neuteſtamentlichen Chriſtentums geworden iſt.

So wiederhole ich: dies soll gesagt werden: dadurch daß du nicht mehr an dem öffentlichen Gottesdienst, so wie er heutzutage ist, teilnimmst (wenn du anders an ihm teilnimmst), hast du beständig eine, und zwar eine große Schuld, weniger: du nimmst nicht daran Teil, Gott für Narren zu halten.

Es ist ein gefahrvoller Weg, auf dem du der Rechenschaft der Ewigkeit entgegengehst — dasselbe sagt zumteil der „Pfarrer". Eine Gefahr aber vergißt er zu erwähnen, vor einer warnt er nicht: daß du dich in der ungeheuren Sinnestäuschung fangest oder in ihr gefangen bleibest, die Staat und Pfarrer bewirkt haben, indem sie den Menschen einbildeten, das wäre Christentum. Wache daher auf, hüte dich, daß du nicht meinst, du sicherest dir das Ewige durch Teilnahme an etwas, was nur neue Sünde ist. Wache auf, sieh dich vor! Wer du auch bist, so viel kannst du erkennen, daß, der hier redet, nicht um Geld redet, da er vielmehr Geld zugelegt hat, auch nicht um Ehre und Ansehen redet, da er sich freiwillig dem Gegenteil davon ausgesetzt hat. Wenn es aber so ist, so kannst du auch so viel verstehen: du mußt aufmerksam werden.

Nachschriften.

Den 9. April 1855.

So sorgfältig meine Aufgabe, die mir werden könnte, bisher verdeckt worden ist und so vorsichtig ich mich in das undurchdringlichste Dunkel gehüllt habe, so entscheidend werde ich meine Aufgabe nunmehr, nachdem der Augenblick gekommen ist, kenntlich machen.

Die Frage, was Christentum ist, und damit wieder die Frage, wie es sich mit der Staatskirche, der Volkskirche (wie man nun sagen will), mit der Verquickung oder Verschmelzung von Staat und Kirche verhält, soll zur prinzipiellen Entscheidung gebracht werden. Es kann und darf nicht fort gehen, wie es von einem Jahr zum andern unter dem alten Bischof ging: „Es hält schon noch, so lange ich lebe;" auch nicht, wie der neue zu wollen scheint, der unsere Zeit für ein großes Interimistikum ansieht, was auf gut Deutsch wiederum heißt: „Es hält schon noch, so lange ich lebe."

So angestrengt zu werden, wie ich es bin und werden muß, ist, menschlich geredet, gewiß nichts Wünschenswertes zu nennen, wiewohl ich in einem weit höheren Sinn der Vorsehung dafür als für die größte Wohlthat danken muß. So angestrengt zu werden, wie es der Gegenwart, damit die Sache zum Austrag komme, zugemutet werden muß, ist natürlich in Menschenaugen nichts Wünschenswertes, vielmehr etwas, dem man fast um jeden Preis zu entgehen sucht, solange man nicht in dem Gedanken eine Erhebung finden lernt, daß „abgethan" oft in einem weit höheren Sinn „wohlgethan" ist. Es ist meine vollkommene Ueberzeugung: man hätte der Sache noch entgehen können, die Entscheidung hätte sich noch ein weiteres Menschenalter hinausschieben lassen, wenn der verstorbene Bischof nicht gewesen wäre, wie er war, wenn sein ganzes Verhältnis zu mir nicht eine von Jahr zu Jahr mehr empörende Unwahrheit gewesen wäre; meiner Meinung nach hätte man der Sache noch entgehen, die Entscheidung vielleicht noch ein Menschenalter hinausschieben können, wenn der nunmehrige Pfuscher (bei meinen Geschäften, wie ich sie habe, braucht man die Worte, wie der beschreibende Naturforscher, wahr; für Komplimente ist hier keine Stelle) den Mund nicht gar zu voll genommen hätte, so daß ich not-

wendig widersprechen und dann die Sache zur äußersten Entscheidung treiben mußte. Jedenfalls ist es nun entschieden: die Sache, die Frage soll zur letzten Entscheidung gebracht werden.

Das Einzige, was ich möglichst bald zu erfahren wünschte, ist dies, ob die Regierung das Christentum juridisch zu verteidigen gedenkt oder nicht — das „Christentum", oder was sich so nennt und, nebenbei bemerkt, durch das Verlangen nach solcher Hilfe selbst verriete, daß es nicht das neutestamentliche Christentum ist.

Man mißverstehe mich nicht, als gedächte ich, im Falle die Regierung so für das Christentum einträte, meinen Mund zu halten und mich seitwärts zu drücken. Durchaus nicht. Einem Menschen mit meiner Gesundheit, dem wegen einer unglücklichen körperlichen Schwäche die Bewegung ein so großes Lebensbedürfnis ist, kann der Gedanke an Arrest und dergleichen freilich zu schaffen machen und Schaudern erregen. Allein, ich darf nicht weichen; mich zwingt eine höhere Macht, die gewiß auch Kräfte giebt, aber auch unbedingten, blinden Gehorsam verlangt, wie das Kommando vom Soldaten; der man womöglich mit der mechanischen Präzision gehorchen sollte, mit der das Militärpferd auf das Signal geht.

Man mißverstehe mich auch nicht dahin, als läge es irgend in meiner Absicht, solche etwaigen Maßregeln der Regierung gegen mich womöglich mit der Erregung des Volks zu einer Gegendemonstration zu beantworten — durchaus nicht. Das liegt mir so fern, daß ich es sogar als meine Aufgabe erkenne, derlei womöglich abzuwehren, da ich mit Volksbewegungen gar nichts zu thun habe, sondern mich womöglich reiner als die reinste Jungfrau in Dänemark in der Sonderstellung des „Einzelnen" erhalten habe.

Nein, aber Auskunft wünschte ich mir darüber, ob es meine Aufgabe werden solle, daß ich mich auf Prozeß und Arrest und dergleichen mit Geduld und Gemütsruhe gefaßt mache, oder ob die Regierung der Meinung ist, daß das Christentum sich selbst verteidigen müsse und daß 1000 Priester mit Familie gegen einen buchstäblich einzigen Menschen eine hinlängliche physische Macht repräsentieren, ja ein fast unbilliges Uebergewicht haben, so daß eher der Staat mir — denn den Scherz kann ich nicht vergessen, auch wo es sich um die größte Entscheidung in meinem Leben handelt — etliche Schutzmänner gegen diese 1000 Priester zur Verfügung stellen, diesen ihren Massenangriff auf mich untersagen, einige der allerärgsten Schreihälse nach dreimaliger Ueberführung leerer Wortmacherei festnehmen und auf sonstige Weise dazu helfen sollte, daß die Frage, was Geist sei (und das Christentum ist ja Geist), so viel als möglich durch Geist entschieden werde.

Dem gesunden Blick des Kultusministers kann es nicht entgehen, daß ich nicht im mindesten beunruhigend mit irgend einer bürgerlichen Einrichtung collidiere; und eine physische Macht kann ja ein buchstäblich einzelner Mensch nie werden. Ich bezahle meine Kirchensteuer wie jeder andere; jedem, dem

mein Wort etwas gilt, empfehle ich, es ebenso zu machen; und ich bin entschlossen, mich mit keinem Menschen einzulassen, von dem ich erfahre, daß er dem Pfarrer auch nur die geringste Ungelegenheit macht. Wir leben, christlich verstanden, in einem Galimathias; den haben aber nicht die jetzigen Pfarrer aufgebracht, nein, der reicht weit in der Zeit zurück. Doch, wie wir im Grund alle Schuldige sind, so verdienen wir auch alle eine Strafe; es wäre aber doch wirklich eine sehr gnädige Strafe, wenn wir mit der Auflage davon kämen, die vorhandene Geistlichkeit zu versorgen.

Den 11. April 1855.

In Qualen, wie sie selten ein Mensch erlebte, in geistiger Anstrengung, die einem andern innerhalb acht Tagen leicht den Verstand rauben würde, bin ich so freilich auch: eine Macht. Das ist für einen armen Menschen unleugbar ein verführerisches Bewußtsein, wenn Qual und Anstrengung nicht in dem Grade das Uebergewicht hätten, daß oft genug mein Wunsch der Tod, meine Sehnsucht das Grab, und mein Verlangen die baldige Erfüllung meines Wunsches und meiner Sehnsucht ist. Ja, wenn Du, o Gott, nicht die Allmacht wärest, die allmächtig zwingen kann, und wenn Du nicht die Liebe wärest, die unwiderstehlich rühren kann: unter keinen andern Umständen und um keinen andern Preis könnte es mir eine Sekunde einfallen, dies Leben zu wählen, welches ich nun führe, das mir wieder durch das verbittert ist, was für mich unvermeidlich ist, durch den Eindruck, den ich von den Menschen und nicht zum wenigsten von ihrer mißverstandenen Bewunderung bekomme. Jedes Geschöpf befindet sich in seinem Element am wohlsten und kann eigentlich allein darin leben, der Fisch nicht in der Luft, der Vogel nicht im Wasser — und soll der Geist in der Umgebung der Geistlosigkeit leben, so heißt das sterben, qualvoll eines langsamen Todes sterben, so daß der Tod eine selige Linderung ist. Doch deine Liebe, o Gott, bewegt, der Gedanke, dich lieben zu dürfen, begeistert mich, daß ich (unter der Möglichkeit stehend, von der Allmacht gezwungen zu werden) mit Freude und Dank das sein will, was man wird, wenn man von dir geliebt und dir in Liebe ergeben ist: ein Opfer, geopfert einem Geschlecht, dem die Ideale ein Narrenstreich, ein Nichts sind, das Irdische und Zeitliche der Ernst; einem Geschlecht, das weltliche Klugheit in der Gestalt christlicher Lehrer, christlich verstanden, schmählich demoralisiert hat.

Daß Bischof Martensens Schweigen 1. christlich betrachtet, unverantwortlich ist, 2. lächerlich, 3. dummklug, 4. in mehr als einer Hinsicht verächtlich.

[„Das Vaterland", Nr. 120, den 26. Mai 1855.]

1. Es ist, christlich betrachtet, unverantwortlich. Wie auch der Apostel einschärft, ist es eines Christen Pflicht, „allezeit bereit zu sein zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in ihm ist", d. h. zur Verantwortung seines Christentums. Und wie so ganz in der Ordnung ist das! Sollte ein Christ, dieser Liebhaber und Anhänger der Wahrheit, nicht allezeit willig sein, für sich und seine Anschauung Rede und Antwort zu stehen? allezeit bereit, für das Wahre und gegen das Unwahre zu zeugen? Sollte er nicht vor allem das verabscheuen, durch Schweigen sich etwas zu erschleichen oder von etwas wegzuschleichen!

Und nun ein christlicher Bischof, und der oberste Bischof des Landes! Der oberste Bischof des Landes: auf ihn sieht die Gemeinde hin, von ihm erwartet sie Leitung; ihm vertraut sie, er werde wider das Unwahre zeugen und für das Wahre sich erklären.

Und wie benimmt sich nun dieser oberste Bischof des Landes? Ungefähr wie die Buben am Sylvesterabend, die sich eine Gelegenheit erspähen, um einen Topf an der Leute Thüre zu werfen, und dann sich aus dem Staub machen, fort in eine andere Gasse, damit sie nicht von der Polizei erwischt werden: so glaubte Bischof Martensen bei dem großen Krakehl aus Anlaß meines Artikels über Bischof Mynster, der Augenblick sei nun günstig, goß eine Ladung von Schimpfworten und Grobheiten über mich aus — und machte sich dann davon. Seitdem beobachtete er das tiefste Schweigen, obgleich es eigentlich erst nachher rechter Ernst wurde; denn mit jedem späteren Artikel im „Vaterland" ist die Sache eigentlich weit ernsthafter geworden, als das war, ob ich wirklich einem Verstorbenen zu nahe getreten sei.

Biſchof Martenſen aber beobachtet das tiefſte Schweigen. Und das, obgleich er aufgefordert worden iſt, ſich zu äußern. Auch auf dieſe Aufforderung antwortete er nicht; hingegen kam ein anonymer Artikel in der Berlingſchen Zeitung, der dem Biſchof Martenſen eine Antwort auf jene Aufforderung widerriet.

Und das (es erinnert an Leporello und ſeine Replik: ich antworte keinem, wer es auch ſei), das will ein Wahrheitszeuge verantworten, ein chriſtlicher Biſchof, der oberſte des Landes, auf den ſich die chriſtliche Gemeinde verläßt! Nein, ein ſolches Schweigen iſt, chriſtlich betrachtet, unverantwortlich, und eine ſolche Jämmerlichkeit iſt, chriſtlich betrachtet, weit ſchlimmer, als wenn der Biſchof ſich dem Trunke ergeben hätte.

2. Es iſt lächerlich. — Ueberall, wo das Lächerliche iſt, das lehrt einer meiner Pſeudonyme, iſt auch ein Widerſpruch. So nun auch bei dem Schweigen. Das Schweigen kann eine ſehr verſchiedene ſittliche Qualität haben; aber lächerlich iſt es dann, wenn es die böſe Eigenſchaft hat: daß es redet. Das iſt ſehr lächerlich: eine Schweigſamkeit, die redet, ganz laut redet und ſo, daß jeder es hören kann, eben das ausſagt, was ſie verdecken ſoll, was man eben durch Schweigen verdecken will. Wie wenn die Gräfin Orſini zu Marinelli ſagt, „ich will Ihnen etwas ins Ohr ſagen“, und ihm darauf ganz laut zuruft, was ſie ſagen will: ſo ruft dieſes Schweigen, was es vertuſcht, ganz überlaut aus. Wenn einer ſich dadurch unſichtbar machen will, daß er ein weißes Stäbchen in den Mund ſteckt, ſo läßt er dadurch nur noch das Weitere ſehen, daß er ein weißes Stäbchen im Munde hat; und ſo ruft auch dieſes Schweigen lauter als die feierlichſte Erklärung des Biſchofs aus: Ich treibe mit dem Wind. Das ruft es ſo deutlich aus, daß es nicht bloß von den Einſichtsvolleren, ſondern auch vom Volk gehört werden muß; es ruft es ſo überlaut aus, daß man es bis in die Nachbarreiche hören kann.

3. Es iſt dummklug. — Es iſt nicht einfach dumm, nein, es iſt dumm, indem es klug ſein will, alſo dummklug. Es iſt gerade, wie wenn ein Lehrer etwas nicht weiß (was einem ja ſehr wohl begegnen kann) und er dann nicht einfach ſelbſt ſagt: „ich weiß es nicht“, ſondern klug thut, als wüßte er es, und die Schüler nun in aller Stille ihre Schlüſſe daraus ziehen und von ſeinem Anſehen entſprechend ſubtrahieren. Dieſes Schweigen ſoll ſich wohl recht klug ausnehmen; aber es iſt doch eine Dummheit. Denn je länger Biſchof Martenſen ſchweigt, je mehr wird in aller Stille von ſeinem An-

ſehen ſubtrahiert. Selbſt wenn dieſes Schweigen nicht die fatale Eigenſchaft hätte, zu verraten, was es verbirgt, ſo gehörte doch ein erſt im Lauf von Jahren erworbenes und befeſtigtes Anſehen dazu, um durch Schweigen gegen einen nicht ganz unbedeutenden Widerpart ſtandhalten zu können. Und hier iſt's ein Neuling auf dem Biſchofsſtuhl, und ein Neuling, der ſich ſo unglücklich einführte wie Biſchof Martenſen mit ſeinem Artikel in der Berling'ſchen Zeitung; und ſein Widerpart iſt ihm intellektuell und litterariſch zum mindeſten vollkommen gewachſen, nur daß ich nicht die, chriſtlich betrachtet, lächerliche Eigenſchaft habe, Konferenzrat mit einer jährlichen Gage von mehreren Tauſenden zu ſein.

Nein, dieſes Schweigen iſt dummklug. Das ſehen auch ſolche, die nicht einmal wahrhaft beurteilen können, was dies Schweigen zu bedeuten hat.

Denn Biſchof Martenſen und ich ſind einander nicht ſo ganz unbekannt. Wir haben ſchon ſeit einer Reihe von Jahren litterariſch etwas mit einander abzurechnen. Solange aber der alte Biſchof lebte, der nun einmal ſo ein Freund von Stille war, wachte ich (auch aus Pietät für einen verſtorbenen Vater) meinerſeits darüber, daß es keinen Lärm gab. So wurde die Sache mit dem Syſtem ganz in der Stille ausgefochten, wobei Biſchof Martenſen nicht den längſten Halm zog. Ich wollte ihn nicht mit Nennung ſeines Namens angreifen — und Biſchof Martenſen beobachtete Schweigen. Das that er auch dann noch, als der eventuell gefährlichſte Gegner Biſchof Martenſens, als Profeſſor Nielſen ihm ſchwarz auf weiß zu verſtehen gab, daß mein Pſeudonym ihn abgefertigt habe; als ſein nächſtgefährlichſter Gegner, Dr. Stilling, ihm dasſelbe nochmals ſchwarz auf weiß zu verſtehen gab, und als ihm dasſelbe ſpäter ſchwarz auf weiß ganz direkt ins Geſicht geſagt wurde. Martenſen beobachtete Schweigen.

Dann glaubte er, ich hätte mich mit dem, was ich von Biſchof Mynſter ſagte, vergaloppiert, und nun ſei die Stimmung gegen mich; und man erſah aus ſeinem Artikel, wie gerne er mich mit Grobheiten überſchütten würde, wie gerne er alſo reden würde, wenn er nur deſſen gewiß ſein könnte, daß er in Vorteil käme.

Und nun will er ſich wieder auf's Schweigen verlegen. Ja, als Typus dummklugen Schweigens verdient dieſes Schweigen das martenſenſche genannt zu werden, das ein ganz anderes iſt als das eines Brutus, eines Oranien.

4. Es ist in mehr als einer Hinsicht verächtlich. — Ich will nur zwei Punkte hervorheben. Für einen Mann ist es verächtlich, wenn er sich nicht als ein Mann benimmt, nicht männlich der Gefahr unter die Augen tritt, um entweder entschieden zu gewinnen oder entschieden zu verlieren, sondern darauf bedacht ist, wie er sich davon schleichen kann. Und doppelt verächtlich ist das, wenn man vom Staate sich eine leitende Stellung übertragen und dafür lohnen läßt und sonst vielleicht auch den Regenten spielen will.

Und dieses Schweigen ist verächtlich, weil es wie darauf berechnet ist, das oder das zu bedeuten, je nachdem die Sache ausfällt.

Weltliche Klugheit lehrt: „mit einem Phänomen läßt man sich nicht ein".*) Und ich soll wohl unter die Rubrik „Phänomen" gehören; ich gehöre ja zu diesen inkommensurablen Größen, die ihr Streben nicht für ein Amt und dergl. zugeschnitten haben.

Man schweigt also. Zeigt es sich dann, daß das Phänomen durchdringt, — ei bewahre, man hat ja nichts gesagt; das Schweigen war Respekt, oder vielleicht „christliche Resignation" — was Prof. Nielsen unglücklicherweise Martensen in die Hand spielte, ohne auch nur die Vorsicht zu beobachten, daß dann Bischof Martensen wenigstens seine Grobheiten zurücknehmen müßte; denn sonst ist es eine eigene Sache mit der christlichen Resignation, die schweigt, nachdem sie alle Grobheiten über einen andern ausgeschüttet hat; eine solche Resignation ist nur etwa der Reue eines Diebs zu vergleichen, der die gestohlenen Sachen behält. Zeigt sich dagegen, daß das Phänomen nicht durchdringt — ja, dann war das Schweigen Ueberlegenheit und als solche sucht man es jedenfalls, so lange der Ausgang zweifelhaft ist, so gut als möglich hinzustellen, um das Phänomen zu schwächen.

Wie verächtlich ist nicht ein solches Schweigen, da man statt zu handeln, den Ausfall abwarten will, um sich dann eine günstige Bedeutung seiner Schweigsamkeit lügnerisch gutzuschreiben!

S. Kierkegaard.

---

*) Dies kann man in der „Einübung im Christentum" lesen, welches Buch nunmehr gerade in 2. Auflage vorliegt.

Nachſchrift.

Das iſt, religiös angeſehen, die Sache, die ich zu verfolgen habe; für ſie muß ich thun, was ich thue, es mag mir perſönlich genehm oder zuwider ſein.

Ich verſtehe das ſehr gut. Wenn einer in ſo jungen Jahren wie Biſchof Martenſen ſo glücklich (!) geweſen iſt, eine ſo glänzende (!) Karriere (!) zu machen — ja, denke ich an das Neue Teſtament und an den Eid, ſo giebt das wirklich Stoff genug zur Satire; aber verſtehen kann ich es ſehr wohl, daß man ſich dann Ruhe wünſcht (während freilich das neuteſtamentliche Chriſtentum juſt Unruhe iſt), um dieſe irdiſchen Güter zu genießen (während das neuteſtamentliche Chriſtentum freilich ein Leiden iſt): die reichen Einkünfte, das hohe Anſehen in der Geſellſchaft, das wohlthuende Bewußtſein, auf die Wohlfahrt vieler Menſchen Einfluß zu haben. Auch verſtehe ich ſehr gut (und das dient in gewiſſem Sinne nicht zu Biſchof Martenſens Verkleinerung), daß Biſchof Martenſen doch nicht ſo frech ſein wollte, um öffentlich, mit ſeinem Namen und als Biſchof, das offizielle Chriſtentum für das neuteſtamentliche Chriſtentum oder doch wenigſtens für ein wirkliches Streben darnach zu erklären, und daß er inſofern nach dem ſeinem Schweigen vorausgehenden, verunglückten Verſuch zu reden bei dem Reſultat anlangen mußte, daß das Schweigen für ihn der einzige Ausweg ſei. Daraus folgt aber nicht, daß ich zu dieſer Schweigſamkeit ſchweigen darf, denn ſie enthält eine gewiß ohnmächtige, aber doch auch unverſchämte Bezichtigung, zu der ich nicht ſchweigen kann. Ein Menſch, welcher von der Vorſehung frühzeitig zu einem beſondern Werk ganz beſonders auserſehen und langſam erzogen worden war — und das iſt mit mir der Fall! —; ein Menſch, der mit einer in unſern Verhältniſſen wohl faſt einzigartigen Uneigennützigkeit, Anſtrengung und Ausdauer nur Eines gewollt hat: ein ſolcher Menſch ſoll durch dieſes Schweigen — vielleicht auch zum Lohn für ſeinen redlichen Verzicht auf Dinge, die für einen Chriſten ſo mißlich ſind wie Profit, Rang, Titel, Orden u. ſ. w. — zu einer Art Schwätzer geſtempelt werden, den die hohe Geiſtlichkeit keiner Antwort würdigte, in deſſen Worten alſo auch der gemeine Mann, im Vertrauen auf die hohe Geiſtlichkeit, mit Recht bloßes Geſchwätz ſehen darf. Als ſolches Geſchwätz hat man ja meinen Einſpruch — vielleicht den berechtigtſten, der je im Namen des Chriſtentums erhoben wurde! — wirklich auch ſchon darzuſtellen verſucht. Da ſchreibt

ins „Tagblatt“ ein Anonymus — vermutlich ein Seelsorger! Er selbst war freilich so gut, mir „große Gaben“ zuzuerkennen; aber das konnte er doch nicht ungesagt lassen, daß meine Worte für den gemeinen Mann doch eben „bloßes Geschwätz“ seien. O du rechtschaffener, redlicher, gewissenhafter Seelsorger! laß das nur den gemeinen Mann gesagt haben — damit er es künftighin gewiß sagt! Ich bin übrigens anderer Meinung, ich, der ich den gemeinen Mann vielleicht doch auch etwas kenne. Denn, nicht wahr, du einfacher, gemeiner Mann, das kannst du sehr gut verstehen — ich meine, daß eben du es weit leichter und besser verstehen kannst, als demoralisierte Pfaffen und eine verdorbene vornehme Gesellschaft — nicht wahr, das kannst du trefflich verstehen: daß es zweierlei ist, ob einer verfolgt, mißhandelt, gegeißelt, gekreuzigt, geköpft wird u. s. w., oder ob einer komfortabel eingerichtet, mit Familie, in Hoffnung raschen Avancements davon lebt, daß er schildert, wie ein anderer gegeißelt wird u. s. w. Das ist aber auch ein Unterschied zwischen dem neutestamentlichen und dem offiziellen Christentum.

Sollten nun wie auf die Artikel von Prof. R. Nielsen, so auch auf den gegenwärtigen wieder, vielleicht gar von Norwegen, anonyme Artikel in der Berling'schen Zeitung erscheinen, die dem Bischof Martensen abraten sich darauf einzulassen, so wird die Bevölkerung nachgerade wohl verstehen, was solches zu bedeuten hat, und dem Bischof Martensen für den Beitrag zur allgemeinen Belustigung verbunden sein, den solche anonymen Artikel, die ihn vor dem Reden warnen, dem Publikum gewähren. Oder sollte Bischof Martensen (einzelne Pfarrer hier in der Stadt sollen es jetzt schon so machen) es vorziehen, in einer Kirche das eine und andere zu sagen: so ist es nicht meine Schuld, wenn man schließlich in die Kirche kommt, um zu lachen; denn komisch betrachtet ist dieses Vorgehen ein höchst wertvoller Beitrag zur Beleuchtung dessen, was die „Wahrheitszeugen“ unter dem „Zeugen“ verstehen.

* * *

Man mißverstehe mich nicht, als wollte ich durch das Gesagte Bischof Martensen zu einer Diskussion veranlassen, in der Hoffnung, durch eine solche etwas sehr Wichtiges und Belehrendes zu erfahren. Durchaus nicht; in dieser Beziehung bin ich mit Bischof Martensen wesentlich fertig. Ich weiß gut, was bei ihm zu holen ist. Nein, aber Bischof Martensen ist ja der oberste Geistliche in der Kirche;

ihm hat man es zu verdanken, daß es mir gelang, diesen Unfug mit den „Wahrheitszeugen“ zu fassen — und das ist, wie gesagt, religiös angesehen, die Sache, die ich zu verfolgen habe. Darum ist es meine Pflicht, alles, was geschieht, zu benutzen, um für jeden, der nur sehen will, folgendes deutlich zu machen: 1. wie sich's eigentlich mit diesen „Wahrheitszeugen“ verhält, daß es ihnen nicht um die Wahrheit, sondern um Erweckung und Wahrung eines Scheins zu thun ist; 2. was für elende Mittel dazu angewendet werden, daher es wohl auch schließlich mißglücken wird; 3. daß die Frage um das bestehende Kirchenwesen keine religiöse, sondern eine bloße Geldfrage ist, daß der bestehende Zustand seinen Halt in den 1000 staatlich autorisierten Pfarrern hat, die an dem Bestehenden als Aktionäre halten und so ganz richtig zu dem von mir Gesagten schweigen, da ich ja keine Macht habe, ihnen ihre Einkünfte zu entziehen; 4. inwieweit einer mit vollem Fug und Recht ruhig und unbekümmert sich in Sachen der Seligkeit auf die „Wahrheitszeugen“ verlassen darf.

Endlich; was in der Sache zu wünschen war (und so wünschenswert, daß ich daran verzweifeln wollte; denn ich war vollkommen darauf vorbereitet, daß Bischof Martensen gleich von Anfang an Schweigen beobachten werde), das ist erreicht. Es galt, Bischof Martensen nur für einmal zum Reden zu bringen, damit jeder, der sehen will, ermessen könne, welche Kräfte er hat, wenn es gilt. Das geschah. Dann mußte er wo möglich wieder ins Schweigen zurückgedrängt werden. Das geschah. Lassen wir ihn jetzt nur klug den Schweiger fortspielen. Weiß man, was seine Rede zu bedeuten hat, so weiß man auch, was sein Schweigen bedeutet: er vermag durch sein Schweigen vielleicht (aber kaum!) sich selbst zu betrügen, nicht aber einen andern, der sehen will — und das hat er redlich verdient.

Der Augenblick.

№ 1.

24. Mai 1855. S. Kierkegaard.

1.

Stimmung.

Plato sagt bekanntlich irgendwo in seinem „Staat“: es sei erst dann etwas Rechtes zu hoffen, wenn die ans Regieren kommen, die keine Lust dazu haben. Seine Meinung ist wohl die: wenn man sonst die nötigen Fähigkeiten zum Regieren besitze, so sei die Unlust dazu eine gute Garantie, daß das Regiment recht geführt werde; wogegen der Herrschsüchtige nur allzu leicht seine Macht tyrannisch mißbrauche oder durch das Verlangen zu herrschen zu seinen Untergebenen in ein geheimes Abhängigkeitsverhältnis gerate und so sein Regieren zum bloßen Schein werde.

Diese Bemerkung gilt auch für andere Verhältnisse, wo mit irgend etwas einmal rechter Ernst gemacht werden sollte: vorausgesetzt, daß der Betreffende die nötigen Fähigkeiten besitzt, so ist es am besten, er hat keine Lust zu der Sache. Denn allerdings: „Lust und Lieb zu einem Ding, macht alle Müh und Arbeit ring“; allein der wahre Ernst stellt sich eigentlich erst da ein, wo ein mit der nötigen Tüchtigkeit ausgestatteter Mensch gegen seine persönliche Neigung von etwas Höherem gezwungen wird, die Arbeit zu übernehmen, also erst wenn es heißt: mit den Fähigkeiten gegen die Neigung.

So verstanden kann ich sagen, daß ich mich zu der Aufgabe: im Augenblick zu wirken, richtig verhalte; denn Gott weiß es, nichts ist meiner Seele mehr zuwider.

Schriftsteller zu sein — nun ja, das behagt mir; um ehrlich zu sein, muß ich wohl sagen, ich sei in's Produzieren verliebt gewesen — aber wohlgemerkt: auf meine Weise. Und was ich geliebt habe, das ist genau das Gegenteil vom Wirken im Augenblick: ich habe gerade das geliebt, dem Augenblick ferne zu stehen, um in dieser Ferne, einem Verliebten gleich, den Gedanken nachzuhängen und mich mit der Sprache zu unterhalten, wie ein in sein Instrument verliebter Künstler sich mit diesem unterhält, ihr die Ausdrücke zu entlocken, die der Gedanke gerade fordert — o glückseliger Zeitvertreib! eine Ewigkeit hindurch könnte ich mich so beschäftigen, ohne müde zu werden.

Mit den Menschen zu streiten — nun ja, das sagt mir in gewissem Sinne zu; ich bin von Natur so polemisch angelegt, daß ich mich eigentlich erst dann recht in meinem Element fühle, wenn ich von der menschlichen Mittelmäßigkeit und Erbärmlichkeit umgeben bin. Doch unter einer Bedingung: daß mir gestattet ist, in Stille zu verachten, die Leidenschaft zu sättigen, die meine Seele erfüllt, die Verachtung — wozu mir mein Schriftstellerleben auch reichlich Gelegenheit gegeben hat.

So bin ich ein Mensch, von dem in Wahrheit gilt, daß er nicht die mindeste Lust hat, im Augenblick zu wirken — vermutlich bin ich just aus diesem Grunde dazu ausersehen.

Soll ich im Augenblick wirken, so muß ich, ach, von dir Abschied nehmen, du geliebte Abgeschiedenheit, wo es nichts zu erjagen gab, wo ich immer gute Zeit hatte, wo ich Stunden, Tage, Wochen abwarten konnte, um den mir zusagenden Ausdruck zu finden, während ich nun mit allen solchen Rücksichten einer verwöhnten Liebe brechen muß. Und soll ich im Augenblick wirken, so giebt es doch Leute, um deren willen ich wenigstens manchmal Rücksicht nehmen muß auf die Bagatellen, welche die Mittelmäßigkeit mit großer Wichtigkeit als große Weisheit vorträgt; auf den Galimathias, den sie aus meinen Worten herauslieſt, indem sie ihn selbst hineinträgt; auf die Lüge und Verleumdung, welcher ein Mensch ausgesetzt ist, gegen den sich die zwei sozialen Großmächte, der Neid und die Dummheit, instinktmäßig zusammenfinden müssen.

Warum will ich dann im Augenblick wirken? Ich will es, weil ich es ewig bereuen würde, wenn ich es unterließe; weil ich

es ewig bereuen würde, wenn ich mich dadurch abschrecken ließe, daß das gegenwärtige Geschlecht eine wahre Darstellung des Christentums wohl höchstens interessant und merkwürdig finden wird, hernach aber ganz ruhig verbleibt, wo es ist, nämlich in der Einbildung sie seien Christen, und das Christentumspiel der Pfarrer sei Christentum.

2.

Zu: „Das soll gesagt werden!“ — oder: wie wird etwas Entscheidendes angebracht?

Der Protest, den ich gegen das Bestehende erhoben habe, ist entscheidend. Ich bin nun gefaßt darauf, daß auch der wohlwollendste Mensch dies als Vorwurf gegen mich kehrt: „der Protest ist aber doch so schrecklich entscheidend“. Darauf erwidere ich: „es kann nicht anders sein“; oder könnte ich einen meiner Pseudonymen reden lassen: „wenn das Burgthor der Innerlichkeit so lange geschlossen war und endlich geöffnet wird, so bewegt es sich nicht lautlos wie eine Zwischenthüre, die in Federn geht.“

Doch kann ich mich auch noch genauer erklären. Daß man einen entscheidenden Gedanken anbringe, was doch die Aufgabe ist, das läßt sich nicht auf dieselbe Weise machen, wie alles andere; und wenn nun zugleich das Unglück unserer Zeit just dies „bis zu einem gewissen Grade“ ist, wenn sie bis zu einem gewissen Grade auf alles eingeht und eben hierin ihre Krankheit besteht: so muß vor allem darauf Bedacht genommen werden, daß sie womöglich nicht auch bis zu einem gewissen Grad auf die Sache eingeht, — weil hiedurch alles verloren ist. Nein, ein entscheidender Gedanke wird anders angebracht als andere Gedanken. Wie das Raubtier auf seine Beute sich stürzt, wie der Adler auf das Tier herabstößt, das er jagen will: so muß der entscheidende Gedanke plötzlich, mit voller Wucht, mit absolut konzentrierter Intensität auf das sich werfen, was er zur Entscheidung bringen will. Und wie das Raubtier Schlauheit und Kraft verbindet: zuerst verhält es sich in seiner Schlauheit ganz stille — kein zahmes Tier kann so stille sein, und dann nimmt es in einen Sprung oder Stoß seine ganze Kraft zusammen — kein zahmes Tier kann sich so zum Sprung zusammennehmen oder im Sprung erheben: so wird ein entscheidender Gedanke angebracht. Zuerst stille — so still ist das Wetter nie am

ſtillen Tage, ſo ſtill iſt es bloß vor dem Gewitter: und dann bricht es los.

So wird etwas zur Entſcheidung angebracht. Und glaube mir: ich kenne den Schaden unſerer Zeit nur allzu gut, daß er in der Charakterloſigkeit beſteht, in dem „bis zu einem gewiſſen Grade“. Wie aber ein „ſpiegelblanker Schild von geſchliffenem Stahl“, ſo blank, „daß er der Sonne leuchtenden Strahl mit verdoppeltem Glanze zurückwirft“, auch den geringſten Flecken unbedingt fürchtet — denn iſt der Flecken noch ſo gering, ſo iſt doch der Schild nicht mehr der, welcher er war —: ſo fürchtet ein entſcheidender Gedanke unbedingt jede Berührung mit dem „bis zu einem gewiſſen Grade“. Das verſtehe ich — ſollte ich das nicht verſtehen, ich, den alle, den ſelbſt die Kinder auf der Straße unter dem Namen kennen: „Entweder — Oder“?

Denn was iſt Entweder-Oder? — daß ich es ſage, der es doch wohl wiſſen muß. Entweder-Oder iſt das Wort, vor dem die Flügelthüren aufſpringen und die Ideale ſich zeigen — holdſeliger Anblick! Entweder-Oder iſt das Zeichen, durch das uns der Zutritt zum Unbedingten wird — Gott ſei Lob und Dank! Ja, Entweder-Oder iſt der Schlüſſel zum Himmel! Und was iſt dagegen, was war und bleibt des Menſchen Unglück? Das iſt der Satan der Erbärmlichkeit oder der feigen Klugheit, das „bis zu einem gewiſſen Grade“, das, auf das Chriſtentum angewendet — o verkehrtes Wunder oder wunderbare Verkehrtheit —, dieſes in ein Geſchwätz verwandelt! Nein: entweder! — oder! Wie herzlich auch der Schauſpieler und die Schauſpielerin auf der Bühne ſich umarmen und liebkoſen, es bleibt doch immer nur ein theatraliſches Einverſtändnis, nur eine Theaterehe: ganz ſo iſt alles „bis zu einem gewiſſen Grade“ dem Unbedingten gegenüber nur etwas Theatraliſches, es greift nach einer Wolke ſtatt der Juno. Nur durch ein Entweder-Oder umarmſt du ſie ſelbſt, die Göttin, das Unbedingte. Dem Gegenſatz zum Folgenden zulieb will ich auch ein Bild aus des Lebens Tand zur Verdeutlichung beiziehen. Jeder Offizier aus des Königs perſönlicher Umgebung trägt eine Auszeichnung, die ihn kenntlich macht: ſo waren alle wahren Diener des Chriſtentums durch das Entweder-Oder gezeichnet, durch den Ausdruck der Majeſtät, oder den Ausdruck dafür, daß man vor der göttlichen Majeſtät ſteht. Alles, was bloß bis zu einem gewiſſen Grade iſt, hat nicht dem Chriſtentum gedient, ſondern vielleicht ſich ſelbſt; es kann alſo, wenn es redlich ſein will, nie eine

andere Uniform tragen wollen als höchstens die des Königs; denn für Gottes Diener ist die Uniform nur dies: „Entweder — Oder."

3.

Ist es vom Staat (dem christlichen Staat!) verantwortlich, daß er das Christentum womöglich unmöglich macht?

Die Frage selbst erfordert gewiß keine nähere Erörterung, um beantwortet werden zu können. Jedermann muß sich doch wohl selbst sagen, so etwas sei unverantwortlich.

Was der Erklärung bedarf, ist vielmehr das: was der Staat gethan habe oder thue, um womöglich das Christentum unmöglich zu machen? Und hier ist die Erklärung sehr leicht und sehr kurz; denn der thatsächliche Zustand im Lande ist wirklich der, daß das Christentum, das Christentum des Neuen Testaments, nicht nur nicht da ist, sondern womöglich unmöglich gemacht ist.

Angenommen, der Staat stellte 1000 Beamte an, die mit ihrer Familie davon lebten, also ein pekuniäres Interesse daran hätten, das Christentum zu verhindern, so wäre das doch wohl ein Versuch, der darauf ausginge, das Christentum womöglich unmöglich zu machen.

Und doch wäre dieser Versuch (der ja das Gute an sich hätte, daß er die Verhinderung des Christentums als seine Absicht kundgäbe) weit nicht so gefährlich als das, was faktisch geschieht: daß der Staat 1000 Beamte anstellt, die als „Verkündiger des Christentums" (dadurch eben wird die Sache gefährlicher als bei der erklärten Absicht, das Christentum zu verhindern) ein pekuniäres Interesse daran haben, 1) daß die Leute sich Christen nennen — je größer die Schafherde, desto besser —, den Namen Christen annehmen, und 2) daß es dabei verbleibe, daß sie nicht zu wissen bekommen, was in Wahrheit Christentum ist.

Mit dem Dasein dieser 1000 Beamten hat es nämlich die Bewandtnis, daß ihr ganzes Dasein angesichts des Neuen Testaments für die christliche Beurteilung ein Mißstand ist. Nähmen die Leute den Christennamen nicht an, so würde der Geistliche seinen Lebensunterhalt nicht bekommen; und müßten diese verkündigen, was das Christentum in Wahrheit ist, so müßten sie damit ja selbst den Leuten die Augen dafür öffnen, daß der Geistlichen eigenes Dasein

ein Mißstand ist, daß dem Lehrer im Christentum zwar sein Lebensunterhalt gebührt, der geistliche Beruf aber nie zu einem Staatsamt werden kann, in dem man avanciert und Karriere macht.

Und die Wirksamkeit dieses Standes geschieht nicht unter dem Namen, daß das Christentum verhindert werde und hiefür 1000 Beamte mit Familie ihre Besoldung beziehen; nein, sie „verkünden" das Christentum, sie „breiten das Christentum aus", sie „arbeiten für das Christentum". „Zu wenig und zu viel verdirbt alles Spiel;" zwischen diesem „zu wenig" (also daß die Menschen auch nicht den Christennamen annähmen) und diesem „zu viel" (daß sie wirklich zu wissen bekämen, was wahres Christentum ist, und echte Christen würden) — zwischen diesem beidem balanciert — mit dem Ernste eines Seiltänzers — das Christentum der „Christenheit", das offizielle, staatskirchliche, volkskirchliche Christentum, das freilich wiederum gegenüber dem neutestamentlichen Christentum numerisch Erstaunliches leistet, Christen nach Millionen aufweist, und alle von gleicher Bonität.

Ist denn das nicht ungefähr das Allergefährlichste, das sich ausdenken ließ, um das Christentum womöglich unmöglich zu machen? Der „Pfarrer" hat ein pekuniäres Interesse daran, daß das Volk den Christennamen annimmt; denn jeder „Christ" ist ja (durch den Staat als Kommissionär) ein Mitglied, das seinen Beitrag giebt und zugleich in seinem Teil dem ganzen Stande eine sinnliche Macht verleiht. Nichts ist aber für das wahre Christentum gefährlicher, nichts seinem Wesen mehr zuwider, als daß man die Leute veranlaßt, leichtfertig den Christennamen anzunehmen, und sie so lehrt, von dem, ein Christ zu sein, gering zu denken, als ob man das nur so auch sein könnte. Und der „Pfarrer" hat ein pekuniäres Interesse daran, daß es dabei, bei der Annahme des Christennamens, bleibt, daß die Leute nicht zu wissen bekommen, was in Wahrheit Christentum ist; denn sonst ginge wohl die ganze Maschinerie mit den 1000 königlichen Beamten und die Standesmacht flöten. Nichts ist aber für das wahre Christentum gefährlicher, nichts seinem Wesen mehr zuwider, als so zu bewirken, daß es mit der Annahme des Christennamens sein Bewenden behält, als so das Christentum vor der Geburt abzutreiben.

Und das soll Arbeit für das Christentum sein! damit soll es ausgebreitet und gefördert werden!

Daß man Gott verehrt, indem man ihn für Narren hält, schon der bloße Gedanke an diese Art Gottesverehrung ist für mich etwas

so Abscheuliches und Empörendes, daß ich alle mir zu Gebote stehende Kraft aufbieten werde, um ihr entgegenzutreten, um dem Volk die Augen dafür zu öffnen, wie die Sache zusammenhängt, damit es dieses Verbrechen nicht verschulde, in das eigentlich der Staat und die Geistlichkeit es verwickelt haben. Denn mag die Menge der Menschen auch noch so leichtfertig und sinnlich sein, so hat sie doch zu viel Besseres in sich, um Gott auf diese Weise verehren zu wollen.

Darum muß Licht in die Sache, darum soll für jedermann deutlich werden, was das Neue Testament unter einem Christen versteht, damit jeder wählen kann, ob er ein Christ sein will, oder ob er ehrlich und redlich und ausgesprochen es nicht sein will; und vor dem ganzen Volk soll es laut erklärt sein: Gott im Himmel ist es unendlich lieber, wenn du (um überhaupt je ein Christ werden zu können) ehrlich gestehst, du seiest kein Christ und wollest keiner sein; das ist ihm unendlich lieber als die ekelhafte Gottesverehrung, durch die man Gott nur für Narren hat.

Ja, so muß man es machen; man muß in das Dunkel hineinzünden, in welchem die Sache durch die Staatskirche oder Volkskirche gehalten wird. Statt mit unbedingter Achtung vor dem, was das Neue Testament unter einem Christen versteht, sich die Frage vorzulegen, wieviele Christen es wohl hier zu Lande giebt, wendet man die Sache so: wir haben im Lande eine Million Menschen, ergo eine Million Christen — und stellt dann 1000 Beamte an, damit sie davon leben. Und dann geht man einen Schritt weiter und dreht den Schluß um: hat man 1000 Beamte, die vom Christentum leben sollen — und die haben wir nun einmal —, so müssen es auch eine Million Christen sein; wir müssen streng auf der Million halten, sonst können wir ja dieser Anzahl von Beamten ihr Auskommen nicht sicherstellen.

Es müssen also 1000 Beamte mit Familie davon leben, ergo muß es eine Million Christen sein. Dieser ganz eigenen Klemme, worein man sich gebracht hat, entspricht dann die Verkündigung des Christentums: man wirkt, wie schon gesagt, für das Christentum, wenn man die Leute dazu bringt, sich Christen heißen zu lassen und es zugleich dabei bewenden zu lassen. Und ich behaupte: dadurch macht man das Christentum womöglich unmöglich. Ich wiederhole ferner: dadurch wird das Volk eines Verbrechens schuldig gemacht, vor dem es doch sonst bewahrt bliebe, des Verbrechens, daß es durch seine „Gottesverehrung" Gott zum Narren macht. Und da-

gegen will ich mit aller Macht ankämpfen, obwohl ich bisher für meine Menschenliebe freilich nur wenig Dank geerntet habe.

Wird aber die Sache in der von mir angegebenen Weise genommen, so muß sich eine im irdischen und zeitlichen Sinn sehr ernstliche Frage erheben: wie's mit der Besoldung dieser Beamten gehalten werden soll. Denn die Million Christen, von der sie leben, sind nicht minder eine Chimäre als etwa eine Grafschaft im Monde. In dieser Hinsicht bin ich der fügsamste und willigste Mensch, der sie durchaus nicht chicanieren will, wie es vielleicht gewisse Politiker möchten. Eben um die Sache anfassen zu können, mußte ich darauf bedacht sein, was Bischof Martensen von „Wahrheitszeugen" u. s. f. vorzufaseln begann, wieder aus der Welt zu schaffen. Dieses ekelhafte Gewäsch müßte vor allem fort. Dann kann man — wir wollen gemütliche Menschen sein! — von einer im einfachen menschlichen Sinn sehr ernsthaften Sache vernünftig reden. Und so ist es, glaube ich, für uns alle am besten. Die Art Pfarrer, wie sie bei uns sind, stellt sich wahrlich am besten, wenn sie sich nicht als Wahrheitszeugen aufspielen sollen; denn machen sie darauf Anspruch, gut, so ist die unendlich schwierige Frage unendlich leicht gelöst. Dann zieht man ohne weiteres ihre ganze Besoldung ein und erspart sich jede Pension. Darein müssen sich ja Wahrheitszeugen zu finden wissen; und wäre das mit den Wahrheitszeugen, daß die Pfarrer Wahrheitszeugen seien, nicht einem Bischof gekommen und von ihm in dummer und anstößiger Weise vorgetragen worden, sondern dem Kopfe eines klugen Staatsmanns entsprungen, z. B. eines Kultusministers, der die Geistlichkeit kurzer Hand loszuwerden wünschte, so wäre der Einfall gar nicht so übel.

4.

„Nimm ein Brechmittel!"

Gewiß haben meine Artikel im „Vaterland" auf Verschiedene einen Eindruck gemacht. Vielleicht stehen sie zur Sache nun etwa so: sie sind aufmerksam geworden, oder sie sind wenigstens auf die Frage gekommen, ob nicht das ganze Religionswesen in einem äußerst jämmerlichen Zustand sich befinde; andererseits hindert sie so vieles, solchen Gedanken sich willig hinzugeben, sie lieben die

gewohnte Ordnung der Dinge, die sie nur höchst ungern fahren lassen möchten.

So ist ihnen ungefähr wie einem, der einen üblen Geschmack im Munde, eine belegte Zunge, bisweilen einen Schüttelfrost hat — und dann sagt der Arzt zu ihm: nimm ein Brechmittel.

Und so sage ich auch: nimm ein Brechmittel; mach', daß du aus dieser Halbheit herauskommst!

Denke da vorerst einen Augenblick daran, was Christentum ist, was es von einem Menschen fordert, was für Opfer es verlangt, welche Opfer ihm auch wirklich gebracht wurden — nach den Berichten, die wir haben, schauderten sogar „zarte Jungfrauen" (die ihre Zeit nicht wie unsere christlichen Jungfrauen mit dem Gedanken ausfüllten, ob sie hellblau oder coquelicot in's Theater anziehen sollen) nicht zurück, sondern befahlen Gott ihre Seele und übergaben ihren zarten Leib mutig dem grausamen Henker; denke erst einen Augenblick hierüber nach. Und dann mache dir das deutlich, ganz deutlich und gegenwärtig, „nimm es ein", so sehr dir davor ekelt: wie wir jetzt leben, wie das jetzt *christlicher* Gottesdienst ist, daß in einer stillen Stunde ein Mann dramatisch kostümiert auftritt und mit Schrecken im Gesicht, mit ersticktem Schluchzen verkündet: es gebe eine ewige Verantwortung, eine ewige Rechenschaft, der wir entgegengehen. Stelle dir vor, „nimm es ein", so sehr dir davor ekelt, wie wir in unserem Leben außerhalb der stillen Stunde uns nicht einmal über die eine oder andere konventionelle Rücksicht, geschweige denn über die Rücksicht auf Beförderung, auf irdischen Vorteil, auf die Gunst der Vornehmen u. s. w. hinwegsetzen, weil so etwas niemanden, natürlich auch dem Deklamator nicht, einfallen kann, weil jeder, der sich das einfallen ließe, zur Strafe für einen Narren erklärt würde — stelle dir dieses Leben vor, denke dir, daß das **christlicher** Gottesdienst sein soll: nun, wirkt das Brechmittel nicht?

Gut, so nimm noch eine Dosis! Stirbt der Redner, so tritt ein neuer kostümierter Redner auf und stellt in einer stillen Stunde seinen verstorbenen Vorgänger von der Kanzel aus als Wahrheitszeugen dar, als einen der rechten Wahrheitszeugen, als ein Glied in der heiligen Kette. Mach dir das recht deutlich und gegenwärtig, wie ekelerregend es ist, daß das christlicher Gottesdienst sein soll: wirkt das nicht?

Gut, so nimm noch eine Dosis. Es sagt nun einer: „nein, einen Wahrheitszeugen konnte man freilich den verstorbenen Dekla-

mator nicht nennen;“ — und dann ſoll es *chriſtlicher* Eifer ſein, daß man immer und immer wieder vor aller Welt von dieſem Menſchen urteilt, er beſudle — hörſt du? — er beſudle das Gedächtnis eines Ehrenmannes, er ſtöre den Frieden des Grabes — hörſt du? er ſtöre den Frieden des Grabes u. ſ. f. u. ſ. f. — mach' dir das recht deutlich und gegenwärtig: das heißt chriſtlicher Eifer!

Nicht wahr, das wirkt? Und nun wirſt du ſehen, es wird dir wieder gut, der üble Geſchmack wird verſchwinden: du kommſt mit dir darüber in's reine, daß das Ganze faul, ekelhaft iſt, aber doch erſt dann wirken konnte, wie es wirken ſollte, als Biſchof Martenſen mit ſeinen „Wahrheitszeugen“ kam.

So laß es wirken, und danke nächſt Gott dem Biſchof Martenſen für dieſes ſo heilſame Brechmittel.

Eine Nachſchrift.

In meiner Arbeit bin ich nun der Gegenwart, dem Augenblick, ſo nahe gerückt, daß ich notwendig ein Organ brauche, durch das ich mich augenblicklich an die Gegenwart wenden kann; und ich nenne es:

Der Augenblick.

Intereſſiert jemanden die Sache, und möchte er der Bequemlichkeit halber das Erſcheinende leicht und ſicher zur Hand bekommen, ſo kann er ja bei dem Verleger darauf ſubſkribieren. Ich aber behalte mir in *jeder* Hinſicht *unbedingteſte Freiheit* vor; anders kann ich es nicht.

Ich nenne es: „der Augenblick“. Doch iſt das, was ich will, nichts Ephemeres, ſo wenig als das, was ich gewollt habe, etwas Ephemeres iſt; nein, es war und iſt etwas Ewiges: mit den Idealen gegen die Sinnestäuſchungen. In Einem Sinn muß ich jedoch von meiner ganzen früheren Arbeit ſagen, daß ihre Zeit noch nicht gekommen iſt: ich ſtand der Gegenwart ferne, ſogar ſehr ferne, und nur in dem Sinne nahe, als dieſes Ferneſtehen wohlberechnet und ganz zielbewußt war. Jetzt dagegen muß ich mir für jeden Fall eine Möglichkeit geſichert haben, daß ich den Augenblick benutzen kann.

Ich spreche niemanden zu, er solle subskribieren, bitte vielmehr jeden, er möge sich mindestens zuvor besinnen, ehe er es thut. Ewig wird er es nicht bereuen, daß er auf meine Rede achtet; zeitlich aber könnte er es möglicherweise zu bereuen haben. So erwäge er denn selbst, ob er das Ewige oder das Zeitliche will. Ich, der „Entweder — Oder", kann keinem mit einem „Sowohl — Als auch" dienen. Ich bin im Besitz eines Buches, das freilich hier zu Lande so gut wie unbekannt ist, dessen Titel ich daher genau anführen will: „das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi." Wiewohl ich ein ganz freies Verhältnis zu diesem Buch habe und z. B. durch keinen Eid darauf verpflichtet bin, so übt es doch eine große Macht über mich aus und flößt mir einen unbeschreiblichen Abscheu vor der Halbheit ein, vor jedem „Sowohl — Als auch".

Der Augenblick.

№ 2.

4. Juni 1855. S. Kierkegaard.

1.

„An meinen Leser!“

Dir, den ich „meinen Leser“ genannt habe, dir möchte ich ein paar Worte sagen.

Wenn ein Mensch sich so entscheidend hinauswagt, wie ich es gethan habe, und zwar in einer Angelegenheit, die so tief in das Ganze eingreift, wie die Religion es thut, so ist natürlich vorauszusehen, daß man ihm auf alle Weise entgegenwirkt, daß man ihm seine Worte verdreht und fälscht, daß seine Person auf alle Weise preisgegeben wird und er als einer betrachtet wird, gegen den man keine Pflicht hat, gegen den vielmehr alles erlaubt ist.

Nach dem gewöhnlichen Gang in dieser Welt entwickelt nun ein Angegriffener in der Regel sofort einen großen Eifer, jede Beschuldigung, jede Verfälschung, jede Unredlichkeit zu berücksichtigen; er ist früh und spät daran, um dem Angriff zu begegnen. Hierauf gedenke ich mich nicht einzulassen.

Und eben darüber möchte ich mit dir, meinem Leser, ein paar Worte reden, um dir etwas recht ernstlich an's Herz zu legen. Daß ein Angegriffener mit seiner Verteidigung sich so schrecklich abmüht — denke einmal nach, hängt das nicht sehr oft damit zusammen, daß ihm aus simplem Egoismus an seiner Verteidigung so viel gelegen

iſt, weil er fürchtet, die Verdrehung ſeiner Worte und die Verleumdung ſeiner Perſon könnten ihm irdiſchen und zeitlichen Schaden bringen? Und — denke einmal darüber nach! — glaubſt du nicht, daß die Geſchäftigkeit, mit der die meiſten, die öffentlich auftreten, ſich gegen jede Anklage verteidigen, weil ſie im letzten Grunde doch irdiſche, zeitliche Zwecke haben — glaubſt du nicht, daß eben dieſe allgemeine Geſchäftigkeit noch im beſonderen ihre ſchädliche Wirkung hat? Verwöhnt ſie nicht die Menſchen, daß ſie ſchließlich nichts ſelbſt thun mögen, um in einer Sache ins reine zu kommen und ein eigenes Urteil zu haben? daß ſie jede eigene Mühe, jede eigene Anſtrengung ſcheuen, weil ſich heutzutage in allen Verhältniſſen keine Lehrer mehr finden, ſondern nur noch — Aufwärter?

Jedenfalls gedenke ich die Sache anders anzugreifen: ich gedenke mich nicht eben zu beeilen, dem Verdrehen und Verfälſchen, dem Lügen und Verleumden, dem Geſchwätz und Gewäſch zu begegnen. Teils lerne ich aus dem Neuen Teſtament, daß derlei ein Zeichen des rechten Wegs iſt; folglich dürfte ich das nicht ſo ſchnell quitt zu werden wünſchen, außer ich hätte den Wunſch, ſobald als möglich auf den verkehrten Weg zu kommen. Teils lerne ich aus dem Neuen Teſtament, daß das, was der irdiſche Sinn als eine Plage je eher je lieber abzuſchütteln wünſcht, einen ewigen Wert hat; folglich dürfte ich dem nicht gar ſo ſchnell zu entrinnen wünſchen, außer ich hätte den Wunſch, mich ſelbſt um das Ewige zu betrügen

So verſtehe ich dieſe Sache; und nun komme ich zu dem, was für dich daraus folgt. Wenn du wirklich je eine Vorſtellung davon gewonnen haſt, daß ich etwas Wahrem diene: nun ja, ſo will ich meinerſeits gelegentlich ſoviel, als durchaus notwendig iſt, thun, damit du deinerſeits mit gutem Willen und Aufmerkſamkeit gegenüber der Verdrehung und Fälſchung meiner Worte und allen Angriffen auf meinen Charakter Stand halten kannſt: aber zur Gemächlichkeit, mein lieber Leſer, nein, dazu will ich dich nicht erziehen. Bildeſt du dir ein, ich ſei ein Aufwärter, ſo warſt du nie mein Leſer; biſt du das wirklich, ſo wirſt du verſtehen, daß ich es ſogar als meine Pflicht gegen dich anſehen kann, dir ein wenig Anſtrengung zuzumuten, wenn du dir durch Verdrehung und Verfälſchung, Lüge und Verleumdung nicht deine Vorſtellung von mir willſt entreißen laſſen, daß ich etwas Wahrem diene.

2.

Es gilt ein Doppeltes.

Als das Christentum in die Welt kam, war die Aufgabe einfach die Verkündigung desselben. Dies ist überall da der Fall, wo das Christentum in einem Lande eingeführt wird, dessen Religion nicht das Christentum ist.

In der „Christenheit" ist das Verhältnis ein anderes, da die Lage, die Situation eine andere ist. Man hat nicht das Christentum vor sich, sondern eine ungeheure Sinnestäuschung, und die Leute sind nicht Heiden, sondern leben in der glücklichen Einbildung, sie seien Christen. Soll hier das Christentum angebracht werden, so muß zu allererst diese Sinnestäuschung weggeräumt werden. Da dieselbe aber in der Einbildung besteht, sie seien Christen, so entsteht ja der Schein, man nehme den Leuten das Christentum, wenn man es ihnen beibringt. Gleichwohl ist dies das Erste, was man thun muß; die Sinnestäuschung muß weg.

Das ist die Aufgabe; aber sie begreift eine doppelte Arbeit in sich.

Sie verlangt erstens, daß man die Begriffe der Menschen aufkläre; daß man sie belehre, durch die Ideale rühre, durch Pathos in einen pathologischen Zustand versetze, durch den Bremsenstich der Ironie, des Spotts und Hohns sie reize u. s. w.

Eine weitere Aufgabe bestünde nicht, wenn nicht diese erste Sinnestäuschung, die Einbildung der Leute, sie seien Christen, mit einer andern, ungeheuer starken Sinnestäuschung zusammenhinge, die eine rein äußerliche Seite hat, mit der Sinnestäuschung, daß man Christentum und Staat in eins verschmolzen hat, daß der Staat 1000 Beamte hält, die um ihrer Selbsterhaltung willen die Leute nicht wissen lassen dürfen, was Christentum ist und daß sie noch keine Christen sind. Das eigene Dasein dieser Geistlichen ist nämlich, christlich verstanden, eine Unwahrheit; ganz verweltlicht und im Staatsdienst stehend (als königliche Beamte, Rangspersonen, die Karriere machen u. s. w.) können sie den Gemeinden selbstverständlich nicht gut sagen, was Christentum ist: denn dann müßten sie sofort auch ihr Amt niederlegen.

Diese Sinnestäuschung ist nun von andrer Art als jene erste, die in den Vorstellungen der Leute beruhende Einbildung, sie seien Christen. Dieser weiteren Sinnestäuschung muß man auf andere Weise beikommen; der Staat hat es ja in seiner Macht, sie weg-

zuräumen. Und das ist also die zweite Seite der Aufgabe, daß der Staat zur Wegräumung dieser Sinnestäuschung bestimmt werde.

Soll ich die Aufgabe durch einen Vergleich erläutern, so möchte ich sagen: sie gleicht der ärztlichen Behandlung eines Geisteskranken. „Man muß psychisch auf ihn wirken," sagt der Arzt; daraus folgt aber nicht, daß nicht auch physische Mittel anzuwenden wären.

* * *

Aus dem Dargelegten ergiebt sich nun etwas weiteres, das ich dem Leser besonders ans Herz legen möchte — und ich hoffe, er hält es mir zu gute, daß ich etwas anders rede, als es leider üblich ist. Ich gedenke nämlich dem Leser keine Komplimente und Bücklinge zu machen, da ich ja auch nicht sein Geld haben will und *sein* Urteil nicht für *das* Urteil halte.

Was ich dem Leser ans Herz legen will, ist das: er möge sich doch nicht damit begnügen, die einzelne Nummer des „Augenblicks" nur einmal durchzulesen. Da die Nummer mehrere Artikel enthält, möge er sich vielmehr durch eine erste Durchsicht mit dem Inhalt bekannt machen, um sodann jeden einzelnen Artikel später für sich zu lesen.

3.

Die Bequemlichkeit und — die Sorge für ein ewiges Leben.

Das sind diese zwei Dinge — fast fühlte man sich versucht, zu fragen, was Teufels haben diese zwei Dinge mit einander zu thun? — aber das sind diese zwei Dinge, welche das offizielle Christentum, oder welche der Staat mit Hilfe des offiziellen Christentums zusammen geschlagen hat. Und das geschieht mit derselben Gemütsruhe, mit der man in einer Gesellschaft ein halbes Dutzend zugleich hochleben läßt, damit gewiß niemand zu kurz komme.

Der Staat scheint etwa so zu denken. Zu den sehr verschiedenen Dingen, die der Mensch im Kulturzustand braucht und die der Staat so billig und bequem als möglich seinen Bürgern verschaffen muß, wie öffentliche Sicherheit, Wasser, Licht, Straßen, Brücken u. s. w. u. s. w. — zu diesen sehr verschiedenen Dingen gehört auch: eine ewige Seligkeit im Jenseits, ein Bedürfnis, das der Staat gleichermaßen zufriedenstellen muß (wie großmütig!), und zwar so billig

und so bequem als möglich. Natürlich kostet das Geld; denn ohne Geld bekommt man in dieser Welt nichts, nicht einmal eine Anweisung auf ein ewiges Leben in der andern Welt; nein, ohne Geld bekommt man in dieser Welt nichts. Aber es ist doch recht gut für den Einzelnen, daß der Staat diese Sache besorgt, denn sie stellt sich so doch billiger, als wenn der Einzelne privatim ein Arrangement treffen sollte; außerdem liefert der Staat sicherer und macht alles so bequem, wie man's eben nur im großen machen kann.

Es wird also, um das Christentum anzubringen, eine vollständige Volkszählung veranstaltet; sodann wird das ganze Land einer Schätzung unterzogen — ganz wie damals, als das Christentum in die Welt kam — und auf das hin werden 1000 Staatsbeamte angestellt. „Ihr, meine teuren Unterthanen, ihr sollt" — dies muß wohl der Gedanke des Staates sein — „ihr sollt es auch mit einer ewigen Seligkeit, diesem großen und unschätzbaren Gut, so behaglich, so bequem und billig als möglich haben. Wie euch das Wasser jetzt in jedes Stockwerk des Hauses geleitet wird, während ihr es in alten Tagen mit saurer Mühe die Treppen hinaufschleppen mußtet, so soll euch nun auch eine ewige Seligkeit, nach der man in unwissenden, unkultivierten Zeiten bis ans Ende der Welt rannte, ja auf seinen Knieen rutschte, zu Diensten stehen, sobald ihr nur pfeifet, ja, noch ehe ihr pfeifet. Ihr braucht nicht die Treppen auf und ab zugehen, nein, bewahre, sie wird euch — wie heutzutage das Bier — von den staatlich autorisierten Ausschänkern ins Haus gebracht; und diese werden sich betriebsam und umsichtig erweisen, da sie davon leben müssen; dabei wird sich der Preis so billig stellen, daß die unverschämten Forderungen des Katholizismus dadurch gründlich an den Pranger gestellt werden."

Ferne sei es von mir, von der Bequemlichkeit geringschätzig zu reden. Sie möge überall angebracht werden, wo sie überhaupt angebracht ist, d. h. überall, wo es gleichgültig ist, wie man eine Sache bekommt, wenn man sie nur überhaupt, auf die eine oder andere Weise, bekommt. Ist dies der Fall, so ist unleugbar die bequemere und komfortablere Weise vorzuziehen. So z. B. beim Wasser; das Wasser kann man auf beschwerliche Weise bekommen, indem man es vom Brunnen holt, und man kann es auf bequeme Weise bekommen durch eine Wasserleitung; selbstverständlich ziehe ich die bequeme Weise vor.

Aber das Ewige ist nicht eine solche Sache, bei der es gleichgültig ist, wie man sie bekommt; nein, das Ewige ist eigentlich nicht

eine Sache, ein Etwas, ſondern es iſt: die Weiſe, wie man es bekommt. Das Ewige bekommt man nur auf eine Weiſe — und dadurch unterſcheidet ſich das Ewige gerade von allem andern, daß es nur auf eine Weiſe zu bekommen iſt. Was nur auf eine Weiſe zu bekommen iſt, das iſt das Ewige — denn dies erhält man nur auf die eine, beſchwerliche Weiſe der Ewigkeit, die Chriſtus mit den Worten beſchreibt: „der Weg iſt ſchmal und die Pforte iſt eng, die zum Leben führt, und nur wenig iſt ihrer, die ſie finden".

Das war ein ſchlimmes Notabene; die Bequemlichkeit — juſt das, worin ſich unſre Zeit auszeichnet — iſt ſchlechterdings nicht anzubringen, wenn es ſich um eine ewige Seligkeit handelt. Wird z. B. verlangt, daß man gehe, ſo nützt es lediglich nichts, das behaglichſte Fuhrwerk zu erfinden und mit demſelben diejenigen befördern zu wollen, denen die Aufgabe geſetzt iſt, zu — gehen. Und wenn das Ewige das iſt: die Weiſe, wie man es bekommt, ſo hilft es nichts, dieſe Weiſe bewundernswürdig bequem zu machen; denn das Ewige iſt nur auf die ſchwierige Weiſe zu haben, nicht etwa gleich gut auf eine leichte oder ſchwere Weiſe; nein, es iſt die Weiſe, auf welche es zu bekommen iſt, und dieſe Weiſe iſt die ſchwierige.

Habt Dank, ihr Kanzliſten, Kanzlei-, Juſtiz-, Etats-, Konferenz- und Geheime-Räte, habt Dank für die ungeheure Schreiberei, die es euch gekoſtet hat, für jeden der ſämtlichen Unterthanen Seiner Majeſtät je eine ewige Seligkeit auf billige und bequeme Weiſe zu arrangieren; habt Dank, ihr 1000 geiſtliche Kanzleiräte, — wahr iſts, ihr habt es nicht umſonſt gethan, ihr habt ja eure Prozente davon gehabt; aber doch iſt's nicht mehr als billig, daß euch zugleich feierlich gedankt wird: habt alſo Dank, alle miteinander — wenn es nun bloß auch gewiß iſt, daß jene ſelig werden, und wenn es ſich nur nicht vielmehr ſo verhält, daß ein Atteſt vom „Staat" die unglücklichſte Empfehlung für das Jenſeits iſt, wo du darnach beurteilt wirſt, ob du dem Reich angehört haſt, das um keinen Preis ein Reich von dieſer Welt ſein will.

4.

Das Menſchliche protegiert das Göttliche.

Daß das ein Unſinn iſt, die Protektion des Göttlichen durch das Menſchliche, das iſt leicht genug zu verſtehen. Wie in aller

Welt ist nun einem so vernünftigen Wesen wie dem Staat etwas derartiges in den Sinn gekommen?

Nun, das ist eine lange Geschichte; hauptsächlich aber hängt es damit zusammen, daß das Christentum im Lauf der Zeit immer weniger seinem wahren Charakter gemäß bedient wurde: als das Göttliche.

Denke dir einen Staatsmann zur Zeit des Eintritts des Christentums in die Welt, und frage ihn dann: „quid tibi videtur? glaubst du nicht, das wäre eine Religion für den Staat?“ Er würde dich vermutlich für verrückt halten und dich kaum einer Antwort würdigen.

Wird aber das Christentum in feiger Menschenfurcht, in Mittelmäßigkeit, in zeitlichem Interesse bedient, so sieht die Sache etwas anders aus. Ja, dann kann wirklich der Schein entstehen, daß das Christentum (das durch die Art seiner Bedienung nachgerade krank und schwach und lendenlahm, eine jämmerliche Kreatur geworden ist) für Protektion durch den Staat sehr dankbar sein müsse, da es so doch noch zu Ehren komme.

So angesehen liegt die Verantwortung auf der Geistlichkeit. Sie hat dem Staat, wie man sagt, einen blauen Dunst vorgemacht, als gäbe es hier für ihn etwas zu thun, wo doch die Sache früher oder später das Ende nehmen muß, daß der Staat es teuer zu bezahlen hat, sich zu hoch verstiegen zu haben. Denn das ist freilich für den Staat nicht zu hoch, das zu protegieren, was man für Christentum ausgab; sobald aber wieder erkannt wird, was wirklich Christentum ist, so spielt der Staat als Protektor des Christentums eine lächerlich hochtrabende Rolle und muß um seiner selbst willen wünschen, je eher je lieber wieder auf den festen Boden herunterzukommen.

Das Christentum unter der Protektion des Staats erinnert an jenen König im Märchen oder in der Sage, der als einfacher Mann gekleidet in einer Kleinstadt lebt und von dem Bürgermeister derselben äußerst herablassend protegiert wird — da kommt plötzlich ein Abgesandter, der mit tiefen Verbeugungen und zuletzt mit gebeugtem Knie diesen Bürger „Eure Majestät“ anredet. Ist der Bürgermeister ein vernünftiger Mann, so sieht er, daß er sich in guter Meinung mit der Protektion dieses Bürgersmannes etwas verstiegen hat.

Denke dir — nein, denke dir nicht jenen Fall, den man nächstens bis zur Trivialität oft besprochen hat, daß Christus wieder in die Welt

käme — denke dir, einer der Apostel käme wieder: er würde sich entsetzen, das Christentum vom Staat protegiert zu sehen. Und dann denke dir, er näherte sich dem so degradierten Christentum, sich tief vor ihm beugend. Kein Staatsmann unserer Zeit wäre so borniert, daß er dann nicht die Verkehrtheit in dem sähe, seinerseits das Christentum protegieren zu wollen; er müßte das empörende quid-pro-quo entdecken, worin man das Bedürfnis der Geistlichkeit nach staatlicher Protektion mit einem Bedürfnis des Christentums nach solcher verwechselt. Hätte aber das Christentum je ein Bedürfnis, so ist es dieses, solche Diener los zu werden, die nicht wissen, wie man sich vor dem Christentum verbeugt — nämlich durch die Willigkeit, Opfer zu bringen, für die Lehre zu leiden —, sondern bloß einem König eine Verbeugung zu machen wissen, eine Verbeugung dafür, daß man auf den Rang der Etatsräthe erhoben, Ritter des Danebrog geworden ist, d. h. den Eid gebrochen hat, den man als Lehrer des Christentums auf das Neue Testament abgelegt hat, dem Neuen Testament die Treue gebrochen hat. Denn das Christentum lehrt so: „fürchte Gott, ehre den König;" ein Christ soll, womöglich, seiner Majestät getreuester Unterthan sein. Aber im Christentum ist der König nicht Instanz; er kann und darf und will nicht Instanz sein und ist es nicht für ein Reich, das um keinen Preis von dieser Welt sein will, das auf Leben und Tod nicht von dieser Welt sein will. Die Treue gegen den Eid auf das Neue Testament würde darum das abwehren helfen, was gerade ein guter Unterthan abwehren wollen muß: daß seine Königliche Majestät nicht in eine verkehrte Beleuchtung gebracht werde. In seinem erhabenen, göttlichen Ernst hat das Christentum jederzeit dem Dasein des Königs seinen Ernst gelassen; es ist nur das abscheuliche Christentumspiel, das in seiner Verräterei gegen das Neue Testament auch den König verraten, ihn in eine die Würde und den Ernst des Königtums schädigende Beleuchtung gebracht hat.

Darum wird gewiß auch der Augenblick kommen, da ein König sich plötzlich auf seinem Thron erheben und sagen wird: „Nun sehe ich es; diese Schlingel von Priestern, also dazu haben sie mich gebracht, zu dem, was ich am allerwenigsten verdiente, dazu, daß ich mich lächerlich machte. Denn bei unserer königlichen Ehre: wenn irgend jemand, so weiß ich, was die Majestät zu bedeuten hat; ich weiß auch, was ich in meiner Macht habe. Gold und Güter und Rang und Würde und alle Ehrenzeichen, ja Reiche und Lande kann ich fortschenken, ich, der, anders als andre Könige, sogar Kronen zu vergeben

hat. Was ist nun aber Christentum? Christentum ist, daß man all dem entsagt, Christentum ist, daß man nicht bloß nach solchem nicht trachtet, nein, daß man es um keinen Preis annehmen will, wenn es angeboten wird; daß man es ängstlicher flieht, als der irdische Sinn Elend und Leiden flieht; daß man es leidenschaftlicher flieht, als der irdische Sinn darnach begehrt. Wie in aller Welt bin ich denn in diesen Unsinn hineingeraten: mit Gold und Gütern, mit Titeln und Würden und Sternen und Ehrenzeichen das zu protegieren, das alles derartige mehr als die Pest verabscheut! Ich bin ja lächerlich! Und wer ist Schuld daran? Wer anders, als diese Schlingel von Pfaffen, die das Christentum zum geraden Gegenteil von dem gemacht haben, was es in dem Neuen Testament ist? die mir dadurch eingebildet haben, daß ich das Christentum protegieren könne? Ich Thor! Denn was ist es, das ich protegiert habe? Wahrlich, das Christentum nicht — es ist in seiner Niedrigkeit, in seiner Leidensgestalt vornehmer als ich; aber einige Schlingel, die meine Protektion gerade am allerwenigsten verdient haben!"

5.

Lobrede auf das Menschengeschlecht,

oder

Beweis, daß das Neue Testament nicht mehr Wahrheit ist.

Im Neuen Testament stellt der Heiland der Welt, unser Herr Jesus Christus, die Sache so dar: die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt; und wenig ist ihrer, die ihn finden.

— — — nun aber sind, um bloß bei Dänemark zu bleiben, wir alle Christen; der Weg ist so breit als überhaupt möglich, am allerbreitesten in Dänemark, da es der Weg ist, auf dem wir alle gehen; dabei ist er in jeder Beziehung bequem, komfortabel, und die Pforte ist so weit als nur möglich, — das ist ja doch wohl die weiteste Pforte, durch die alle en masse gehen können:

ergo ist das Neue Testament nicht mehr Wahrheit.

Ehre sei dem Menschengeschlecht! Du, o Heiland der Welt, du hast doch eine zu geringe Vorstellung von dem Menschengeschlecht gehabt; denn du hast die Erhabenheit nicht vorausgesehen, die es in seiner Perfektibilität durch stätig fortgesetztes Streben erreichen kann!

In dem Grade ist also das Neue Testament nicht mehr Wahr-

heit: der Weg ist so breit als möglich, die Pforte so weit als möglich, und wir alle sind Christen. Ja, ich wage noch einen Schritt weiter zu gehen — denn die Sache begeistert mich: es handelt sich ja um eine Lobrede auf das Menschengeschlecht —, ich wage zu behaupten, daß die Juden unter uns im Durchschnitt bis zu einem gewissen Grad Christen sind, Christen so gut wie wir andern alle — in dem Grad sind wir alle Christen, in dem Grad ist das Neue Testament nicht mehr Wahrheit.

Wir wollen der Verherrlichung des Menschengeschlechts gewiß nicht mit Aufstellung unwahrer Behauptungen dienen, müssen aber doch auch darüber wachen, daß uns nichts, nichts entgeht, das seine Erhabenheit beweist oder andeutet. Ich wage daher noch einen Schritt weiterzugehen. Da mir aber die nötigen Kenntnisse fehlen, um in der Sache eine bestimmte Meinung zu haben, so wage ich bloß eine Vermutung auszusprechen und überlasse das Endurteil den Sachverständigen, den Leuten vom Fach. Zeigen sich nicht bei den Haustieren, wenigstens bei den edleren, bei Pferden, Hunden, Kühen, Zeichen des Christentums? Das ist gar nicht unwahrscheinlich. Man bedenke nur, was das heißen will, in einem christlichen Staat zu leben, in einem christlichen Volk, wo alles christlich ist und alle Christen sind, wo man immer und überall nichts anderes sieht als Christen und Christentum, Wahrheit und Wahrheitszeugen? Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß dies auf die edleren Haustiere einen Einfluß ausübt, und daß die steigende Veredelung (was nach der Meinung der Zoologen und Pfarrer stets das Wichtigste ist) sich auf die Nachkommenschaft vererbt. Jakobs List ist ja bekannt: um gesprenkelte Lämmer zu bekommen, legte er gesprenkelte Stäbe in die Wasserrinne, so daß die Mutterschafe nichts als Gesprenkeltes sahen und darauf gesprenkelte Lämmer zur Welt brachten. Es ist gar nicht unwahrscheinlich — doch will ich, da ich nicht Fachmann bin, darüber keine bestimmte Meinung haben und würde die Entscheidung am liebsten einem aus Theologen und Zoologen zusammengesetzten Komite überlassen — es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die Haustiere in der „Christenheit" schließlich eine christliche Nachkommenschaft zur Welt bringen. Mir schwindelt fast bei diesem Gedanken; dann aber wird — zur Ehre des Menschengeschlechts — das Neue Testament nach dem größtmöglichen Maßstabe nicht mehr Wahrheit sein.

Du, o Heiland der Welt, als du bekümmert fragtest: „wann ich wieder komme, werde ich dann wohl auch Glauben finden auf

Erden?“ — und als du dein Haupt im Tode neigteſt, da dachteſt du wohl kaum daran, daß deine Erwartungen in einem ſolchen Grade übertroffen werden ſollten; daß das Menſchengeſchlecht auf eine ſo ſchöne und rührende Weiſe das Neue Teſtament zur Unwahrheit machen und faſt deine Bedeutung in Frage ſtellen würde — denn ſollten ſo rare Weſen wirklich eines Erlöſers bedürfen oder je eines ſolchen bedurft haben?

6.

Wir alle ſind Chriſten.

Daß wir alle Chriſten ſind, iſt ſo allgemein bekannt und angenommen, daß es keines Beweiſes bedarf; ja dieſer Satz wird bald von einer hiſtoriſchen Wahrheit zu einem Axiom avancieren, zu einem der ewigen Grundſätze, mit welchem dann das Kind geboren wird. Dann wird durch das Chriſtentum mit dem Menſchen die Veränderung vorgegangen ſein, daß in der Chriſtenheit das Kind mit einer Grundvorausſetzung mehr geboren wird als der Menſch außerhalb der Chriſtenheit — mit der, daß wir alle Chriſten ſind.

Indeſſen kann es ja nie ſchaden, ſich immer und immer wieder das deutlich zu machen, in welchem Grad es gewiß und wahr iſt, daß wir alle Chriſten ſind.

Hier ein Verſuch von mir; und ich ſchmeichle mir, daß er es wirklich deutlich macht, in welchem Grad es wahr iſt, daß wir alle Chriſten ſind. Wenn unter uns ein Menſch, ein Freidenker lebte, der in den ſtärkſten Ausdrücken das ganze Chriſtentum für Lüge erklärte, der zugleich in den ſtärkſten Ausdrücken erklärte, er ſei kein Chriſt: das hilft ihm nichts, er iſt Chriſt — in dem Grad ſind wir alle Chriſten; er kann nach dem Geſetz geſtraft werden, das iſt etwas anderes, aber er iſt Chriſt. „Welcher Unſinn,“ ſagt der Staat, „wozu ſollte das führen? Wenn wir erſt einmal einem erlauben, zu erklären, daß er kein Chriſt ſei, ſo leugnen bald alle, daß ſie Chriſten ſeien. Nein, nein, principiis obsta, und ſtehe feſt zu deinen Prinzipien. Wir haben nun die Tabellen in Ordnung, alles iſt rubriziert, alles in Richtigkeit, vorausgeſetzt, wie ich vorausſetze, daß wir alle Chriſten ſind — ergo iſt auch er ein Chriſt; ſolch einem Dünkel, der bloß von andern abſtechen will, darf man nicht nachgeben; er iſt Chriſt, und dabei bleibt es.“

Stirbt er — und hinterläßt er so viel, daß es zu den Gebühren für den Gottesmann, den Pfarrer, für den Leichenbitter und einige andere Personen reicht: so hilft ihm kein Protest etwas; er ist, er ist Christ und wird als Christ begraben — in dem Grade ist es gewiß, daß wir alle Christen sind. Hinterläßt er nichts (denn daß er nur wenig hinterläßt, kann ihm nicht helfen; der Pfarrer begnügt sich in christlicher Genügsamkeit immer mit wenigem, wo nicht mehr zu haben ist) — hinterläßt er buchstäblich nichts, — ja dann, und nur dann wird auf seinen Protest vielleicht Rücksicht genommen werden, da der Tote ja leider die Kosten eines christlichen Begräbnisses nicht durch Handarbeit abverdienen kann: in dem Grade ist es gewiß, daß wir alle Christen sind. So steht er fest in der „Christenheit", fest wie der Satz des Widerspruchs außerhalb der Christenheit; er steht fest, dieser ewige Grundsatz, an dem kein Zweifel rütteln kann: wir alle sind Christen.

7.

Eine Schwierigkeit an dem Neuen Testament.

In dem Neuen Testament sind alle Verhältnisse, alle Proportionen im Großen angelegt.

Das Wahre ist ideal dargestellt; andererseits gehen auch die Irrtümer, die Ausschreitungen ins Große: es wird vor Heuchelei gewarnt, vor allerlei Irrlehre, vor Werkheiligkeit u. s. w. u. s. w.

Aber seltsam genug, das Neue Testament nimmt absolut keine Rücksicht auf das, was in dieser Welt leider in nur allzugroßer Masse vorhanden ist, auf das, was eigentlich den Inhalt dieser Welt bildet: auf die Salbaderei, die Jämmerlichkeit, die Mittelmäßigkeit, das Geschwätz und Gewäsch, das Christentumspiel, die allgemeine Phrasenhaftigkeit u. s. w.

Hieraus entsteht nun die Schwierigkeit, daß man mit Hilfe des Neuen Testaments fast unmöglich das wirkliche Leben anfassen kann, die wirkliche Welt, in der wir leben, in der auf einen qualifizierten Heuchler immer 100,000 Schwätzer kommen, auf einen qualifizierten Ketzer immer 100,000 Silbenstecher.

Das Neue Testament scheint hohe Vorstellungen davon zu hegen, was es heißt, ein Mensch zu sein. Auf der einen Seite hält es

das Ideal vor; und wenn es die Verkehrtheit schildert, so sieht man wieder, daß es von der menschlichen Existenz eine hohe Vorstellung hat; aber das Geschwätz, die Kleinlichkeit, die Mittelmäßigkeit erhalten nie ihren Treff.

Dessen hat sich die Faselei seit undenklicher Zeit bedient, um sich als die wahre christliche Rechtgläubigkeit festzusetzen, — und das gab diese unübersehbaren Bataillone von Christen. Diese, wenn auch nicht durch Geist, so doch durch die Zahl mächtige Rechtgläubigkeit macht es sich zu Nutze, daß man sie in Wahrheit — und damit hat sie wirklich Recht — nicht der Heuchelei, der Irrlehre u. s. w. beschuldigen kann; denn weil man dies nicht kann, ergo ist sie die wahre christliche Rechtgläubigkeit.

Das macht sich auch ganz gut. Ueberall nämlich hat das Höchste und das Niedrigste eine gewiße flüchtige Aehnlichkeit mit einander: dieses ist wie jenes nicht das, was dem Höchsten etwas nachsteht, oder beide sind nicht das, was zwischen dem Hohen und Niederen vermittelt. So hat es eine gewisse Aehnlichkeit miteinander, über und unter aller Kritik zu sein. Dies gilt auch von der Rechtgläubigkeit jener Massen und der Geistlichen, die von jenen in Masse leben: sie gleicht dem wahren Christentum insofern, als sie unleugbar nicht Irrlehre, Ketzerei ist.

Uebrigens gleicht sie dem wahren Christentum noch weniger als irgend welche Ketzerei und Irrlehre. Die Sache verhält sich so: so hoch das wahre Christentum über aller Ketzerei, allen Irrtümern und Verirrungen steht, so tief liegt das Geschwätz unter den Ketzereien, Irrtümern und Verirrungen. Aber, wie gesagt, die Schwierigkeit an dem Neuen Testament ist diese: daß es, für das Ideal gegen Geister kämpfend, nie speziell dieses ungeheure Korpus aufs Korn nimmt, das in der „Christenheit" beständig die wahre christliche Rechtgläubigkeit repräsentiert, deren christlicher Ernst darin seinen Ausdruck findet, daß „Wahrheitszeugen" — welch satirischer Selbstwiderspruch! — in dieser Welt Karriere und Glück machen, indem sie Sonntags schildern, wie die Wahrheit in dieser Welt leiden muß.

Darauf muß man wohl achten. Und wenn man darauf achtet, so wird man sehen, daß das Neue Testament doch Recht hat, daß doch alles so kommt, wie das Neue Testament es vorausgesagt hat. Mitten in diesen ungeheuren Völkern von „Christen", in diesem Gewimmel von „Christen" leben hie und da einige Einzelne, ein Einzelner. Für ihn ist der Weg schmal — vergl. das Neue Testament; er wird von allen gehaßt — vergl. das Neue Testament; ihn totzuschlagen

gilt für einen Dienſt gegen Gott — vergl. das Neue Teſtament. Es iſt doch ein kurioſes Buch, dieſes Neue Teſtament; es bekommt doch Recht; denn dieſer Einzelne, dieſe Einzelnen — ja, die waren die Chriſten.

8.

Sind wir wirkliche Chriſten — was iſt dann Gott?

Wenn die Sache ſich nicht ſo verhält: daß unſer Begriff eines Chriſten eine Einbildung iſt, daß dieſe ganze Maſchinerie mit einer Staatskirche und 1000 geiſtlich-weltlichen Kanzleiräten eine ungeheure Augenverblendung iſt, die uns in der Ewigkeit nicht das mindeſte helfen, die ſich im Gegenteil in eine Anklage gegen uns verkehren wird — wenn ſich die Sache nicht ſo verhält; denn in dieſem Fall wollen wir doch um der Ewigkeit willen dieſe Maſchinerie je eher je lieber los werden — —

— — wenn die Sache ſich nicht ſo verhält, wenn der Chriſt wirklich das iſt, was wir unter einem ſolchen verſtehen: was iſt dann Gott im Himmel?

Er iſt das lächerlichſte Weſen, das je gelebt hat, ſein Wort das lächerlichſte Buch, das je ans Licht gekommen iſt. Himmel und Erde in Bewegung zu ſetzen (wie er ja in ſeinem Wort thut), mit der Hölle, mit ewiger Strafe zu drohen — um das zu bekommen, was wir unter einem Chriſten verſtehen (und wir ſind ja wahre Chriſten!): nein, etwas ſo lächerliches iſt noch nie dageweſen! Denke dir, es trete ein Mann mit ſcharfgeladener Piſtole auf jemanden zu und ſagte zu ihm: „ich ſchieße dich nieder"; — oder ſtelle dir ſeine Drohung noch ſchrecklicher vor, denke dir, er ſage: „ich bemächtige mich deiner Perſon und martere dich auf die grauſamſte Weiſe zu Tode, wenn du nicht (nun merke wohl, was da kommt!) — wenn du nicht dein Leben hier auf Erden ſo profitabel und genußreich anlegſt, als es dir möglich iſt": ſo iſt das doch wohl äußerſt lächerlich; denn um das zu bewirken, braucht man wirklich nicht mit einer ſcharfgeladenen Piſtole oder der qualvollſten Todesart zu drohen, da vielleicht ſogar weder die ſcharfgeladene Piſtole noch die qualvollſte Todesart im ſtande wären, das zu verhindern. Und ſo auch hier: durch die Schrecken einer ewigen Strafe (fürchterliche Drohung!),

durch die Verheißung einer ewigen Seligkeit bewirken zu wollen — ja, das bewirken zu wollen, was wir sind (denn der Christ ist ja, was wir unter ihm verstehen!), also das bewirken zu wollen, was wir sind: daß wir das Leben wählen, nach dem es uns am meisten gelüstet! — Denn daß wir das Zuchthaus meiden, gebietet ja die einfache Klugheit!

* * *

Die schrecklichste Art von Gotteslästerung ist die, welche die „Christenheit" verschuldet: den Gott des Geistes in ein lächerliches Geschwätz zu verwandeln; und die geistloseste Art von Gottesverehrung, geistloser als alles, was je das Heidenthum aufbrachte, geistloser als die göttliche Verehrung eines Steines, eines Ochsen, eines Insekts, geistloser als alles, was überhaupt an Geistlosigkeit möglich ist, ist dies: als Gott einen Faselhans anzubeten.

9.

Wenn wir wirklich Christen sind; wenn die „Christenheit", eine „christliche Welt", christlich in der Ordnung ist: so ist eo ipso das Neue Testament nicht mehr der Wegweiser für den Christen und kann es nicht mehr sein.

Unter den gegebenen Voraussetzungen ist das Neue Testament nicht der Wegweiser für den Christen und kann es nicht sein — denn der Weg ist ja verändert, ein ganz anderer als im Neuen Testament.

Das Neue Testament als Wegweiser für den Christen wird daher unter jenen Voraussetzungen ein historisches Kuriosum wie etwa ein altes Reisehandbuch für ein Land, worin seither sich alles gänzlich verändert hat. Ein solches Handbuch hat nicht mehr den Ernst, daß es den Reisenden wirklich führen könnte; es hat höchstens noch als Unterhaltungslektüre einen Wert. Wo man jetzt auf der Eisenbahn bequem dahinsaust, da ist nach dem Handbuch „die fürchterliche Wolfsschlucht, in der man 70,000 Faden tief unter die Erde stürzen kann"; wo man in einem behaglichen Kaffeehause sitzt und seine Cigarre raucht, da hat nach dem Handbuch „eine Räuberbande

ihren Schlupfwinkel, welche die Reisenden überfällt und mißhandelt". „Hier ist das", steht im Handbuch — d. h. hier war das: denn nun ist da keine Wolfsschlucht, sondern eine Eisenbahn, keine Räuberbande, sondern ein behagliches Kaffeehaus; und nun ist's recht ergötzlich, sich auszudenken, wie's da vor Zeiten aussah.

Sind wir denn wirklich Christen; ist die „Christenheit", eine „christliche Welt", christlich in der Ordnung: so möchte ich womöglich so laut, daß man es bis in den Himmel hören könnte, ausrufen: „Du Unendlicher, hast du dich sonst auch als Liebe erwiesen, das war doch wahrlich lieblos von dir, daß du uns nicht zu wissen thatest, das Neue Testament sei nicht mehr der Wegweiser, das Handbuch für Christen. Nun hat sich ja alles ins Gegenteil verwandelt, und wir sind doch wahrhaftige Christen: wie grausam ist es da von dir, die Schwachen immer noch damit zu ängsten, daß du dein Wort doch noch nicht zurückgenommen hast!"

Doch, das kann ich nicht annehmen, daß Gott so sein könnte; deshalb werde ich zu einer andern Erklärung genötigt, die mir so wie so viel näher liegt: all das mit der „Christenheit" und einer „christlichen Welt" ist ein menschlicher Gaunerstreich; das Neue Testament hingegen ist, ganz wie es ist, das Handbuch für Christen, denen es in dieser Welt beständig so gehen wird, wie man in dem Neuen Testament liest, und welche sich dadurch nicht beirren lassen sollen, daß es Gaunerchristen in dieser Welt, der Welt der Gaunerstreiche, anders geht.

10.

Welches Glück, daß wir nicht alle Pfarrer sind!

Denke dir, es bilde sich eine Gesellschaft zur Bekämpfung des Weintrinkens.

Zur Erreichung ihres Ziels erachtet die Leitung der Gesellschaft es für zweckmäßig, einige Männer anzustellen, die als Sendboten, Redner, Prediger das Land durchreisen und die Menschen zum Eintritt in die Gesellschaft bereden sollen.

„Aber", sagt der Vorstand der Gesellschaft in der Sitzung, worin die Sache beschlossen wird, „an den Predigern zu sparen, wäre wahrhaftig übel gespart; von ihnen zu verlangen, daß sie keinen Wein trinken, das führte zu nichts. So erhielte man nur diese nüchternen, wässerigen Reden, die keinen Menschen zum Ein-

tritt in unseren Verein begeistern würden. Nein, an dem Prediger darf nicht gespart werden; er muß seine Flasche Wein pro Tag haben und für besonderen Eifer noch eine Extraflasche zugesichert erhalten; dann hat er Lust und Liebe zu seinem Werk, dann wird er durch seine Wärme, den Nachdruck seiner Worte, die Macht seiner Ueberzeugung die Menschen hinreißen und uns zahlreiche Mitglieder für unseren Verein gewinnen."

Gesetzt nun, daß alle — nicht Mitglieder dieser Gesellschaft würden, aber — Prediger im Dienste dieser Gesellschaft!

So auch mit dem Christentum und dem Staat. Das Christentum, diese Lehre von der Entsagung, dem Leiden, der Entfremdung von dieser Welt, die Lehre, die ihre Wechsel nur auf eine andere Welt ausstellt, diese Lehre will der Staat angebracht wissen. „Aber", sagt der Staat, „an den Pfarrern zu sparen, das wäre wirklich übel gespart; da erhielte man nur diese nüchternen, wässerigen Predigten, die keinen Menschen für diese Lehre gewinnen, vielmehr jedermann abschrecken. Nein, der Pfarrer muß so gestellt, sein Leben muß in jeder Weise darauf eingerichtet werden, daß die Verkündigung dieser Lehre ihm und seiner Familie Genuß verschafft. Dann kann man hoffen, daß er die Menschen für die Verleugnung des Irdischen gewinnt; denn dann wird der Pfarrer in der Stimmung sein, mit Wärme, Nachdruck, mit wirklicher Ueberzeugungskraft den Menschen zu schildern, wie selig die Entsagung und das Leiden ist, wie selig es ist, eine Anweisung auf eine andere Welt zu bekommen, ja, daß das — hört! — selig, selig, selig ist!"

Welches Glück, daß wir nicht alle Pfarrer sind!

* * *

Gott im Himmel stellt sich etwas anders an, wenn er das Christentum anbringen will. Er versichert sich dessen, daß er in jedem Fall doch *einen* Christen bekommt: den Lehrer des Christentums. Und dann kann es losgehen, die Menschen für diese Lehre zu gewinnen. Nun, es kommt nicht eben viel heraus; und je gewisser es ist, daß der Lehrer Christ ist, desto sicherer endet es damit, daß der Lehrer totgeschlagen wird und es also bei dem *einen* bleibt: dem Lehrer.

Doch Gott im Himmel entbehrt auch jeglicher Klugheit, insbesondere der hohen Staatsklugheit; er ist ein beschränktes Subjekt von der alten Schule und hegt noch die einfältige Meinung,

wenn man nähen wolle, so müsse man einen Knoten an den Faden machen; er hat keine Ahnung von dem Geheimnis der Staatsklugheit, wie weit geschwinder es geht, wenn man derlei Narrenteidinge fahren läßt und dann die Sache ernsthaft anfaßt, wie man dann im Handumdrehen Millionen von Christen bekommt, mit Hilfe von Lehrern, die selbst nicht Christen sind.

O menschlicher Unsinn! Und das hat man Ernst genannt! Jahrhunderte wurden an diesen kostbaren Narrenstreich verschwendet; er ist mit teurem Geld bezahlt worden und wird noch teurer damit bezahlt, — daß man die Ewigkeit durch ihn verspielt!

Wie Christus vom offiziellen Christentum urteilt.

Von

Sören Kierkegaard.*)

Juni 1855.

Es könnte sonderbar scheinen, daß ich jetzt erst damit herausrücke; denn Christi Urteil ist doch wohl entscheidend, so ungelegen es auch der geistlichen Schelmenzunft kommt, die sich der Firma „Jesus Christus" bemächtigt und unter dem Namen des Christentums brillante Geschäfte gemacht hat.

Indessen rücke ich gewiß nicht ohne guten Grund erst jetzt mit diesem Entscheidenden heraus; und hat einer meine ganze schriftstellerische Wirksamkeit aufmerksam verfolgt, so wird ihm überhaupt nicht entgangen sein, daß in meinem Vorgehen eine bestimmte Methode ist, es entsprach erstens dem Thatbestand, den ich aufdeckte, daß das Ganze mit der „Christenheit" eine Kriminalsache sei, eine Falschmünzerei, eine komplottmäßige Betrügerei; und es zeigt zweitens, daß ich wirklich bin, wofür ich mich ausgab: ein Polizeitalent.

Denke nun einmal nach, um dem Gang in der Sache folgen zu können. Ich habe damit begonnen, mich für einen Dichter auszugeben, und dabei hinterlistig darauf hingezielt,

*) [Wurde als besondere Flugschrift am 16. Juni ausgegeben.]

welches wohl der wahre Sachverhalt mit dem offiziellen Christentum sein möchte. Denn schon damals dachte ich mir den Unterschied zwischen dem Freidenker und dem offiziellen Christentum folgendermaßen. Der Freigeist *lehrt* als ein ehrlicher Mann direkt, daß das Christentum Dichtung, Poesie sei; das offizielle Christentum aber ist eine Falschmünzerei, denn es versichert feierlich, das Christentum sei etwas ganz anderes, es eifert feierlich gegen den Freidenker und vertuscht eben damit, daß es selbst in Wirklichkeit das Christentum zur Poesie *macht*, die Nachfolge Christi abschafft, so daß man nur durch die Einbildungskraft ein Verhältnis zum Vorbild hat, selbst aber in ganz andern Bestimmungen lebt, d. h. sich dichterisch zum Christentum verhält oder es in Poesie verwandelt, ihm nicht mehr verpflichtende Kraft zugesteht als der Poesie; und das Ende ist dann, daß man das Vorbild rein wegwirft und die Mittelmäßigkeit, in der man lebt, ungefähr für das Ideal gelten läßt.

Als angeblicher Dichter zog ich dann einige Ideale ans Licht, zog das ans Licht — ja das, auf was 1000 königliche Beamte eidlich verpflichtet sind. Und diese guten Leute, sie merkten gar nichts, sie waren vollkommen sicher, so sehr war, christlich genommen, alles lauter Geistlosigkeit und Weltlichkeit; die guten Männer ahnten gar nicht, daß sich etwas hinter diesem Dichter versteckte — daß das Verfahren das eines Polizeispions war, der klüglich die Betreffenden zuerst sicher macht, um dann um so tiefere Einblicke zu gewinnen.

So ging es eine Zeitlang hin. Ich stellte mich mit diesen vereideten Männern sogar ganz gut — und konnte so in aller Stille die Ideale anbringen und die Menschen, mit welchen ich zu thun hatte, genau kennen lernen.

Zuletzt aber wurden diese guten Männer doch ungeduldig über diesen Dichter; er kam ihnen zu nahe. Das geschah durch den Artikel gegen Bischof Martensen über Bischof Mynster. Vollkommen sicher, wie sie waren, schlugen sie nun (man wird sich der Zeit wohl noch erinnern) ein Geschrei auf, „es sei ein

viel zu großer Maßstab, den man da anlege“ u. s. w. — vollkommen sicher!

Da verwandelte sich dieser Dichter plötzlich, er warf so zu sagen die Guitarre weg und — zog ein Buch hervor, das sogenannte „Neue Testament unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi“, und mit dem Blick — ja dem Blick eines Polizeispions ließ er diese guten vereidigten Lehrer, die „Wahrheitszeugen“, verstehen: ob sie nicht auf dieses Buch eidlich verpflichtet seien, auf dies Buch, das noch einen bedeutend höheren Maßstab habe, als er selbst ihn angelegt hatte?

Von diesem Augenblick an trat, wie bekannt, Schweigen ein. Wie rasch waren sie nicht bei der Hand, wie flink deklamierten sie nicht, solange sie nicht bloß zu entschlüpfen, sondern mit bedeutsamem Ernst auftreten zu können glaubten, weil sie meinten: wir haben ja einen Dichter vor uns, seine Ideale sind Ueberspanntheit, sein Maßstab ist viel zu groß! Und dann, wie stumm wurden sie von dem Augenblick an, da dies Buch und der Eid mit in's Spiel kam. Ganz wie es bei Polizeiaffairen zugeht. Man macht zuerst den Betreffenden sicher; und mag ein Polizeiagent sonst im Besitz aller erforderlichen Gaben sein, nur daß er die Kunst, sicher zu machen, nicht versteht, so ist er kein „ausgemachtes Polizeitalent“. Während dieses Manövers kehrt dann der Widerpart das Verhältnis um; er, just er ist der redliche Mann, und es gewinnt fast den Anschein, als käme der Polizeiagent in Verlegenheit. Wenn dieser dann aber aus dem Verdächtigen, der nun ganz sicher ist, herausgebracht hat, was er wissen wollte: so wechselt er sein Verfahren, geht ganz direkt zu Werk — und dann verstummt der andere plötzlich, beißt sich in die Lippen und denkt etwa: das war eine verfluchte Geschichte.

Also, ich zog das Neue Testament hervor, erlaubte mir ehrerbietigst daran zu erinnern, daß diese geehrten Herren Wahrheitszeugen eidlich auf das Neue Testament verpflichtet seien — und darauf trat das Schweigen ein. War das nicht sonderbar?

Uebrigens hielt ich's für das Richtigste, sie noch einige

Zeit lang darüber im Unklaren zu lassen, wie wohlunterrichtet ich bin und wie sehr ich das Neue Testament auf meiner Seite habe, was mir auch glückte, ohne daß ich mir einfallen ließe, mich dessen zu rühmen.

Ich redete denn in meinem eigenen Namen, freilich mit stets wachsender Entschiedenheit, weil ich wohl sah, wie man es fortwährend zurückwies, daß ich die Sache für den Gegner anfangs so günstig, als mirs irgend möglich war, stellte; und zuletzt übernahm ich es, in meinem eigenen Namen zu erklären, es sei eine Schuld, eine große Schuld, an dem öffentlichen Gottesdienst, wie er nunmehr sei, teilzunehmen. Das that ich in meinem eigenen Namen. Nun, das versteht sich, auf diese Weise von mir los zu kommen, daß man mich für einen Dichter erklärte und sich selbst als Vertreter der Wahrheit aufspielte, das ließ sich nun nicht mehr wohl machen. Doch ist es immer etwas Beruhigendes, daß ich in meinem Namen rede, und ich erreichte auch hier wieder, daß der Gegner durch diesen beruhigenden Umstand etwas sicher wurde, und erhielt so die Gelegenheit, ihn noch besser kennen zu lernen: ob er sich gegen die Anklage zu verhärten gedachte. Denn es muß doch diesen beeidigten Männern das Gewissen geschlagen haben, als ihnen das alles verändernde Wort in's Ohr tönte: die Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst, wie er nun ist, ist eine Schuld, eine große Schuld; sie ist also alles, nur kein Gottesdienst.

Aber, wie gesagt, das Beruhigende war, daß ich in meinem eigenen Namen redete. Denn ob ich auch wirklich mit Gott weiß, daß ich wahr geredet und geredet habe, wie ich reden mußte; und ob auch das von mir Gesagte wahr ist und gesagt werden sollte, obschon es kein Wort aus dem Munde Christi selbst war: so ist es doch immer gut, daß wir aus dem Neuen Tastament wissen, wie Christus vom offiziellen Christentum urteilt.

Und das wissen wir aus dem Neuen Testament, sein Urteil findet sich dort — allein, das versteht sich, und ich bin vollkommen überzeugt: wenn du das Christentum lediglich aus der

Sonntagspredigt der „Wahrheitszeugen“ kennst, so kannst du, wer du auch seist, Jahr aus Jahr ein jeden Sonntag drei Kirchen besucht und dabei beliebig den oder den der königlichen Beamten gehört haben, und du wirst die Worte Christi, auf welche ich ziele, doch nie zu Ohren bekommen haben. Die Wahrheitszeugen denken vermutlich etwa so: nach dem Sprichwort soll man „in eines Gehenkten Haus nicht vom Strick reden“; so wäre es auch Narrheit, in den Kirchen aus Gottes Wort die Worte zu erwähnen, die so überlaut wider das ganze Gaukelspiel des Pfarrers Zeugnis geben. Ja, ich fühle mich fast zu folgendem Vorschlag versucht, der, so billig und bescheiden er ist, doch die einzige Strafe ist, die ich den Pfarrern anwünsche: man sollte gewisse Abschnitte des Neuen Testaments ausziehen und den Pfarrer verpflichten, sie der Gemeinde vorzulesen. Natürlich müßte ich mir dabei das Eine vorbehalten, daß der Pfarrer nicht nach gegenwärtigem Schick und Brauch auf die Verlesung einer solchen neutestamentlichen Stelle hin das Neue Testament zur Seite legte, um das Verlesene selbst „auszulegen“; nein, vielen Dank! Nein, ich möchte fast folgenden Gottesdienst vorschlagen: Die Gemeinde kommt zusammen, spricht ein Gebet, dann wird ein Lied gesungen; hierauf besteigt der Pfarrer die Kanzel, nimmt das Neue Testament hervor, nennt den Namen Gottes, und liest sodann der Gemeinde die vorgeschriebene Stelle laut und deutlich vor — nach diesem hat er zu schweigen und 5 Minuten schweigend auf der Kanzel stehen zu bleiben; und dann kann er gehen. Das würde ich für äußerst heilsam ansehen. Nicht als wollte ich den Pfarrer erröten machen, durchaus nicht; wer mit dem Bewußtsein, unter dem Christentum das verstehen zu wollen, was er unter dem Christentum versteht, ohne Erröten einen Eid auf das Neue Testament ablegen konnte, den bringt man nicht so leicht zum Erröten; und zum richtigen offiziellen Pfarrer gehört wohl auch, daß er vor allem sich die Kindereien der Jugend und der Unschuld, das Erröten und dergl. abgewöhnt haben muß. Dagegen nehme ich an, daß die Gemeinde für den Pfarrer erröten würde.

* * *

Und nun zu den Worten Christi, von welchen ich rede. Sie stehen Matth. 23, 29—33; Luc. 11, 47. 48, und lauten:

Matth. 23, 29—33. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Propheten Gräber bauet und schmücket der Gerechten Gräber und sprechet: Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht teilhaftig sein mit ihnen an der Propheten Blut. So gebt ihr zwar über euch selbst Zeugnis, daß ihr Kinder seid derer, die die Propheten getötet haben. Wohlan, erfüllet auch ihr das Maß eurer Väter! Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte! wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen?

Luc. 11, 47. 48. Wehe euch! denn ihr bauet der Propheten Gräber; eure Väter aber haben sie getötet. So bezeuget ihr zwar und bewilliget in eurer Väter Werke; denn sie töteten sie, so bauet ihr ihre Gräber.

Was ist nun aber die „Christenheit"? Ist die Christenheit nicht der großartigste Versuch, statt der Nachfolge und des Leidens für die Lehre, wie es Christus fordert, Gott dadurch zu dienen, daß man „der Propheten Gräber baut und der Gerechten Gräber schmückt und spricht: wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht teilhaftig sein mit ihnen an der Propheten Blut"?

Diese Art Gottesdienst habe ich gegenüber dem neutestamentlichen Christentum ein Christentumspiel genannt. Der Ausdruck ist durchaus wahr und vollkommen bezeichnend. Was heißt nämlich „spielen" in dieser Verbindung? Es heißt eine Gefahr nachmachen, nachahmen, wo keine Gefahr ist; und je täuschender dabei der Schein einer wirklichen Gefahr erweckt wird, desto größer ist die Kunst. So spielen die Soldaten im

Manöver Krieg; es besteht keine Gefahr, man thut bloß so, als wäre sie da; und die Kunst besteht eigentlich darin, alles recht täuschend zu machen, ganz, als ginge es auf Leben und Tod. Und so spielt man Christentum in der „Christenheit". Dramatisch kostümierte Künstler treten in Kunstgebäuden auf, — da ist in Wahrheit gar keine Gefahr, nichts weniger als das; der Lehrer ist königlicher Beamter, der in raschem Avancement seine Karriere macht — und nun spielt er dramatisch Christentum, kurz, er spielt Komödie: er redet von der Entsagung, hat sich selbst aber sein rasches Avancement gesichert; er lehrt weltlichen Titel und Rang verachten, macht aber selbst Karriere; er schildert die Herrlichen („die Propheten"), die getötet wurden, und der Refrain lautet beständig: wären wir zu unserer Väter Zeit gewesen, so wollten wir nicht teilhaftig sein mit ihnen an der Propheten Blut — wir, die wir ja ihre Gräber bauen und ihre Grabstätten schmücken. Man will also nicht einmal (was ich beständig, dringend und inständig vorschlug) wenigstens so wahr sein, um zuzugestehen, man sei nicht besser denn die, welche die Propheten totschlugen; nein, weil man glücklicherweise nicht zu einer Zeit mit ihnen lebt, so will man weit, weit besser sein als die, welche sie töteten, ganz andere Wesen als jene Unmenschen — man baut ja den so ungerecht Getöteten Gräber und schmückt ihre Grabstätten.

Doch von „Christentumspiel" kann der Bevollmächtigte, so bezeichnend der Ausdruck ist, nicht reden; er braucht andere Worte.

Christus nennt — o, achte darauf! — er nennt das Heuchelei. Und damit nicht genug, nein, er sagt — wie entsetzlich! — er sagt, diese Heuchelei sei ein ebenso großes, ein genau ebenso großes Verbrechen wie die Tötung der Propheten, also Blutschuld. Ja, wenn man ihn fragen könnte, so würde er vielleicht antworten, die Schuld dieser Heuchelei, die ja so fein vertuscht und langsam durch ein ganzes Leben fortgesetzt wird, sei gerade deshalb eine noch größere Schuld als die Schuld derer, die in einem Anfall von Wut die Propheten erschlugen.

Das ist also das Urteil, das Urteil Christi über die Christenheit, über den Sonntagsgottesdienst, über offizielles Christentum. Schaudre — denn sonst bleibst du doch darin hängen. Das ist so täuschend: sollten wir nicht rare Menschen, wahre Christen sein, wir, die wir ja der Propheten Gräber bauen und der Gerechten Gräber schmücken? Sollten wir nicht rare Menschen sein, vollends gegenüber den Unmenschen, die dieselben töteten? Und was sollten wir auch sonst noch thun? Wir können doch nicht weiter thun, als bereitwillig unser Geld zum Bau von Kirchen und dergleichen beizusteuern, an dem Pfarrer nicht zu knausern und dann ihn selbst anzuhören! Das Neue Testament antwortet: was du thun sollst, ist das: du sollst Christo nachfolgen, sollst leiden, leiden für die Lehre; der Gottesdienst, den du veranstaltest, ist Heuchelei und steht der Blutschuld gleich; der „Pfarrer" lebt mit Familie davon, daß du ein Heuchler bist, oder davon, daß er dich zum Heuchler macht, daß er dich in der Heuchelei erhält.

„Eure Väter töteten sie, und ihr baut ihnen Gräber; so bezeuget ihr und bewilligt in eurer Väter Werke", Luc. 11, 48.

Ja, das Sonntagschristentum und die ungeheure Zunft der Brotpfarrer muß ja eine solche Rede wie rasend machen, die mit einem einzigen Wort alle Butiken schließt, diesen ganzen königlich autorisierten Erwerbszweig kassiert, und nicht nur das, sondern vor einem solchen Gottesdienst als vor einer Blutschuld warnt.

Doch ist es Christus, der redet. So tief steckt also die Heuchelei in dem Menschen, daß just, wenn der natürliche Mensch sich am wohlsten befindet, sich einen Gottesdienst ganz nach seinem Kopf zurecht gemacht hat — just dann lautet das Urteil Christi: das ist Heuchelei, das ist Blutschuld. Wenn du Sonntags bei dem offiziellen Christentum in die Kirche gehst, während dein werktägliches Leben sonst Weltlichkeit ist, so ist dein Kirchenbesuch nicht sowohl etwas Gutes an dir; nein, nein, das offizielle Christentum ist weit schlimmer als dein weltliches Wesen während der Woche: es ist Heuchelei, ist Blutschuld.

Der „Christenheit" liegt die Wahrheit zu Grund, daß der

Mensch ein geborener Heuchler ist. Das Christentum des Neuen Testaments war die Wahrheit. Aber der kluge Gauner, der Mensch, erfand eine neue Art von Christentum: der Propheten Gräber zu bauen und der Gerechten Gräber zu schmücken und zu sagen: wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen. Und eben das nennt Christus Blutschuld.

Was das Christentum will, das ist die Nachfolge. Was der Mensch nicht will, das ist, daß er leide; am allerwenigsten will er das eigentlich christliche Leiden, das Leiden von den Menschen. Deshalb nimmt er die Nachfolge und damit das Leiden, das speziell christliche Leiden weg; dann baut er der Propheten Gräber — das ist das eine; und dann lügt er Gott, sich selbst und andern vor, er sei besser als jene, die die Propheten töteten — das ist das andere. Heuchelei hinten und Heuchelei vorn — und nach Christi Urteil: Blutschuld.

* * *

Denke dir, das Volk wäre in einer Kirche in der Christenheit versammelt, und — Christus träte plötzlich in diese Versammlung herein: was meinst du, würde er thun?

Nun, was er thun würde, das kannst du ja im Neuen Testament lesen.

Er würde sich gegen die Lehrer wenden — denn von der Gemeinde würde er wohl wie ehedem urteilen: sie sind irre geleitet — er würde sich gegen die „in langen Kleidern" wenden, gegen die Handelsleute, die Gaukler, die Gottes Haus wo nicht zur Mördergrube, so doch zu einer Butik oder zu einer Schaubude gemacht haben, und würde sagen: „Ihr Heuchler, ihr Schlangen, ihr Otternbrut." Und er würde wohl wie dazumal eine Geißel aus Stricken machen, um sie aus dem Tempel hinauszutreiben.

Wenn du, der du dies lieseſt, das Christentum lediglich von dem Sonntagsgeschwätz her kennst, so wirst du — ich bin vollkommen darauf vorbereitet — über mich empört sein; es wird dir als greuliche Gotteslästerung vorkommen, daß ich Christus solche Worte wie „Schlangen", „Otternbrut" in den

Mund lege. „Das ist ja schrecklich; solche Worte hört man doch nie aus dem Munde eines Gebildeten, und ihn das gar mehrmals wiederholen zu lassen, das ist ja so schrecklich gewöhnlich; und dann Christus gar zu einem Menschen zu machen, der Gewalt braucht!“

Mein Freund, du kannst ja im Neuen Testament nachsehen. Soll aber die Arbeit, das Christentum zu verkündigen und zu lehren, ein behagliches, genußreiches Leben in angesehener Stellung verschaffen, so muß man am Christusbild etwas ändern. An Schmuck darf dann nicht gespart werden; Gold und Diamanten und Rubinen u. s. f. dürfen nicht fehlen, denn das sehen die Pfarrer gerne; und dann muß man den Menschen einbilden, das sei Christentum. Die Strenge aber, die vom Ernst der Ewigkeit unzertrennliche Strenge muß weg. Christus wird so zu einer schmachtenden Gestalt, zu einem „guten Mann“ — und das muß ja wohl sein, damit der Klingelbeutel während der Rede herumgehen kann und die Gemeinde bei guter Laune erhalten bleibt, den Opferstock vollspickt, und damit man vor allem in Menschenfurcht mit den Menschen in gutem Einvernehmen bleiben kann, statt daß man nach dem neutestamentlichen Christentum in Gottesfurcht von den Menschen für die Lehre zu leiden bekommt.

Aber „wehe euch, daß ihr der Propheten Gräber bauet“ (indem ihr das Volk lehrt, das sei das neutestamentliche Christentum) und „daß ihr der Gerechten Gräber schmücket“ (indem ihr beständig Geld und Christentum in Verbindung setzt) und sagt: „wenn wir“ — ja, wenn ihr mit den Propheten zusammen gelebt hättet, so hättet ihr sie getötet, das heißt, ihr hättet, wie es ja auch geschah, im Hintergrund bleibend, das Volk es thun und die Schuld tragen lassen. Doch vergeblich versteckt ihr euch in der „Christenheit“; was verborgen ist, wird doch offenbar, wenn die Wahrheit urteilt: „so bezeuget ihr und bewilliget in eurer Väter Werke und erfüllet das Maß eurer Väter; denn sie töteten sie, so bauet ihr ihre Gräber.“ Es hilft nichts, daß ihr so heilig thut; vergebens meint ihr, durch Erbauung von Gräbern für die Gerechten kund zu thun,

wie verschieden ihr von jenen Gottlosen seid, die sie töteten. Nein, der Heuchelei gelingt es nicht, sich zu verbergen, ihr seid durchschaut: just das, daß ihr diesen Gräber bauet und sagt: „wenn wir", just das bedeutet, daß ihr sie tötet, daß ihr die echten Kinder jener Gottlosen seid und dasselbe thut, was sie thaten, daß ihr eurer Väter Werke bezeuget und bewilliget und „das Maß eurer Väter erfüllet", also noch Schlimmeres thut, als sie gethan haben.

Der Augenblick.

№ 3.

27. Juni 1855. S. Kierkegaard.

1.

Staat — Christentum.

Der Staat steht in einem direkten Verhältnis zur Zahl, zu dem Numerischen; wenn darum ein Staat im Niedergang begriffen ist, so kann endlich die Zahl seiner Bürger so klein werden, daß dieser Staat aufgehört hat, der Begriff hier nicht mehr zur Anwendung kommt.

Das Christentum verhält sich anders zur Zahl; ein einziger wahrer Christ genügt, damit man in Wahrheit sagen kann, das Christentum sei da. Ja, das Christentum steht in einem umgekehrten Verhältnis zur Zahl — wenn alle Christen geworden sind, ist der Begriff nicht mehr anzuwenden. Denn der Begriff „Christ" ist ein polemischer Begriff; Christ kann man nur im Gegensatz zu andern sein, oder gegensätzlicher Weise. So ist es auch im Neuen Testament; und diese Eigentümlichkeit des Christentums entspricht genau dem, daß Gott geliebt sein will. Gott setzt nämlich die Liebe zu ihm, um sie zu potenzieren, dem Widerspruch aus, so daß der Christ, welcher Gott liebt, in dem gegensätzlichen Verhältniß zu andern Menschen durch den Haß und die Verfolgung derselben zu leiden bekommt. Sobald der Gegensatz gegen andere weggenommen wird, verliert die Existenz des Christen ihren Sinn — wie das in der

„Christenheit" geschehen ist, die das Christentum dadurch hinterlistig abgeschafft hat, daß wir alle Christen sind.

Also der Begriff „Christ" steht in einem umgekehrten, der „Staat" in einem geraden Verhältnis zur Zahl: und so hat man Christentum und Staat in einander aufgehen lassen — — zum Besten des Geschwätzes und der Geistlichkeit. Denn Christentum und Staat so zu verschmelzen hat ebenso viel Sinn, als von einer Elle Butter zu reden; oder es hat womöglich noch weniger Sinn, da Butter und Elle doch nur nichts mit einander zu thun haben, Staat und Christentum aber sich umgekehrt zu einander verhalten, von einander divergieren.

Doch in der „Christenheit" wird das nur schwer verstanden. Denn in der „Christenheit" hat man — das ist ja ganz in der Ordnung — keine Ahnung davon, was Christentum ist; in ihr kann man am allerwenigsten auf den Gedanken kommen oder sich von dem Gedanken überzeugen lassen, daß das Christentum durch seine Ausbreitung — abgeschafft worden ist, durch diese Millionen von Namenchristen, deren Zahl wohl nur verdecken soll, daß es einen Christen, Christentum gar nicht giebt. Denn wie man durch langes Gerede bekanntlich eine Sache verreden kann, so hat das Menschengeschlecht, der Einzelne in ihm, durch den Lärm des Namenchristentums, des christlichen Staats, einer christlichen Welt, das Christentum verreden, es sich vom Leib schwatzen wollen; und Gott soll durch alle diese Millionen wohl im Kopfe so wirr werden, daß er den Schwindel nicht entdeckt, daß er nicht sieht, es sei nicht ein einziger Christ da.

2.

Ist es — christlich verstanden — verantwortlich von dem Staat, einen Teil der studierenden Jugend zu verführen!

„Zu verführen." Von Verführung redet man zunächst mit Beziehung auf das Weib. Man redet von der Verführung eines jungen Mädchens und versteht darunter das, daß man dem armen Kind in einem Alter, da der Sinn nach dem Irdischen und Eiteln steht, einen Weg zur Erfüllung seiner Wünsche zeigt, nur leider auf Kosten seiner Unschuld. Und man findet es so unverantwortlich, ein junges Mädchen zu verführen, weil gerade in seinem Alter das

Verlangen nach der Luft und Eitelkeit des Lebens in ſeinem Innern ſo ſtark iſt, daß es vielmehr einer entgegengeſetzten Einwirkung von außen bedürfte. „Dem iſt leicht gepfiffen", ſagt das Sprichwort, „der gerne tanzt"; und eben deshalb iſt es ſo unverantwortlich, das zu benützen.

In ganz ähnlicher Weiſe verſchuldet ſich — chriſtlich verſtanden — der Staat an der Theologie ſtudierenden Jugend. Die Lebensanſchauung des Chriſtentums liegt nämlich ſo hoch, daß ihren Anforderungen Reinheit und Unſchuld — was man eben ſo nennt — in keiner Weiſe genügen kann.

Nach dem Chriſtentum des neuen Teſtaments iſt es eitel Entſagung und Leiden, ein Chriſt, geſchweige denn ein Lehrer im Chriſtentum zu ſein. Ein ſolcher Lehrer hat gerade die Lebensſtellung, welche dem natürlichen Menſchen am allerwenigſten zuſagt.

Aber juſt wann den Jüngling die heftigſte Sehnſucht nach den Dingen dieſer Welt ergreift; juſt wann er der ſtärkſten Gegenwirkung von außen bedürfte, um entweder von dieſem Weg zurückgeſchreckt zu werden, oder (wenn er wirklich berufen iſt) ihn gereift zu betreten — gerade dann iſt der Staat zur Hand und legt ihm ſein Garn, um ihn zu fangen, zu „verführen". Da eröffnet er dem Jüngling die falſche, verführeriſche Ausſicht, daß er als Lehrer des Chriſtentums das Ziel aller ſeiner Wünſche erreichen wird: einen ſicheren, reichlichen, mit den Jahren wachſenden Lohn für ſeine Arbeit; ein behagliches Heim in dem Schoße einer Familie; die Möglichkeit, Karriere, vielleicht glänzende Karriere zu machen. Und wirklich, das kann er alles haben, nur leider, chriſtlich verſtanden, auf Koſten ſeiner Unſchuld. Denn er hat ja den Eid auf das Neue Teſtament abzulegen, einen Eid, der ihm, dem Verführten, die Erfüllung ſeiner Wünſche in Ausſicht ſtellt, ſich aber nachher bitter rächt.

* * *

Im Namen des Chriſtentums müßte alſo folgende Forderung aufgeſtellt werden: der Staat ſollte ſo bald als möglich bekannt geben, daß er ſich von einer gewiſſen Zeit an nicht mehr darauf einlaſſen könne, auf das Neue Teſtament vereidigte Lehrer anzuſtellen. Mit der nun einmal vorhandenen Geiſtlichkeit hat der Staat einen bindenden Vertrag geſchloſſen, ebenſo meines Erachtens mit den eben vorhandenen Studenten der Theologie. Deshalb ſoll

er eine gewisse Jahreszahl angeben, von wann an er sich mit der Anstellung solcher Lehrer nicht mehr befassen werde.

3.

Ist es verantwortlich vom Staat, einen Eid abzunehmen, der nicht bloß nicht gehalten wird, dessen Leistung vielmehr schon ein Selbstwiderspruch ist?

Hat man ein Auge dafür und hat man es benützt, so braucht man nicht eben sehr alt zu sein, um zu wissen, daß die Menschen eine entschiedene Vorliebe für Augenverblendung haben und sich in ihr am besten befinden.

Giebt es irgend eine Sache von Bedeutung für die Gesellschaft, so ist in der Regel die erste Bemühung, die man sich macht, die, daß man ein Komite einsetzt. Ist dies geschehen, so ist man beruhigt, bekümmert sich nicht viel darum, ob das Komite auch etwas thut, und vergißt schließlich das Ganze.

So meinen die Menschen auch: wenn etwas rechter Ernst werden soll, da muß ein Eid her, ein Eid, der uns sicherstellt, daß es Ernst ist und wird. Also: die Ablegung des Eides, das ist der Ernst; ob er gehalten wird oder nicht, das kommt weniger in Betracht.

Ja, bisweilen sieht man aus lauter Ernst nicht nach, ob nicht die Ablegung des Eides selbst einen Selbstwiderspruch in sich enthält.

Dies ist der Fall mit dem Eid des Geistlichen auf das Neue Testament, den doch der Staat entgegennimmt. Stünde es nur so, daß der Eid nicht gehalten würde, so wäre das noch nicht so bedenklich; die Wahrheit ist aber, daß die Ablegung des Eides einen Selbstwiderspruch in sich enthält. Und doch würden sich vermutlich weder die Gesellschaft, noch die Individuen beruhigen können, wenn bei einer so hochernsten Sache wie der Anstellung eines Lehrers im Christentum der Ernst nicht durch den Eid gesichert wäre — dessen Ablegung freilich ein Selbstwiderspruch ist, so daß man sich richtig mit einer Augenverblendung beruhigt, indem man sich durch diesen Eid beruhigen läßt.

Das Christentum bezieht sich auf das Reich, das nicht von dieser Welt ist; und so nimmt der Staat dem Lehrer im Christen-

tum einen Eid ab, und dieser Eid gelobt also einem Herrn die Treue, der im Gegensatz zum Staate steht. Ein solcher Eid ist ein Selbstwiderspruch, wie auch das ein Selbstwiderspruch ist, daß man beim Eide die Hand auf das Neue Testament legen läßt, worin steht: „du sollst nicht schwören".

Wenn der Geistliche auf irgend welche Weise das sein sollte, wozu ihn der Eid auf das Neue Testament verpflichtet, ein Schüler, ein Nachfolger Christi, so ist seine Anstellung als Staatsbeamter das größte Hindernis für ihn. Sowie er das in Angriff nehmen will, wozu ihn sein Eid auf das Neue Testament verpflichtet, so muß er seine Stellung als Staatsbeamter sprengen. Durch seinen Beamteneid bindet man ihn also in der Weise, daß er diesen Eid auf das Neue Testament zuerst sprengen muß, wenn er ihn halten will. Welcher Selbstwiderspruch! Und welche sonderbare Art Ernst, feierlich einen Eid ablegen zu lassen, — einen Eid, dessen Ablegung ein Selbstwiderspruch ist! Und wie verderblich für den Staat wie das Christentum!

* * *

Im Namen des Christentums muß also folgende Forderung an den Staat gestellt werden: er möge je eher je lieber die gesamte Geistlichkeit von ihrem Eid auf das Neue Testament entbinden, ihnen den Eid zurück geben und dabei zum Ausdruck bringen, daß der Staat in etwas hineingeraten sei, womit er sich nicht befassen könne. Damit wäre zugleich der Wahrheit gemäß zum Ausdruck gebracht, daß Gott so zu sagen der ganzen faktischen Besatzung von Geistlichen aufkündigt, ihnen ihren Eid zurückgiebt.

4.

Ist es — christlich betrachtet — verantwortlich vom Staat, das Volk, oder das Urteil des Volks, was Christentum sei, irre zu führen?

Wenn wir das Göttliche, das Christentum, außer acht lassen und die Verhältnisse rein menschlich beurteilen, so ist der Staat die höchste menschliche Instanz, also, menschlich betrachtet, das Höchste.

Das Volk und der Einzelne im Volk lebt deshalb in dem Gedanken, daß alles von dem Staat speziell Bekräftigte, Sanktionierte, Autorisierte, alles, was in dem monarchischen Staat sich „königlich" nennen darf, höher zu gelten habe als dieselbe Sache *ohne* diesen Titel, da dieser eine staatliche Garantie dafür enthalte, daß man es hier mit etwas Zuverlässigem, etwas Respektablem zu thun habe.

In diesem Gedanken lebt ein Volk, und es ist wünschenswert, daß es so denke; denn er schafft stille und ruhige Unterthanen, die im Vertrauen zum Staat ruhen. In diesem Gedanken lebt ein Volk; vom Morgen zum Abend erhält der Einzelne im Volk ununterbrochen den Eindruck hievon; sein ganzes Denken ist mit dieser Vorstellung von dem Staatlichen, Königlichen verwachsen. Selbst in die geringsten Verhältnisse greift diese Betrachtungsweise ein; der Hoflieferant, Hofsattler u. s. f. glaubt mehr zu sein als ein anderer Kaufmann oder Handwerker.

Nun wollen wir uns zum Christentum wenden. Es ist das Göttliche und eben dasjenige wahrhaft Göttliche, das als solches um keinen Preis ein Reich von dieser Welt sein will, nach dessen Willen die Christen Leib und Blut daran setzen sollen, daß es nicht ein Reich von dieser Welt werde.

Und doch nimmt es der Staat auf sich, 1000 Staatsbeamte als Lehrer im Christentum anzustellen!

Wie irreführend ist das, wenn man die Sache christlich betrachtet! Das Volk lebt und atmet, wie gesagt, in der Betrachtung, daß das vom König Autorisierte gegenüber dem, was vom König nicht autorisiert ist, das Höhere ist. Das Volk wird also auch hier so urteilen; es wird vor den königlich autorisierten Lehrern mehr Respekt haben als vor einem andern Lehrer, und unter jenen natürlich immer vor dem wieder mehr Respekt, der einen höheren Rang, mehr Orden, größere Einkünfte hat.

Welche Grundverwirrung! Das heißt doch das Christentum radebrechen, wie man von einer Sprache sagt, daß man sie radebreche; es heißt das Christentum verdrehen, ganz auf den Kopf stellen, oder es auf eine feine Weise hinauspraktizieren: unter dem Schein des Christentums lebt man als Heide!

Nein, da das Christentum gerade der Gegensatz zu den Reichen dieser Welt ist; da es wesentlich anderer Art ist als diese: so ist es das Wahrere, nicht staatlich autorisiert zu sein. Staatsbeamter zu sein mag für den Geistlichen recht annehmbar, behaglich und bequem sein — „das ist was anderes"; christlich betrachtet ist es das Gegen-

teil einer Empfehlung und um so bedenklicher, je höher der Geistliche in der Rangordnung des Staates steht, je mehr Orden, je größere Einkünfte er hat.

5.

Der „Staat“ soll die Probe machen, und es wird sich bald zeigen, daß die Rechnung grundverkehrt ist.

Die Probe ist ganz einfach: der Staat möge (und dies ist, christlich betrachtet, das einzig Wahre, wie es auch das einzig Vernünftige ist) alle Verkündigung des Christentums zur Privatsache machen — und es wird sich bald zeigen, ob hier zu Lande $1^1/_2$ Millionen Christen sind; ebenso, ob man hier zu Lande 1000 Geistliche mit Familie braucht.

Als Wahrheit wird sich bald herausstellen, daß man nicht einmal 100 Geistliche wirklich braucht; und als Wahrheit wird sich bald herausstellen, daß vielleicht nicht ein einziger von diesen Bischöfen, Pröpsten, Pfarrern im Stande ist, eine private Praxis zu übernehmen.

Wie es eine Verschärfung der Examina war, als man die Muttersprache an Stelle des Lateinischen einführte, da nun dem Examinanden die Ausrede genommen war, daß ihn die Sprache an der Darlegung seines ganzen Wissens verhindert habe: so hat die private Praxis auf dem Gebiete der Religion einen ganz anderen Ernst als dieses alberne Staatsbeamtentum, bei dem man schließlich nicht einmal selbst Religion zu haben braucht, sondern nur als Beamter zu dozieren hat, von dem Staat besoldet, von dem Staat beschützt, von dem Staat in seiner Achtung — als Staatsbeamter! — verteidigt.

Was der Sinnestäuschung, daß man es mit einem christlichen Volk zu thun habe, Halt giebt, das ist z. B. die allgemeine menschliche Schlaffheit und Bequemlichkeit, die am liebsten in dem alten Schlendrian bleiben will — hauptsächlich aber sind es diese 1000, die alle ohne Ausnahme an der Erhaltung der Sinnestäuschung pekuniär interessiert sind. Würde die Sinnestäuschung gehoben, so wären unter ihnen vermutlich 900 sofort ohne jeden Erwerb; und die 100, die eine private Praxis übernehmen könnten, verstehen nur

allzu gut, daß dieſe etwas ganz anderes wäre als der gegenwärtige Gamaſchendienſt mit ſtaatlich geſichertem Avancement bis zu einem Einkommen von mehreren Tauſenden. Daß ein Menſch ärztliche Hilfe braucht, macht ſich ſo unmittelbar ſinnlich bemerklich, daß der Stadt niemand nachzuhelfen braucht, damit er es verſtehe. Werden aber die Menſchen in religiöſer Beziehung völlig freigegeben, ſo kann man Mühe genug haben, ihnen ihr geiſtliches Bedürfnis klar zu machen. Hier hilft nun der Staat nach — aber freilich auf höchſt unchriſtliche Weiſe. „Wie, du fühlſt kein Bedürfnis nach Chriſtentum? Willſt du vielleicht ins Zuchthaus?“ „Wie, du fühlſt kein Bedürfnis nach Chriſtentum? Dann haſt du vielleicht ein großes Bedürfnis, es zu nichts zu bringen? Denn biſt du nicht Chriſt, ſo ſind dir alle Wege in der Geſellſchaft verſperrt!“ Aha! Das half der Praxis des Pfarrers nach — und davon leben nun zum größten Teil die Pfarrer, davon leben ſie (um an eine Stelle in Peder Paars zu erinnern) „chriſtlich“.

Es nützt alles nichts: alle Verkleidungen und Myſtifikationen und feierlichen Redensarten müſſen weg, damit man endlich zur Sache komme. Der Beſtand des gegenwärtigen Kirchenweſens iſt eine — Geldfrage. Und darin liegt auch die natürliche Erklärung des feierlichen Schweigens der Geiſtlichkeit. Aehnliches kommt ja in Handel und Wandel auch ſonſt vor: wenn man von einem Geld verlangt, ſo hört er vielleicht eine Zeit lang gerade auf dem Ohr nicht gut — und probiert, ob er nicht ſo auf gute Manier davon komme. Die Geiſtlichkeit ſollte daher lieber den wahren Sachverhalt offen zugeſtehen; mit Hilfe dieſes Schweigens wird alles nur immer ſchlimmer. Wenn ein Mann mit gravitätiſch abgemeſſenen Schritten gravitätiſch durch die Straße geht, ſo wird man zu dem Gedanken veranlaßt, daß er etwas ganz beſonderes ſei; erfährt man nun aber zufällig, daß die Urſache ſeiner Gravität eine kleine Anheiterung iſt, daß er ſich ſo gravitätiſch hält, um nicht unmittelbar gegen die Goſſe zu gravitieren: ſo wäre es vielleicht beſſer, er ginge einfach den ſeinem Zuſtand gemäßen Gang. Dann würde man vielleicht über ihn lächeln, vielleicht, vielleicht ſeinem Zuſtand auch gar keine Beachtung ſchenken, während er durch ſeine Gravität intereſſant wird und dem Spott nicht entgeht, der um ſo unbarmherziger wird, je mehr er ſich anſtrengt, immer gravitätiſcher zu gehen. So auch mit dem Schweigen der Geiſtlichkeit. Ein offenes, rückhaltloſes, gerades Wort wäre unendlich dienlicher geweſen als dieſes Schweigen, das mit Feierlichkeit, mit der allerfeierlichſten Feierlichkeit verdeckt —

daß es ſich um eine Geldfrage handelt. Denn nun gewinnen die Anzüglichkeiten Intereſſe; wie es mit der Geiſtlichkeit beſtellt iſt, wird durch dieſes feierliche, ſo anſpruchsvolle Schweigen ſo ungemein intereſſant.

6.

Will der Staat in Wahrheit dem Chriſtentum dienen, ſo ſtreiche er die 1000 Beſoldungen.

So lange in Dänemark 1000 beſoldete Staatsämter für Lehrer im Chriſtentum exiſtieren, ſo lange iſt das Möglichſte gethan, um das Chriſtentum zu verhindern.

So lange es 1000 beſoldete Staatsämter giebt, wird ſich immer eine entſprechende Anzahl von Menſchen finden, die in ihnen ihr Brot verdienen möchten.

Unter dieſen werden einige wenige ſein, die doch vielleicht berufen ſind, das Chriſtentum zu verkündigen. Aber gerade in dem Augenblick, da es rechter Ernſt für ſie werden ſollte, einzig im Vertrauen zu Gott auf eigenes Riſiko es auf ſich zu nehmen und als Lehrer aufzutreten, — gerade da gewährt ihnen der Staat die angenehme Möglichkeit, ein Staatsamt zu übernehmen, und ſo werden dieſe wenigen, chriſtlich verſtanden, verhunzt.

Die weit größere Anzahl wird natürlich gar keinen Beruf haben, das Chriſtentum zu verkündigen; ſie betrachtet dies einfach als Erwerbsmittel.

Auf dieſe Weiſe erreicht es der Staat, das ganze Land mit verdorbenem Chriſtentum zu erfüllen. Dies iſt aber für die Geltendmachung wahren Chriſtentums die allergrößte Schwierigkeit, eine viel größere Schwierigkeit, als ſie in richtigem Heidentum liegen würde.

Nimm ein Beiſpiel. Wenn der Staat alle wahre Poeſie zu verhindern gedächte, ſo brauchte er bloß — und die Poeſie iſt doch nicht ſo grundverſchieden von der Welt wie das Chriſtentum — er brauchte bloß 1000 Beſoldungen für ſtaatliche Amtsdichter auszuwerfen, und er hätte ſeinen Zweck erreicht. Das Land wäre beſtändig ſo ſehr mit verdorbener Poeſie angefüllt, daß wahre Poeſie zur reinen Unmöglichkeit würde. Die wenigen, die wirklich Beruf hätten, Dichter

zu werden, würden gerade in dem kritiſchen Augenblick von dem anſtrengenden Verſuch, ſich auf eigenes Riſiko hinauszuwagen, abſpringen und den bequemeren Weg wählen, ein Staatsamt anzunehmen. Jene Anſtrengung iſt aber gerade die Bedingung dafür, daß aus ihrem dichteriſchen Beruf etwas Rechtes werden könnte. Die Mehrzahl würde darin, daß man Dichter wird, nur einen Erwerbszweig ſehen, der allerdings auch einige Anſtrengung erfordert, die nämlich, daß man ſich dem ſchlimmen Geſchäft einer Examensvorbereitung unterzieht.

Der Augenblick.

№ 4.

7. Juli 1855. S. Kierkegaard.

1.

Diagnose.

I.

Daß mit einer richtigen Diagnose mehr als die Hälfte gewonnen ist, wird mir jeder Arzt zugeben; ebenso daß alle sonstige Tüchtigkeit, alle Fürsorge und Aufmerksamkeit nichts hilft, wenn nicht richtig diagnostiziert ist.

Dasselbe gilt auch auf dem Gebiete des Religiösen.

Man hat das mit der „Christenheit", daß wir alle Christen sind, als richtig dahingestellt sein lassen und will es weiter dahingestellt sein lassen; und so hat man bald die eine, bald die andere Seite der Lehre mehr betont und wird das vielleicht auch ferner so halten wollen.

Aber die Wahrheit ist: wir sind nicht bloß keine Christen, nein, wir sind nicht einmal Heiden, denen die christliche Lehre unbedenklich verkündigt werden könnte. Denn wir sind noch durch eine Sinnestäuschung, eine ungeheure Sinnestäuschung, daran verhindert, Christen zu werden: daß wir gar in einer „Christenheit", in einem „christlichen" Staat, einem „christlichen" Land, einer „christlichen" Welt zu leben glauben.

Und nun will man, daß man an die Sinnestäuschung ja nicht rühre, daß diese unverändert in Kraft bleibe; und dann will man eine neue Darstellung der christlichen Lehre liefern.

Das will man. Und in gewissem Sinne ist das ganz in seiner Ordnung. Eben deswegen, weil man in der Sinnestäuschung befangen ist — um davon zu schweigen, daß man an ihr vielleicht sogar sein Interesse hat — eben deshalb muß man das wollen, was die Krankheit nähren müßte. Das ist ja ganz allgemein so: den Kranken gelüstet immer am meisten nach dem, was seine Krankheit gerade nähren würde.

II.

Denke dir ein Hospital. Die Patienten sterben wie die Fliegen. Daß die Behandlung bald so und dann wieder so verändert wird, hilft nichts. Woran kann das liegen? Das liegt an dem Gebäude; das ganze Gebäude ist von Gift durchtränkt. Daß die Patienten bald an der einen, bald an der andern Krankheit gestorben sein sollen, ist eigentlich nicht wahr; sie sind alle an dem Gift gestorben, das in dem Gebäude steckt.

So mit dem Religiösen. Daß der religiöse Zustand jämmerlich ist, daß die Menschen, religiös betrachtet, in einem bedauernswerten Zustand sind, ist gewiß. So meint der eine, ein neues Gesangbuch würde helfen, der andere: eine neue Agende, der dritte: liturgische Gottesdienste u. s. f. u. s. f.

Vergebens, denn der Schaden steckt wo anders: in dem Gebäude. Diese ganze Baracke von einer Staatskirche, in der seit undenklichen Zeiten, geistlich verstanden, nicht mehr ausgelüftet worden ist, die Moderluft in dieser Baracke hat Gift entwickelt. Und darum ist das christliche Leben tot oder ausgestorben; denn ach, eben was die Weltlichkeit für Gesundheit hält, ist, christlich betrachtet, Krankheit, wie, umgekehrt, was das Christentum für Gesundheit hält, in den Augen der Welt krankhaft ist.

So lasse man doch diese Baracke zusammenstürzen; man schaffe sie weg, man schließe alle diese Butiken, welche die strenge Sonntagsordnung allein offen ließ; man mache die offizielle Zweideutigkeit unmöglich, setze sie alle außer Wirksamkeit und versorge sie, die Quacksalber — denn so ists: unter den Aerzten ist der Quacksalber der, welcher keine staatliche Approbation hat, und unter den christlichen Lehrern ist, gerade umgekehrt, der vom Staate autorisierte

durch die staatliche Autorisation der Quacksalber. Und dann wollen wir Gott wieder in aller Einfachheit dienen, anstatt ihn in Prachtgebäuden für Narren zu halten, wollen wieder Ernst machen und das Spiel aus sein lassen — denn so ists: ein Christentum, das von Staatsbeamten verkündigt wird, die vom Staat besoldet und geschützt werden; ein Christentum, das gegen die andern die Polizei braucht: ein solches Christentum verhält sich zu dem Christentum des Neuen Testaments wie das Schwimmen mit Kork und Schwimmblase zu dem rechten Schwimmen: es ist ein Spiel.

Ja, so geschehe es. Das Christentum braucht nicht die sein Leben erstickende Protektion des Staates. Nein, es braucht frische Luft, braucht Verfolgung und — Gottes Protektion. Der Staat stiftet nur Unheil; er wehrt die Verfolgung ab und ist nicht das Medium, durch das die Protektion Gottes sich leiten läßt. Vor allem errette man das Christentum von dem Staate. Mit seiner Protektion erdrückt er das Christentum, wie etwa eine Madam mit ihrem Corpus ihr Kind erdrückt; und er lehrt das Christentum die abscheulichsten Unarten: unter dem Vorwand des Christentums die Macht der Polizei zu gebrauchen.

III.

Ein Mensch wird Tag um Tag magerer; er zehrt aus. Was kann das sein? Er leidet doch keine Not. „Nein, ganz gewiß," sagt der Arzt, „davon kommt es nicht; es kommt gerade von seinem Speisen: er speist zur Unzeit, speist ohne hungrig zu sein, braucht Reizmittel, um ein bißchen Eßlust hervorzurufen; und auf die Weise vernichtet er seine Verdauung und schwindet hin, wie wenn er Not litte".

So auch in der Religion. Das Verderblichste von allem ist, ein Bedürfnis zu befriedigen, das noch gar nicht gefühlt wird, das Bedürfnis nicht abzuwarten, sondern ihm zuvorzukommen, ja sogar durch Reizmittel etwas hervorbringen zu wollen, das für ein Bedürfnis gelten und dann befriedigt werden soll. O das ist empörend! Und doch thut man das auf dem religiösen Gebiet, und dadurch betrügt man die Leute um das, was ihres Lebens Gehalt sein sollte, und hilft ihnen, das Leben zu verspielen.

Denn dazu dient die ganze Maschinerie mit einer Staatskirche und 1000 Staatsbeamten. Da wird unter dem Titel der Seelsorge der Mensch um das Höchste im Leben betrogen: darum, daß die

Bekümmerung um sich selbst, das Bedürfnis entstünde, das dann gewiß auch einen Lehrer, einen Pfarrer nach seinem Sinn fände. Darin nämlich, daß dieses Bedürfnis in dem Menschen entsteht, liegt die höchste Bedeutung des Lebens. Jetzt aber kann dieses Bedürfnis gar nicht entstehen; denn dadurch, daß es lange, ehe es entstand, befriedigt wird, dadurch wird seine Entstehung verhindert. Und das soll die Fortsetzung des Werks sein, welches der Erlöser des Menschengeschlechts vollbrachte? — das, daß man das Menschengeschlecht in dieser Weise verhunzt — und warum? darum, weil nun einmal so und so viele Staatsbeamte da sind, die mit Familie unter dem Titel — „Seelsorger" davon leben sollen!

2.

Das ist das Empörende.

Daß das Christentum des Neuen Testaments uns Menschen über alles zuwider ist (den Juden ein Aergernis, den Griechen eine Thorheit), so sehr zuwider, daß es die Menschen wie geflissentlich gegen sich aufreizen zu sollen scheint, daß seine bloße Verkündigung das Signal zu dem leidenschaftlichsten Haß und der grausamsten Verfolgung giebt: das wird ja von dem Neuen Testament keineswegs verhehlt, vielmehr so bestimmt und entschieden als möglich ausgesprochen. So oft Christus mit den Aposteln redet, ist auch zu hören, daß sie sich nicht ärgern sollen; es wird ihnen wieder und wieder eingeschärft, daß sie auf das gefaßt sein sollen, was ihnen bevorstehe; und die Rede der Apostel zeugt genugsam davon, daß sie zu erfahren bekamen, was ihnen vorausgesagt worden war.

Wenn jemand sich also im Sinne des Christentums selbst versteht, so kann es ihm nicht in den Sinn kommen, den Menschen zu zürnen, weil er sich durch die Darlegung dessen, was das Christentum eigentlich ist, ihren bitteren Haß zugezogen hat. In keiner Weise. Wenn er sich im Sinne des Christentums selbst versteht, muß er das vielmehr ganz in seiner Ordnung finden.

Aber auch derjenige, den er hiedurch am höchsten gegen sich erbittert hat, dürfte ihn verstehen und ihm darin beistimmen, wenn er seinerseits es empörend findet: daß von Geschlecht zu Geschlecht eine ganze Familie von Schmarotzertieren davon lebt, als berufene,

auf das Neue Teſtament durch einen Eid verpflichtete Lehrer des Chriſtentums den Menſchen etwas nach ihrem Kopf (das alſo neuteſtamentliches Chriſtentum unbedingt nicht ſein kann) als Chriſtentum aufzuſchwindeln; daß dieſe Schmarotzer ſich davon nähren, das gerade Widerſpiel zu dem Chriſtentum des Neuen Teſtaments als Chriſtentum zu verkündigen; daß ſie dabei auf ihre ſtaatliche Anſtellung pochen, was chriſtlich betrachtet eben ſo lächerlich iſt, wie wenn man im Kartenſpiel Trumpf mit einer gewöhnlichen Farbe ſtechen wollte, oder wie wenn man ſich durch ein Atteſt vom Wolf als Schafhirte legitimieren wollte.

Das iſt das Empörende. Vielleicht iſt es auch ohne Analogie in der Geſchichte, daß eine Religion auf dieſe Weiſe abgeſchafft wurde: dadurch, daß ſie floriert — und man nun unter Chriſtentum das Gegenteil deſſen verſteht, was das Neue Teſtament darunter verſteht, die Religion des Leidens in eine Religion der Lebensluſt verwandelt, aber den Namen unverändert beibehält.

Das iſt das Empörende, daß die Schwierigkeiten für das Chriſtentum nun wo möglich doppelt ſo groß ſind, als da es in die Welt kam. Denn nun hat es nicht mehr Heiden und Juden ſich gegenüber, deren Erbitterung es wecken muß, ſondern Chriſten — und muß doch dieſe Chriſten ganz in derſelben Weiſe gegen ſich aufreizen, wie einſt Heiden und Juden, da nun die geiſtliche Betrügerzunft dieſen Chriſten eingebildet hat, ſie ſeien Chriſten und das Chriſtentum gehe nach der Melodie eines Trinkliedes und ſei noch viel luſtiger als ein ſolches Lied, welches leider bald verklungen iſt, während die lebensluſtige chriſtliche Trinkweiſe nach der Verſicherung der Pfarrer „in Ewigkeit währt."

3.

Wahrheit und Beſoldung.

Der Herr Zierlich des Etatsrats Heiberg hat bekanntlich ein ſo hoch entwickeltes Anſtandsgefühl, daß er es ſogar unanſtändig, findet, wenn Frauen- und Männerkleider in einem Schranke zuſammenhängen.

Das wollen wir nun Herrn Zierlich überlaſſen. Dagegen darf man unſerer charakterloſen Zeit wohl eine Unterſcheidung einüben: die Scheidung zwiſchen dem Unendlichen und dem Endlichen, zwiſchen

einem Streben nach dem Unendlichen und einem Streben nach Endlichem, zwischen dem, für etwas zu leben, und dem, von etwas zu leben. Denn das bringt unsere Zeit — wie unanständig! — in einen Schrank zusammen, das läßt sie auf ein und dasselbe hinauslaufen, während das Christentum mit der Leidenschaft der Ewigkeit, mit dem schrecklichsten Entweder—Oder dies beides auseinanderhält und durch eine gähnende Kluft von einander trennt.

Das Christentum, das den Menschen doch auch kennt und weiß, was für ein rarer Bursche er ist, wie leicht es ihm geht, etwas ganz Beliebiges anzunehmen und zu bekennen, wenn es nur mit Sicherheit zu einer Besoldung führt, eine Karriere eröffnet, das Heiraten ermöglicht u. s. f. — das Christentum hat so vorsichtig, wie die Polizei je nur sein kann, jeden Gedanken daran ausgeschlossen, daß dies Beides auf eines hinauslaufen könnte: Christentum und Besoldung, Christentum und Karriere, Christentum und Verlobung u. s. f.

Anders der Staat. Er hat es fertig gebracht, daß Christentum und Besoldung, Kandidat der Theologie und Heiratskandidat einen und denselben Sinn erhielten. Deshalb hatte es auch mit dem Christentum eine ganz andere Art, sowie der Staat sich seiner annahm. Statt der Bagatelle, die Christus und auch noch die Apostel mit ihrem Wirken zu stande brachten, statt der paar Christen, die sie gewannen, ging es nun in die Millionen: Millionen von Christen und 100000 Besoldungen — das Christentum hat vollständig gesiegt.

Ja, oder hat unter dem Namen des Christentums eine ungeheure Gaunerei gesiegt. Denn was ist diese ganze Geschichte mit der Christenheit? Die Inschrift „dies soll Troja sein“ statt des wirklichen Troja; ein dem Rücken eines leeren Bandes aufgepreßter Titel. Auf die Weise kann man jede beliebige Religion siegreich in der Welt einführen; und das Christentum, auf diese Weise eingeführt, ist zum Unglück gerade das Gegenteil von Christentum. Oder muß nicht in unsern klugen Zeiten jeder Jüngling leicht verstehen, daß nach einigen Generationen der Glaube, der Mond sei aus grünem Käse gemacht, die herrschende Religion im Lande sein würde (wenigstens in der Statistik), wenn der Staat den Einfall bekäme, ihn als solche einführen zu wollen, wenn er zu diesem Zweck 1000 Besoldungen für einen Mann mit Familie aussetzen und rasches Avancement in Aussicht stellen würde, — wenn er sein Vorhaben konsequent durchführen würde?

Eine Besoldung — o, diese Beweise für die Wahrheit des

Christentums, diese so gelehrten und gründlichen und durchaus überzeugenden Beweise, die Folianten gefüllt haben, auf die die Christenheit pocht, wie der Staat auf sein Militär: was verschlagen sie alle im Vergleich mit dem einen Beweis: der Besoldung, bei der man obendrein noch Aussicht hat, Karriere zu machen!

Eine Besoldung — und dann Juliane, und daß Friedrich und Juliane zusammenkommen können! O, diese Beweise für die Wahrheit des Christentums, diese so gelehrten und gründlichen und durchaus überzeugenden Beweise, was verschlagen sie alle im Vergleich mit — Juliane, und daß Juliane und Friedrich nun zusammenkommen können! Sollte es einen Augenblick in Friedrich kämpfen: „ich glaube ja eigentlich selbst nicht an diese Lehre, und nun soll ich sie für andere verkündigen!" — sollten solche Gedanken in Friedrich kämpfen: geh nur zu Juliane, sie wird sie dir gleich vertrieben haben. „Süßer Friedrich", sagt sie, „wir wollen nur sehen, daß wir einmal heiraten können; was willst du dich mit solchen Gedanken plagen? Du bist nur einer unter 1000 Pfarrern, und kurz und gut, du bist einfach Pfarrer wie die andern auch."

Ja, bei der Beschaffung von Geistlichen für den Staat spielt Juliane eine große Rolle. Und deshalb hätte man dabei vorsichtiger sein dürfen, Juliane ins Spiel zu ziehen, wie man vorsichtiger hätte sein dürfen im Auswerfen von Besoldungen. Es mag ja sein, wie Don Juan zu Zerline sagt, daß nur in den weichen Armen einer schuldlosen Hausfrau das wahre Glück wohnt; es mag ja wahr sein, was Dichter und Prosaisten bezeugen, daß man in diesen weichen Armen Not und Schmerz der Welt vergißt; aber die Frage ist, ob man in diesen weichen Armen nicht auch noch etwas anderes nur gar zu leicht vergißt: was nämlich Christentum ist. Und je älter ich werde, desto deutlicher wird es mir, daß das Geschwätz, worein das Christentum, besonders im Protestantismus und besonders in Dänemark, versunken ist, zu einem großen Teil daher kommt, daß diese weichen Arme etwas gar zu tief eingreifen durften; so daß man also von Christentums wegen verlangen müßte, die respektiven Besitzerinnen dieser weichen Arme möchten sich etwas mehr zurückziehen.

Für die Feststellung dessen, wie es eigentlich mit dem Christentum im Lande bestellt ist, wäre es von der größten Bedeutung, daß man einmal die Besoldung und Juliane zur Seite schieben könnte, um erst sehen zu können. Wie erwünscht wäre es, wenn der Staat dies verstünde und bekannt geben würde, daß er sich verpflichtet

fühle, jedem Pfarrer, den er einmal angestellt hat, die Besoldung fortzubezahlen, wenn er sich gedrungen fühlte, sein Amt niederzulegen. Gewiß gäbe es manchen, menschlich geredet, rechtlichen und achtbaren Mann, der sein Gewissen in hohem Grade erleichtert fühlen würde. Und es ist ja doch eigentlich der Staat, der die Verantwortung trägt, der Staat, der jungen, unerfahrenen Kandidaten der Theologie und ihren Verlobten eine verführerisch winkende Zukunft angeboten hat, die, christlich betrachtet, keine Berechtigung hatte. Später, wenn man erst Familienvater u. s. w. geworden ist, später, ja dann ist es auch zu spät, dann hat man nicht mehr die Kraft, mit der Verkehrtheit zu brechen, worein man unschuldig hineingekommen ist, um mit — beschwertem Gewissen darin fortzuleben.

4.

Wahre Christen — viele Christen.

Das Interesse und der Wille des Christentums ist: daß es wahre Christen gebe.

Der Egoismus der Geistlichkeit erheischt, sowohl um des Geldes als um der Macht willen, daß es viele Christen gebe.

„Und das ist sehr leicht zu machen, wie im Handumdrehen. Wir halten uns an die Kinder, geben jedem Kind ein paar Tropfen Wasser auf den Kopf, und damit ist es ein Christ. Wenn ein paar ihre Wassertropfen nicht richtig bekommen haben, so macht das auch nichts; sie sollen sich nur einbilden, daß mit ihnen alles der Ordnung gemäß vorgenommen worden sei und daß sie damit Christen seien. So haben wir in ganz kurzer Zeit mehr Christen als Heringe zur Fangzeit, Millionen von Christen, und so sind wir (auch mit Hilfe des Geldes) die größte Macht, welche die Welt je gesehen hat. Das mit der Ewigkeit ist und bleibt doch die sinnreichste Erfindung — vorausgesetzt daß diese Idee in die rechten, praktischen Hände kommt; denn der unpraktische Stifter des Christentums war mit seiner Auffassung derselben ganz auf dem Holzweg."

Nein, da wollen wir uns doch lieber noch an jene gegen diese Manipulationen engelreinen Geschäfte halten, die der Staat trotzdem mit Zuchthaus bestraft: da wollen wir uns lieber noch durch Fälschung von Zollstempeln und Nachahmung berühmter Fabrik-

etiketten ein Vermögen erwerben. Denn dieſe chriſtliche Falſchmünzerei iſt zu grauenhaft. Wodurch wird denn hier Macht und irdiſches Gut gewonnen? Nicht dadurch, daß man den Stempel einer Sache nachahmt, die durch Leiden bis zur letzten Stunde, bis zum äußerſten Grade, durch Leiden bis zur Gottverlaſſenheit bedient wurde? daß man den Stempel einer Sache nachahmt, die ein Gekreuzigter dem redlichen Willen, ihm nachzufolgen, anvertraute? Muß man dabei nicht jedes Gefühls dafür bar ſein, daß es Liebe war, die litt, Liebe, die ſterbend ihre Sache der Redlichkeit der Menſchen anvertraute? Muß nicht jede Regung des Gewiſſens erſtickt worden ſein, daß man auf dieſe Weiſe Millionen um das Höchſte und Heiligſte betrügt, indem man ihnen einbildet, daß ſie Chriſten ſeien? Im allgemeinen wird ein Verbrechen den Polizeiagenten um ſo mehr entflammen, ihm um ſo größeren Eifer geben, je größer, je verworfener es iſt, je mehr Perſonen an ihm beteiligt ſind. Aber das hat doch ſeine Grenze. Wird dieſe überſchritten, ſo kann es ihm wohl begegnen, daß er, wie vom Schwindel ergriffen, nach etwas greifen muß, um ſich daran zu halten, daß er ſich wegſchleichen möchte, um, was ihm ſonſt nie begegnet, in Thränen Linderung zu ſuchen.

Alſo es gab Millionen von Chriſten, chriſtliche Staaten, Reiche, Lande, eine chriſtliche Welt. Das iſt aber nur die eine Seite der chriſtlichen Kriminalſache; wir kommen nun noch zu dem Raffinement, womit das Verbrechen ausgeführt wird. Es iſt einzig in ſeiner Art und ganz ohne Analogie. Wer ſich nämlich durch Nachahmung von Zollſtempeln und Fabrikmarken bereichert, verlangt doch nicht als wahrer Freund des Zollweſens oder der geſchädigten Fabriken geehrt und geachtet zu werden. Das bleibt den chriſtlichen Falſchmünzern vorbehalten. Jener egoiſtiſche Eifer, auf eine dem Chriſtentum durchaus zuwiderlaufende Weiſe möglichſt viele Chriſten zu ſchaffen, wurde zum wahren chriſtlichen Eifer für die Ausbreitung der Lehre aufgeſchminkt, als diente man auf dieſe Weiſe wirklich dem Chriſtentum und nicht vielmehr durch einen Verrat am Chriſtentum ſich ſelbſt. Dieſer egoiſtiſche Eifer wurde alſo fälſchlich zum chriſtlichen Eifer geſtempelt; dieſe Falſchmünzer wollten für die wahren Freunde des Chriſtentums angeſehen werden. Und jene unglücklichen Millionen, die man um ihr Geld prellte und zu Mitteln äußerlicher Macht mißbrauchte, während man ſie zum Erſatz um das Ewige prellte und mit einigem Galimathias bepackt laufen ließ: jene unglücklichen Millionen verehrten und vergötterten die

christlichen Falschmünzer als die wahren Diener des Christentums.

Es giebt Kinder- und Bubenstreiche, für die man einfach „eins hinter die Ohren" giebt; und es wäre erklärte Narrheit, wenn der Vater oder Lehrer solche Streiche mit lebenslänglichem Zuchthaus abgestraft wissen wollte. Es wäre aber auch erklärte Narrheit, wenn man Verbrechen, die der Staat vernünftigerweise mit lebenslänglichem Zuchthaus abstraft, mit „einem hinter die Ohren" abmachen wollte. Wovon man aber dieser Zeit in diesen christlichen Staaten und Landen trotz aller der für die Wahrheit zeugenden Pfarrer nichts zu hören bekommt, das ist dies: daß es auch noch Verbrechen giebt, welche man wieder — nur aus einem anderen Grunde als bei den Streichen eines Kindes — bloß in richtiger Narrheit mit Zuchthaus auf Lebenszeit strafen könnte, weil die Strafe in keinem Verhältnis zum Verbrechen stünde. Je länger ich lebe, desto deutlicher wird es mir, daß die eigentlichen Verbrechen in dieser Welt nicht gestraft werden. Kinderstreiche werden bestraft; aber das sind doch nicht eigentlich Verbrechen. Der Staat straft Verbrechen; aber die eigentlichen Verbrechen, gegen welche die vom Staat bestraften Verbrechen kaum mehr Verbrechen genannt werden können, sie werden nicht bestraft — in der Zeit.

5.

In der „Christenheit" sind alle Christen; sind alle Christen, so ist eo ipso das Christentum des Neuen Testaments nicht da, ja nicht möglich.

Das Christentum des Neuen Testaments ruht auf dem Gedanken, daß man im Widerspruch zu andern Christ ist, daß man als Christ im Widerspruch zu andern glaubt und Gott liebt. Indem also der Christ nach dem Christentum des Neuen Testaments alle die Anstrengung, den Kampf, die Qual auf sich nimmt, die mit der Forderung verknüpft sind, daß er absterbe, sich selbst hasse u. s. w., leidet er zugleich durch den Gegensatz zu andern Menschen alles, wovon das Neue Testament immer und immer wieder spricht: daß er von den andern gehaßt, verfolgt wird, für die Lehre leidet u. s. f.

In der „Chriſtenheit“ ſind wir alle Chriſten — der Gegenſatz gegen andere iſt alſo nicht mehr vorhanden. In dem Sinne, welchen das Nichtsſagende hat, hat man alle zu Chriſten und alles chriſtlich gemacht — und ſo leben wir (als Chriſten) im Heidentum. Man hat es nicht gewagt, im Trotz, offen gegen das Chriſtentum ſich zu empören; nein, man hat es heuchleriſch und ſpitzbübiſch abgeſchafft, indem man den Begriff des Chriſten verfälſcht hat.

Was ich hier beſpreche, iſt 1) eine chriſtliche Kriminalſache, 2) ein bloßes Chriſtentum-Spielen, 3) ein Verſuch, Gott für Narren zu halten.

Jede Stunde, welche dieſer Zuſtand beſteht, wird das Verbrechen fortgeſetzt; jeden Sonntag, da auf dieſe Weiſe Gottesdienſt gehalten wird, wird Chriſtentum geſpielt und Gott für Narren gehalten; jeder, der teilnimmt, nimmt daran teil, Chriſtentum zu ſpielen und Gott für Narren zu halten, iſt mit in die chriſtliche Kriminalſache verwickelt.

Ja, o Gott, wenn keine Ewigkeit wäre: dann hätteſt du, die Wahrheit, das unwahrſte Wort geſagt, das je in dieſer Welt geſagt worden wäre: „laſſet euch nicht irren, Gott läßt ſeiner nicht ſpotten“!

6.

Die Schwierigkeit meiner Aufgabe.

Daß das offizielle Chriſtentum, was wir ſo Chriſtentum nennen, das Chriſtentum des Neuen Teſtaments nicht iſt, nicht einmal ein Streben iſt, dieſem näher zu kommen, nicht die fernſte Aehnlichkeit mit dieſem hat: das iſt äußerſt leicht einzuſehen; und ich würde es für eine Kleinigkeit halten, den Menſchen das deutlich zu machen, wenn nicht eine ganz eigene Schwierigkeit dabei im Spiel wäre.

Angenommen, was das Neue Teſtament unter Chriſtentum und Chriſtſein verſteht, wäre ſo recht nach dem Sinne des Menſchen, wäre für den natürlichen Menſchen gerade ſo angenehm und anſprechend, wie wenn es faſt ſeine eigene Erfindung, ihm wie aus dem Herzen heraus geſprochen wäre: ja, dann ſollte bald alles in Ordnung gebracht ſein.

Aber, aber, aber hierin liegt eben die Schwierigkeit: was das Neue Teſtament unter Chriſtentum und Chriſtſein verſteht, iſt dem natürlichen Menſchen gerade am allermeiſten zuwider und zum

Aergernis, so daß er entweder in wildem, leidenschaftlichem Trotz sich dagegen empört, oder hinterlistig um jeden Preis es quitt zu werden sucht — etwa mit Hilfe der Spitzbüberei, daß man das gerade Gegenteil Christentum heißt und dann Gott für das Christentum und für das große, unschätzbare Gut, daß man ein Christ ist, gar dankbar ist.

Das Neue Testament verheimlicht diese Schwierigkeit in keiner Weise; im Gegenteil, es schärft sie so entscheidend als möglich ein.

Indem ich aber kenntlich machen will, daß unser sogenanntes Christentum, daß das offizielle Christentum durchaus nicht das Christentum des Neuen Testaments ist; indem ich zu dem Ende aufzeige, was das Neue Testament unter Christentum und Christsein versteht, nämlich eitel Qual, Jammer und Elend (und dann freilich auch Sicherheit in Betreff der Ewigkeit), während unser sogenanntes Christentum Vergnügen und Lebenslust ist (wobei dann freilich die Versicherung des Pfarrers die einzige Sicherheit für die Ewigkeit ist) — indem ich das thue, laufe ich notwendig Gefahr, daß die meisten zwei sehr verschiedene Dinge verwechseln. Man nimmt einfach das Mißbehagen über das, was ich als Christentum des Neuen Testaments aufweise, für einen Beweis dafür, daß es nicht das Christentum des Neuen Testaments sei — während doch jenes Mißbehagen für die Frage nach dem Christentum des Neuen Testaments höchst gleichgültig ist, ja vielmehr zu meinen Gunsten sprechen muß, da das Neue Testament immer und immer wieder versichert, das Christentum behage dem Menschen nicht und sei ihm zum Aergernis.

Es ist wahrhaftig nicht für nichts geschehen, daß ich das mit der „Christenheit" eine Kriminalsache genannt habe. Die offizielle Verkündigung des Christentums hat sich natürlich nicht säumig finden lassen, sondern bei ihrer Falschmünzerei die Sache gründlich genommen — die Menschen zu gewinnen, ist ja auch die Hauptsache, das Christentum ist nicht so wichtig. Deshalb greift man die Sache so an: man setzt die menschlichen Leidenschaften in Bewegung, und was dann diesen zusagt, das heißt man Christentum, das erklärt man für Christentum — und so gewinnt man die Menschen für das Christentum.

Das Christentum des Neuen Testaments dagegen ist dasjenige, was dem Menschen im allerhöchsten Grade mißfällt und ihn empört. Wird es verkündigt, wie es ist, so werden weder Millionen von Christen gewonnen, noch erwirbt man sich dadurch Lohn und Profit. Ein Mensch, der so viel Macht über sich selbst besitzt, daß er wollen

kann, was ihm nicht behagt, daß er die Wahrheit festhalten kann, die ihm nicht behagt, daß er gerade in seinem Mißbehagen ein Kennzeichen der Wahrheit sehen und sich dann trotz seinem Mißbehagen auf diese Wahrheit einlassen kann — ein solcher Mensch ist in jeder Generation eine Seltenheit. Die meisten Menschen drehen bewußt oder unbewußt die Sache sofort um; wenn sie sich auf etwas einlassen sollen, so muß es ihnen behagen, sie ansprechen.

Hierauf rechnen die christlichen Falschmünzer. Wenn sie den Menschen erklären, was Christentum sei, so geben sie der Sache immer diese Wendung: daß dies und das Christentum ist, kannst du leicht daran sehen, daß es dich anspricht; daß dies und das nicht Christentum sein kann, siehst du leicht daran, daß es dich im innersten Herzen empören würde.

Auf diese Weise hat die geistliche Handelsgesellschaft, die auf die Massen spekuliert, die Menschen gewonnen, ihnen eingebildet, daß sie Christen seien, indem sie ihnen etwas als Christentum aufschwatzte, was sie ansprach. Und Millionen sind darüber höchst vergnügt gewesen: auf so wohlfeile und ansprechende Weise zugleich Christen zu sein, in einer halben Stunde und im Handumdrehen ein Arrangement mit der Ewigkeit zu treffen, um dann das Leben erst recht genießen zu können.

Sieh, hier liegt die Schwierigkeit. Der Beweis, daß das offizielle Christentum nicht das des Neuen Testaments ist, macht nicht die geringste Schwierigkeit; aber das Mißbehagen der Menschen über die Auffassung des Neuen Testaments vom Christentum und Christsein, das macht Schwierigkeiten.

Und nun bedenke man, was das heißen will: die Auffassung des Neuen Testaments vom Christentum Menschen beizubringen, welche durch diese spitzbübische Verkündigung des Christentums demoralisiert und dadurch verwöhnt worden sind, daß man ihnen eingebildet hat, wirkliches Christentum müsse den Menschen ansprechen; solchen Menschen die neutestamentliche Auffassung des Christentums beizubringen, während 1000 „Seelsorger" alles in Bewegung setzen, damit sie ihre Schafe nicht verlieren, und bei diesen alle Leidenschaften in Bewegung setzen, indem sie ihnen beständig vorreden: „dies und das kann unmöglich Christentum sein, denn du fühlst ja, wie es dich empört!"

Ja, ihr Seelsorger, ihr habt den Himmel bevölkert. Wie leer würde es im Jenseits sein, wenn ihr nicht gewesen wäret! Und diese Millionen, die ihr durch eure Seelsorge hineinbefördert habt — in

den Himmel, wie werden sie euch jenseits einmal danken und euch segnen! Man redet im bürgerlichen Leben manchmal von „Seelenverkäufern", aber genau genommen in uneigentlichem Sinne; denn die sogenannten Seelenverkäufer verkaufen ja doch nur die Leiber. Die eigentliche Seelenverkäuferei ist — wie sich's gehört — der Seelensorgerei vorbehalten. Diese eigentliche Seelenverkäuferei wird aber in dieser Welt nicht gestraft, sondern gelohnt und geehrt! Die Größe des Verbrechens wächst auch mit der Länge der Zeit [in der es begangen wird]; die eigentliche Verbrechen können deshalb in der Zeit gar nicht gestraft werden, weil sie nämlich die ganze Zeit zu ihrer Entfaltung in Anspruch nehmen; würden sie in der Zeit gestraft, so könnten sie eigentliche Verbrechen gar nicht werden: sie straft daher bloß die Ewigkeit!

7.

Das Offizielle — das Persönliche.

Der du dieses liesest, denke dir einmal folgenden Fall. Es kommt ein Mensch zu dir, der (ohne irgend wie den Verdacht zu erregen, daß er verrückt sei) mit stillem Ernst und tiefer Bewegung zu dir sagt: „Bete für mich, o bete für mich!" Nicht wahr, das würde einen fast erschreckenden Eindruck auf dich machen. Und warum? Weil du selbst als Person von einer menschlichen Persönlichkeit den Eindruck bekämest, daß sie vielleicht im schwersten Kampf mit einem persönlichen Gott stehe, da sie sogar sich gedrungen fühle, zu einem andern Menschen zu sagen: „Bete für mich, o bete für mich!"

Wenn du dagegen z. B. in einem „Hirtenbrief" liesest: „Brüder, schließet uns in eure Fürbitte ein, wie wir Tag und Nacht unabläßig für euch bitten und euch in unsere Fürbitte einschließen!" — woher kommt es wohl, daß dies vermutlich schlechterdings keinen Eindruck auf dich macht? Nicht etwa daher, daß dir unwillkürlich der Verdacht kommt, das sei nur ein Formular, eine offizielle Phrase aus einem Handbuch abgelesen, oder von einer Spieldose abgeleiert? Aha! Man kann ja dem Offiziellen nicht nachsagen, daß es einen unangenehmen Nachgeschmack habe; nein, das Widerwärtige an dem Offiziellen ist, daß einem so unendlich öde davon wird, weil es schlechterdings nach nichts schmeckt.

Und da nun der Mann, den der Staat zuletzt engagiert hat, als Hirte in Sammt zu gehen, um zu verkündigen, daß Christus in Armut lebte und gebot: „folge mir nach!“ — da Bischof Martensen wohl beschlossen hat, mit aller Macht für das Offizielle gegen Sekten und Ketzereien und dergl. zu kämpfen, und da zudem noch Hunderte im Dienste des Offiziellen stehen: so dürfte es wohl angebracht sein, daß wenigstens einer das Offizielle aufs Korn nähme. Eine Anstellung durch den Staat darf ich für diese Aufgabe allerdings kaum erwarten, eher vielleicht — unter uns gesagt — eine solche durch unsern Herrn. Denn, glaube mir, es ist Gott nichts so zuwider, keine Ketzerei, keine Sünde ist Gott so zuwider wie das Offizielle. Das kannst du leicht verstehen. Da ja Gott ein persönliches Wesen ist, so wirst du wohl begreifen, wie sehr es ihm zum Ekel sein muß, wenn man ihn mit Formularen abspeisen, ihm mit offizieller Feierlichkeit, offiziellen Redensarten u. s. w. aufwarten will. Ja, gerade weil Gott im eminentesten Sinne Persönlichkeit ist, lauter Persönlichkeit, gerade deshalb ist ihm das Offizielle unendlich mehr zuwider, als es einem Weibe zuwider sein muß, wenn sie entdeckt, daß man ihr eine Liebeserklärung macht — aus dem Komplimentierbuch.

Der Augenblick.

№ 5.

27. Juli 1855. S. Kierkegaard.

1.

Wir alle sind Christen — ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, was Christentum ist.

Ich will das nur an einem einzigen Punkte beleuchten.

Wenn das Christentum die Feindesliebe verlangt, so könnte man in gewissem Sinne sagen, daß es für diese Forderung seinen guten Grund habe. Denn Gott will ja geliebt sein, und Gott ist, bloß menschlich geredet, gerade des Menschen fürchterlichster Feind, dein Todfeind: nach seinem Willen sollst du sterben, absterben, und er haßt gerade das, was dir von Natur dein Leben, deines Lebens Lust ist.

Die Menschen nun, die sich mit Gott nicht einlassen, die genießen — entsetzliche Ironie! — das Glück, daß Gott sie in diesem Leben nicht plagt. Nein, er plagt ja nur die, die er liebt, sie, die sich mit ihm einlassen, deren Todfeind er, menschlich geredet, ist — doch aus Liebe.

Aber er ist dein Todfeind. Er, die Liebe, will aus Liebe zu dir geliebt sein; und das bedeutet, daß du sterben mußt, absterben, da du ihn sonst nicht lieben kannst.

So sitzt er denn da, allgegenwärtig und allwissend, wie er ist, und giebt Obacht auf dich, weiß auch das Mindeste, das in dir vor-

geht; — das weiß er, dein Todfeind! Hüte dich, etwas zu wünschen, hüte dich, etwas zu fürchten! Denn was du wünschest, wird nicht geschehen, sondern eher das Gegenteil; und was du fürchtest, wird über dich kommen, und je eher, je mehr du dich davor fürchtest. Denn er liebt dich, und er will von dir geliebt sein, und thut beides aus Liebe. Sowie du aber etwas wünschest, denkst du nicht an ihn, und ebensowenig, wenn du etwas fürchtest; oder wenn du ihn in Verbindung mit deinem Wünschen und Fürchten bringst, so denkst du auch nicht an ihn an und für sich selbst, d. h. du liebst nicht ihn, — und er will geliebt sein, er will das aus Liebe.

Nimm ein Beispiel. Ein Prophet — — denke nun zuerst darüber nach, was das heißen will, ein Prophet zu sein, wie angestrengt und hingeopfert eines solchen Mannes Leben ist, wie er fast allem entsagen muß, worauf wir Menschen sonst Wert legen. So denke etwa an den Propheten Jonas! Ein solcher, im Dienste Gottes angestrengter und geplagter Mann hat den bescheidenen Wunsch, eine Weile unter dem Schatten eines Baumes zu ruhen. Er findet diesen Baum, den Schatten, die Ruhe in dem Schatten dieses Baumes; das thut ihm so gut, daß er vermutlich wünschte, diese Erquickung behalten zu dürfen, und fürchtete, sie wieder verlieren zu müssen — und richtig: Gott, der Allmächtige, richtet sofort seine Aufmerksamkeit auf diesen Baum, und es wird ein Wurm abgesandt, der seine Wurzel zerstört.

So entsetzlich (bloß menschlich geredet) ist Gott in seiner Liebe; so entsetzlich (bloß menschlich geredet) ist es, von Gott geliebt zu werden und Gott zu lieben; denn der Untersatz zu dem Satz „daß Gott die Liebe ist", ist der andere Satz: er ist dein Todfeind.

— — — — und so spielen wir das Spiel weiter, daß wir alle Christen sind, daß wir alle Gott lieben — während die Menschen dieser Zeit unter der Liebe Gottes zu uns und unserer Liebe zu Gott nur diese ekle, syrupsüße Leckerei verstehen, womit die Wahrheitszeugen der Lüge handeln.

* * *

Angenommen, es gebe keinen Gott, keine Ewigkeit, kein Gericht: so ist das offizielle Christentum eine ganz charmante und geschmackvolle Erfindung, die das Leben auf vernünftige Weise so genußreich als möglich macht, genußreicher, als der Heide es sich je machen konnte. Den Heiden störte ja in seinem Genuß bekanntlich immer das mit der Ewigkeit; dieser Sache hat aber das offizielle Christen-

tum gerade die Wendung gegeben, daß eben die Ewigkeit uns erst den rechten Geschmack, die rechte Lust am Leben und am Lebensgenuß verschaffen soll.

Es könnte ja einem Komponisten von Variationen einfallen, einem Trauermarsch das Motiv zu einem lustigen Galopp zu entnehmen: so hat das offizielle Christentum dem Neuen Testament (dieser Lehre von Kreuz und Qual und Schrecken und Beben vor der Ewigkeit) das Motiv zu einem anmutigen Idyll entnommen mit Kinderzeugen und Hopsasa, wo alles so vergnügt, so vergnügt, so äußerst vergnügt zugeht, wo der Pfarrer, der Kirchweihgeiger, für's Geld das Christentum (diese Lehre vom Absterben) bei Hochzeiten und Kindstaufen Musik machen läßt und alles so voll Freude und Jubel über diese (das Christentum sagt: über diese Strafanstalt, dieses Jammerthal) — über diese herrliche Welt ist, mit der die Herrlichkeit erst noch nicht aus ist, da sie (ja, nach dem Neuen Testament ist sie die Zeit der Prüfung, worauf Verantwortung und Gericht folgt) nur ein Vorschmack ist der noch weit vergnügteren Ewigkeit, für die der Pfarrer allen Familien einsteht, die Sinn für die Ewigkeit zeigen, indem sie ihn zum Beichtvater wählen.

2.

Ein Genie — ein Christ.

Daß nicht jedermann ein Genie ist, wird wohl jeder gerne einräumen. Daß aber ein Christ noch viel seltener ist als ein Genie — das hat man, spitzbübisch, ganz in Vergessenheit gebracht.

Der Unterschied zwischen einem Genie und einem Christen liegt darin, daß das Genie das Außerordentliche auf dem Gebiete der natürlichen Begabung ist, wozu niemand sich machen kann, der Christ aber das Außerordentliche (oder genauer gesagt: das Ordentliche, das nur außerordentlich selten ist) auf dem Gebiete der Freiheit, was jeder von uns sein sollte. Deshalb will Gott, daß das Christentum unbedingt für alle verkündigt werden soll; deshalb sind die Apostel ganz simple Menschen, trägt das Vorbild geringe Knechtsgestalt. Das alles soll kenntlich machen, daß dieses Außerordentliche eigentlich das Ordentliche ist, das allen offen steht. Und trotzdem ist ein Christ seltener als ein Genie.

Man lasse sich nur nicht durch den Umstand beirren, daß es für alle zugänglich, für alle möglich ist, Christ zu sein, — als ob es deshalb auch etwas Leichtes sein müßte und es viele Christen geben müßte. Nein. Es muß für alle möglich sein, sonst wäre es nicht das Außerordentliche auf dem Gebiete der Freiheit; aber ein Christ bleibt darum doch eine größere Seltenheit als ein Genie.

Angenommen, es habe mit diesen Bataillonen und Millionen mal Millionen von Christen seine Richtigkeit, so ergiebt sich ein Einwand, der wirkliche Schwierigkeiten bereitet. Das Auftreten des Christentums entspricht dann in keiner Weise den Gesetzen des sonstigen Daseins. Ueberall sehen wir nämlich, daß an die Produktion des wirklichen Lebens eine enorme Menge von Lebenskeimen verschwendet wird. Billionen von Pflanzen gehen in dem Blumenstaub zu Grunde, den der Wind dahinwirbelt, ebenso gehen Billionen von Lebewesen als bloße Möglichkeiten zu Grunde; auf ein Genie gehen wohl 1000 mal 1000 Menschen u. s. f. Nur bei dem Christentum wäre es dann anders; ein jeder wäre als das geboren, was seltener sein sollte als ein Genie: als ein Christ.

Noch ein anderer Einwand muß wirkliche Schwierigkeiten bereiten, wenn es mit diesen Millionen von Christen seine Richtigkeit haben soll. Die Erde ist nur ein kleiner Punkt im Universum — und doch sollte das Christentum ihr vorbehalten sein und zu einem solchen Spottpreis, daß jeder nur so als Christ geboren würde.

Anders stellt sich die Sache, wenn man die Existenz des Christen in ihrer wahren, hohen Idealität auffaßt und demgemäß das Geschwätz von der Christenheit und der 1800jährigen Geschichte des Christentums und von dessen Perfektibilität durch den Satz ersetzt: das Christentum ist eigentlich gar nicht in diese Welt hereingekommen, es blieb beim Vorbild und höchstens den Aposteln — aber diese wurden bei ihrer Verkündigung schon so stark durch die Rücksicht auf die Ausbreitung bestimmt, daß schon mit ihnen die Mißlichkeit beginnt. Denn ein anderes ist es, dadurch für die Ausbreitung zu wirken, daß man ununterbrochen früh und spät die Lehre für alle verkündet; ein anderes ist es, hastig die Leute zu Hunderten und Tausenden den Namen Christen annehmen und sich für Jünger Jesu Christi ausgeben zu lassen. Die Verkündigung des Vorbilds war etwas anderer Art. Denn so unbedingt er die Lehre für alle verkündigte und nur dafür lebte, so unbedingt hielt er auch darauf, daß man wirklich Jünger wurde, um sich so nennen zu dürfen. Hätte eine Volksversammlung sich von Christi Rede hinreißen lassen,

so hätte er diesen Tausenden deshalb gewiß noch nicht erlaubt, sich Christi Jünger zu nennen. Nein, er legte bei Zeiten den Hemmschuh ein. Deshalb gewann er auch in 3½ Jahren nur 11 — während ein Apostel an einem Tag wohl in einer Stunde 3000 Jünger Christi gewinnt. Entweder ist hier der Jünger größer als der Meister, oder ist die Wahrheit die, daß der Apostel etwas zu schnell zugegriffen hat, daß er etwas zu rasch ausbreiten wollte und also die Mißlichkeit schon hier beginnt.

Nur göttliche Autorität konnte dem Menschengeschlecht so imponieren, daß es unbedingt damit Ernst wurde, unbedingt das Ewige zu wollen. Nur der Gottmensch kann dieses: unbedingt für die Ausbreitung zu arbeiten und ebenso unbedingt daran festzuhalten, was unter einem Jünger verstanden werden soll. Nur der Gottmensch hätte es aushalten können (wenn man sich das denken will), 1000 und aber 1000 Jahre für die Ausbreitung der Lehre durch deren reine Verkündigung zu wirken, wenn er gleich so nicht einen Schüler bekäme, während er solche durch eine Veränderung der Bedingungen erhalten könnte. Der Apostel hat doch einen selbstischen Drang nach dem Trost, Anhänger zu gewinnen und in größere Gesellschaft zu kommen. Der Gottmensch hat dieses Bedürfnis nicht; er bedarf der Anhänger nicht um seiner selbst willen und kennt daher auch bloß den Preis der Ewigkeit, nicht den Marktpreis.

So geschah es, als Christus das Christentum verkündigte: dem Geschlecht wurde unbedingt imponiert.

Aber naturam furca expelles — sie kommt doch wieder zurück. Der Mensch hat den Hang, ein solches Verhältnis umzukehren. Wenn ein Hund gezwungen wird, auf zwei Füßen zu gehen, so hat er in jedem Augenblick die Neigung, wieder auf allen vieren zu gehen, und wird dies sofort thun, wenn es irgendwie angeht, und wird stets darauf warten, daß er es thun kann. So geht in der ganzen Geschichte der Christenheit das Streben des Menschengeschlechts dahin, wieder auf alle viere zu kommen: es will das Christentum wieder los werden und giebt seine Lossagung vom Christentum spitzbübisch gerade für Christentum aus, für die Vervollkommnung des Christentums.

Erst rückte man die andere Seite des „Vorbilds" in den Vordergrund: aus dem Vorbild wurde der Versöhner, und anstatt auf die Nachfolge zu denken, verweilte man bei der Betrachtung der von ihm erwiesenen Wohlthaten und wünschte sich an die Stelle derer, denen sie erwiesen worden waren. Das ist natürlich ebenso verkehrt,

wie wenn man von einem Vorbild der Mildthätigkeit reden wollte, aber nicht sich dessen Mildthätigkeit zur Nachfolge vornehmen möchte, sich vielmehr nur an die Stelle derer wünschte, denen das Vorbild gegeben hat.

Also das Vorbild kam in Abgang. Sodann wurden auch die Apostel als Vorbild abgeschafft. Darauf auch das Vorbild der ersten christlichen Gemeinde. Und so kam man zuletzt glücklich wieder dahin, auf allen vieren zu gehen, und das, gerade das war das wahre Christentum. Durch Dogmen sicherte man sich gegen alles, was mit einiger Wahrheit ein christliches Vorbild genannt werden konnte, und so ging es mit vollen Segeln der — Vervollkommnung des Christentums zu.

3.

Das Christentum des Geistesmenschen — das Christentum von uns Menschen.

Wenn ich so ein Christentum dem anderen gegenüberstelle, so könnte mich leichtlich jemand dahin mißverstehen, daß ich nun doch der Meinung des Tierarztes Pastor Fog geworden sei: es gebe zwei Arten von Christentum. Nein, ich habe bei dieser Gegenüberstellung unverändert die Meinung, daß das Christentum des Neuen Testaments Christentum sei, das andere wohl eine Gaunerei, aber jenem nicht mehr gleiche als ein Viereck dem Kreise. Die Gegenüberstellung beider soll mir aber Gelegenheit geben, mit ein paar Worten zu beleuchten, was ich in einem Artikel des „Vaterlands" geäußert habe: ob nicht wir Menschen, ob nicht das Geschlecht so entartet sei, daß gar keine Menschen mehr geboren werden, welche das Göttliche, das Christentum des Neuen Testaments tragen könnten. Dabei wird es auch auf die allereinfachste Weise den vereidigten Priestern gelegt werden können, den Beweis antreten zu wollen, daß das offizielle Christentum das Christentum des Neuen Testaments sei, und daß das Christentum da sei.

Es sind insbesondere zwei Differenzen zwischen dem Geistesmenschen und uns Menschen, worauf ich die Aufmerksamkeit richten will; und an ihnen will ich dann wieder den Unterschied zwischen dem Christentum des Neuen Testaments und dem der „Christenheit" aufzeigen.

1) Der Geistesmensch unterscheidet sich dadurch von uns Menschen, daß er so zu sagen solid genug gebaut ist, um eine Verdoppelung in sich tragen zu können. Wir Menschen verhalten uns zu ihm wie Fachwerk zur Grundmauer; wir sind so lose und schwach gebaut, daß wir eine Verdoppelung nicht tragen können. Das Christentum des Neuen Testaments aber ist ohne Verdoppelung nicht zu denken.

Der Geistesmensch kann eine Verdoppelung in sich tragen. Er kann mit seinem Verstand festhalten, daß etwas gegen den Verstand ist, und es dann doch wollen; er kann mit seinem Verstand festhalten, daß etwas zum Aergernis ist, und es dann doch wollen; daß ihn etwas, menschlich geredet, unglücklich macht, und es dann doch wollen u. s. f. Das Christentum des Neuen Testaments ist aber gerade so zusammengesetzt, daß es diese Fertigkeit erfordert. Wir Menschen dagegen können eine Verdoppelung in uns nicht aushalten oder tragen; unser Wollen verändert unser Verstehen. Unser, der „Christenheit", Christentum ist darum auch hierauf berechnet; es nimmt von dem Christlichen das Aergernis, das Paradox u. s. f. weg und ersetzt es durch die Wahrscheinlichkeit, die direkte Verständlichkeit. Das heißt: wir verwandeln das Christentum in etwas ganz anderes, in das direkte Gegenteil von dem, was es in dem Neuen Testament ist; und dies ist das Christentum der „Christenheit", das Christentum von uns Menschen.

2) Der Geistesmensch unterscheidet sich dadurch von uns Menschen, daß er die Isolation aushalten kann; er steht als Geistesmensch um so höher, je mehr er die Isolation aushalten kann. Wir Menschen bedürfen dagegen beständig „der anderen", des Haufens; wir sterben, wir verzweifeln, wenn wir nicht dadurch gesichert sind, daß wir in dem Haufen sind, derselben Meinung sind wie der Haufe u. s. f.

Das Christentum des Neuen Testaments ist aber just auf diese Isolation des Geistesmenschen berechnet und durch sie bedingt. Das Christentum besteht im Neuen Testamente darin, daß man Gott liebt im Haß gegen die Menschen, im Haß gegen sich selbst, und dadurch auch im Haß gegen andere Menschen, gegen Vater und Mutter, Weib und Kind u. s. f. — es ist der stärkste Ausdruck für die qualvollste Isolation. — Und mit Beziehung darauf sage ich: solche Menschen, Menschen von der Bonität und dem Kaliber, werden nicht mehr geboren. —

Das Christentum von uns Menschen ist dies: Gott so zu lieben,

daß man dabei andere Menschen lieben und von ihnen geliebt werden kann, also beständig die anderen, den Haufen mit sich hat.

Ich will ein Beispiel nennen. In der „Christenheit" ist folgendes Christentum. Ein Mann mit einem Frauenzimmer unter dem Arm tritt zu dem Altar, wo ein geschmackvoll aufgeputzter Pfarrer, der halb in den Dichtern, halb im Neuen Testament studiert hat, eine halb erotische, halb christliche Rede, eine Traurede hält: das ist in der „Christenheit" Christentum. Christentum des Neuen Testaments wäre es: wenn jener Mann wirklich so lieben könnte, daß das Mädchen in Wahrheit der einzige, mit aller Leidenschaft seiner Seele umfaßte Gegenstand seiner Liebe wäre (doch schon solche Menschen kommen nicht mehr vor): daß er es dann im Haß gegen sich selbst und gegen die Geliebte ließe, um Gott zu lieben. — Und mit Beziehung darauf sage ich: solche Menschen, von dieser Bonität und diesem Kaliber, werden nicht mehr geboren.

4.

Das Christentum des Neuen Testaments — das Christentum der „Christenheit."

Der Gedanke des Christentums war: daß es alles verändern wolle.

Das Resultat, das Christentum der „Christenheit", ist dies: daß alles, unbedingt alles geblieben ist, wie es war, nur daß alles den Namen „christlich" angenommen hat — und so (spielet auf, ihr Musikanten!), so leben wir im Heidentum:

„mein Lebenslauf ist Lieb und Lust
und lauter Liederklang —"

oder vielmehr: wir leben in einem Heidentum, das mit Hilfe der Ewigkeit, mit Hilfe dessen raffiniert ist, daß ja das Ganze christlich ist!

Versuch es, nimm, was du willst, und du wirst sehen: es trifft zu, was ich sage.

Das Christentum wollte Keuschheit — also die Hurenhäuser weg. Die wirklich eingetretene Veränderung ist aber diese, daß die Hurenhäuser blieben, ganz wie im Heidentum, daß die Liederlichkeit sich noch ebenso breit macht, nur haben wir jetzt „christliche" Huren-

häuser. Ein Kuppler ist nun ein „christlicher“ Kuppler, er ist genau ebenso gut Christ wie wir anderen. Ihn von den Gnadenmitteln auszuschließen — „Gott bewahre“, würde der Pfarrer sagen, „wohin sollte das führen, wenn wir einmal damit anfangen wollten, ein einziges bezahlendes Mitglied auszuschließen!“ Er stirbt, und ganz, je nachdem er bezahlt, erhält er seine Lobrede am Grabe. Und nachdem der Pfarrer auf eine, christlich betrachtet, so elende, so niedrige Weise sein Geld verdient hat — denn, christlich betrachtet, dürfte er es eher noch stehlen —, fährt er nach Hause, denn er hat Eile: er soll in die Kirche, um zu deklamieren, oder, wie Bischof Martensen sagt: um Zeugnis abzulegen.

Das Christentum wollte Ehrlichkeit und Redlichkeit — also muß jede Art von Betrügerei ein Ende nehmen. Dadurch wurde die wirkliche „Veränderung“ bewirkt, daß das Betrügen genau so fortgeht, wie im Heidentum (jeder Christ betrügt in seinem Handwerk!), nur daß die Betrügerei das Prädikat „christlich“ annahm, zu einer „christlichen“ Prellerei wurde — und der Pfarrer spendet seinen Segen über diese christliche Gesellschaft, diesen christlichen Staat, in dem man betrügt wie im Heidentum und sich durch die Unterhaltung des Pfarrers, des größten Betrügers, noch den Ruhm erschwindelt, daß *das* Christentum sei.

Das Christentum wollte Ernst ins Leben bringen und eitles Ansehen, eitle Ehre entwerten — deshalb blieb alles, wie es war, nur daß man das Prädikat „christlich“ beifügte. Die Spielerei mit den Orden, mit Titeln und Rangstufen u. s. f. wurde christlich — und der Pfarrer (diese allerunanständigste Zweideutigkeit unter allen Zweideutigkeiten, dieses allerlächerlichste Quidproquo unter allen Lächerlichkeiten!), der Pfarrer selbst ist goldfroh, wenn er mit dem — „Kreuz“ dekoriert wird. Mit dem Kreuz! Ja, in dem Christentum der „Christenheit“ spielt das Kreuz dieselbe Rolle, wie das Steckenpferd und die Trompete des Kindes.

Und so in allem. Nächst dem Selbsterhaltungstrieb ist in dem natürlichen Menschen kein Trieb so stark, wie der zur Fortpflanzung des Geschlechts. Deshalb sucht das Christentum diesen Trieb abzukühlen; es lehrt, daß es besser sei, nicht zu heiraten, daß aber, wenn von zwei Uebeln das geringere gewählt werden müsse, die Ehe der wilden Begier vorzuziehen sei. In der Christenheit aber ist die Fortpflanzung des Geschlechts zum Ernst des Lebens mitsamt dem Christentum geworden; und der Pfarrer (dieser in lange Kleider eingehüllte Inbegriff von Unsinn!), der Pfarrer, der Lehrer

des Christentums, des neutestamentlichen Christentums, erhält mit Rücksicht darauf, daß das Einkommen eines Menschen seiner Wirksamkeit zur Fortpflanzung des Geschlechts angepaßt werden muß, für jedes weitere Kind ein Gewisses mehr!

Wie gesagt: versuche es, wo du willst, und du sollst überall finden, daß es so ist, wie ich sage: das Heidentum ist völlig unverändert geblieben und hat nur das Prädikat „christlich" angenommen — das ist der wirkliche Fortschritt vom Heidentum zum Christentum.

5.

Sind wir alle Christen, so ist eo ipso das Christentum nicht da.

Das braucht man nur zu zeigen, so ist es sehr leicht zu sehen, und hat man es einmal gesehen, so ist es nicht wieder zu vergessen.

Jegliche Bestimmung, die von allen gilt, kann keinen Einfluß auf das Leben selbst ausüben, sondern liegt entweder unserem Dasein zu Grunde oder bildet eine gleichgültige Nebenbestimmung desselben.

Denke z. B. an den Begriff Mensch. Wir sind alle Menschen. Daß wir das sind, greift daher auch in keiner Weise bestimmend in das Menschenleben ein; denn das Ganze steht unter der Voraussetzung, daß wir alle Menschen sind. Diese Bestimmung bildet also die Voraussetzung und Grundlage für unser Leben: wir sind alle Menschen — und nun kann die Sache beginnen.

Dieses Beispiel zeigt eine Bestimmung, die als zu Grunde liegend für alle gilt. Die andere Möglichkeit war, daß eine Bestimmung, die sich auf alle bezieht, dadurch, daß sie sich auf alle bezieht, zur nichtssagenden Nebenbestimmung geworden ist, die als solche wieder vor allem Anfange liegt.

Nehmen wir an (ohne uns dabei weiter aufzuhalten, daß dies eine sonderbare Annahme ist; wir werden ja die Sache schon klar bekommen) — nehmen wir also an, daß wir alle Spitzbuben, „bescholtene" Persönlichkeiten seien. Sind wir das ohne Ausnahme, so wird diese Bestimmung eo ipso lediglich keinen Einfluß auf das Ganze mehr haben. Wir werden dann ganz so leben, wie wir jetzt leben, und jeder für das gelten, für was er jetzt gilt. Einige be-

ſcholtene Perſönlichkeiten werden innerhalb der Vorausſetzung, daß wir alle beſcholtene Perſönlichkeiten ſind, als Diebe und Räuber gebrandmarkt ſein; andere beſcholtene Perſönlichkeiten werden innerhalb derſelben Vorausſetzung hohes Anſehen genießen u. ſ. f. Kurz alles, bis auf die kleinſte Kleinigkeit, wird bleiben, wie es gegenwärtig iſt. Da wir nämlich alle beſcholtene Perſönlichkeiten ſind, ſo iſt dieſer Begriff aufgehoben. Sind wir alle das, ſo iſt es ein Nichts, das zu ſein; man ſagt dann nicht bloß etwas höchſt Gleichgültiges, wenn man jemand die Unbeſcholtenheit abſpricht, nein, man ſagt damit dann gar nichts.

Ganz auf dieſelbe Weiſe ſteht es mit dem, daß wir alle Chriſten ſind. Sind wir alle Chriſten, ſo iſt der Begriff aufgehoben. Daß wir Chriſten ſind, liegt dann als gleichgültige Nebenſache vor dem Anfang — und nun fangen wir an und leben ein bloß menſchliches Leben, ganz wie im Heidentum. Unſere Chriſtlichkeit kann gar nicht beſtimmend in unſer Leben eingreifen; denn dadurch, daß wir alle Chriſten ſind, iſt das Chriſtentum außer Wirkung geſetzt.

Gottes Gedanke mit dem Chriſtentum war, wenn ich ſo ſagen darf, vor uns Menſchen einmal tüchtig auf den Tiſch zu ſchlagen. Dazu ſetzte er das „Individuum" und das „Geſchlecht", den Einzelnen und die Menge, verkehrt zuſammen, brachte ſie in Gegenſatz und Streit. Denn ein Chriſt zu ſein, hieß nach ſeinem Gedanken eben im Kampf leben, als „Einzelner" im Kampfe mit dem „Geſchlecht", mit Millionen, mit ſeiner Familie, mit Vater und Mutter ſtehen u. ſ. f.

So machte es Gott *teils* aus Liebe, denn er, der Gott der Liebe, wollte geliebt ſein. Da er ſich aber zu gut auf Liebe verſteht, ſo wollte er ſich nicht bataillonsweiſe oder von ganzen Nationen lieben laſſen, die eins zwei drei zur Kirchenparade kommandiert werden; nein, ſeine Formel iſt beſtändig dieſe: der Einzelne im Gegenſatz zu den andern. Und *teils* machte es Gott ſo als der Herrſcher, um auf dieſe Weiſe die Menſchen im Zaume zu halten und zu erziehen. Das war Gottes Gedanke. Wir Menſchen freilich müßten, wenn wir dürften, in gewiſſem Sinne ſagen, daß dies der kapriziöſeſte Einfall war, den Gott haben konnte, uns ſo zuſammenzuſetzen und ſo an dem zu verhindern, was wir als Tiergeſchöpfe für das wahre Glück halten: in Haufen zuſammenzulaufen, immer einer genau „wie die anderen."

Das glückte nun Gott; er imponierte wirklich den Menſchen.

Doch nachgerade kam das Menſchengeſchlecht wieder zu ſich

ſelbſt, und ſchlau, wie es iſt, ſah es: mit Gewalt das Chriſtentum abzuſchaffen, das geht nicht an — deshalb wollen wir es mit Liſt verſuchen; wir ſind alle Chriſten, ſo iſt eo ipso das Chriſtentum abgeſchafft.

Und da ſtehen wir nun. Das Ganze iſt eine Spitzbüberei. Dieſe 2000 Kirchen, oder wie viele ihrer ſein mögen, ſind, chriſtlich betrachtet, eine Spitzbüberei; dieſe 1000 Geiſtlichen in Sammt, Seide, Tibet und Orleans ſind, chriſtlich betrachtet, gleichfalls eine Spitzbüberei — denn das Ganze ruht auf der ſpitzbübiſchen Annahme, daß wir alle Chriſten ſind, d. h. auf der ſpitzbübiſchen Abſchaffung des Chriſtentums. Deshalb iſt es auch eine eigentümliche Art Euphemismus, wenn wir uns dabei beruhigen, daß wir alle ſelig werden oder daß „jeder doch ſo gut ſelig wird wie die andern.“ Denn dieſe Adreſſe iſt im Himmel nicht bekannt; unter dieſer Adreſſe kommt man ſo wenig in den Himmel, als man zu Lande nach Neu-Holland kommt.

6.

Ein Aufruhr im Trotz — ein Aufruhr in Heuchelei,

oder

Der Abfall vom Chriſtentum.

Daß der Menſch ein trotziges Geſchöpf iſt, weiß man wohl; daß er aber ein äußerſt kluges Geſchöpf iſt — ſobald es Fleiſch und Blut und irdiſches Wohlſein gilt — darauf iſt man nicht immer aufmerkſam. Trotzdem iſt es ſo, womit ja ganz wohl verträglich iſt, daß man ganz richtig auch genug über die menſchliche Dummheit klagt.

Behagt alſo dem Menſchen etwas nicht, ſo ſieht er zuerſt klüglich nach, ob die Macht, die es ihm gebietet, nicht zu gewaltig iſt, als daß er ihr Trotz bieten, ihr ſeine Macht entgegen ſtellen könnte. Iſt ſie nicht zu übermächtig, ſo empört er ſich mit Trotz.

Iſt aber die Macht, die ihm etwas Mißfälliges gebietet, ſo übermächtig, daß ein Aufruhr im Trotz völlig ausſichtslos iſt — ſo greift er zur Heuchelei.

Dies gilt auch vom Chriſtentum. Daß der Abfall vom Chriſtentum längſt eingetreten iſt, das hat man nicht bemerkt, weil

der Abfall, der Aufruhr, in und durch Heuchelei geschah. Eben die Christenheit ist der Abfall vom Christentum.

Im Neuen Testament ist nach Christi eigener Lehre das Dasein des Christen, bloß menschlich geredet, eitel Qual, eine Qual, gegen die alle andern menschlichen Leiden fast nur Kinderspiel sind. Christus redet ganz offen davon, daß seine Jünger das Fleisch kreuzigen, sich selbst hassen, für die Lehre leiden müssen, daß sie weinen und heulen werden, während die Welt sich freut; er stellt dem Jünger die Leiden in Aussicht, die das Herz am tiefsten verwunden: daß er Vater und Mutter, Weib und Kind hassen müsse, daß er ein Wurm sein werde und kein Mensch. So beschreibt ja die Schrift das Vorbild, und ein Christ sein heißt dem Vorbild gleichen. Daher auch diese unablässigen Ermahnungen, daß man sich nicht ärgern solle — daran nämlich, daß die allerhöchste, die göttliche Rettung und Hilfe für den Menschen ein solches Schreckmis sein solle.

Diese Bewandtnis hat es mit dem Christsein. Sieh, das ist nichts für uns Menschen; von derlei Dingen möchten wir am liebsten dispensiert sein. Ja, wenn irgend welche menschliche Macht auf solches verfallen wäre, so hätten sich die Menschen sofort im Trotz gegen dieselbe empört.

Aber zum Unglück ist Gott eine Macht, gegen die man sich nicht im Trotz empören kann.

Da griff „der Mensch" zur Heuchelei. Man hatte nicht einmal Mut und Redlichkeit und Wahrhaftigkeit genug, um geradeheraus zu Gott zu sagen: „darauf kann ich mich nicht einlassen;" man griff zur Heuchelei und glaubte, dadurch vollkommen sichergestellt zu sein.

Man griff zur Heuchelei; man verfälschte den Begriff des Christen. Ein Christ zu sein, sagte man, ist eitel Glück und Seligkeit. „Was wäre ich, ach, was wäre ich, wenn ich kein Christ wäre! Welch unschätzbares Glück, ein Christ zu sein! Ja, ein Christ zu sein, das giebt dem Leben erst die rechte Bedeutung, das giebt der Freude Geschmack und Linderung für das Leiden."

Auf diese Weise wurden wir alle Christen. Und nun ging die Sache flott: die Künstler, die man hiefür besoldete, troffen von gesalbten Worten und hochtrabenden Redensarten, sandten verzückte Blicke zum Himmel und ließen Thränen in Strömen fließen; sie konnten Gott gar nicht überschwänglich genug für das große Glück danken, daß wir Christen sind u. s. f. Und das Geheimnis ist:

wir haben den Begriff des Christen verfälscht und hoffen nun, durch spitzbübische, heuchlerische Schmeichelei, durch süßlichen, ewig wiederholten Dank dafür — daß wir das Gegenteil von dem sind, was er unter einem Christen versteht, dadurch hoffen wir, ihm eine wächserne Nase zu drehen, wie wir dadurch auch uns selbst betrügen; durch den inbrünstigen Dank dafür, daß wir Christen sind, hoffen wir dem zu entgehen, daß wir es werden sollen.

Sieh, darum ist eine Kirche der zweideutigste Ort, den es giebt. Es sind ja gewiß andere Orte, die man gewöhnlich so nennt; aber diese sind eigentlich nicht zweideutig, da sie ganz eindeutig sind, was sie sind, und die eigentliche Zweideutigkeit eben dadurch aufgehoben wird, daß sie so genannt werden. Eine Kirche dagegen, ja sie ist ein zweideutiger Ort; die vom Staat geschützten Kirchen in der „Christenheit" sind das Zweideutigste, das je existiert hat.

Denn Gott für Narren zu haben, ist nicht zweideutig; zweideutig ist es dagegen, das für einen Gottesdienst auszugeben. Das Christentum abschaffen zu wollen, ist nicht zweideutig; zweideutig ist es aber, die Abschaffung Ausbreitung zu heißen. Geld zum Kampf gegen das Christentum zu geben, ist nicht zweideutig; zweideutig aber ist es, dafür Geld zu nehmen, daß man dem Christentum entgegenarbeitet — unter dem Vorgeben, dafür zu wirken.

7.

Eine Vereidigung

oder

Das Offizielle — das Persönliche.

Ich will eine kleine, psychologisch interessante Anekdote aus der Verbrecherwelt erzählen.

Es handelte sich um eine Sache, wo man sich, wie man sagt, „freischwören" konnte — d. h. man konnte sich für diese Zeit befreien, indem man sich durch einen Meineid für die Ewigkeit band. Der Betreffende war eine der Obrigkeit hinlänglich bekannte, öfters bestrafte Person. Die Obrigkeit konnte den Eid nicht verhindern, war aber moralisch vollkommen davon überzeugt, daß ein Meineid geschworen werden würde. Und so schwor der Betreffende.

Nach der Vereidigung besuchte ihn der Kanzleirat im Arrest, fing ein Gespräch mit ihm an und sagte dann zu ihm: „kannst du mir wirklich die Hand darauf geben, daß du die Wahrheit geschworen hast?“ „Nein“ antwortete er, „nein, Herr Kanzleirat, das kann ich nicht.“

Hier siehst du den Unterschied zwischen dem Offiziellen und dem Persönlichen. Für einen qualifizierten Verbrecher ist es etwas Offizielles, sich frei zu schwören. Deshalb bedenkt er sich keinen Augenblick, es zu thun; er hegt auch nicht den geringsten Zweifel, daß sich das verantworten lasse. Durch eine langjährige Praxis mit der Sache vertraut, versteht er, daß man so etwas rein offiziell, unpersönlich abmacht. So besteht die Kunst für ihn bloß darin, einer Sache die Wendung zu geben, daß er sich freischwören kann; die Ablegung des Eides selbst bedeutet für ihn nicht mehr als zu einem, der niest, Prosit zu sagen oder auf einen Brief Wohlgeboren zu schreiben. Vergebens sucht der Eid und die Feierlichkeit bei der Vereidigung Eindruck auf ihn zu machen, ihn als Person zu treffen; er kommt sich bei dem — Geschäft selbst als offizielle Persönlichkeit vor und ist offiziell gegen jeden Eindruck gewappnet, den man, wie er zum Voraus weiß, bei ihm hervorrufen will. Und so legt er den Eid ab; das Ganze geschieht, wie er die Sache versteht, ex officio.

Aber persönlich, nein, persönlich kann er sich nicht entschließen, eine Unwahrheit feierlich zu bekräftigen. „Kannst du mir die Hand darauf geben?“ „Nein, Herr Kanzleirat, das kann ich nicht.“

* * *

Gehe ich nun zu einer ganz andern Welt über, so wird mir gewiß jeder, der mit den Verhältnissen auch nur ein wenig vertraut ist, sofort zugeben, daß man einen Geistlichen im Privatgespräch (besonders wenn man ihn persönlich zu berühren versteht) leicht dazu bringen kann, daß er sich zu anderen als den von ihm offiziell vorgetragenen Ueberzeugungen bekennt oder doch sich persönlich zweifelnd über das äußert, was er ex officio „mit voller Ueberzeugung“ vorträgt. Und doch ist ja der Pfarrer eidlich verpflichtet; er hat einen Eid abgelegt, der garantieren soll, daß es seine Ueberzeugung sei, was er vorträgt! Ach ja, aber die eidliche Verpflichtung gehört in der Pfarrerswelt nun einmal mit zu dem Offiziellen — und dieses Offizielle muß einmal sein, damit man ein Amt bekommt.

Man legt seinen Eid offiziell ab und trägt offiziell vor, worauf man eidlich verpflichtet ist. „Aber sage mir aufrichtig, lieber Pastor P., willst du mir deine Hand darauf geben, daß es deine Ueberzeugung ist? Willst du mir das bei dem Gedächtnis deiner seligen Frau bekräftigen? Es liegt mir um meiner selbst willen, um meine Zweifel wo möglich los zu werden, so sehr viel daran, deine wahre Meinung zu erfahren!" „Nein, lieber Freund, das kann ich nicht; das darfst du nicht von mir verlangen."

Eine Vereidigung, die sollte doch unbedingt dafür garantieren, daß die Sache persönlich ist! Aber der Eid — der Eid, die Bedingung der Anstellung u. s. f.; führe uns nicht in Versuchung, o Gott! — der Eid ist vielleicht offiziell abgelegt. „Ist das aber wirklich deine Ueberzeugung, was du lehrst? Ich beschwöre dich bei dem Gedächtnis deiner verstorbenen Frau, daß du mir, um mir zu helfen, deine aufrichtige Meinung sagst!" „Nein, mein Freund, nein, das kann ich nicht!"

8.

Die neumodischen religiösen Garantien.

Einst, in längst entschwundenen Zeiten, verstand man die Sache so: wenn einer Lehrer des Christentums sein wollte, so verlangte man von ihm, daß sein Leben für das, was er lehrte, Garantie leistete.

Davon ist man nun längst abgekommen. Die Welt ist klüger und ernsthafter geworden; sie hat gelernt, das Persönliche als etwas Kleinliches und Krankhaftes zu verachten und allein das Objektive zu begehren. Jetzt verlangt man, daß das Leben des Lehrers dafür Gewähr leiste, daß alles, was er sagt, Phrase, dramatische Festrednerei, unterhaltendes Geschwätz, kurz, durchaus objektiv sei.

Einige Beispiele. Willst du davon reden, daß das Christentum (nämlich des Neuen Testaments) eine Vorliebe für das eheloſe Leben hat — und du bist selbst unverheiratet: mein Lieber, dann bist du nicht geeignet, darüber zu reden; die Gemeinde könnte ja glauben, daß es Ernst wäre, sie könnte unruhig werden oder sich beleidigt fühlen, daß du so, in so unpassender Weise, deine eigene Persönlichkeit mit ins Spiel bringst. Nein, da ist keine Aussicht vorhanden, daß du im Ernst und in einer die Gemeinde in Wahr-

heit zufriedenstellenden Weise von der Sache reden könntest. Hast du aber einmal erst deine erste Frau begraben und hast du mit der zweiten eine geraume Zeit gelebt: dann ist die Zeit gekommen, daß du vor der Gemeinde auftreten, lehren und „zeugen" kannst, das Christentum habe eine Vorliebe für das eheloſe Leben. Denn dann giebt dein Leben eine Gewähr dafür, daß es Geschwätz und Phrase ist, was du sagst, oder daß es „interessant" ist. Ja, und wie interessant! Denn wie die Ehe erst dann gegen alle Langeweile gesichert und interessant ist, wenn der Mann dem Weib, das Weib dem Mann nicht treu ist: so wird auch das Wahre erst dadurch interessant, ungeheuer interessant, daß man sich in gehobener Stimmung von ihm ergreifen, hinreißen, bezaubern läßt — aber natürlich das gerade Gegenteil davon thut und sich hinterlistig darin sicher machen läßt, daß es hiebei sein Bewenden hat.

Willst du davon reden, daß das Christentum Titel und Orden und andere Narrenpossen der Art verachten lehrt — und du besitzst selbst keinen Rang und Orden: — mein Lieber, dann ist das nichts für dich, davon zu reden. Die Gemeinde könnte ja glauben, es wäre Ernst, und könnte durch den Mangel an Bildung verletzt werden, der sich darin kundgiebt, daß du deine Persönlichkeit so in den Vordergrund stellst. Nein, warte, bis du selbst erst eine Reihe von Orden dir erworben hast, je mehr desto besser; warte, bis du selbst erst einen Schweif von Titeln hinter dir herschleppst, so daß du über der Menge von Titeln kaum mehr weißt, wie du heißest: dann ist es Zeit, hervorzutreten, zu predigen und zu „zeugen" — und du wirst unzweifelhaft die Gemeinde befriedigen. Denn nun giebt dein Leben eine Gewähr dafür, daß es sich nur um eine dramatische Belustigung handelt, um eine interessante Vormittagsunterhaltung.

Willst du davon reden, daß das Christentum in Armut verkündigt werden soll, daß das die wahre Verkündigung des Christentums ist — und du bist selbst buchstäblich ein armer Teufel: mein Lieber, dann bist du nicht geeignet, davon zu reden. Die Gemeinde könnte ja glauben, es wäre Ernst, sie könnte angst und bange werden, gänzlich aus der Stimmung kommen und sich äußerst unangenehm davon berührt fühlen, daß ihr die Armut so nahe zu Leibe rückte. Nein, schaffe dir erst eine fette Stelle an, und wenn du sie so lange gehabt hast, daß du nächstens auf eine noch fettere befördert werden mußt: dann ist die richtige Zeit gekommen, vor der Gemeinde aufzutreten, zu predigen und zu „zeugen" — und du wirst gewiß zu voller Befriedigung reden. Denn dein Leben giebt

dann eine Gewähr dafür, daß das Ganze auf einen Spaß hinausläuft, den sich ernsthafte Männer je zuweilen im Theater oder in der Kirche gestatten, durch den sie sich erfrischen und neue Kräfte sammeln — um Geld zu verdienen.

Auf diese Weise dient man Gott in den Kirchen! Und dann weinen diese Redner in Sammt und Seide, sie schluchzen, ihre Stimme versagt vor Thränen! O, wenn es so ist (und es ist so, Gott selbst sagt es), wenn Gott alle Thränen Leidender zählt und sammelt: dann wehe diesen Rednern, wenn Gott auch ihre Sonntagsthränen zählt und aufbewahrt! Ja, wehe uns allen, wenn Gott wirklich auf diese Sonntagsthränen achtet, besonders bei den Rednern, aber auch bei den Zuhörern! Denn wenn so ein Sonntagsredner zu seinen Zuhörern sagte: ich will alle die unnützen Thränen sammeln, die ihr in der Kirche vergossen habt, und mit ihnen werde ich am Tage des Gerichts als Ankläger vor euch hintreten — so hätte er ja gewiß recht, und diese Anrede würde sich auch rednerisch ohne Zweifel brillant ausnehmen, besonders wenn sie von Thränen und ersticktem Schluchzen unterstützt wäre; er hätte also sicher recht, dürfte aber darüber ja nicht vergessen, daß die eigenen dramatischen Thränen des Redners noch viel bedenklicher sind als die leichtsinnigen seiner Zuhörer.

9.

„Hütet euch vor denen, die gerne in langen Kleidern gehen!“

(Mc. 12, 38; Luc. 20, 46.)

15. Juni 55.

Da die „Wahrheitszeugen“ als rechte Wahrheitszeugen vermutlich für gut finden, anstatt öffentlich vor mir zu warnen, im Geheimen um so lebhafter gegen mich zu wirken: so will ich ihr Geschäft auf mich nehmen und laut, laut vor allem Volk *zeugen*: hütet euch vor den Geistlichen!

Vor allem hüte dich vor den Geistlichen! Denn dazu, daß man ein Christ sei (wenn man es anders so sein will, daß man im Gericht bestehen kann; und was hilft dir sonst deine Christlichkeit!), dazu gehört, daß man für die Lehre gelitten habe. Aber glaube mir, so wahr ich Sören Kierkegaard heiße, dazu bringst du

keinen offiziellen Pfarrer, daß er das sagt; denn natürlich: damit würde er sich selbst vernichten. Sowie das gesagt ist, daß das Leiden für die Lehre sogar ein Erfordernis des gemeinen Christen sei, so ist die ganze Maschinerie mit den 1000 Besoldungen und Beamten zerstört, diese 1000 Besoldungen sind verspielt. Deshalb bringst du keinen offiziellen Geistlichen dazu, daß er das sagt. Dagegen kannst du versichert sein, daß er aus aller Macht entgegenarbeiten und dich verhindern wird, auf solche Gedanken zu kommen, damit du hübsch bleibst, was er unter einem Christen versteht: ein Schaf, das sich willig scheren läßt, eine brauchbare Mittelmäßigkeit, vor der die Ewigkeit verschlossen bleibt.

Glaube mir nur; ich biete dir in meinem Leben die Garantie, die du verlangen kannst. Denn ich lasse mich ja durchaus nicht in endlichem Sinne mit dir ein, ich suche dich nicht an mich zu ziehen, um eine Partei zu stiften und dergleichen. Nein, ich thue bloß meine religiöse Pflicht; und in gewissem Sinne ist es mir, wenn ich nur sie gethan habe, gleichgültig, vollständig gleichgültig, ob du dem nachkommst, was ich sage, oder nicht.

* * *

Hütet euch vor denen, die in langen Kleidern gehen! Man braucht wohl nicht besonders zu sagen, daß Christus mit diesen Worten natürlich nicht die Kleidung der Betreffenden kritisieren will; denn dagegen, daß die Kleider lang sind, hat Christus gewiß nichts einzuwenden. Hätte die Sitte den Geistlichen vorgeschrieben, kurze Kleider zu tragen, so hätte Christus gesagt: hütet euch vor denen, die in kurzen Kleidern gehen. Und soll ich auch noch die letzte Möglichkeit erschöpfen, um zu zeigen, daß es sich nicht um eine Kritik der Kleider handelt: hätte die Sitte von den Geistlichen verlangt, ohne Kleider zu gehen, so hätte Christus gesagt: hütet euch vor denen, die ohne Kleider gehen. Der Stand ist's, den er treffen will, weil er einen ganz andern Begriff von dem hat, Lehrer zu sein; und den Stand bezeichnet er nach seiner besonderen Tracht.

Hütet euch vor denen, die gerne in langen Kleidern gehen! Eine verwässernde Bibelerklärung wird sich sofort des Worts „gerne" bemächtigen und herausfinden, daß Christus nur auf einzelne im Stande zielte, auf diejenigen, die eine eitle Ehre darein setzten, in den langen Kleidern zu gehen u. s. f. Nein, mein lieber, langgekleideter Freund, das kannst du vielleicht Frauenzimmern und Kindern

von der Kanzel mit großer Feierlichkeit einbilden; das entspricht ja auch ganz dem Christusbild, das im Sonntagsdienst vorgestellt wird. Mir wirst du das aber nicht weis machen, und der Christus des Neuen Testaments redet nicht so. Er redet stets von dem ganzen Stande und kommt nicht mit dem nichtssagenden Geschwätz, daß es in ihm einige verdorbene Subjekte gebe; denn das gilt ja zu allen Zeiten von allen Ständen, und folglich wäre damit lediglich nichts gesagt. Nein, er faßt den Stand als ein Ganzes auf, sagt, daß der Stand als Ganzes demoralisiert ist, daß er als Ganzes auch die verderbliche Sitte hat, in langen Kleidern gehen zu wollen. Und dieses Urteil hat zum Grunde, daß der offizielle Geistliche gerade das Gegenteil von dem ist, was Christus unter einem Lehrer versteht. Denn der Lehrer nach Christi Sinn ist als solcher leidend; offizieller Geistlicher sein heißt aber im Genuß des Irdischen stehen und dabei noch raffinierter Weise für einen Repräsentanten Gottes gelten zu dürfen — und so ist es auch kein Wunder, daß sie gerne in langen Kleidern gehen; denn alle andern Stellungen im Leben werden nur mit Irdischem gelohnt, die offizielle Geistlichkeit aber nimmt sich zum Raffinement auch noch etwas von dem Himmlischen.

* * *

Also: an und für sich ist es völlig gleichgültig, ob der Stand lange oder kurze Kleider trägt. Die Sache ist vielmehr diese: sobald der Lehrer den Ornat bekommt, eine besondere Tracht, eine Standeskleidung, so hast du offiziellen Gottesdienst — und das will Christus nicht haben. Lange Kleider, prachtvolle Kirchenbauten u. s. w., alles dies hängt zusammen und bildet zusammen die menschliche Verfälschung des neutestamentlichen Christentums, die in schändlicher Weise den Umstand ausnützt, daß die Masse sich leider nur zu leicht von sinnlichen Eindrücken bethören läßt und darum (ganz gegen das Neue Testament) nach Sinneseindrücken über die Wahrheit des Christentums zu urteilen geneigt ist. Dies ist die menschliche Verfälschung des neutestamentlichen Christentums; und es verhält sich mit dem geistlichen Stand nicht wie mit anderen Ständen, daß an dem Stand selbst an und für sich nichts Böses ist: nein, ein „geistlicher Stand" ist, christlich betrachtet, an und für sich selbst vom Bösen, ist eine Demoralisation, ist ein Produkt menschlicher Selbstsucht, welche die Richtung, die Christus dem Christentum gab, geradezu umgekehrt hat.

Da nun aber einmal lange Kleider zur Amtstracht der Geistlichen geworden sind, so kann man auch versichert sein, daß das seinen Sinn hat. Ich glaube, daß man das Wesen oder Unwesen des offiziellen Christentums äußerst bezeichnend bestimmen kann, wenn man darauf achtet, was darin liegt.

Lange Kleider bringen unwillkürlich auf den Gedanken, daß man etwas zu verstecken habe; denn wenn dies der Fall ist, so sind lange Kleider äußerst zweckmäßig — und das offizielle Christentum hat außerordentlich viel zu verdecken. Denn es ist von A bis Z eine Unwahrheit, die am besten verdeckt wird — durch lange Kleider.

Und lange Kleider — das ist ja die Kleidung für Frauenzimmer. So wird man unwillkürlich auf den Gedanken geführt, der auch wirklich eine charakteristische Seite des offiziellen Christentums trifft: daß man es mit etwas Unmännlichem zu thun habe, das mit List, Unwahrheit und Lügen arbeitet. Das ist wiederum ganz bezeichnend für das offizielle Christentum. Da es selbst eine Unwahrheit ist, verbraucht es eine ungeheure Masse von Unwahrheit, um die Wahrheit zu verdecken und zu verdecken, daß es selbst Unwahrheit ist.

Das frauenzimmerhafte Wesen ist auch in anderer Beziehung bezeichnend für das offizielle Christentum. Das Weib will — und thut doch spröde; es ist, ohne es selbst zu wissen, kokett. Dem entspricht bei dem offiziellen Christentum vollkommen, daß man das Irdische und Zeitliche so gerne will, aber doch Schanden und Ehren halber thut, als ob man es nicht wollte; daß man ganz gewiß nichts hinausläßt, aber doch nur verdeckt nach dem Irdischen strebt. Denn man muß — das erfordert der Anstand — man muß niedergeschmettert und ohnmächtig werden, wenn man die hohen und fetten Pfründen einnehmen soll. Sie sind einem so ganz zuwider, daß man sie nur aus Pflichtgefühl, einzig und allein nur aus Pflichtgefühl übernimmt, nachdem man (leider vergebens) auf den Knieen zu Gott geseufzt hat, er möchte doch dieses Kreuz, diesen bittern Kelch von einem nehmen — — und doch würde man vielleicht in eine bitterböse Verlegenheit kommen, wenn die Regierung davon entbinden würde, den bittern Kelch zu trinken.

Endlich: es ist ja etwas Zweideutiges um Männer in Frauenkleidern. Man möchte fast sagen, das sei gegen die Polizeiordnung, welche Männern verbietet, in Frauenkleidern zu gehen, und umgekehrt. Jedenfalls aber ist etwas Zweideutiges darin — und Zweideutigkeit, das ist eben der bezeichnendste Ausdruck für das Wesen

des offiziellen Christentums. Er bezeichnet am schärfsten die Veränderung, die im Lauf der Zeit mit dem Christentum des Neuen Testaments vorgegangen ist: die Einfalt, das Eindeutige ist — vermutlich durch eine steigende Vervollkommnung! — zu etwas mehr geworden, zum Zweideutigen.

* * *

Hütet euch darum vor denen, die gerne in langen Kleidern gehen! Nach Christus (der doch, da er selbst der Weg ist, am besten über den Weg Bescheid wissen mußte) ist die Pforte eng, der Weg schmal — und wenig ist ihrer, die ihn finden. Was vielleicht am allermeisten bewirkt hat, daß die Anzahl dieser Wenigen so gar klein und im Lauf der Jahrhunderte verhältnismäßig immer geringer geworden ist, das ist die ungeheure Sinnestäuschung, welche durch das offizielle Christentum eingetreten ist. Verfolgung, Mißhandlung, Blutvergießen hat durchaus nicht in dieser Weise geschadet, nein, das hat genützt, unberechenbaren Nutzen gestiftet im Vergleich mit diesem Grundschaden: einem offiziellen Christentum, das darauf berechnet ist, der menschlichen Bequemlichkeit und Mittelmäßigkeit zu Hilfe zu kommen, indem es den Menschen einbildet, daß Bequemlichkeit und Mittelmäßigkeit und Lebensgenuß Christentum sei. Man schaffe das offizielle Christentum ab und lasse eine Verfolgung kommen: im selben Augenblick ist das Christentum wieder da.

Der Augenblick.

№ 6.

23. Auguſt 1855. S. Kierkegaard.

1.

Kurz und ſpitz.

I.

Das Chriſtentum läßt ſich vervollkommnen; es geht voran; und nun, nun hat man die Vollkommenheit erreicht. Was als Ideal erſtrebt, was aber ſelbſt in der erſten Zeit nur annähernd erreicht wurde: daß die Chriſten ein Volk von Prieſtern ſeien — das iſt nun vollkommen erreicht, beſonders im Proteſtantismus, beſonders in Dänemark.

Wenn nämlich der Prieſter das iſt, was wir darunter verſtehen — ja, dann ſind wir alle Prieſter!

II.

Die Kanzel der prachtvollen Domkirche beſteigt der hochwohlgeborene, hochwürdige geheime General-Ober-Hof-Prädikant, der auserwählte Liebling der vornehmen Welt; er tritt auf die Kanzel vor einem auserwählten Kreis auserwählter Perſonen und predigt gerührt über den von ihm ſelbſt ausgewählten Text: „Das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt“ — und da iſt niemand, der lacht.

III.

Wenn ein Mann Zahnweh hat, ſagt die Welt: „armer Mann“; wenn einem Mann ſeine Frau untreu wird, ſagt die Welt: „armer

Mann"; wenn ein Mann in Geldverlegenheit ist, sagt die Welt: „armer Mann". — Wenn es Gott gefällt, in geringer Knechtsgestalt in dieser Welt zu leiden, so sagt die Welt: „armer Mensch"; wenn ein Apostel bei seinem göttlichen Auftrag die Ehre hat, für die Wahrheit zu leiden, sagt die Welt; „armer Mensch". Arme Welt!

IV.

„Hatte der Apostel Paulus ein Amt?" Nein, Paulus hatte kein Amt. „Verdiente er dann auf andere Weise viel Geld?" Nein, er verdiente auf keine Weise Geld. „So war er doch wenigstens verheiratet?" Nein, er war nicht verheiratet. „Dann ist ja Paulus gar kein ernsthafter Mann!" Nein, Paulus ist kein ernsthafter Mann.

V.

Als ein schwedischer Pfarrer sah, wie seine Zuhörer über seiner Rede in Thränen zerflossen, soll er ihnen folgende beruhigenden Worte zugerufen haben: „Weinet nicht, Kinder, das könnte alles miteinander gelogen sein!"

Warum sagt das der Pfarrer jetzt nicht mehr? Es ist nicht mehr nötig; wir wissen es alle schon — wir sind ja alle Priester.

Aber deshalb können wir ja wohl weinen, und es müssen weder seine noch unsere Thränen deshalb gerade heuchlerisch sein. Nein, so wohlgemeint und wahr — wie im Theater.

VI.

Als sich das Heidentum zersetzte, gab es auch Geistliche, Auguren genannt. Von diesen wird erzählt, daß der eine Augur den andern nicht ansehen konnte, ohne zu lachen.

In der Christenheit kann bald niemand mehr einen Geistlichen sehen und bald überhaupt kein Mensch mehr den anderen ansehen, ohne zu lachen — aber wir sind ja auch alle Priester.

VII.

Ist's eine und dieselbe Lehre, wenn Christus zu dem reichen Jüngling sagt: „Verkaufe alles, was du hast — und gieb 's den Armen!" —

und wenn der Pfarrer sagt: „Verkaufe alles, was du hast und — gieb es mir!"

VIII.

Das Genie ist wie das Donnerwetter: es geht gegen den Wind, schreckt die Menschen, reinigt die Luft.

Das Bestehende hat verschiedene Blitzableiter erfunden.

Und es gelingt ihm. Ja, gewiß gelingt es ihm; es gelingt ihm, das nächste Donnerwetter desto ernstlicher zu machen.

IX.

Man kann nicht von Nichts leben. Das hört man so oft, besonders von Pfarrern.

Und gerade die Pfarrer bringen das Kunststück fertig: das Christentum ist gar nicht da — und doch leben sie davon.

2.

Wieweit wir abgekommen sind!

und damit nochmals:

Von der eigentlichen Schwierigkeit, womit ich zu kämpfen habe.

Mein lieber Leser! Damit du darauf aufmerksam wirst, wo wir, christlich genommen, stehen; damit du ermessen kannst, wieweit wir vom neutestamentlichen und ursprünglichen Christentum abgekommen sind: dazu mögen zwei Männer behilflich sein, die je in besonderer Weise für Vertreter des wahren Christentums gelten und die allgemein bekannt sind.

Nehmen wir zuerst Bischof Mynster; er galt ja so ziemlich im ganzen Lande als Vertreter wahren christlichen Ernstes, wahrer christlicher Weisheit.

Doch verhielt es sich mit Bischof Mynster so: sein ganzer Ernst reichte nicht weiter als bis zu dem Gedanken: auf eine menschlich zulässige und redliche, oder wohl auch auf eine menschlich ehrenvolle Weise glücklich und wohl durch dieses Leben zu kommen.

Allein diese Lebensanschauung ist durchaus nicht das Christentum des Neuen Testaments, nicht die Lebensanschauung des ursprünglichen Christentums. Das ursprüngliche Christentum liegt wesentlich so im Kampf mit dieser Welt, daß es nicht im Auge hat, wie man

glücklich und wohl durch diese Welt hindurchschlüpfe, vielmehr darauf denkt, aus vollem Ernst mit dieser Welt zusammenzustoßen, um nach solchem Kampf und Leiden im Gericht zu bestehen, allwo der Richter (den man nach dem Neuen Testament nur durch Haß gegen diese Welt und gegen sein eigenes Leben in dieser Welt lieben kann) darüber richten wird, ob man seinen Willen erfüllt hat.

Die Mynster'sche und die christliche Lebensanschauung sind also um eine ganze Welt, ja himmelweit von einander verschieden. Jene ist eigentlich epikuräisch, auf Lebensgenuß und Lebenslust ausgehend, diesseitig; die christliche ist Begeisterung für Leiden und für Sterben, jenseitig. Ja, die beiden sind so verschieden von einander, daß die christliche dem Bischof Mynster als eine Art Narrheit vorkommen müßte, wenn nämlich mit ihr Ernst gemacht und sie nicht bloß zuweilen, wenn es hochkommt, in einer stillen Stunde vorgetragen werden sollte.

Miß nun ab, und du wirst sehen, daß die Mynster'sche Anschauung, die du als christlichen Ernst und christliche Weisheit zu bezeichnen pflegst, christlich gemessen Lauheit, Indifferentismus ist. Denn der Unterschied ist ja kein anderer als der: ob man auf Tod und Leben mit dieser Welt streiten, um keinen Preis mit dieser Welt Freundschaft haben will (das fordert das Christentum), oder ob man glücklich und wohl durch diese Welt durchschlüpfen und höchstens dafür ein wenig streiten will, daß man glücklich und wohl durchschlüpfen kann.

Nimm sodann den Pastor Grundtvig. Er gilt ja für „eine Art Apostel", für einen Vertreter der Begeisterung, des Glaubensmuts, der für eine Ueberzeugung kämpft.

Sehen wir nun genauer nach. Das Höchste, was er sich erkämpfen wollte, ist, seiner Anschauung vom Wesen des Christentums für sich selbst und mit seinen Anhängern frei Ausdruck geben zu dürfen. Darum wollte er das Joch der Staatskirche weg haben; es empörte ihn, daß man ihn durch Polizeigewalt in der freien Ausübung seiner Religion hindern wollte.

Gut. Hätte nun aber Grundtvig für sich und die Seinen seinen Zweck erreicht, so gedachte er also den ganzen ungeheuren Sinnesbetrug fortbestehen zu lassen, daß der Staat sich für „christlich" ausgiebt, die Leute sich einbilden, „Christen" zu sein, kurz, daß man Tag für Tag durch diese Verfälschung des Christentums eine Beleidigung, ein Majestätsverbrechen gegen Gott verschuldet. Hiegegen die Waffen zu kehren, wäre Grundtvig gewiß nie eingefallen. Nein,

das Höchste was er wollte, war Freiheit für sich und die Seinen, freie Ausübung des Christentums, wie er und die Seinen es verstehen — und dann gedachte er sich ruhig zu verhalten, beruhigt in diesem Leben seiner Familie anzugehören und im übrigen zu leben wie die, die doch wesentlich in dieser Welt heimisch sind, und seine Ruhe Toleranz gegen die andern, die andern — Christen zu nennen.

Denke nun an die Leidenschaft, die dem ursprünglichen Christentum innewohnt und ohne die es nie in die Welt hereingekommen wäre; lege einer jener Gestalten die Frage vor: darf sich ein Christ in der Weise beruhigen? „Abscheulich!“ würde sie antworten, „gräßlich! Wie sollte ein Christ, falls man ihn nur nach seinem Gefallen wandeln ließe, ruhig zu der täglichen Gotteslästerung schweigen, daß sich die Leute nach Millionen fälschlich für Christen ausgeben und Gott in einer Weise verehren, die ihn zum Narren macht? Wie sollte er dazu schweigen und nicht vielmehr augenblicklich — Gott zur Ehre — sich leidend unter diese Millionen hinein wagen, froh leidend für die Lehre!“ Denn wir wollen es doch nicht vergessen: das Christentum ist gewiß in einer Hinsicht die allerduldsamste Religion, sofern sie die Anwendung sinnlicher Macht wie sonst keine verabscheut; andererseits aber ist es auch die allerduldsamste, sofern seine wahren Bekenner in grenzenloser Hingebung durch eigene Leidenswilligkeit andere bezwingen, indem sie sich von ihnen mißhandeln und verfolgen lassen.

Wenn man diesen Maßstab anlegt, so ist leicht zu sehen, daß Grundtvig eigentlich nie für das Christentum gekämpft hat, sondern eigentlich nur um etwas Irdisches, um staatliche Freiheit für sich und seine Anhänger, und daß er nie mit christlicher Leidenschaft gekämpft hat. Nein, gegenüber der Leidenschaft des ursprünglichen Christentums ist die Begeisterung Grundtvigs Lauheit, Indifferentismus.

Aber beiden, Mynster und Grundtvig, ward zum Vorteil, daß sie in einer Zeit lebten, die vom ursprünglichen Christentum gar keine Ahnung hat. So konnten sie *verhältnismäßig* als Vertreter des Ernstes und der Weisheit, der Begeisterung und des Glaubensmuts gelten. Und das hat über ihren wahren Charakter getäuscht.

Steht es aber so, daß in einer gegebenen Zeit die zwei Hauptvertreter des Christentums, denen man Ernst und Weisheit, Begeisterung und Glaubensmut zuerkennt, am Maßstab des ursprünglichen Christentums gemessen gleichwohl der Lauheit, des Indifferen-

tismus beſchuldigt werden müſſen: ſo wirft das erſt das rechte Licht auf die ganze Zeit und auf die Schwierigkeit, mit der ich eigentlich zu kämpfen habe.

Die Schwierigkeit liegt darin, daß die ganze Zeit im tiefſten Indifferentismus verſunken, ohne alle Religion iſt, nicht einmal in der Verfaſſung iſt, Religion haben zu können.

Das Irreleitende iſt, daß man den Chriſtennamen trägt und daß man nicht darauf aufmerkſam iſt, was Indifferentismus eigentlich iſt oder worin gerade die greulichſte Art von Indifferentismus beſteht.

Unter Indifferentismus denkt man ſich eigentlich nur, daß einer gar keine Religion habe. Allein darin, mit entſchiedener, beſtimmter Entſchloſſenheit gar keine Religion zu haben, darin liegt bereits Leidenſchaftlichkeit, und dieſe Art von Indifferentismus iſt nicht die gefährlichſte: ſie findet ſich daher auch ſeltener.

Nein, die gefährlichſte Art von Indifferentismus und die ganz allgemeine iſt die, daß man eine beſtimmte Religion hat; dieſe iſt aber zu reinem Geſchwätz ausgewaſchen und verpfuſcht, ſo daß man dieſe Religion ohne alle Leidenſchaft haben kann. Das iſt die allergefährlichſte Art Indifferentismus; denn juſt mit dieſem Jux von Religion wähnt man ſich gegen den Vorwurf, man habe keine Religion, in jeder Hinſicht ſichergeſtellt.

Die Leidenſchaft, die Leidenſchaftlichkeit gehört weſentlich zu jeder Religion. Jede Religion hat daher, beſonders in Zeiten mit vorherrſchender Verſtändigkeit, nur ſehr wenig wahre Anhänger. Dagegen ſind es ſtets Tauſende, die ſo ein wenig aus der Religion entnehmen, es verwäſſern und verpfuſchen und ſodann ohne alle Leidenſchaft (d. h. irreligiös, d. h. indifferent) — ihre Religion haben. Das heißt: durch dieſe Sorte Religion ſind ſie, obwohl vollkommen indifferent, gegen den Vorwurf geſichert, als hätten ſie keine Religion.

Das iſt die Schwierigkeit, mit der ich zu kämpfen habe. Sie gleicht der Schwierigkeit, ein aufgelaufenes Schiff wieder loszubringen, wenn der Grund ringsum ſo lockerer Boden iſt, daß jeder eingetriebene Pfahl haltlos nachgiebt.

Was ich vor mir habe, iſt Indifferentismus, Indifferentismus der tiefſten, heilloſeſten und gefährlichſten Art. Es iſt eine Geſellſchaft, von der ein Apoſtel ſagen würde: „Das Chriſten! Die Chriſten! Die haben ja überhaupt keine Religion, ja, ſind nicht einmal in der Verfaſſung, Religion haben zu können!“ Eine Geſell-

schaft, von der Sokrates sagen würde: „sie sind gar keine Menschen, sondern entmenscht zum Publikum, oder entmenscht, weil sie nur noch Publikum sind!“

Allesamt sind sie Publikum. Ob eine Meinung an und für sich wahr ist, diese echt menschliche Frage beschäftigt niemand; wieviele diese Meinung teilen, das ist's, was sie beschäftigt. Aha! Die Zahl nämlich entscheidet, ob eine Meinung sinnliche Macht hat; und dies beschäftigt sie wiederum durch die Bank: die Einzelnen im Volk, — die es gar nicht mehr giebt; denn jeder Einzelne ist Publikum.

So wird es zuletzt eine Art Wollust, ähnlich der Wollust, die einst die Zuschauer bei Tiergefechten gehabt haben müssen, eine Art Wollust, als Publikum diesem Kampfe anzuwohnen: daß ein einzelner Mensch, der nur Geistesmacht hat und um keinen Preis andre Macht haben möchte, den Kampf für die Religion der Aufopferung aufnimmt gegen diese Riesenmacht von 1000 Geschäftspfarrern, die sich für Geist bedanken, dagegen der Regierung für Besoldung, Titel und Ritterkreuz, der Gemeinde für — das Opfer von Herzen dankbar sind.

Und weil der Zustand im ganzen dieser ist, der tiefste Indifferentismus, so wird es dem Einzelnen, der sich ein klein wenig darüber erhebt, nur allzu leicht gemacht, sich selbst wichtig zu werden, als hätte er Ernst, wäre ein Charakter u. s. f. — Da ist ein junger Mensch; die allgemeine Lauheit und Gleichgültigkeit entrüstet ihn; begeistert, wie er ist, will er seine Begeisterung auch ausdrücken: er wagt, — anonym sie zu äußern. Wohlmeinend, wie er gewiß ist und worüber man sich ja nur freuen kann, übersieht er vielleicht doch, daß das, was er thut, noch nicht viel heißen will, und läßt sich dadurch, daß es im Vergleich mit dem Gewöhnlichen doch wie etwas ist, vielleicht bethören. — Oder ist da ein Bürgersmann; er ist ein ernster Mann, empört über die Lauheit und Gleichgültigkeit, wie so viele sie zeigen, die von Religion am liebsten gar nichts hören. Er dagegen liest, schafft sich sofort an, was herauskommt, redet davon, eifert — daheim in seiner Stube: und es entgeht ihm vielleicht, daß solcher Ernst, christlich genommen, doch eigentlich nicht Ernst ist, daß er das nur ist im Vergleich mit einem Ernst, an dem sich, wer vorwärts kommen will, überhaupt nie messen sollte; denn vorwärts kommt nur, wer sich mit dem vergleicht, der ihm voraus ist.

„Ja, wenn du, o Gott, nicht die Allmacht wärest, die all-

mächtig zwingen kann, und nicht die Liebe wäreſt, die unwiderſtehlich rühren kann! . . . . Aber deine Liebe treibt mich; der Gedanke, daß man dich lieben darf, begeiſtert mich dazu, daß ich froh und dankbar das Los annehme, ein Opfer zu ſein, von einem Geſchlecht geopfert zu werden . . . ." Vergl. „Dies ſoll geſagt werden."

3.

Fürchte dich am allermeiſten davor, in einem Irrtum befangen zu ſein!

Das iſt ja des Sokrates Satz; er fürchtete am allermeiſten, in einem Irrtum befangen zu ſein.

Das Chriſtentum, das ja freilich in einer Beziehung den Menſchen lehrt, nicht ſich zu fürchten, auch vor denen nicht, die ihn töten können, — es lehrt in anderer Hinſicht doch eine noch größere Furcht als die des Sokrates: die Furcht vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle.

Doch erſt das Erſte: daß man auf das neuteſtamentliche Chriſtentum aufmerkſam werde; und hiezu will dir jene ſokratiſche Furcht verhelfen, die Furcht, vor allem nicht in einem Irrtum befangen zu ſein.

Haſt du dieſe Furcht nicht, oder (um nicht einen ſo hohen Ton anzuſchlagen): iſt es noch nicht ſo weit mit dir, daß du vor allem den Mut gewinnen willſt, um am allermeiſten zu fürchten, in einer Einbildung befangen zu ſein: ſo laß dich nie mit mir ein. Nein, dann bleibe bei den Geiſtlichen, laß dich von ihnen je eher je beſſer ganz davon überzeugen, daß ich nur närriſches Zeug rede (denn daß im Neuen Teſtament ſteht, was ich ſage, iſt ja ganz gleichgültig; wenn der Geiſtliche eidlich auf das Neue Teſtament verpflichtet iſt, ſo darfſt du ja ſicher ſein, daß von dem Inhalt des Neuen Teſtaments nichts verſchwiegen wird!) . . . . alſo bleibe bei den Geiſtlichen, ſuche dich mit aller Kraft darin recht zu befeſtigen, daß Biſchof Mynſter ein Wahrheitszeuge war, einer von den rechten, einer von der heiligen Kette, und Biſchof Martenſen dito dito, und jeder Pfarrer desgleichen, und das offizielle Chriſtentum die beſeligende Wahrheit; daß Chriſtus nur darum in den ſchrecklichſten Qualen, ſogar in Gottverlaſſenheit, am Kreuz ſeinen Geiſt aus-

hauchte, damit er in uns die Luſt erwecke, Zeit, Fleiß und Kraft auf klugen und geſchmackvollen Lebensgenuß anzuwenden; daß ſein Kommen in die Welt eigentlich den Zweck hatte, zur Erzeugung von Kindern aufzumuntern, daher es auch „unpaſſend iſt, wenn ein Unverheirateter Geiſtlicher iſt“, und daß ſeines Lebens unvergeßliche Bedeutung iſt, als ein wahrer Wohlthäter durch ſeinen Tod (des einen Tod, des andern Brot!) einen neuen Erwerbszweig aufgebracht zu haben, den der Geiſtlichen, der für einen der vorteilhafteſten anzuſehen iſt, wie er ja auch am meiſten Genoſſen zählt: Spediteure, Rheder, die gegen eine (im Verhältnis zur Wichtigkeit der Reiſe, zur Länge der Fahrt, zur Herrlichkeit der Endſtation und zur Dauer des Aufenthalts) faſt unglaublich billige Vergütung die Leute in die ewige Seligkeit befördern . . . . ein Geſchäft, das, einzig in ſeiner Art, vor der Verſchiffung nach Amerika, Auſtralien u. ſ. f. den unſchätzbaren Vorteil hat, daß von den Beförderten nie eine Nachricht einläuft und alſo der Kredit der Rhederei nie eine Schädigung zu fürchten hat.

Haſt du dagegen doch ſoviel Mut, um den Mut haben zu wollen, der am allermeiſten fürchtet, in einem Irrtum befangen zu ſein, ſo kannſt du auch inne werden, was es in Wahrheit heißt, ein Chriſt zu werden. Die Wahrheit nämlich iſt, daß ein Chriſt werden heißt, für dieſes Leben, menſchlich geredet, unglücklich werden; und zwar wirſt du (menſchlich geredet) für dieſes Leben um ſo unglücklicher werden, in dieſem Leben um ſo mehr zu leiden bekommen, je mehr du dich mit Gott einläſſeſt, je mehr er dich liebt.

Dieſer Gedanke wirft allerdings ein etwas ſtörendes Licht auf das lebensluſtige Geſchäft (das „neuteſtamentliche Chriſtentum“) der geſamten munteren, kinderzeugenden, karrieremachenden Prieſterzunft und beleuchtet blitzartig dieſes phantaſtiſche Blendwerk, dieſe Maskerade, dieſes Geſellſchaftsſpiel, dieſe Narretei mit — dem Quell aller Sinnestäuſchungen! — der „Chriſtenheit“, den chriſtlichen Staaten, Landen, einer chriſtlichen Welt. Eben darum iſt dieſer Gedanke aber auch für einen armen Menſchen furchtbar, ertötend, faſt übermenſchlich anſtrengend. Dies weiß ich aus doppelter Erfahrung. Erſtens kann ich den Gedanken eigentlich ſelbſt nicht aushalten und ſchaue darum dieſen wahren, chriſtlichen Begriff des Chriſten*) nur ahnend von ferne, indem ich meinerſeits meine Leiden

*) Ebendarum heiße ich mich auch noch nicht einen Chriſten, nein, ich bin noch weit zurück. Eins aber habe ich vor dem ganzen offiziellen Chriſtentum

mit Hilfe eines weit leichteren Gedankens ertrage, eines nicht im höchſten Sinn chriſtlichen, ſondern jüdiſchen Gedankens: daß ich nämlich für meine Sündenſchuld leide. Zweitens mußte ich durch meine eigenen Lebensverhältniſſe erſt in ganz beſonderer Weiſe darauf aufmerkſam gemacht werden; ohne das wäre ich nie aufmerkſam geworden und hätte noch weniger den Druck dieſes Gedankens ertragen können; allein es wurde mir, wie geſagt, durch meine eigenen Lebensverhältniſſe dazu verholfen.

Dieſe meine eigenen Lebensverhältniſſe waren meine Vorkenntniſſe. Als ich mich nun im Laufe der Jahre ſo nach und nach entwickelte, wurde ich mit ihrer Hilfe mehr und mehr aufmerkſam auf das Chriſtentum und wie man Chriſt wird. Was heißt es nämlich nach dem Neuen Teſtament, Chriſt zu werden? wozu die immer wiederkehrende Warnung, ſich nicht zu ärgern? woher die ſchrecklichen Kolliſionen (daß man Vater, Mutter, Weib und Kind u. ſ. f. haßt), in denen das Neue Teſtament lebt und webt? Sollte nicht beides den Grund haben, daß das Chriſtentum ſehr wohl weiß, ein Chriſt werden bedeute, menſchlich geredet, für dieſes Leben unglücklich zu werden, doch ſelig durch die Erwartung einer ewigen Seligkeit? Denn was begreift, von Gott geliebt zu ſein, nach dem Neuen Teſtament anderes in ſich, als daß man, menſchlich geredet, für dieſes Leben unglücklich wird, doch ſelig durch die Erwartung einer ewigen Seligkeit? Anders kann, nach dem Neuen Teſtament, Gott, der Geiſt iſt, einen Menſchen nicht lieben; er macht dich unglücklich, thut es aber aus Liebe — ſelig, wer ſich nicht ärgert! Und was heißt nach dem Neuen Teſtament Liebe zu Gott anderes als für dieſes Leben, menſchlich geredet, unglücklich werden zu wollen, doch ſelig durch die Erwartung einer ewigen Seligkeit? Anders kann ein Menſch Gott, der Geiſt iſt, nicht lieben. Und hieraus allein ſchon kannſt du erſehen, daß das neuteſtamentliche Chriſtentum gar nicht da iſt, daß das bißchen Religioſität hier zu Lande höchſtens Judentum iſt.

(das zudem eidlich auf das Neue Teſtament verpflichtet iſt) voraus: ich gebe der Wahrheit gemäß an, was Chriſtentum iſt, erlaube mir alſo nicht das Chriſtentum zu fälſchen, und ebenſo gebe ich der Wahrheit gemäß an, wie ich mich zum Chriſtentum verhalte, nehme alſo nicht daran Teil, das Chriſtentum zu fälſchen, um dadurch Millionen Chriſten zu gewinnen.

4.

Wir, die „Christenheit“, können uns Christi Verheißungen gar nicht zueignen; denn wir, die „Christenheit“, stehen nicht da, wo ein Christ nach der Forderung Christi und des Neuen Testaments stehen soll.

Denke dir, ein mächtiger Geist hätte einigen Menschen seinen Schutz zugesagt, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich an einem bestimmten Orte einfänden, der nur mit Gefahr zu betreten wäre. Gesetzt nun, diese Menschen stellten sich an diesem Orte nicht ein, gingen vielmehr heim in ihre Wohnungen und rühmten es in begeisterten Worten unter einander, daß der Geist ihnen seinen mächtigen Schutz, durch den sie gegen jeglichen Schaden gesichert wären, zugesagt habe: so ist das doch lächerlich!

So ist's mit der Christenheit. Christus und das Neue Testament versteht unter dem Glauben etwas ganz Bestimmtes; glauben heißt, sich so entscheidend, als es für einen Menschen immer möglich ist, hinauszuwagen, brechend mit allem, was ein Mensch von Natur liebt, um sein Leben dadurch zu retten, daß er mit allem bricht, worin ein Mensch von Natur lebt. Denen aber, die glauben, wird auch Beistand wider alle Gefahren verheißen.

Wir aber in der „Christenheit“, wir spielen „Glaube“ und spielen „Christsein“. Wir sind so weit als möglich davon entfernt, mit dem zu brechen, was der natürliche Mensch liebt, bleiben vielmehr daheim in unserem gemütlichen Heim, im Bereich der Endlichkeit — und schwatzen da mit einander über alle die Verheißungen des Neuen Testaments oder lassen uns von den Geistlichen darüber vorschwatzen, daß niemand uns schaden könne, daß die Pforten der Hölle uns, die Kirche nicht überwältigen werden u. s. f.

„Daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen sollen“: diese Worte aus dem Munde Christi sind in der letzten Zeit meiner Behauptung, das Christentum sei gar nicht da, wiederholt entgegengehalten worden.

Hierauf ist meine Antwort: jene Verheißung hilft uns nicht das allermindeste; denn das Geschwätz, worin wir leben, als wären wir damit Christen, ist gar nicht das, was Christus und das Neue Testament darunter versteht, ein Christ zu sein.

Wage dich so entscheidend hinaus, daß du mit der ganzen Zeitlichkeit und Endlichkeit brichst, mit allem, worin und wofür sonst ein Mensch lebt; wage dich so entscheidend hinaus, um Christ zu werden:

so wirst du erstens (das ist die Lehre des Christentums) dadurch in den Kampf mit dem Teufel und den höllischen Mächten kommen (was dieser putzigen Christenheit freilich entgeht); dann aber wird auch Gott, der Allmächtige, dich nicht fallen lassen, sondern dir wunderbar helfen, und — du darfst überzeugt sein: die Pforten der Hölle werden Christi Kirche nie überwältigen.

Aber die „Christenheit" ist gar nicht Christi Kirche; auch ich behaupte durchaus nicht, daß die Pforten der Hölle die Kirche Christi überwältigt haben. Nein, ich sage, die „Christenheit" ist ein Geschwätz, das sich an das Christentum fest angeklammert hat wie das Spinngewebe an eine Frucht, und das nun so gut ist, sich mit dem Christentum verwechseln zu wollen, wie wenn das Spinngewebe sich für die Frucht halten wollte, weil es ja nicht so selten der Frucht anhängt. Die Art Existenzen, wie sie die Millionen der Christenheit ausweisen, haben gar keine Beziehung zum Neuen Testament, sind eine Unwirklichkeit, die keinen Anspruch auf Christi Verheißung für die Gläubigen hat; ja, eine Unwirklichkeit, denn wahre Wirklichkeit ist nur da, wo ein Mensch in so entscheidendem Sinne gewagt hat, wie Christus es fordert, — und dann gelten ihm sofort auch die Verheißungen. Die „Christenheit" aber ist dieser ekelhafte Jux, voll und ganz in der Endlichkeit zu bleiben und dann — die Verheißungen des Christentums mitzunehmen.

Wäre die Kontrolle nicht so leicht, so würden diese Legionen Christen oder die Pfaffen, die ihnen vorschwatzen, vermutlich auch den Anspruch erheben, die Christen können Wunder thun; denn Christus hat es ja den Gläubigen verheißen, er hat die Erde mit den Worten verlassen (Mrc. 16, 17. 18), daß denen, die da glauben, diese Zeichen folgen sollen: „In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird's besser mit ihnen werden." Ganz so verhält es sich aber auch mit der Verheißung, daß die Pforten der Hölle die Kirche Christi nicht überwältigen sollen; beides geht nur die an, die im Sinne des Neuen Testaments glauben, nicht aber den Priesterbetrug mit diesen Bataillonen von Christen, die man, wie zwischen Sonntagsjägern und wirklichen Jägern unterschieden wird, Sonntagschristen nennen kann. Derlei Geschöpfe nimmt nicht einmal der Satan auf's Korn; er sieht ja sehr gut, daß sie bereits dem Geschwätz zur Beute verfallen sind; insofern ist

es sogar lächerlich, wenn sie im Vertrauen auf Christi Verheißung sich vor den Pforten der Hölle sicher wähnen.

5.

Was sagt der Brand-Major?*)

Wenn einer eine „Sache" hat, etwas, das er im Ernste will — und es sind andere da, die es sich zur Aufgabe machen, ihm entgegen zu wirken, ihm hinderlich und schädlich zu sein, so muß er gegen diese seine Feinde seine Verhaltungsmaßregeln ergreifen: das merkt sofort jeder. Was aber nicht jeder sofort merkt, ist dies: daß es ein liebenswürdiges Wohlmeinen giebt, das vielleicht weit gefährlicher und wie darauf berechnet ist, daß es mit der Sache nie wahrer Ernst wird.

Wenn ein Mensch plötzlich krank wird, eilen flugs Wohlmeinende zu Hilfe; der eine schlägt das, der andere das vor; wollte man auf sie alle mit einander hören, so wäre dem Kranken der Tod gewiß; der wohlgemeinte Rat des einzelnen kann vielleicht schon bedenklich genug sein. Und auch wenn nichts von allem geschieht, weder was alle die Wohlmeinenden zusammen, noch was ein einzelner geraten hat: so ist ihre geschäftige, ratlose Anwesenheit vielleicht Schaden genug, sofern sie dem Arzt im Wege stehen.

So auch bei einer Feuersbrunst. Kaum hat man das Feuersignal gehört, so stürmt eine Menschenmasse zur Stätte hin, lauter gute, herzliche, teilnehmende, hilfsbereite Leute. Der eine hat eine Wassergelte, der andere einen Spülkübel, der dritte eine Pfeifenspritze u. s. f., lauter gute, herzliche, teilnehmende, hilfsbereite Leute, die so gerne mit beim Löschen wären.

Was sagt aber der Brandmajor? Der Brandmajor, er sagt — ja sonst ist der Brandmajor ein gar gemütlicher und gebildeter Mann; allein bei der Feuersbrunst hat er ein „böses Maul" — er sagt, oder richtiger, er brüllt hinaus: „fahrt zur Hölle mit samt euren Gelten und Pfeifenspritzen"! Und wenn dann diese Wohlmeinenden vielleicht beleidigt sind, das Benehmen gegen sie höchst unpassend finden und wenigstens mit Achtung behandelt sein wollen: was sagt dann der Brandmajor? Ja, der Brandmajor ist sonst ein

*) [Der Kommandant der Feuerwehr zu Kopenhagen.]

gar gemütlicher und gebildeter Mann, der jedem die ihm gebührende Achtung erweist; bei einer Feuersbrunst aber ist er etwas anders — er sagt: „Wo zum Teufel ist die Polizei!“ Und wenn dann einige Polizisten kommen, so sagt er zu ihnen: „Schafft mir diese verfluchten Leute mit ihren Gelten und Pfeifenspritzen auf die Seite, und gehen sie nicht gutwillig, so gebt ihnen einige in die Rippen, daß wir sie los werden — und beikommen können!“

Bei einer Feuersbrunst also ist die ganze Betrachtungsweise eine wesentlich andere als im stillen, täglichen Leben. Ein gutmütiges, ordentliches Wohlmeinen, durch das man sich im stillen Alltagsleben beliebt macht, trägt einem bei einer Feuersbrunst Grobheiten ein und schließlich einige in die Rippen.

Und das ist ganz in seiner Ordnung. Denn eine Feuersbrunst ist eine ernste Sache, und wo es immer wirklicher Ernst wird, reicht dieses liebenswürdige Wohlmeinen durchaus nicht mehr zu. Nein, der Ernst bringt ein ganz anderes Gesetz: Entweder — Oder; entweder bist du der, der hier im Ernst etwas thun kann und hier im Ernst etwas zu thun hat, oder wenn du der nicht bist, so ist der Ernst eben, daß du dich wegscherst. Willst du das nicht von selbst verstehen, so laß es dir vom Brandmajor durch die Polizei einbleuen, was du dir sehr wohl ersparen kannst, und was dich doch vielleicht etwas zum Ernst bringen kann, dem Ernst, der einer Feuersbrunst entspricht.

Wie bei einer Feuersbrunst, so ist es aber auch in geistigen Dingen. Wo es sich um Förderung einer „Sache“ handelt, um ein Unternehmen, das man durchdrücken, um eine Idee, die man anbringen soll, — und es kommt nun der, der eigentlich der Mann dazu ist, der Rechte, der im höheren Sinn das Kommando hat und haben soll, der den Ernst hat und der Sache den Ernst geben kann, welcher ihr in Wahrheit zukommt — man darf stets überzeugt sein, wenn er auf dem Plan erscheint, so findet er bereits eine gemütliche Schwätzgesellschaft vor, die voller „Ernst“ herumliegt und die Sache verpfuscht, indem sie ihr dienen, das Unternehmen fördern, die Idee anbringen will; eine Schwätzgesellschaft, die natürlich ihm allen Ernst abspricht, weil er mit ihr nicht — ernsthaft! — gemeinschaftliche Sache macht. Ich sage, wenn der Rechte kommt, wird er es so vorfinden; ich kann die Sache aber auch so wenden. Daß er der Rechte ist, wird eigentlich dadurch entschieden, wie er sich selbst im Verhältnis zu dieser Schwätzkompanie versteht. Meint er, sie seien es, die helfen sollen, und er müsse sich auf sie stützen, so ist er eo ipso nicht

der Rechte. Der Rechte sieht sofort, wie der Brandmajor, diese Schwätzkompanie müsse weg, ihre Anwesenheit und ihr Wirken sei der gefährlichste Beistand, den die Feuersbrunst bekommen könnte. In geistigen Dingen aber ist es nicht wie bei einem Brande, wo der Brandmajor nur zur Polizei zu sagen braucht: schafft mir die Menschen auf die Seite!

So ist es in allen geistigen Dingen, und so auch auf dem religiösen Gebiet. Man hat die Geschichte schon oft mit einem chemischen Prozeß verglichen. Richtig verstanden — wohlgemerkt, nur so! — kann das Bild recht bezeichnend sein. Man redet von einem Filtrierungsprozeß; das Wasser wird filtriert, setzt durch diesen Prozeß die unreinen Bestandteile ab. Ganz im entgegengesetzten Sinne ist die Geschichte ein Prozeß. Die Idee wird angebracht und geht nun in den geschichtlichen Prozeß ein. Dieser aber besteht leider nicht darin (lächerliche Annahme!), daß die Idee geläutert würde — sie ist nie reiner als bei ihrem ersten Auftreten; nein, er besteht darin, daß man Schritt für Schritt die Idee mehr und mehr verpfuscht, verfälscht, zum Geschwätz verwässert, abnutzt, so daß gerade das Gegenteil von Filtrierung stattfindet, indem man ihr die ursprünglich fehlenden, unreineren Bestandteile zuführt, bis endlich eine Reihe von Geschlechtern durch begeistertes Zusammenwirken und gegenseitige Lobhudelei es nach und nach soweit gebracht hat, daß die Idee ganz ausgegangen und ihr direktes Gegenteil nunmehr zur „Idee" erhoben ist, die das Produkt des geschichtlichen Prozesses sein soll, der die Idee läutert und veredelt.

Wenn dann endlich der Rechte kommt, der, vielleicht frühzeitig ausersehen und langsam dazu erzogen, im höchsten Sinne die Aufgabe hat, Licht in die Sache bringen, diese Wildnis, die Brutstätte alles Geschwätzes, aller Sinnestäuschungen, aller Gaunerstreiche, in Brand zu setzen, — wenn er kommt, so wird er stets eine Schwätzkompanie vorfinden, die in gemütlicher Herzlichkeit schon so der Meinung ist, man sei auf falschem Wege und müsse etwas thun, oder die sich darauf eingerichtet hat, davon zu schwatzen, daß man auf ganz falschem Wege sei, und mit dem Geschwätze sich selbst wichtig zu werden. Sieht er, der Rechte, eine Sekunde fehl und meint er, diese Kompanie müsse helfen: so ist er eo ipso nicht der Rechte. Greift er fehl und läßt sich mit dieser Kompanie ein: so läßt ihn die Vorsehung augenblicklich als unbrauchbar fallen. Vielmehr, wie der Brandmajor sofort sieht, daß die Kompanie weg muß, die den Brand so wohlmeinend mit Gelten und Pfeifenspritzen

löſchen will: ſo ſieht er, der Rechte, mit einem halben Auge, daß dieſe Kompanie weg muß, die hier, wo es ſich nicht um das Löſchen, ſondern gerade um das Anlegen eines Feuers handelt, wohlmeinend mit einem Schwefelhölzchen ohne Schwefel oder mit einem feuchten Fidibus helfen will; er ſieht, daß er mit dieſer Kompanie nicht das mindeſte zu thun haben darf, daß er ſo grob als möglich gegen ſie ſein muß, ſo wenig er das vielleicht ſonſt iſt. Allein es gilt alles, dieſe Kompanie los zu werden; denn mit all ihrer herzlichen Teilnahme wirkt ſie doch nichts, als daß der eigentliche Ernſt der Sache verloren geht. Natürlich wird dann die Kompanie gegen ihn raſen, gegen dieſen ſchrecklichen Hochmut u. ſ. f. Das darf ihn nicht irre machen. Ueberall, wo es in Wahrheit Ernſt werden ſoll, gilt Entweder—Oder als einziges Geſetz: entweder habe ich wirklich im Ernſt mit der Sache zu thun, bin dazu berufen und unbedingt willig zu entſcheidendem Wagen; oder, wenn das nicht mein Fall iſt, ſo iſt das der Ernſt, daß ich mich damit gar nicht befaſſe. Nichts iſt abſcheulicher, niederträchtiger, nichts wirkt verräteriſcher und demoraliſierender als eben das, daß man in einer Sache, wo es heißt: aut-aut, aut Cäsar aut nihil, ſo ein wenig mit dabei ſein will, um dann ſo herzlich kleinlich davon zu ſchwatzen und dann mit dieſem Geſchwätz ſich aufzuſchmücken: man war doch nicht ſo gleichgültig, mit der ganzen Angelegenheit ſich gar nicht zu befaſſen! — ſich aufzuſchmücken und dem wirklich Berufenen ſeine Aufgabe zu erſchweren.

6.

Kurze Bemerkungen.

I.

Die Bibelerklärung der Mittelmäßigkeit

erklärt und erklärt Chriſti Worte ſo lange, bis ſie ihr Eigenes, das Geiſtloſe (Triviale) aus ihnen herausbekommt — und nun, da ſie alle Schwierigkeiten entfernt hat, iſt ſie beruhigt und beruft ſich auf Chriſti Wort!

Es entgeht der Mittelmäßigkeit ganz, daß hiedurch eine neue Schwierigkeit geſchaffen wird, die Schwierigkeit, die wohl zum Lächerlichſten gehört, das ſich denken läßt: daß ſich nämlich Gott habe gebären laſſen, daß „die Wahrheit“ zur Welt gekommen ſei —

um triviale Bemerkungen zu machen; und eine weitere neue Schwierigkeit: wie man es dann erklärt, daß Christus gekreuzigt werden konnte. Denn in dieser Welt der Trivialität pflegen triviale Bemerkungen doch nicht mit dem Tode bestraft zu werden, so daß also Christi Kreuzigung zugleich unerklärlich und lächerlich wird, da es lächerlich ist, für triviale Bemerkungen gekreuzigt zu werden.

II.

Das Theater — die Kirche.

Der Unterschied zwischen Theater und Kirche ist wesentlich der, daß das Theater ehrlich und redlich sich für das ausgiebt, was es ist; die Kirche dagegen ein Theater ist, das, unredlich, auf alle Weise zu verdecken sucht, was es eigentlich ist.

Ein Beispiel. Auf dem Theaterzettel ist immer einfach angemerkt: Das Entree wird nicht zurückbezahlt. Ihrer Heiligkeit, der Kirche, wäre es ein entsetzlicher Anstoß, ein schweres Aergernis, wenn sie eine derartige Bemerkung über der Kirchthüre anschlagen oder der sonntäglichen Predigerliste beifügen sollte. Doch davor verspürt die Kirche kein Entsetzen, daß sie vielleicht noch strenger als das Theater darauf hält, kein Geld zurückzugeben.

Es ist daher ein Glück, daß die Kirche das Theater neben sich hat; denn das Theater ist ein Schalk, wirklich eine Art Wahrheitszeuge, der das Geheimnis verrät: was nämlich das Theater offen sagt, das thut die Kirche verstohlen.

III.

Gott — die Welt.

Wenn zwei Menschen Nüsse miteinander verzehrten und der eine nichts als die Schale wollte, der andere nur den Kern, so müßte man von ihnen sagen, sie passen gut zu einander. So passen Gott und Welt auch wohl zusammen. Was die Welt tadelt, wegwirft, verachtet: die Geopferten, die Kerne, eben darauf setzt Gott einen unendlichen Wert und sammelt es mit größerem Eifer als ihn je die Welt zeigt, auch wo sie am leidenschaftlichsten liebt.

Der Augenblick.

№ 7.

30. Auguſt 1855. S. Kierkegaard.

1.

Warum liebt „der Menſch“ vor allen „den Dichter?“

und

Warum iſt, geiſtlich betrachtet, gerade „der Dichter“ der Allergefährlichſte?

Antwort: eben darum iſt der Dichter, geiſtlich betrachtet, der Allergefährlichſte, weil der Menſch vor allen den Dichter liebt.

Und der Menſch liebt den Dichter darum vor allen, weil er ihm der Allergefährlichſte iſt. Denn das gehört ja oft mit zu einer Krankheit, daß der Kranke juſt das am heftigſten begehrt, am meiſten liebt, was ihm am ſchädlichſten iſt. Geiſtlich betrachtet iſt aber der Menſch in ſeinem natürlichen Zuſtand krank; er iſt in einem Irrtum, einer Selbſttäuſchung befangen, will daher am allerliebſten betrogen werden, um nicht allein in dem Irrtum verbleiben, ſondern in der Selbſttäuſchung ſich auch recht wohl fühlen zu dürfen. Und gerade der Dichter iſt ein Betrüger, der ihm dieſen Dienſt leiſtet; darum wird er vom Menſchen vor allen geliebt.

Der Dichter wendet ſich nur an die Einbildungskraft; er ſtellt das Gute, das Schöne, das Edle, das Wahre, das Erhabene, das

Uneigennützige, das Hochherzige u. s. f. stimmungsvoll dar im Abstand der Einbildung von der Wirklichkeit. Und wie reizend ist doch in diesem Abstand das Schöne, das Edle, das Uneigennützige, das Hochherzige u. s. f.! Würde es mir dagegen so nahe gerückt, daß es mich gleichsam zu seiner Verwirklichung zwingen wollte, weil es mir nicht durch einen Dichter dargestellt, sondern durch einen Charakter, einen Wahrheitszeugen, der es selbst verwirklichte, vorgehalten wurde: entsetzlich! Das wäre ja nicht zum Aushalten!

Es giebt in jedem Geschlecht nur sehr wenige, die so verhärtet und verderbt sind, daß sie das Gute, Edle u. s. f. rein weg haben wollten; es giebt aber auch in jedem Geschlecht nur sehr wenige von dem Ernste und der Redlichkeit, daß sie in Wahrheit das Gute, Edle u. s. f. zur Wirklichkeit machen wollten.

„Der Mensch" wünscht das Gute nicht soweit weg wie jene ersten Wenigen, aber auch nicht so nahe heran wie jene letzten Wenigen.

Hier findet der „Dichter" seine Stelle, das geliebte Schoßkind des Menschenherzens. Das ist er, was Wunder auch! Denn dieses Menschenherz hat unter andern Eigenschaften eine, die es selbst mit sich bringt, daß sie freilich seltener genannt wird: die feine Heuchelei. Und das kann eben der Dichter, er kann mit dem Menschen heucheln.

Was zum schrecklichsten Leiden wird, wenn es in die Wirklichkeit eingeführt wird, das weiß der Dichter behende in den feinsten Genuß zu verwandeln. Wirkliche Weltentsagung ist kein Spaß. Dagegen ist es ein feiner, feiner Genuß, bei gesichertem Besitz dieser Welt in einer „stillen Stunde" mit dem Dichter [in der Weltentsagung] zu schwärmen.

— — und durch diese Art Gottesdienst sind wir soweit gekommen, daß wir alle Christen sind. Das heißt: das Ganze mit der Christenheit, den christlichen Staaten und Ländern, einer christlichen Welt, einer Staatskirche, Volkskirche u. s. f. hat von der Wirklichkeit den Abstand der Einbildungskraft; es ist eine Einbildung und, christlich betrachtet, eine so verderbliche Einbildung, daß hier das Wort zutrifft: „Einbildung ist schlimmer als Pestilenz."

Das Christentum ist Weltentsagung. Das doziert der Professor und macht dann dieses Dozieren zu seiner Karriere, ohne jemals zu gestehen, daß das doch eigentlich nicht Christentum ist: ist *das* Christentum, wo bleibt die Weltentsagung? Nein, das ist nicht Christentum, sondern ein Dichterverhältnis [zum Christentum]. — Der Pfarrer predigt, er „zeugt" (ja, ich danke!), daß das Christen-

tum Entſagung iſt, und macht dann dieſes Predigen zu ſeinem Erwerbszweig, zu ſeiner Karriere; er geſteht nicht einmal ſelbſt zu, daß das doch eigentlich nicht Chriſtentum iſt. Wo bleibt dann aber die Entſagung? Iſt das nicht wieder ein rein dichteriſches Verhältnis [zum Chriſtentum]?

Der Dichter aber heuchelt mit dem Menſchen — und der Pfarrer iſt, wie wir nun ſahen, Dichter: ſo wird alſo der offizielle Gottesdienſt zur Heuchelei; und für dieſes hohe Gut ſcheut der Staat natürlich keine Koſten.

Die mildeſte Form nun, der Heuchelei zu entgehen, iſt, daß „der Pfarrer" das Geſtändnis macht, dies ſei doch eigentlich nicht Chriſtentum — ſonſt haben wir die Heuchelei.

Und darum iſt es nicht ganz richtig, was die Ueberſchrift ſagt, daß, geiſtlich betrachtet, der Dichter der Allergefährlichſte ſei. Der Dichter will ja nur Dichter ſein. *Weit gefährlicher iſt es, daß ein bloßer Dichter als „Pfarrer" ſich das Anſehen giebt, als wäre er etwas weit Ernſteres und Wahreres als ein Dichter, während er doch nur Dichter iſt. Das iſt Heuchelei in zweiter Potenz.* Darum bedurfte es eines Polizeitalents, hinter dieſe ganze Mummerei zu kommen; und das Mittel war, daß einer das Kind beim Namen nannte und von ſich ſelbſt bekannte, er ſei nur ein Dichter.

2.

Menſchenfiſcherei.

Es ſind Chriſti eigene Worte: „Folget mir nach, ſo will ich euch zu Menſchenfiſchern machen." Matth. 4, 19.

So gingen die Apoſtel hin.

„Doch was ſollte es mit den paar Menſchen wohl werden, die zudem Chriſti Wort dahin verſtanden, daß *ſie* geopfert werden ſollten, damit Menſchen gewonnen würden? Es iſt leicht zu ſehen: wäre es dabei geblieben, ſo wäre bei der Sache nichts herausgekommen. Das war Gottes Gedanke, vielleicht ein ſchöner Gedanke; aber — ja, ſoviel muß doch jeder praktiſche Mann zugeſtehen — Gott iſt nicht praktiſch. Oder läßt ſich etwas Verkehrteres denken als dieſe Art Fiſcherei, wobei das Fiſchen bedeutet, ein Opfer

zu werden, so daß hier also nicht der Fischer die Fische verspeist, sondern die Fische den Fischer? Und das soll fischen heißen? Das erinnert ja an Hamlet's wahnwitzige Bemerkung über Polonius, er sei beim Gastmahl, allein nicht um zu speisen, sondern um verspeist zu werden!"

Da nahm sich der Mensch der Sache Gottes an.

„Menschenfischerei! Was Christus darunter verstand, ist etwas ganz anderes, als was diese guten Apostel, allem Sprachgebrauch und aller Sprachanalogie zuwider, vollbrachten; denn in keiner Sprache heißt das ‚fischen'. Was er meinte und bezweckte, ist einfach die Eröffnung einer neuen Erwerbsquelle: der Menschenfischerei; d. h. daß man das Christentum so verkündige, daß es wirklich etwas zu fischen giebt."

Nun paß auf, nun sollst du sehen, daß etwas daraus wird!

Ja, meiner Treu, es wurde etwas daraus: „die bestehende Christenheit" mit Millionen, Millionen, Millionen von Christen.

Das Kunststück war ganz einfach. Wie sich eine Kompanie bildet, die in Heringsfischerei, eine andere, die in Kabliau- oder Walfischfang u. s. f. spekuliert: so wurde die Menschenfischerei von einer Aktiengesellschaft betrieben, die so und so viele Dividenden garantierte.

Und was kam dabei heraus? O, wenn du es nicht sonst schon gethan hast, so bewundere doch bei diesem Anlaß, was Menschen können! Der Erfolg war derart, daß eine ungeheure Menge Heringe, ich wollte sagen Menschen, Christen, gewonnen wurde und die Kompanie sich somit natürlich brillant stellte. Ja, es zeigte sich, daß die bestsituierte Heringskompanie sich entfernt nicht so herrlich rentierte, wie die Menschenfischerei. Und noch eins, ein Profit weiter, oder doch eine pikante Würze als Zugabe: daß nämlich keine Heringskompanie sich auf ein Schriftwort berufen darf, wenn sie die Schiffe zum Fang aussendet.

Die Menschenfischerei aber ist ein gottseliges Unternehmen; die Herren Interessenten in der Kompanie dürfen sich darauf berufen, daß sie das Wort der Schrift für sich haben. Denn Christus sagt ja selbst: „ich will euch zu Menschenfischern machen." Getrost gehen sie dem Gericht entgegen: „wir haben dein Wort befolgt, wir haben Menschen gefischt."

3.

Was man so einen Christen nennt.

Erstes Bild.

Da ist ein junger Mann — so stellen wir es uns vor; die Wirklichkeit weist zahlreiche Beispiele auf — da ist also ein junger Mann, sogar mit mehr als gewöhnlichen Gaben und Kenntnissen, eingeweiht in die Begebenheiten des öffentlichen Lebens, Politiker, und hat als solcher selbst schon eine Rolle gespielt.

Was Religion betrifft, so ist seine Religion die, daß er gar keine hat. An Gott zu denken, fällt ihm nie ein, die Kirche zu besuchen, eben so wenig, und daß er dies unterläßt, hat gewiß kein religiöses Motiv; daheim Gottes Wort zu lesen: damit fürchtete er sich fast lächerlich zu machen. Da es sich einmal so fügt, daß er durch die Verhältnisse veranlaßt wird, in einem etwas gefährlichen Fall sich über die Religion zu äußern, so wählt er den Ausweg, daß er der Wahrheit gemäß sagt: „ich habe in Sachen der Religion überhaupt keine Meinung; derlei hat mich nie beschäftigt."

Selbiger junge Mann, der kein religiöses Bedürfnis verspürt, verspürt dagegen ein Bedürfnis — Vater zu werden. Er verheiratet sich; nun hat er ein Kind; er ist — Kindsvater; und was geschieht?

Ja, unser junger Mann ist, wie man sagt, wegen dieses Kindes „im Verlag"; er wird genötigt, als — Kindsvater eine Religion zu haben. Und es ergiebt sich, daß er die evangelisch-lutherische Religion hat.

Wie kläglich, auf diese Weise Religion zu haben! Als Mann hat man keine Religion; wo es mit Gefahr verbunden sein könnte, auch nur eine Meinung über Religion zu haben, da hat man keine Religion: allein als — Kindsvater hat man (risum teneatis!) die christliche Religion, die just den ehelosen Stand empfiehlt.

So schickt man denn nach dem Geistlichen; die Hebamme rückt mit dem Kindlein an; eine junge Dame hält kokett das Häubchen, etliche junge Männer, die auch keine Religion haben, erweisen dem Vater den Dienst, als Gevatter die evangelisch-christliche Religion zu haben und die Bürgschaft für die christliche Erziehung des Kindes zu übernehmen; ein Geistlicher im seidenen Ornat sprengt mit Grazie dreimal Wasser über das süße kleine Wesen, trocknet sich dann graziös mit einem Handtuch die Hände — — —

und das wagt man unter dem Namen „christliche Taufe" Gott zu bieten. Die Taufe! Durch diese heilige Handlung wurde der

Heiland der Welt zu seinem Lebenswerk geweiht, und nach ihm die Jünger, Männer, die längst die Unterscheidungsjahre erreicht hatten und in gutem Alter waren und die nun, diesem Leben abgestorben (daher tauchten sie dreimal unter, zum Zeichen, daß sie zur Todesgemeinschaft mit Christo getauft wurden), gelobten, in dieser falschen und argen Welt als Geopferte leben zu wollen.

Doch die Geistlichen, diese heiligen Männer, verstehen sich auf ihr Geschäft nur zu wohl, und nicht minder verstehen sie, daß es um ihren Erwerb übel stünde, wenn der Mensch (wie das Christentum, wie jeder vernünftige Mensch unbedingt fordern muß) erst im mündigen Alter sich für die Religion, die er haben will, entscheiden dürfte. Und darum dringen diese heiligen Wahrheitszeugen in die Wochenzimmer ein und benutzen diesen zarten Augenblick, da die Mutter nach überstandenen Kindsnöten schwach und der Vater — in seinen Nöten ist. Und dann wagt man unter dem Namen der „christlichen Taufe" Gott eine Handlung, wie die beschriebene, zu bieten, — in die doch ein klein wenig Wahrheit hineingebracht werden könnte, wenn die junge Dame, statt sentimental über dem Kindlein das Häubchen zu halten, dem Vater desselben zum Spott eine Nachtmütze über den Kopf hielte. Denn in der Weise Religion zu haben, ist, geistlich betrachtet, ein klägliches Possenspiel. Man hat keine Religion; allein auf Grund der Umstände: weil nämlich zuerst die Mutter in Umstände kam und infolge davon der Vater wiederum in Umstände kam, hat man auf Grund der Umstände mit dem kleinen, süßen Herzchen — auf Grund dessen hat man die evangelisch-lutherische Religion.

Zweites Bild.

Da ist ein Geschäftsmann. Sein Grundsatz lautet: jeder ist Dieb in seinem Handwerk. „Es ist unmöglich", sagt er, „in dieser Welt durchzukommen, wenn man es nicht treibt, wie die andern Geschäftsleute auch, die alle dem Grundsatz huldigen: jeder ist Dieb in seinem Handwerk."

Die Religion anlangend, so ist seine Religion eigentlich die, daß jeder in seinem Geschäfte Dieb ist. Uebrigens hat er auch eine Religion; und nach seiner Meinung muß jeder Geschäftsmann Religion haben. „Ein Geschäftsmann", sagt er, „dürfte, wenn er auch keine Religion hätte, das sich nie merken lassen, denn das könnte ihm leicht schaden, möglicherweise seine Ehrlichkeit in Frage

ſtellen; am beſten hat ein Geſchäftsmann die im Lande herrſchende Religion.“ Das letztere betreffend weiſt er auf die Juden hin, die in dem Rufe ſtehen, ſie betrügen mehr als die Chriſten, — was er durchaus beſtreitet. Er behauptet, die Chriſten prellen gerade ſo gut wie die Juden; aber dieſen ſchadet es, daß ſie nicht die im Lande herrſchende Religion haben. Was das erſte, den Vorteil betrifft, den die Religion abwirft, daß ſie es erleichtere, ſeinen Schnitt zu machen — ſo beruft er ſich hierin auf das, was man von den Geiſtlichen lernt. Er behauptet, juſt durch die Religion, der ſie ſo nahe ſtehen, können die Geiſtlichen leichter betrügen, als irgend ein anderer Stand; wenn es ſich machen ließe, wollte er ſich's gerne ein ſchönes Stück Geld koſten laſſen, um die Ordination zu empfangen, da ſich dieſe glänzend bezahlen würde.

Zwei bis viermal im Jahre ſteckt ſich dieſer Mann in ſein Feſtgewand — und geht zum Tiſch des Herrn. Da tritt ſo ein geiſtlicher Herr auf, ein Geiſtlicher, der (wie das Männlein, das, ſowie man auf die Feder drückt, aus einer Tabaksdoſe heraus-ſpringt) ſofort die Aufwartung macht, wie man ihm „einen blauen Zettel“ zeigt. Und darauf erfolgt feierlich die heilige Handlung, wovon ſodann der Geſchäftsmann, oder richtiger die beiden Ge-ſchäftsleute (der Geiſtliche und der Bürger) ſich heimwärts wenden zu ihrer gewohnten Lebensweiſe, nur daß man von dem einen, dem Geiſtlichen, nicht ſagen kann, er kehre zu ſeiner gewohnten Lebens-weiſe zurück; er hatte dieſe ja nicht verlaſſen, war vielmehr eben in ſeinem Geſchäfte thätig geweſen.

Und das wagt man Gott zu bieten unter dem Namen des heiligen Abendmahls, der Gemeinſchaft des Leibes und Blutes Chriſti!

Das Sakrament des heiligen Abendmahls! Beim heiligen Abendmahl hatte Chriſtus, von Ewigkeit ſelbſt zum Opfer geweiht, ſich zum letztenmal vor ſeinem Tode mit ſeinen Jüngern zuſammen-gefunden, um auch ſie (falls ſie in Wahrheit ihm nachfolgten) zum Tode oder zum wahrſcheinlichen Tode zu weihen. Darum liegt bei all ihrer Feierlichkeit doch ſoviel erſchütternde Wahrheit in den Worten von ſeinem Leib und Blut, von dieſem Blutbund, worin das Opfer ſich zuſammenſchließt mit ſeinem Häuflein treuer — Blutzeugen, die ſie wohl werden wollten.

Und nunmehr iſt die ganze Feierlichkeit die, daß man nach wie vor durchaus weltlich lebt — und ſo eine Zeremonie feiert. Aber die Geiſtlichen hüten ſich aus guten Gründen wohl, die Menſchen

darüber aufzuklären, was das Abendmahl nach dem Neuen Testament ist und als Pflicht auferlegt. Ihr ganzes Gewerbe gründet sich darauf, von dem zu leben, daß andere geopfert werden; Opfer zu nehmen, das ist ihr Christentum. Den Vorschlag, sie möchten sich selbst zum Opfer darbringen, würden sie für „eine sonderbare und höchst unchristliche Zumutung" halten, die mit der gesunden Lehre des Neuen Testaments in striktem Widerspruch stünde; und das würden sie wohl mit einem so kolossalen Aufwand von Gelehrsamkeit beweisen, daß keines einzelnen Menschen Lebenszeit hinreichen würde, das alles durchzustudieren.

4.

„Zuerst Gottes Reich."

Eine Art Novelle.

Cand. theol. Ludwig Fromm — er sucht. Und wenn man hört, es sei ein „theologischer" Kandidat, der suche, so bedarf es keiner lebhaften Einbildungskraft, um zu verstehen, was er sucht: natürlich Gottes Reich, das man ja zuerst suchen soll.

Nein, das ist es doch nicht; was er sucht, ist vielmehr eine staatliche Anstellung als Pfarrer; auch ist, was ich mit einigen wenigen Strichen zeichnen will, zuerst gar mancherlei geschehen, bis er soweit war.

Zuerst ist er in das Gymnasium gegangen, von dem er sodann als reif entlassen wurde. Dann hat er zuerst zwei Examina und vier Jahre darauf zuerst das Dienstexamen gemacht.

Er ist also nunmehr theologischer Kandidat; und man möchte vielleicht meinen, nachdem er zuerst dies alles zurückgelegt, werde er endlich soweit sein, um für das Christentum zu wirken. Ja, er kann warten. Nein, zuerst muß er ein halbes Jahr in's Predigerseminar; und nach diesem kann in den ersten acht Jahren davon nicht die Rede sein, daß er suchte; diese muß er erst hinter sich haben.

Und jetzt stehen wir am Beginn der Novelle: die acht Jahre sind verflossen, er sucht.

Sein Leben, das bisher keiner Beziehung zu dem Unbedingten bezichtigt werden konnte, wendet sich plötzlich diesem zu: er sucht

unbedingt alles, schreibt einen Bogen Kanzleipapier voll nach dem andern, eilt von Herodes zu Pilatus, empfiehlt sich dem Minister wie dem Portier; kurz, er ist ganz im Dienste des Unbedingten. Ja, einer seiner guten Freunde, der ihn die letzten paar Jahre nicht gesehen hat, meint zu seinem Staunen zu entdecken, er habe abgenommen — was sich vielleicht daraus erklären läßt, daß es ihm wie dem Hunde bei Münchhausen erging, der durch das viele Laufen aus einem Windhund zum Dackerl wurde.

So gehen drei Jahre hin. Unser theologischer Kandidat bedarf wirklich der Erholung; nach einer so ungeheuer angestrengten Wirksamkeit muß er außer Wirksamkeit gesetzt werden oder in einem Amte zur Ruhe kommen und von seiner künftigen Gattin — denn er hat sich inzwischen zuerst noch verlobt — etwas verpflegt werden.

Endlich — wie Pernille zu Magdalene sagt — schlägt die Stunde seiner „Erlösung", so daß er mit der vollen Macht der Ueberzeugung aus eigener Erfahrung vor der Gemeinde „Zeugnis" von dem Christentum ablegen kann, daß in ihm Heil und Erlösung ist: er bekommt eine Anstellung.

Was geschieht? Infolge einer noch genaueren, zuvor von ihm nicht eingeholten Erkundigung über das Einkommen seiner Stelle macht er die Entdeckung, daß es etwa 150 Thaler weniger beträgt als er geglaubt hatte. Da hört doch alles auf. Der unglückliche Mensch kommt fast in Verzweiflung. Bereits hat er sich wieder Kanzleipapier gekauft, um durch ein Gesuch beim Ministerium seine Ernennung rückgängig zu machen — und dann wieder von vorne zu beginnen; doch gelingt es einem seiner Freunde, ihn von diesem Schritt zurückzuhalten. Es bleibt also dabei: er behält die Stelle.

Er ist ordiniert — und der Sonntag kommt, da er der Gemeinde vorgestellt werden soll. Der Dekan, der dies vornimmt, ist ein mehr als gewöhnlicher Mann; er besitzt nicht nur (wie die Geistlichen zumeist, und je höher sie stehen, desto mehr) einen unbefangenen Blick für den irdischen Nutzen, sondern zugleich einen spekulativen Blick für die Weltgeschichte, was er nicht für sich selbst behält, sondern der Gemeinde zugute kommen läßt. Zum Text hat er sich genial die Worte Petri gewählt: „sieh, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt", und erklärt nun der Gemeinde, eben in Zeiten wie die unseren bedürfe es solcher Männer zu Lehrern, und empfiehlt in Verbindung hiemit diesen jungen Mann — von dem der Dekan weiß, daß er wegen der 150 Thaler beinahe von der Stelle zurückgetreten wäre.

Der junge Mann besteigt nun selbst die Kanzel — und das Evangelium des Tages lautet (wie sonderbar!): trachtet **am ersten** nach dem Reich Gottes.

Er hält seine Predigt. „Eine sehr gute Predigt", sagt der selbst anwohnende Prälat; „eine sehr gute Predigt; und ganz ungemein wirksam war der ganze Passus von dem ‚am ersten das Reich Gottes', die Art wie er dieses am ersten hervorhob." „Glauben aber Hochwürden, es sei hier der so wünschenswerte Einklang zwischen Rede und Wandel? für mich klang dieses am ersten fast wie Satire!" „Wie ungereimt! er ist ja zur Verkündigung der Lehre berufen, der gesunden, unverfälschten Lehre, daß man zuerst nach dem Reich Gottes trachten soll; und das machte er sehr gut."

* * *

Solchen Gottesdienst, die schrecklichste Lästerung, wagt man — unter Eid! — Gott zu bieten!

Wer du auch seist, denke nur an dieses Gottes-Wort: „am ersten das Reich Gottes", und dann denke an diese Novelle, die so wahr, so durchaus wahr ist: und du wirst für immer darüber im Klaren sein, daß das ganze offizielle Christentum ein Abgrund von Unwahrheit und Augenverblendung ist, etwas so Unheiliges, daß sich in Wahrheit nur soviel davon sagen läßt: dadurch, daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt gethan hast) an dem öffentlichen Gottesdienst, wie er jetzt ist, teilnimmst, hast du beständig eine, und zwar eine große, Schuld weniger: du nimmst nicht daran teil, Gott für Narren zu halten. (Vergl. „Dies soll gesagt werden, so sei es denn gesagt".)

Gottes Wort lautet: „am ersten Gottes Reich"; und die Auslegung, vielleicht gar die „Erfüllung" (denn man läßt sich nicht lumpen) ist: zuerst alles andere und zuletzt Gottes Reich; nach langem Rennen und Laufen gewinnt man zuerst das Irdische, und dann endlich kommt zuletzt hintendrein eine Predigt: wie man am ersten nach Gottes Reich trachtet. So wird man Pfarrer; und des Geistlichen ganze Praxis ist dann die beharrliche Ausübung des Grundsatzes: zuerst das Irdische und dann — Gottes Reich; zuerst die Rücksicht auf das Irdische: ob es der Regierung oder der Majorität genehm ist, oder ob man wenigstens eine gewisse Partei hinter sich hat, d. h. zuerst die Menschenfurcht, und dann Gottes Reich. Zuerst das Irdische, zuerst das Geld, und dann kannst du

für dein Kind die Taufe haben; zuerſt das Geld, dann giebt's eine Einſegnung des Toten und die Rede nach der Taxe; zuerſt das Geld, dann komme ich zu dem Kranken; zuerſt das Geld und dann (virtus post nummos) — und dann die Tugend und dann Gottes Reich. Und dieſes letzte Zuletzt kommt ſo ſehr zuletzt, daß es gar nicht kommt und das Ganze bei dem Erſten bleibt: beim Geld; hier allein verſpürt man keinen Drang, „weiter zu gehen".

Das iſt Punkt für Punkt und durch die Bank das Verhalten des offiziellen Chriſtentums zum Chriſtentum des Neuen Teſtaments. Und zwar bekennt man nicht etwa, daß das eine Jämmerlichkeit iſt; nein, frech pocht man darauf, daß das Chriſtentum perfektibel ſei, daß man beim erſten Chriſtentum nicht ſtehen bleiben könne, daß es nur ein Moment ſei u. ſ. f.

Darum iſt Gott nichts ſo ſehr zuwider wie das offizielle Chriſtentum und die Teilnahme daran, mit dem Anſpruch, das heiße ihm dienen. Wenn du glaubſt (und das glaubſt du ja doch), daß ſtehlen, rauben, plündern, huren, afterreden, ſchwelgen u. ſ. f. Gott zuwider iſt: das offizielle Chriſtentum und deſſen Gottesdienſt iſt ihm unendlich mehr ein Greuel. Wie nur ein Menſch in ſolch tieriſche Dummheit und Geiſtloſigkeit verſunken ſein kann, daß er Gott ſolche Verehrung zu bieten wagt, die nichts iſt als Gedankenloſigkeit, Geiſtloſigkeit, Stumpfheit; und wie dann der Menſch das frech für einen Fortſchritt im Chriſtentum halten mag!

Es iſt meine Pflicht, das zu ſagen: „Wer du auch ſeiſt, welcher Art im übrigen dein Wandel ſein mag — dadurch, daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt gethan haſt) an dem öffentlichen Gottesdienſte, wie er jetzt iſt, teilnimmſt, dadurch haſt du beſtändig eine und zwar eine große Schuld weniger." Selbſt trägſt du nun und ſelbſt trage du nun die Verantwortung dafür, wie du handelſt; aber du biſt gewarnt!

5.

Die „Chriſtenheit" iſt von Geſchlecht zu Geſchlecht eine Geſellſchaft von Nichtchriſten; nebſt der Formel, wie das zugeht.

Die Formel iſt die: iſt der Einzelne in das Alter gekommen, wo davon die Rede ſein könnte, daß er im Sinn des neuteſtamentlichen Chriſtentums Chriſt werde, ſo meint er ſo etwa, dazu könne

er sich doch nicht recht entschließen. Dagegen verspürt er wirkliche Lust — sich zu verheiraten. Aha! Dabei stellt er folgende Betrachtung an: „Ich bin eigentlich bereits zu alt, um Christ zu werden“ (die Grundlüge der Christenheit; denn nach dem Neuen Testament soll man Mann sein, um Christ werden zu können); „nein, Christ muß man als Kind werden, das muß man von Kind auf treiben. So will ich mich denn verheiraten, Kinder zeugen — und die, die sollen Christen werden.“

Prächtig! Und wenn diese Kinder ihrerseits in das Alter gekommen sind, wo nach dem Neuen Testament davon die Rede sein könnte, daß sie Christen werden, so räsonniert jedes einzelne genau so, wie S. T. der Herr Vater und die Frau Mutter räsonnierten: „Ich bin eigentlich bereits zu alt dafür, um Christ zu werden; nein, damit muß man als Kind beginnen; jetzt muß ich“ (wie Trop sagt, er liege auf Pryssings Rechnung im Tiergarten draußen) — „jetzt muß ich sehen, daß ich auf Rechnung des Christentums in's Ehebett komme — und meine Kinder, sie sollen Christen werden.“

Abrakadabra; Amen, Amen, in Ewigkeit Amen; Ehre den Geistlichen!

Das ist das Geheimnis mit der „Christenheit“, eine Unverschämtheit ohne gleichen, Gott so eine wächserne Nase drehen zu wollen; eine Unverschämtheit, die doch als wahres Christentum den Segen der Geistlichen hat, dieser vereidigten Lehrer, dieser zweideutigen Kompanie, die sich (das weiß jeder, der einige Erfahrung hat, nur hat nicht jeder soviel Kenntnis des neutestamentlichen Christentums, um den gebührenden Ekel darüber zu empfinden) — die sich besonders mit den Hebammen gut zu stehen sucht. Achte nur darauf, und du wirst bestätigt finden, was ich sage: daß ein heimliches Einverständnis zwischen jedem Pfarrer und den Hebammen besteht; sie verstehen mit einander, daß es für den Pfarrer von äußerster Wichtigkeit ist, wie er sich zu der Hebamme stellt, und sie verstehen mit einander, daß sie wesentlich doch eine gemeinschaftliche Erwerbsquelle haben — und der Pfarrer ist eidlich auf das Neue Testament verpflichtet, das den ehelosen Stand anpreist. Allein das versteht sich: das Christentum der „Christenheit“ ist auch das gerade Gegenteil des neutestamentlichen Christentums, und darum sind diese Weiberröcke (ich meine nicht die Hebammen, sondern die Pfarrer), geschäftig wie Kupplerinnen in allen Wochenzimmern zu finden.

Für das Christentum der „Christenheit“ dreht sich alles darum, den Grundsatz festzumachen: man wird Christ als Kind; soll man

richtig Christ werden, so muß man es als Kind, von Kind auf werden. Das ist die Grundlüge; dringt sie durch, dann gute Nacht dem neutestamentlichen Christentum! Dann hat die „Christenheit" gewonnenes Spiel und mag dann ihren Sieg am passendsten durch ein richtiges Eß- und Trinkgelage, einen wilden Kommers feiern, mit Bachanten und Bachantinnen (Pfarrern und Hebammen) an der Spitze der Festivität.

Die Wahrheit ist, daß man nicht als Kind Christ werden kann; das ist ebenso unmöglich, als es einem Kind unmöglich ist, Kinder zu zeugen. Christ zu werden setzt (nach dem Neuen Testament) ein vollständiges menschliches Dasein voraus — im natürlichen Sinne würde man es männliche Reife nennen; und dann wird man Christ, indem man mit allem bricht, woran man unmittelbar hängt. Christ zu werden, setzt nach dem Neuen Testament ein persönliches Bewußtsein der Sünde voraus: daß man sich als Sünder weiß. Man sieht da leicht, daß die ganze Geschichte mit dem, als Kind, ja gerade als Kind Christ zu werden, nichts mehr und nichts weniger ist als eine Faselei, die faselnde Pfaffen vermutlich in Kraft ihres Eides auf das Neue Testament den Leuten in den Kopf setzen, damit das Priestergewerbe und die Karriere gedeihlichen Fortgang habe.

Blicken wir auf den Anfang zurück. Der Einzelne sagte: „Ich bin eigentlich bereits zu alt dazu, Christ zu werden; ich will mich aber verheiraten — und meine Kinder, die sollen" u. s. f. Wäre es dem Einzelnen mit dem Christwerden wirklich ernst gewesen, so hätte er gesagt: „Ich bin nun in dem Alter, daß ich Christ werden kann. Es folgt aus sich selbst, daß es mir dann natürlich nie einfallen könnte, zu heiraten. Auch wenn das Christentum nicht den ehelosen Stand empfehlen würde — ihn empfiehlt ja auch das Beispiel des Vorbilds, während der ‚Apostel', unverkennbar wider Willen, sich genötigt sieht, der heiratslustigen Menge etwas nachzugeben, und dies (wie einer, der des ewigen Geredes von ein- und demselben müde ist) zuletzt mit der Entscheidung thut: wenn von zwei Uebeln eines gewählt sein müsse, so sei es besser, zu heiraten, als Brunst zu leiden . . . allein, wenn dem auch nicht so wäre, so könnte es mir doch nie einfallen, zu heiraten. Denn die Aufgabe, Christ zu werden, ist so ungeheuer groß: wie sollte es mir da in den Sinn kommen, mich damit aufzuhalten, so lebhaft es auch die Menschen, zumal in einem gewissen Alter, als die höchste Glückseligkeit darstellen und ansehen! Aufrichtig geredet, ich fasse es nicht, wie es je einem Menschen eingefallen ist, Christentum und

Eheſtand mit einander zu verbinden, — wobei ich, wohlgemerkt, nicht an einen denke, der z. B. ſchon verheiratet war und Familie hatte und nun erſt in dieſem Alter Chriſt wurde; nein, ich meine, wie ein Unverheirateter, der Chriſt geworden ſein will, darauf verfallen könne, in die Ehe zu treten. Ein Erlöſer kommt in die Welt, um zu erlöſen — wen? doch die Verlornen! Deren giebt es denn ſicher ſchon genug, denn ſie ſind alle verloren, und jeder, der geboren wird, iſt eben damit ein Verlorner. Zu jedem Einzelnen ſagt denn der Erlöſer: willſt du erlöſt werden? Auch wenn der Erlöſer nun nichts vom eheloſen Stande ſagte, ſo ſcheint mir, daß ein Chriſt ehelos bleibt, ſo durchaus ſelbſtverſtändlich zu ſein, daß es gar nicht geſagt zu werden braucht. Wenn einer ſelbſt erlöſt — und ſo teuer erlöſt iſt: durch das qualvolle Leiden und Sterben eines andern: ſo könnte man doch zum mindeſten ſo viel von ihm verlangen, daß er ſich nicht damit befaßte, durch Kinderzeugen neue Verlorne zu ſchaffen; denn deren giebt es wirklich ſchon genug. Durch die Fortpflanzung des Geſchlechts ergießt ſich wie durch ein Füllhorn ein Ueberfluß von Verlornen: ſollte da der Erlöſte (zum Dank für ſeine Erlöſung!) mit dabei ſein, durch Fortpflanzung des Geſchlechts ſeinen Beitrag Verlorner zu liefern?!"

Der Einzelne alſo, der mit dem Chriſtwerden Ernſt machte, würde an ſich halten — juſt darin liegt auch, chriſtlich genommen, der Ernſt; er hielte an ſich und erkennte es als ſeine Aufgabe, Chriſt zu werden; er hielte ſo ſehr an ſich, daß es ihm gar nicht einfallen könnte, in die Ehe zu treten; er brächte das Gegenteil deſſen zum Ausdruck, was jeder Menſch natürlicherweiſe zum Ausdruck bringt: ſtatt eine Möglichkeit darzuſtellen eines von ihm abſtammenden, durch lange Zeiten fortdauernden Geſchlechts, würde er vielmehr ein Abſchluß. Und ſo ſtünde er in einem umgekehrten (folglich, chriſtlich betrachtet, richtigen) Verhältnis zur Maſſe der Verlornen; er befaßte ſich nicht damit, ſie zu vermehren, verhielte ſich vielmehr negativ zu ihr. Anders im Chriſtentum der „Chriſtenheit"; Bataillone zeugungsluſtiger Mannsleute und Frauenzimmer bringt man zuſammen, womit Millionen von Kindern erzielt werden — und das geben die Geiſtlichen (die es ja wiſſen müſſen, da ſie auf das Neue Teſtament vereidigt ſind) — das geben die Geiſtlichen (was thun aber nicht die Geiſtlichen — noch mehr als der Deutſche — um's Geld!) — das geben die Geiſtlichen für Chriſtentum aus, die Geiſtlichen, dieſe heiligen Männer, von denen man nicht wie ſonſt von jedem mit Wahrheit ſagen kann, er ſei Dieb

in seinem Gewerbe; der Geistliche macht eine Ausnahme, er ist — Lügner in seinem Gewerbe.

„Als Kind muß man Christ werden; das muß von Jugend auf geübt werden" — das will sagen: die Eltern wollen davon dispensiert sein, Christen zu werden; man will aber durch einen Vorwand gedeckt sein, und dazu dient: daß man „seine Kinder zu wahren Christen erzieht". Dies Geheimnis verstehen die Geistlichen sehr gut; und darum redet man so oft von der christlichen Kindererziehung, von dieser ernsten Sache — mit der sich die Eltern vom wahren Ernste loskaufen wollen. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern entspricht dann ganz dem der Geistlichen zu der Gemeinde. Die Geistlichen haben auch nicht eben Lust, selbst Christen zu werden — aber ihre Gemeinde, das soll wahre Christen geben. Der Witz ist immer der: sich den Ernst (selbst Christ zu werden) vom Leibe zu halten und ihn durch den tiefen Ernst (!) zu ersetzen, daß man andere zu Christen machen will.

So erzieht man seine Kinder zu Christen, wie es heißt; das will sagen: man giebt dem Kinde etwas Leckerei, die keine Spur von neutestamentlichem Christentum enthält; und an diesem Kinderschleck, der mit der Lehre vom Kreuz und Leiden, daß man absterben, sich selbst hassen müsse, nicht mehr Aehnlichkeit hat als Eingemachtes mit cremor tartari, lecken dann die Eltern selbst etwas und werden ganz sentimental bei dem Gedanken, daß sie selbst leider keine solche Christen mehr sind, wie sie es als Kinder waren; denn nur als Kind kann man wirklich Christ sein.

Und all diesem Galimathias pflichtet natürlich der „Geistliche" bei. Ja, natürlich! Für den „Geistlichen" ist ja nur eines von Wichtigkeit: daß er auf alle Weise (weil er ja auf das Neue Testament vereidigt ist!) das genaue Gegenteil dessen thut, was das Neue Testament thut; daß er allem aufbietet, um in den Menschen die Lust, das Geschlecht fortzupflanzen, zu erhalten, zu hegen und zu pflegen, damit beständig Bataillone von Christen erstehen, was ja freilich ein rechtes Lebensbedürfnis ist, wenn tausende von zeugungskräftigen Geistlichen mit Familie davon leben sollen. Uebrigens weiß der „Geistliche" wohl auch, was jede politisch kluge Regierung weiß (was die Liebenden erst hinterdrein entdecken), daß die Menschen in der Ehe herunterkommen; daß es darum gilt, wie die Viehzucht, so die Fortpflanzung des Geschlechts (die ja am stärksten daran erinnert, daß der Mensch göttlichen Geschlechts ist) auf jede Weise zu fördern, z. B. durch Schaustellungen, durch

Prämiierung der zahlreichſten Nachkommenſchaft, und ſchließlich dadurch, daß man darein das Chriſtentum ſetzt. Endlich entgeht der „Geiſtliche“ hiedurch jeder bedenklichen Kolliſion mit der Menge der Menſchen. Das Chriſtentum hat durchweg eine hohe Anſchauung vom Leben und wird der Menge der Menſchen darum leicht zum Aergernis. Es wird aber populär und möglichſt faßlich, wenn das wahre Chriſtentum eigentlich darin beſtehen ſoll, Kinder zu zeugen. Und man darf, wie der Geiſtliche ſagt, die Menſchen von der Religion ja nicht abſchrecken, man muß ſie vielmehr dafür gewinnen, indem man z. B. die Befriedigung ihrer Lüſte zur Religion macht. Auf die Art gewinnt man ſie auch maſſenhaft, und wenn man ſo die Menſchen für die Religion gewinnt, ſo gewinnt (profitiert) man dadurch ſelbſt wieder — aber freilich nicht den Himmel.

* * *

Von Geſchlecht zu Geſchlecht iſt die „Chriſtenheit“ eine Geſellſchaft von Nicht-Chriſten; und das iſt die Formel dieſes Prozeſſes: der Einzelne will nicht ſelbſt Chriſt ſein, nimmt es aber auf ſich, Kinder zu zeugen, die Chriſten werden ſollen, und ſo machen es dieſe Kinder wiederum. Gott ſitzt — als Narr im Himmel. Seine vereidigten Diener auf Erden aber, die Geiſtlichen, die freuen ſich des Lebens und dieſer Komödie; Hand in Hand mit den Hebammen befördern ſie die Fortpflanzung des Geſchlechts — den wahren chriſtlichen Ernſt!

6.

Die Konfirmation und Trauung; ein chriſtliches Komödienſpiel — wenn nicht noch ſchlimmeres.

Das Gewiſſen (ſoweit in dieſer Verbindung davon die Rede ſein kann), das Gewiſſen ſcheint der „Chriſtenheit“ geſchlagen zu haben, daß das doch gar zu toll ſei, ein rein beſtialiſcher Unſinn, auf die Weiſe ein Chriſt zu werden: indem man als Kind durch einen Staatsbeamten ein paar Tropfen Waſſer auf den Kopf bekommt und die Familie zur Feier dieſer Feierlichkeit eine Geſellſchaft, ein Gaſtmahl arrangiert.

Das geht doch nicht, hat die „Chriſtenheit“ gemeint; es muß doch auch zum Ausdruck kommen, daß der Getaufte perſönlich das Taufgelübde übernimmt.

Darum die Konfirmation, eine herrliche Erfindung, wenn man ein Doppeltes annimmt: daß der Gottesdienſt darauf ausgeht, Gott für Narren zu halten, und daß er hauptſächlich Anlaß zu Familienfeiern geben ſoll, zu Geſellſchaften, einem fröhlichen Abend, einer Gaſterei, die ſich dann von anderen Gaſtereien dadurch unterſcheidet, daß ſie „zugleich“ (wie raffiniert!) religiöſe Bedeutung hat.

„Das zarte Kind“, ſagt die Chriſtenheit, „kann ja das Taufgelübde nicht perſönlich übernehmen, dazu gehört eine wirkliche Perſönlichkeit.“ So hat man denn — iſt das genial oder ſinnreich? — das Alter zwiſchen 14 und 15 Jahren, das Knabenalter, dazu gewählt. Dieſe wirkliche Perſon — da iſt gar nichts im Wege, ſie iſt Manns genug, das für das Kindlein abgelegte Taufgelübde perſönlich zu übernehmen.

Ein Junge mit 15 Jahren! Handelte es ſich um zehn Thaler, ſo würde der Vater ſagen: „Nein, mein Junge, das kann man dir nicht überlaſſen, dafür biſt du hinter den Ohren noch nicht trocken genug“. Wo es ſich aber um die ewige Seligkeit handelt, und wo eine wirkliche Perſönlichkeit hergehört, welche die Verpflichtung des Kindleins (die doch eigentlich nicht ernſt gemeint ſein konnte) durch ein Gelöbnis mit perſönlichem Ernſt übernähme: da iſt das Alter von 15 Jahren das paſſendſte.

Das paſſendſte, ja freilich, wenn der Gottesdienſt, wie ſchon bemerkt, ein Doppeltes beabſichtigt: Gott auf eine — kann man das ſo heißen? — feine Manier für Narren zu halten und geſchmackvolle Familienfeſte zu veranlaſſen. Dann paßt es trefflich, wie alles bei dieſer Gelegenheit, auch das hergebrachte Evangelium des Tages, das bekanntlich mit den Worten beginnt: „da die Thüren verſchloſſen waren“ (Joh. 20, 19—23) — und das paßt ja beſonders auf einen Konfirmationstag: es iſt eine wahre Erbauung, wenn man es am Konfirmationstage von einem Geiſtlichen verleſen hört.

Die Konfirmation iſt, wie man leicht ſieht, ein weit tieferer Unſinn als die Kindertaufe, eben weil die Konfirmation als Ergänzung des bei der Taufe noch Fehlenden eine wirkliche Perſönlichkeit erfordert, die mit klarem Bewußtſein ein Gelübde, das über die ewige Seligkeit entſcheidet, übernehmen kann. Dagegen iſt dieſer Unſinn in anderer Hinſicht ſchlau genug im Intereſſe der egoiſtiſchen Geiſtlichkeit erfunden, die ſehr wohl verſteht, daß manche ſpäter vielleicht zu viel Charakter hätten, um nur zum Schein Chriſten ſein zu wollen, wenn die Entſcheidung in Sachen der Religion (was allein chriſtlich und allein vernünftig iſt) dem reifen Mannesalter

vorbehalten wäre. Darum sucht der „Pfarrer“ sich der Menschen im zarten, jugendlichen Alter zu bemächtigen, damit sie dann im reiferen Alter die Schwierigkeit haben, mit einer „heiligen“ Verpflichtung, die freilich schon dem Knaben auferlegt wurde, manchem aber doch vielleicht noch eine abergläubische Scheu einflößt, zu brechen. Darum bemächtigt sich die Geistlichkeit der Kindlein, der Knaben, nimmt ihnen heilige Gelübde ab u. s. f. Und was der „Pfarrer“, der Mann Gottes, thut, das ist ja eine fromme That — sonst könnte vielleicht die Analogie fordern, daß neben das Polizeiverbot an die Konditoreien, an Knaben etwas auszuschänken, ein Verbot träte, Knaben feierliche Gelöbnisse, eine ewige Seligkeit betreffend, abzunehmen; daß also den Geistlichen, weil die selbst meineidig sind, deshalb doch nicht gestattet sein sollte, zum Trost für sie selbst ein möglichst großes commune naufragium herbeizuführen, d. h. die ganze Gesellschaft meineidig zu machen. Denn darauf ist es ja wie berechnet, wenn man 15jährige Knaben sich durch heilige Gelübde verpflichten läßt, von deren Erfüllung die ewige Seligkeit abhängt.

Die Konfirmation ist also an sich selbst schon ein weit tieferer Unsinn als die Kindertaufe. Um aber der Konfirmation ganz sicher und auf alle Weise den ihrer Idee entgegengesetzten Charakter zu geben, hat man diese Handlung mit allem möglichen Endlichen und Weltlichen in Verbindung gebracht, so daß sie eigentlich die Bedeutung eines Attestes gewinnt, das der Geistliche ausstellt und ohne das der Knabe oder das Mädchen in diesem Leben gar nicht ankommen kann.

Das Ganze ist Komödie — und vielleicht könnte man, um dieser Feierlichkeit noch mehr dramatische Illusion zu geben, noch manches thun, z. B. verbieten, daß sich einer, weil das für eine wirkliche Persönlichkeit sich nicht paßt, in einer bloßen Jacke konfirmieren lasse, oder könnte man verordnen, daß die männlichen Konfirmanden in der Kirche mit Bart zu erscheinen haben, der abends bei der Familienfeier natürlich in Wegfall kommen könnte oder vielleicht zu allerhand Jux und Narretei diente.

Was ich schreibe, ist nicht ein Angriff auf die Gemeinde: sie ist irre geleitet, und man kann es ihr nicht verdenken, daß sie, sich selbst überlassen und dadurch betrogen, daß die Pfarrer auf das Neue Testament vereidigt sind, die beste Meinung von der Art Gottesdienst hegt. Das ist ja nur menschlich. Wehe aber den Geistlichen, wehe ihnen, diesen vereidigten Lügnern! Ich weiß wohl, es hat Religionsspötter gegeben. Ja, was hätten sie nicht alles

gegeben, um zu vermögen, was ich vermag; aber es glückte ihnen nicht, denn Gott war nicht mit ihnen. Anders bei mir: ursprünglich den Geistlichen so wohlgesinnt wie selten jemand, just ihnen zu helfen bereit, haben sie mich selbst zum Gegenteil getrieben. Und mit mir ist der Allmächtige; und er weiß am besten, wie man schlagen muß, daß es empfunden wird, daß das Gelächter, unter Furcht und Zittern hervorgelockt, die Geißel sein muß. Dazu werde ich gebraucht.

Die Trauung.

Wahrer Gottesdienst besteht ganz einfach darin, daß man Gottes Willen thut.

Allein diese Art Gottesdienst war noch nie nach dem Sinne der Menschen. Was vielmehr den Menschen zu allen Zeiten beschäftigt und macht, daß die Wissenschaft aufkommt und sich in viele, viele Wissenschaften entfaltet und sich in unüberschaubarer Weitläufigkeit ausbreitet; wovon und wofür tausende von Predigern und Professoren leben; was den Inhalt der Kirchengeschichte ausmacht, an deren Studium der werdende Prediger und Professor sich bildet, — das ist dies: sich einen Gottesdienst zurecht zu machen, der darin besteht, daß der Mensch thut, was er will, aber so, daß er dabei Gottes Namen im Munde führt, Gott anruft. Damit glaubt sich dann der Mensch vor der Anklage auf Gottlosigkeit geschützt — und just dies sein Bestreben ist, ach, gerade die qualifizierteste Gottlosigkeit.

Ein Beispiel. Es ist einer gesonnen, von Mord und Totschlag sich zu nähren. Nun sieht er freilich aus Gottes Wort, daß das nicht zulässig ist, daß Gottes Wille ist: „du sollst nicht töten." „Schon gut," denkt er; „allein mit der Art Gottesdienst ist mir nicht gedient — und ein Gottloser will ich auch nicht sein." Was thut er nun? Er gewinnt einen Pfaffen, der in Gottes Namen den Dolch segnet. Ja, „das ist was anderes!"

Gottes Wort empfiehlt den ehelosen Stand. „Doch," sagt der Mensch, „mit der Art Gottesdienst ist mir wirklich nicht gedient — und ein Gottloser bin ich denn freilich auch nicht; einen so wichtigen Schritt wie den Eintritt in die Ehe (den, notabene, Gott widerrät, so daß er also meint, das Wichtige sei, ‚diesen wichtigen Schritt' zu unterlassen!) — sollte ich den ohne Zusicherung des göttlichen Segens thun?" Bravo! „Dazu ist ja der Mann Gottes da, der Prediger; er segnet diesen wichtigen Schritt" (dessen Wichtigkeit ist,

daß man ihn nicht thut!), „und dann ist er Gott gefällig“ — und ich habe dann meinen Willen; und mein Wille wird zum Gottesdienst; und der Pfarrer erhält seinen Willen, erhält 10 Thaler, die er nicht auf eine so simple Weise verdient, daß er z. B. dem Publikum die Kleider bürstete oder Bier und Schnaps schänkte; nein, er verdient sie ja in einer Wirksamkeit um Gottes willen, und auf solche Weise 10 Thaler zu verdienen, das ist Gottesdienst. Braviſſimo!

Welch ein Abgrund von Unsinn und Greuel! Wenn etwas Gott nicht gefällt, wird es ihm etwa dadurch wohlgefällig, daß nun — das heißt ja aus übel ärger machen! — ein Prediger dazu kommt, welcher — das heißt ja aus übel ärger machen! — gegen Empfang von 10 Thalern die Sache für gottgefällig erklärt?

Bleiben wir bei der Trauung. In seinem Wort empfiehlt Gott den ehelosen Stand. Nun ist da ein Paar, das sich heiraten möchte. Dieses Paar dürfte ja freilich, da sie sich Christen nennen, selbst darum Bescheid wissen, was Christentum ist; allein, lassen wir das nun dahingestellt sein. Die Liebenden wenden sich denn an den Pfarrer — und der Pfarrer ist ja eidlich auf das Neue Testament verpflichtet, und das empfiehlt den ehelosen Stand. Wenn er nun kein Lügner und Meineidiger ist, der auf die gemeinste Weise schnödes Geld verdient, so muß sein Verhalten folgendes sein. Er kann höchstens mit menschlicher Teilnahme für diesen menschlichen Affekt (daß sie verliebt sind) zu ihnen sagen: „Kinder, an *mich* hättet ihr euch zuletzt wenden sollen; in dieser Sache sich an mich zu wenden ist ebenso sonderbar, wie den Polizeidirektor zu fragen, wie man es beim Stehlen angreifen solle. Es ist meine Pflicht, euch auf alle Weise zurückzuhalten; und höchstens kann ich mit dem Apostel (nicht mit Worten aus des Meisters Mund) sagen: ja wenn es schließlich sein muß und ihr eurer Glut nicht Herr werdet, so sehet, daß ihr zusammenkommet; ‚es ist besser heiraten denn Glut leiden.‘ Und ich weiß gar wohl, ihr werdet euch entsetzen, daß ich so von dem rede, was in euren Augen das Schönste im Leben ist; allein ich muß meine Pflicht thun. Und darum sagte ich, an mich hättet ihr euch zuletzt wenden sollen.“

Nicht also in der „Christenheit“. Der Pfarrer — wenn er nur welche zusammengeben kann — Gott bewahre! Würden sich die Betreffenden an die Hebamme wenden, sie wären vielleicht nicht einmal so sicher, darin bestärkt zu werden, daß ihr Vorhaben gottgefällig sei.

So werden sie getraut. „Der Mensch“ bekommt seinen Willen,

aber das, daß er seinen Willen bekommt, wird raffinierterweise zugleich zum Gottesdienst gemacht; denn Gottes Name ist ja in Verbindung damit gebracht. Sie werden getraut — vom Pfarrer! Aha! Daß der Pfarrer dabei ist, das ist das Beruhigende; dieser Mann, der eidlich auf das Neue Testament verpflichtet ist und dann für die 10 Thaler der gemütlichste Mensch ist, mit dem man zu thun haben kann, dieser Mann bürgt dafür, daß diese Handlung wahrer Gottesdienst ist.

Als Christ müßte man sagen: Eben der Umstand, daß ein Pfarrer dabei ist, ist das Schlimmste am Ganzen. Willst du heiraten, so laß dich doch lieber durch einen Schmied trauen, da könnte es vielleicht noch am ehesten, so zu sagen, der Aufmerksamkeit Gottes entgehen; ist aber ein Pfarrer dabei, so kann es der Aufmerksamkeit Gottes unmöglich entgehen.

Eben die Anwesenheit des Pfarrers macht die Sache so kriminell als möglich. Denke daran, was zu jenem gesagt wurde, der in einem Gewitter die Götter anrief: „laß nur die Götter nicht merken, daß du dabei bist.“ Und so müßte man sagen: sorget nur dafür, daß kein Pfarrer dabei ist. Die andern, der Schmied und die Liebenden, haben keinen Eid auf das Neue Testament abgelegt; so geht es doch so zu sagen besser an, als wenn der Pfarrer sich einstellt mit seiner heiligen Gegenwart.

* * *

Auf was jede Religion mit einigem Wahrheitsgehalt abzielt, das Christentum aber in radikaler Weise, das ist eine vollständige Umänderung mit dem Menschen: daß er durch Entsagung und Selbstverleugnung von all dem und just dem losgerissen werde, woran er unmittelbar hängt, worin er unmittelbar sein Leben hat. Mit der Art Religion ist dem „Menschen“, wie er es versteht, nicht gedient. Die Geschichte ist daher die, daß von Geschlecht zu Geschlecht eine — wie zweideutig! — höchst geachtete Gesellschaftsklasse besteht: die Geistlichen. Ihr Metier ist: das ganze Verhältnis umzukehren, so daß zur Religion wird, was dem Menschen zusagt, doch so, daß er dabei den göttlichen Namen anruft und ein Bestimmtes an die Geistlichen entrichtet. Die übrige Gesellschaft ist, wenn man genauer zusieht, egoistisch daran interessiert, daß die Vorstellung vom Pfarrer in Geltung und Kraft erhalten werde — denn sonst kann ja die Fälschung nicht gelingen.

Im Sinne des Neuen Testaments Christ zu werden, ist eine

so radikale Veränderung, daß, nur menschlich geredet, eine Familie kein schwereres Leid treffen kann, als wenn eines ihrer Angehörigen Christ würde. Denn in einem solchen Christen wird das Gottesverhältnis so übermächtig, daß er nicht „wie" verloren ist, nein, daß er vielmehr für alles, was Familie heißt, in einem weit entscheidenderen Sinne verloren ist als durch seinen Tod. Hievon redet Christus stets: wenn er mit Beziehung auf sich selbst sagt, sein Jünger sei ihm Mutter, Bruder, Schwester und er habe in keinem andern Sinne Mutter, Brüder und Schwestern; und dann, wenn er immer wieder von der Kollision redet, Vater und Mutter, seine eigenen Kinder u. s. f. zu hassen. Im Sinne des Neuen Testaments Christ zu werden ist immer darauf berechnet, den Einzelnen (wie der Arzt das Zahnfleisch ablöst) aus dem Zusammenhang zu lösen, an dem er in unmittelbarer Leidenschaft hängt und der an ihm in unmittelbarer Leidenschaft hängt.

Die Art Christentum war dem Menschen nie — heute ebenso wenig, unbedingt ebenso wenig wie anno 30 — nach seinem Sinn, ihm vielmehr im innersten Herzen auf Leben und Tod zuwider. Daher ist die Geschichte die, daß von Geschlecht zu Geschlecht ein sehr geachteter Stand lebt, der es als sein Metier betreibt, das Christentum in sein gerades Gegenteil zu verkehren.

Das Christentum der „Geistlichkeit" hält darauf hin, durch die Religion (nur leider im direkten Widerspruch mit deren eigentlichem Beruf) die Familien mehr und mehr egoistisch zusammenzuschweißen und Familienfeiern, schöne, herrliche Familienfeiern zu arrangieren z. B. Kindstaufe und Konfirmation; Festlichkeiten, die z. B. vor einer Partie in den Tiergarten und andern Familienvergnügungen dadurch einen besonderen Reiz voraushaben, daß sie „zugleich" religiös sind.

„Wehe euch", sagt Christus zu den Schriftgelehrten, „daß ihr den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen habt; ihr geht nicht hinein (nämlich in's Himmelreich; vergl. Matth. 23, 13) und wehret denen, die hinein wollen". (Luk. 11, 52.)

Das ist die höchst geachtete Wirksamkeit des Pfarrers, ein Gewerbe, das die Menschen am Eintritt in das Himmelreich hindert. Zum Ersatz thut dann der „Pfarrer" sein Bestes in allerlei Leistungen, für die z. B. der Agent Carstensen im großen Stile ein entschiedenes Talent hat: in schönen herrlichen Festivitäten mit — etwas Wein in der Limonade schmeckt ausgezeichnet — mit etwas Religion, was freilich Carstensen nicht bieten kann . . . doch könnte er sich vielleicht ordinieren lassen.

7.

Daß die, zumal im Protestantismus, so gepriesene christliche Kindererziehung im christlichen Familienleben, christlich betrachtet, auf einer Lüge, auf eitel Lüge beruht.

Im allgemeinen lebt man in der „Christenheit" wohl so, daß die Eltern sich gar nicht damit befassen, Christen anders als dem Namen nach zu sein, ja eigentlich keine Religion haben. Die Erziehung des Kindes besteht denn in einer gewissen Dressur; man lehrt es eine Portion, ohne daß man ihm jedoch eine religiöse, geschweige denn eine christliche Anschauung vom Leben beizubringen suchte oder zu ihm von Gott redete, vollends nicht nach den dem Christentum eigentümlichen Begriffen und Vorstellungen.

Anders ist es in den Familien, die mit ihrem Ernst im Christentum sich gerne selbst gar wichtig sind und von dem christlichen Familienleben und von der Bedeutung einer christlichen Kindererziehung viel zu reden wissen. Hier ist ein Gerede und eine Wichtigthuerei, daß die Erziehung des Kindes im Christentum schon mit der frühesten Kindheit beginne.

Indessen ist die Wahrheit die, daß diese christliche Kindererziehung im christlichen Familienleben (der Stolz des Protestantismus!) christlich betrachtet auf einer Lüge, auf eitel Lüge beruht.

Und das ist sehr leicht nachzuweisen.

Für's erste. Was, christlich genommen, das Dasein des Kindes herbeigeführt hat, kann ja von den Eltern vor den Ohren des Kindes christlich wahr nicht zur Sprache gebracht werden. In selbstischem Interesse — aber unter der Etikette des Christentums! — ziehen die Eltern das Kind in der Anschauung auf, als hätte es den Eltern sein Dasein als eine außerordentliche Wohlthat zu danken, als wäre dies Meisterstück der Eltern, dem das Kind sein Dasein verdankt, Gott besonders wohlgefällig. Das heißt: durch die „christliche Kindererziehung" stellt man das Christentum geradezu auf den Kopf, verkehrt seine Lebensanschauung ins gerade Gegenteil... Christlich angesehen ist es nichts weniger als die größte Wohlthat, einem Kinde das Leben zu schenken (das ist Heidentum!); christlich betrachtet nichts weniger als Gott wohlgefällig, macht es in seinen Augen nichts weniger als angenehm, daß man sich damit befaßt, Kinder zu zeugen (eine solche Vorstellung von Gott ist heidnisch, sogar den niederen Stufen des Heidentums angehörig, oder sie ist die Art von Judentum, welche das Christentum gerade

weg haben wollte); christlich angesehen ist dies der höchste Grad von Egoismus, daß ein anderes Wesen, weil Mann und Weib sich nicht beherrschen können, in diesem Jammerthal und dieser Strafanstalt vielleicht 70 Jahre lang schmachten muß und vielleicht ewig verloren geht.

Für's zweite. Daß die Welt, worein das Kind durch die große Wohlthat der Eltern eingetreten ist, christlich genommen, eine sündige, gottlose, arge Welt ist; daß auf jeden, der in sie hineingeboren wird, wenn er unter die Zahl der Erlösten kommt, Jammer, Not und Elend, wenn er unter diese Zahl nicht kommt, ewiges Verderben wartet: das können die Eltern dem Kinde nicht sagen. Das Kind hat einerseits kein Verständnis dafür, es ist in seiner Unmittelbarkeit zu glücklich, um derlei zu verstehen; andererseits können ja die Eltern um ihrer selbst willen solches dem Kinde nicht gut sagen. Jedes Kind ist in seiner Naivetät mehr oder weniger genial. Gesetzt nun, das Kind sagte in seiner Naivetät zu den Eltern: „wenn aber die Welt so ist und solches auf mich wartet, so ist es ja nicht gut, daß ich in diese Welt gekommen bin" — bravo, mein kleiner Freund, du hast's getroffen! — so ist das eine gar fatale Situation für die Eltern! Nein, im Christentum läßt sich nun einmal nicht pfuschen!

Für's dritte. Die wahre christliche Vorstellung von Gott können die Eltern dem Kinde auch nicht beibringen, und sie haben ein egoistisches Interesse daran, es auch nicht zu thun. Daß diese Welt vor Gott eine verlorene Welt, jeder Geborene durch seine Geburt ein Verlorener ist; daß nach Gottes — Liebeswillen ein Mensch absterben soll; daß Gott ihn also, wenn er ihm aus Gnaden seine Liebe zuwendet, aus lauter — Liebe durch alle Leiden durchmartert, um das Leben von ihm zu nehmen (denn was Gott will — wiewohl aus Liebe —, das ist dies: er will von dem Geborenen das Leben wieder haben, will ihn in einen Abgestorbenen verwandeln, in einen, der als ein Abgestorbener lebt): das kann ein Kind, auch wenn man es ihm sagen würde, nicht festhalten, und die Eltern hüten sich, aus Egoismus, wohl, ihm das zu sagen. Was thun sie also? Sie reden von „christlicher" Kindererziehung, schöpfen aber frischweg aus dem Brunnen des Heidentums, ganz, wie ich es oben beschrieb: es ist eine außerordentliche Wohlthat, daß du da bist; es ist eine herrliche Welt, in die du hereingekommen bist; und Gott ist der beste Mann, den man sich denken kann; halte dich nur an ihn: alle deine Wünsche erfüllt er dir wohl nicht, aber er hilft schon. Lauter Lüge.

Die so hoch gepriesene christliche Kindererziehung besteht also darin, daß man das Kind mit — lauter Lügen vollpfropft. Das so hoch gepriesene christliche Familienleben ist, christlich genommen, selbst eine Lüge. Christlich betrachtet, giebt es kein Familienleben, geschweige denn, daß es den Anspruch erheben könnte, die wahrste Darstellung des Christentums zu sein; es kann höchstens als eine Konzession geduldet werden. Und, selbst auf einer Lüge beruhend, stopft das christliche Familienleben das Kind mit Lügen voll, findet dann selbst Geschmack an der Art Kinderchristentum (kein Wunder; denn sie ist Heidentum) und wird sentimental bei dem Gedanken, daß man nur als Kind ein wahrer Christ ist.

Und was ist dann die Folge dieser gepriesenen christlichen Kindererziehung? Entweder bummelt das Kind in demselben Schlendrian als Mann, Vater und Greis durch das Leben hin, oder es muß ihm in diesem Leben ein Augenblick kommen, wo es in die schrecklichste Anfechtung gerät, ob entweder Gott so niederträchtig ist, daß er einem armen Kinde solche geradezu verkehrten Anschauungen über ihn selbst beibringen läßt, oder ob seine Eltern Lügner waren.

Und wenn dann dieser Schmerz verwunden ist, wenn das Kind verstanden hat, daß auf seiten Gottes alles in Richtigkeit ist, daß er an den Einfällen und dem Geschwätz der Menschen über ihn gänzlich unbeteiligt ist und daß die Eltern ja jedenfalls in menschlicher Liebe es wohl mit ihm meinten: so braucht es vielleicht doch lange, lange Zeit und die schmerzlichste Kur, um sich alles dessen wieder zu entledigen, womit eine „christliche“ Kindererziehung es vollgepfropft hatte.

Sieh, das ist die Folge der so hoch gepriesenen christlichen Kindererziehung; auf eine Lüge gegründet ist sie eitel Lüge. Die Geistlichen aber, sie singen ihr Lob. Nun, und das versteht sich; wenn schon *ein* Mensch hinreicht, einer ganzen Stadt die Cholera zu bringen, so sind 1000 Meineidige mehr als genug, eine ganze Gesellschaft anzustecken, so daß ihr „christliches“ Leben, *christlich* betrachtet, eitel Lüge ist.

8.

Was der „Pfarrer“ für die Gesellschaft in Wahrheit zu bedeuten hat.

Wie ein Statistiker, der sich in die Sache eingearbeitet hat, aus der Bevölkerungszahl einer großen Stadt die entsprechende Zahl der öffentlichen Dirnen, die sie verbraucht, müßte erschließen können; wie ein Statistiker, der sich in die Sache eingearbeitet hat, aus der Größe einer Armee die zu guter Verpflegung nötige Anzahl von Aerzten müßte angeben können: so müßte ein Statistiker, der sich damit befaßte, aus der Bevölkerungsziffer eines Landes auch berechnen können, wie viele Meineidige (Geistliche) erforderlich sind, damit ja dieses Land unter dem Schein des Christentums gegen das Christentum vollkommen sicher gestellt wäre oder unter dem Schein des Christentums gänzlich ungestört heidnisch leben könnte, ja ganz ruhig und raffiniert, da dies eben Christentum ist.

Von diesem Gesichtspunkt aus tritt es erst ins rechte Licht, was der „Geistliche“ für die Gesellschaft in Wahrheit zu bedeuten hat, oder wie es mit seiner Bedeutung in Wahrheit zusammenhängt.

Das Christentum ruht als auf seiner Voraussetzung auf der Betrachtung des menschlichen Daseins, daß das Menschengeschlecht ein verlorenes Geschlecht ist; daß jeder Einzelne, der geboren wird, eben durch seine Geburt und durch die Angehörigkeit zum Geschlecht ein Verlorener ist. Das Christentum will dann jeden Einzelnen erretten, macht aber gar kein Hehl daraus, daß das Leben, wenn mit der Erlösung Ernst gemacht werden soll, dem Sinn und Geschmack des Menschen unbedingt und direkt widerspricht, indem es zu eitel Leiden, Not und Elend wird.

Hierauf geht der Mensch selbstverständlich nicht ein; unter Millionen findet sich vielleicht nicht Einer, der redlich und ehrlich darauf einginge. Es entsteht also für „den Menschen“, für „das Menschengeschlecht“, für „die Gesellschaft“ die Aufgabe, sich mit aller Macht gegen das Christentum als „den Todfeind“ des Menschen zu wehren.

Doch offen mit dem Christentum zu brechen: „nein“, sagt der Mensch, klug wie er ist, „nein, das ist nicht klug; das ist sogar unvorsichtig, giebt auch durchaus keine genügende Sicherheit. Einer so ungeheuren Macht gegenüber, wie das Christentum es ist — wenn man ihr gegenüber so ehrlich ist, sich soweit mit ihr einläßt, daß man sie einfach verwirft: da riskiert man, daß diese Macht einen am Ende doch erfaßt, zur Strafe dafür, daß man unklug sich

mit ihr einließ; denn sie ehrlich zu verwerfen, das heißt doch gewissermaßen, sich mit ihr einzulassen."

Nein, hier braucht es ganz andere Mittel; hier muß dieser kluge Kopf, „der Mensch", ganz anders auf seiner Hut sein.

Und nun beginnt die Komödie. Für so und so viele Einwohner bedarf es, sagt der Statistiker, so und so viele Meineidige. Diese werden engagiert. Daß ihre Lehre und ihr Wandel das neutestamentliche Christentum nicht ist, sehen sie wohl selbst. „Aber", sagen sie, „es ist unser Lebensunterhalt; darum gilt es, daß wir die Ohren steif halten und uns nicht beikommen lassen!"

Das wären die Meineidigen. Die Gesellschaft hat vielleicht eine gewisse Ahnung davon, daß es mit dem Eid auf das Neue Testament nicht richtig bestellt ist. Doch für uns, denkt die Gesellschaft, gilt es natürlich, die Ohren steif zu halten und zu thun, als wäre alles in seiner Ordnung. „Wir sind nur Laien; wir können uns mit der Religion nicht so befassen, wir sind aber ganz ruhig im Vertrauen auf den Pfarrer, der ja eidlich auf das Neue Testament verpflichtet ist."

Nun ist die Komödie fertig: alles lauter Christen und alles christlich, auch die Geistlichen — und alles das gerade Gegenteil des neutestamentlichen Christentums. Allein es ist so gut wie unmöglich, den schlau verschlungenen Knoten anzufassen und hinter dieses Blendwerk zu kommen. Wie sollte einem ein Zweifel daran kommen, ob das Christentum überhaupt da sei? Dieser Gedanke ist ja ebenso unmöglich als der Einfall, der Pfarrer sei ein Geschäftsmann. Er ist ja doch eidlich verbunden, dieser Welt zu entsagen, so daß also das Gewerbe, das Geschäft unter der Firma „Weltentsagung" läuft. Und das ist ebenso verwirrend, wie wenn einer bei seiner Ankunft Lebewohl sagte. Wie sollte man bei dem „Lebewohl" dran denken, daß da jemand kommt? Und wie sollte einem einfallen — was wohl auch niemand eingefallen ist, was auch niemand, hätte ich's nicht selbst gesagt, gewußt hätte, daß ich unter dem „Meineidigen" den „Pfarrer" meine, den „Pfarrer", der ja just Wahrheitszeuge ist.

Das bedeutet der „Pfarrer" für die Gesellschaft, die von Geschlecht zu Geschlecht die „notwendige" Anzahl Meineidiger verbraucht, damit sie unter dem Namen des Christentums gegen das Christentum vollkommen gesichert ist und ganz ungestört heidnisch leben kann; ja, ganz ruhig und raffiniert, da dies eben Christentum ist.

Natürlich giebt es in der ganzen Geistlichkeit nicht einen einzigen, der ehrlich wäre. Ja, ich weiß schon, daß manche, die just gar

nicht ungeneigt wären, meinen Worten beizustimmen, daß sie meinen, ich sollte Ausnahmen zugeben, es gebe doch einzelne. Nein, ich danke; damit geriete ich ins Gewäsch hinein, denn dann wäre vermutlich das Ergebnis, daß der ganze Stand und die ganze Gesellschaft mir in allem, was ich sage, recht gäbe, denn jeder würde natürlich sich selbst ausnehmen. Es giebt aber ganz buchstäblich keine Ausnahme; es giebt ganz buchstäblich nicht einen einzigen ehrlichen Geistlichen. Die Polizei möge nur diesen vermeintlich Ehrlichen, diesen in seltenem und außergewöhnlichem Maße Redlichen sich etwas genauer ansehen: und wer sehen will, soll bald sehen, daß auch dieser nicht auszunehmen ist; denn es findet sich ganz buchstäblich kein einziger, der ehrlich wäre.

Für's erste kann er doch wohl nicht so dumm sein, um zu übersehen, daß die Art seiner Entlohnung, christlich betrachtet, ganz unzulässig ist und Christi Vorschrift direkt zuwiderläuft; item daß sein ganzes Dasein, diese Einheit des Staatsdieners und des Jüngers Christi, christlich betrachtet, ganz unzulässig ist und Christi Vorschrift direkt zuwiderläuft; daß es eine Zweideutigkeit ist, so daß man (ob auch aus einem andern Grunde als bei den Verbrechern — denn der „Geistliche" läuft kaum davon; das ist nicht zu befürchten) verlangen könnte, er müsse sich in zweierlei Tuch kleiden, damit das Teils—Teils, das Sowohl—Als-auch in ihm auch äußerlich kenntlich werde. — Für's andere: als Mitglied des Standes nimmt der Einzelne teil an der Schuld des ganzen Standes. Ist der ganze Stand verdorben, so kann die Ehrlichkeit [des Einzelnen] nur darin ihren Ausdruck finden, daß er aufhört, Mitglied des Standes zu sein. Sonst bewirkt er ja nur — lassen wir seine Ehrlichkeit auf einen Augenblick gelten —, daß der Stand in ihm einen hat, auf den er sich berufen kann, und das sollte ihm eben versagt sein. Die Sache verhält sich hier genau so, wie wenn die Polizei bei einem Auflauf dem Publikum bedeutet hat, sich zu entfernen: da bleibt kein guter Bürger stehen. Bleibt einer stehen, so zeigt er just damit, daß er kein guter Bürger ist. Denn als solcher machte er keine Gemeinschaft mit denen, die trotz des Verbots der Polizei auf dem Platze bleiben. Doch lassen wir es für einen Augenblick gelten, daß der Mann, der stehen bleibt, ein höchst achtbarer, ein guter Bürger sei; sehen wir auch davon ab, daß er durch sein Stehenbleiben dieses Prädikat abschwächt: so richtet er eben durch sein Stehenbleiben in anderem Sinne großes Unheil an. Der Auflauf hat nun einen, auf den er sich berufen kann; und so bewirkt er vielleicht, daß die

Polizei, lediglich um dieſes „guten Bürgers“ willen, nicht ſo thatkräftig vorgehen kann, wie es notthäte. — Für's dritte: vielleicht iſt dieſer vermeintlich Ehrliche ſo wenig eine Ausnahme, daß er ſogar noch ſchlimmer iſt als die andern, nur in feinerer Weiſe. Unter Blinden iſt bekanntlich der Einäugige König; und es iſt eine ganz kluge Rechnung, wenn einer zu der Mittelmäßigkeit, Jämmerlichkeit und Unredlichkeit ſich geſellt, um hier zu billigem Preis für etwas Beſonderes zu gelten; ſchon ein bißchen Ehrlichkeit nimmt ſich hier durch den Gegenſatz zu den andern ganz brillant aus — ja freilich; nur iſt eben dieſe kluge Benützung einer recht dunklen Folie noch eine weit tiefere Unehrlichkeit, als die offene der andern.

Nein, es giebt ganz buchſtäblich nicht einen einzigen ehrlichen Geiſtlichen. Und hinwiederum iſt durch das Daſein des „Geiſtlichen“ die ganze Geſellſchaft, chriſtlich betrachtet, eine Gemeinheit, die ohne den „Geiſtlichen“ doch nicht ſo groß wäre.

Von Morgen bis Abend ſtellen dieſe Tauſende oder Millionen der Geſellſchaft die Lebensanſchauung dar, die dem Chriſtentum ſo direkt entgegengeſetzt iſt wie der Tod dem Leben. Das kann man nicht niederträchtig nennen, es iſt einfach menſchlich. Nun aber kommt das Niederträchtige: daß nämlich 1000 auf das Neue Teſtament vereidigte Männer darunter ſind, die ſelber gleich der ganzen übrigen Geſellſchaft die Lebensanſchauung vertreten, die dem Chriſtentum direkt entgegengeſetzt iſt, *zugleich* aber der Geſellſchaft garantieren, das ſei Chriſtentum. Nunmehr iſt die Geſellſchaft eine Niederträchtigkeit.

Ein Chriſt im Sinne des Neuen Teſtaments ſteht gerade um ſoviel über dem Menſchen, als der Menſch über dem Tiere. Ein Chriſt im Sinne des Neuen Teſtaments iſt, obwohl er, leidend, mitten in der Wirklichkeit dieſes Lebens ſteht, dieſem Leben doch ganz entfremdet; er iſt nach der Schrift, auch nach den liturgiſchen Gebeten (die — o blutige Satire! — durch die Art Geiſtliche, wie wir ſie jetzt haben, und vor der Art Chriſten, wie ſie jetzt leben, noch heutzutage zur Verleſung kommen) ein Fremdling und Beiſaſſe — man denke ſich z. B. nur, wie der verſtorbene Biſchof Mynſter verlas: wir ſind Fremdlinge und Beiſaſſen in dieſer Welt! Ein Chriſt im Sinne des Neuen Teſtaments iſt buchſtäblich ein Fremdling und Beiſaſſe: er fühlt ſich fremd, und jeder andere fühlt unwillkürlich, daß er ihm fremd iſt.

Nehmen wir ein Beiſpiel. So zu leben, daß man angeſtrengter arbeitet denn irgend ein Lohnarbeiter, und es damit ſoweit zu bringen,

daß man noch Geld zusetzen muß, zu Nichts wird, angegrinst wird und dergl.: solch ein Leben muß der Menge der Menschen als eine Art Narrheit erscheinen; jedenfalls wird es die meisten befremden, sehen die meisten fremd auf solch ein Leben hin. Die Wahrheit ist indessen die, daß ein solches Leben dem neutestamentlichen Christentum entspricht. Laß nun einen, der also lebt, in einer christlichen Gesellschaft leben, wo ein ganzes Heer auf das Neue Testament vereidigter Lehrer ist, so offenbart sich die Niedertracht. Diese vereideten Lehrer — ja, durch sie und ihr Leben fühlt sich die Menge nicht befremdet; das mutet sie ganz heimlich an, denn sie findet ja nur sich selbst wieder: es lebe der Profit, die Wirksamkeit in seinem Gewerbe, die sich sowohl mit dem einen, als mit dem andern bezahlt [?]! Aber diese Lehrer, sie sind ja Geistliche, sind aufs Neue Testament vereidigt; sie müssen also doch wohl wissen, was Christentum ist. So hat die Menge in ihnen die Bürgschaft, daß dieses Profitwesen u. s. w. wahres Christentum ist. Wenn denn die Menge, also belehrt, durch ein Leben, wie ich es oben beschrieb, sich befremdet fühlt und geneigt ist, es für Narrheit anzusehen (was noch nicht niederträchtig ist, sondern eben menschlich): so glaubt sie im Namen des Christentums urteilen zu dürfen, ein solches Leben sei eine Art Narrheit. Das ist niederträchtig; und diese Niederträchtigkeit verdankt man — dem Dasein des „Geistlichen".

Ich hatte einmal mit dem verstorbenen Bischof Mynster folgendes Gespräch. Ich sagte zu ihm: die Geistlichen könnten ihr Predigen fast ebenso gut bleiben lassen; all ihr Predigen habe gar keine Wirkung, da die Gemeinde in aller Stille bei sich denke: ja, dafür sind sie bezahlt. Die ziemlich verwunderliche Antwort des Bischofs Mynster lautete: „es ist etwas dran". Diese Antwort hatte ich eigentlich nicht erwartet; denn wir waren zwar unter uns, allein in dieser Sache pflegte Bischof Mynster sonst die Vorsicht selbst zu sein. Ich für meine Person habe mich in diesen Dingen seither nur in soweit verändert, als es mir nunmehr deutlich geworden ist, daß der Geistliche doch in einem Sinne eine ungeheure Wirkung hat: daß nämlich durch sein Dasein die ganze Gesellschaft, christlich verstanden, zu einer Gemeinheit wird.

9.

Von dem Intereſſe, das meiner Sache bewieſen wird.

In einer Hinſicht iſt dieſes Intereſſe groß genug; was ich ſchreibe, findet Verbreitung — in gewiſſem Sinne faſt mehr, als mir lieb iſt, wiewohl ich ihm andererſeits die weiteſte Verbreitung wünſchen muß. Doch thue ich natürlich nichts, was auch nur im geringſten den Kunſtgriffen gliche, wie ſie Politiker, Marktſchreier und Bauernfänger anzuwenden pflegen. Alſo, man lieſt, was ich ſchreibe; viele leſen es mit Intereſſe, mit großem Intereſſe, das weiß ich.

Dabei bleibt es vielleicht aber auch bei ſo manchen. Nächſten Sonntag geht man zur Kirche, wie gewohnt. Man ſagt: „Kierkegaard hat ja im Grunde Recht, und ſeine Ausführungen über den ganzen offiziellen Gottesdienſt, daß er Gott zum Narren mache und Gotteslästerung ſei, ſind äußerſt intereſſant zu leſen. Allein wir ſind nun einmal daran gewöhnt, wir haben nicht ſoviel Kraft, das aufzugeben. Doch ſeine Artikel leſen wir wirklich mit Vergnügen; man kann ordentlich geſpannt und ungeduldig auf eine neue Nummer ſein, um von dieſer unleugbar ungeheuer intereſſanten Kriminalſache noch weiter zu erfahren.“

Doch dies Intereſſe iſt nicht eigentlich erfreulich, eher betrübend, ein trauriges Zeugnis weiter, daß das Chriſtentum nicht nur nicht da iſt, ſondern daß die Leute in unſeren Zeiten, wie ich es ausdrücken möchte, nicht einmal in der Verfaſſung ſind, Religion zu haben; vielmehr iſt ihnen diejenige Leidenſchaft fremd und unbekannt, die jede Religion erheiſcht, ohne die man überhaupt keine Religion, am wenigſten das Chriſtentum, haben kann.

Laß mich zur Darlegung meines Gedankens ein Bild benutzen; ich verwende es einesteils ſehr ungern, da ich von derlei lieber nicht rede, doch wähle und benutze ich es mit gutem Bedacht, ja ich meine, es wäre unverantwortlich, wenn ich es nicht benutzen würde; denn der Ernſt der Sache erfordert, daß alles aufgeboten werde, um dem, der es nötig hat, ſeinen Zuſtand recht zu entleiden, recht ihm ſelbſt zuwider zu machen.

Einem Manne iſt ſeine Frau untreu, er weiß aber nichts davon. Nun hat er einen Freund, der — ein zweifelhafter Freundesdienſt, wird vielleicht mancher ſagen — ihn darüber aufklärt. Der Mann giebt zur Antwort: „Ich habe dir mit lebhaftem Intereſſe zugehört, ich bewundere den Scharfſinn, mit dem du eine ſo vorſichtig verheimlichte Untreue, von der ich auch nicht die Ahnung hatte, aus-

gespürt hast. Daß ich mich aber nun, da ich die Sache weiß, von ihr scheiden lassen sollte, nein, dazu kann ich mich nicht entschließen. Ich bin meine Häuslichkeit nun einmal gewohnt und kann sie nicht entbehren; zudem hat sie Vermögen, das kann ich auch nicht entbehren. Hingegen leugne ich nicht, daß ich jede weitere Mitteilung in der Sache mit dem lebhaftesten Interesse aufnehmen werde; denn sie ist — ohne dir ein Kompliment machen zu wollen — die Sache ist doch sehr interessant."

Auf diese Weise Sinn für das Interessante zu haben, das ist ja fürchterlich. Und so ist es auch fürchterlich: es als „interessant" zu wissen, daß der Gottesdienst, den man pflegt, Gotteslästerung ist, und dann bei demselben zu bleiben, weil man ihn nun einmal so gewohnt ist. Im Grunde heißt das nicht sowohl Gott, als vielmehr sich selbst verachten. Man findet es verächtlich, für den Ehemann zu gelten und es eigentlich doch nicht zu sein; und doch kann ein Mann ja ohne eigene Schuld durch die Untreue der Frau in diese Lage kommen; man hält es vollends für jämmerlich, sich in ein solches Verhältnis zu finden und darin zu bleiben. Aber in solcher Weise Religion zu haben, daß man selbst weiß, der eigene Gottesdienst ist Gotteslästerung (und das begegnet niemand ohne eigene Schuld); das also zu wissen, und dann doch fortdauernd es gelten lassen zu wollen, daß man diese Religion hat: das heißt im tiefsten Grunde sich selbst verachten.

Ja, es giebt doch etwas, das noch trauriger ist, als was die Menschen gern für das Traurigste ansehen, das einem begegnen kann: vom Verstande zu kommen; es giebt etwas noch Traurigeres! Es giebt einen sittlichen Stumpfsinn, einen Schmutz der Charakterlosigkeit, der schrecklicher, vielleicht auch unheilbarer ist als Zerrüttung des Verstandes. Daß aber ein Mensch nicht mehr gehoben werden kann, daß sein eigenes Wissen ihn nicht mehr zu heben vermag: das ist vielleicht das Traurigste, was man einem Menschen nachsagen kann. Dem Kinde gleich, das seinen Drachen steigen läßt, läßt er sein Wissen steigen; es ist ihm interessant, ungeheuer interessant, ihm nachzusehen, mit den Augen ihm zu folgen, allein — ihn erhebt es nicht; er bleibt im Schmutz, mehr und mehr krankhaft nach dem Interessanten schmachtend.

Wer du daher auch seist: wenn es so bei dir steht, so schäme dich, schäme dich, schäme dich!

Der Augenblick.

№ 8.

11. Sept. 1855. S. Kierkegaard.

1.

Die Gleichzeitigkeit; was du dem Zeitgenossen thust, das allein ist das Entscheidende.*)

„Wer einen Propheten aufnimmt, weil er ein Prophet ist, wird eines Propheten Lohn empfangen, und wer einen Gerechten aufnimmt, weil er ein Gerechter ist, wird eines Gerechten Lohn empfangen. Und wer einem von diesen Geringen nur einen Becher kalten Wassers reicht, weil er ein Jünger ist, wahrlich ich sage euch, er soll nicht um seinen Lohn kommen:" so sagt unser Herr Jesus Christus, Matth. 10, 41. 42.

Wahrlich, eine mehr als königliche und kaiserliche Freigebigkeit; so freigebig ist nur die Gottheit!

Und doch, sieh etwas näher zu. Es handelt sich hier darum, was man einem Zeitgenossen, was man als Zeitgenosse dem Propheten, dem Jünger thut. „Wer einem von diesen Geringen

*) Dieser Artikel ist aus dem Jahre 1853, nur sind hin und wieder etliche Zeilen eingeschoben, oder ist ein Wort verändert worden; der Artikel selbst aber ist aus dem Jahr 1853. Wie ich jetzt wegen des Schlusses urteile, weiß der Leser aus meinem Artikel im „Vaterland": „Zu der neuen Auflage der ‚Einübung im Christentum'."

einen Becher kalten Wassers reicht" — ja, hierauf kann doch der Nachdruck nicht liegen. Nein, der Nachdruck liegt auf dem: „weil er ein Jünger, ein Prophet ist." Wenn also ein Zeitgenosse sagen würde: „ich halte den Menschen gewiß nicht für einen Propheten, für einen Jünger, dagegen bin ich bereit, ihm einen Becher Wein zu reichen;" oder wenn einer vielleicht bei sich im Stillen diesen Menschen für einen Jünger, einen Propheten ansähe, hätte aber, feige, nicht den Mut, sich zu seiner Ueberzeugung zu bekennen, oder wollte dem Propheten, dem Jünger, der ja als solcher von den Zeitgenossen nicht anerkannt wird, im Gegensatz zu den anderen Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber um billigeren Preis — wenn ein solcher dann etwa sagte: „ich halte ihn wohl für keinen Propheten, aber er ist doch ein merkwürdiger Mensch, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihm einen Becher Wein zu reichen": — so müßte das eine= wie das anderemal die Antwort lauten: „Nein, mein Lieber, behalte er nur seinen Becher Wein; davon redet die Schrift nicht."

Sie redet nur von einem Becher Wassers, den man ihm reicht, aber reicht — weil er ein Jünger, ein Prophet ist, so daß man ihn also voll und ganz als das anerkennt, was er in Wahrheit ist. Worauf Christus zielt, das ist die Anerkennung als Jünger, als Prophet, und zwar vor den Mitlebenden. Ob die Anerkennung dadurch ausgedrückt wird, daß man ein Glas kaltes Wasser reicht, oder dadurch, daß man ein Königreich schenkt, ist durchaus gleichgültig: worauf es ankommt, ist nur dies, warum man den Zeitgenossen anerkennt. Somit ist nicht richtig, was die Besoldungspfarrer für die Pfarrbesoldung den Menschen einbilden: da 10 Thaler mehr ist, als ein Glas kaltes Wasser, so sei es auch etwas weit Höheres, dem Propheten, dem Jünger, aber nicht, weil er der Prophet, der Jünger ist, 10 Thaler zu geben, als ihm ein Glas kalten Wassers zu geben, weil er ein Prophet, ein Jünger ist. Nein, daß man es darum giebt, also ausdrücken will, man anerkenne den Menschen für das, was er in Wahrheit ist, darauf kommt es an.

Aber es ist nicht leicht, das einem Mitlebenden zu thun; hiezu braucht einer zwar nicht selbst ein Prophet, ein Jünger zu sein, was er aber haben muß (und, wohlgemerkt, bei redlichem Willen unbedingt auch haben kann), das ist $^2/_3$ von eines Jüngers, eines Propheten Charakter. Denn einem Zeitgenossen gereicht, kann dieser Becher Wasser, oder richtiger dieses Weil, einen teuer zu stehen kommen. Von der Gegenwart, bei Leibesleben, wird nämlich der

Prophet, der Jünger verhöhnt, verspottet, gehaßt, verwünscht, verabscheut, auf alle Weise verfolgt — und verlaß dich darauf: einem Jünger „als Jünger" einen Becher Wasser zu reichen, zieht nach dem Neuen Testament mindestens Ausschluß aus der Synagoge nach sich. Damit wurde ja jeder bestraft, der sich mit seinem Zeitgenossen Christus einließ. Das wird natürlich von den Lügenpfaffen „vertuscht, verschleiert, verschwiegen, ausgelassen." Sie schmachten ja vielmehr unter Schluchzen, Herzstößen, unterdrücktem Seufzen mit unsäglichem Verlangen darnach, als Zeitgenossen Christi gelebt zu haben — um aus der Synagoge ausgestoßen zu werden, was ja natürlich der Pfründen- und Aemterjäger herzlichstes und tiefstes Verlangen ist.

Wer also einem Jünger nur einen Becher kalten Wassers reicht, weil er ein Jünger ist, soll nicht um seinen Lohn kommen, soll eines Propheten Lohn haben; und wer hingegen dem Propheten, dem Jünger, wenn er tot ist, sein Grabdenkmal errichtet und sagt: „wenn . . ." — er ist nach Jesu Christi Urteil ein Heuchler, seine Schuld ist Blutschuld.

Er ist ein Heuchler. Ja, denn entweder hat er, der des verstorbenen Propheten Grab baut, vielleicht wieder einen Propheten zum Zeitgenossen, — den er im Bunde mit den andern verfolgt, und wenn's kein Prophet ist, so vielleicht doch ein Gerechter, der für die Wahrheit leidet und, wie von den andern, so auch von ihm verfolgt wird, von ihm, der des verstorbenen Propheten Grab baut; oder hast du einen solchen Zeitgenossen nicht, dann sollst du aber, um kein Heuchler zu werden, das Leben der verstorbenen Herrlichen dir so lebhaft vergegenwärtigen, daß du dadurch ebensoviel zu leiden bekommst, als dir beschieden gewesen wäre, wenn du einen zugleich mit dir lebenden Propheten als Propheten anerkannt hättest.

O, wenn du irgendwie um deine Seele ewig bekümmert bist, mit Furcht und Zittern an Gericht und Ewigkeit denkst; oder wenn du andererseits dich gehoben fühlst und noch mehr gehoben fühlen möchtest bei dem Gedanken, was der Mensch ist und daß auch du Mensch bist und daß du verwandt bist mit den Herrlichen allen, den Echten (deren Würde daher auch nicht in dem Unechten, im Profit, in Sternen und Titeln, sondern im Echten, in Armut, Niedrigkeit, Mißhandlung, Verfolgung, Leiden besteht), so achte wohl auf diesen Satz von der Gleichzeitigkeit: daß du entweder als Zeitgenosse eines leidenden Wahrheitszeugen das Leiden auf dich nimmst, das aus seiner Anerkennung folgt, oder, wenn du einen solchen Zeit-

genoſſen nicht haſt, dir das Leben des verſtorbenen Herrlichen lebendig vor Augen ſtellſt und dadurch zu demſelben Leiden kommſt, wie wenn du ihn als Zeitgenoſſen anerkannt hätteſt. Achte wohl auf dieſen Satz von der Gleichzeitigkeit; denn es kommt nicht darauf an, was du mit einem Verſtorbenen für Staat machſt, nein; ſondern wie du den Zeitgenoſſen behandelſt oder ob du dir das Vergangene ſo vergegenwärtigſt, daß du das Leiden der Zeitgenoſſen dir zuziehſt: das entſcheidet, was du für ein Menſch biſt. Daß du dagegen mit einem Verſtorbenen Staat machſt — nun, das entſcheidet natürlich auch, was für ein Menſch du biſt, daß du nämlich, nach dem Urteil Jeſu Chriſti, ein Heuchler, ja ein Mörder und dem Verſtorbenen mehr zuwider biſt, als die, welche ihn töteten.

Achte alſo wohl auf dieſen Satz von der Gleichzeitigkeit! Unterlaſſe auch nicht, zu dem Ende mit einer von mir 1850 herausgegebenen Schrift dich (wenn du es nicht ſchon gethan haſt) bekannt zu machen, mit der „Einübung im Chriſtentum“; denn da wird eben dieſe Gleichzeitigkeit geltend gemacht. Die Schrift, wie ſie in die Welt hinausging, iſt in aller Streitbarkeit eine friedfertige Schrift. Ich will dir genau angeben, welche Stellung ſie zum Beſtehenden, zu Biſchof Mynſter's Verkündigung des Chriſtentums einnimmt. Wenn Biſchof Mynſter einfach von ihr ſagt: „das iſt in Wahrheit Chriſtentum, ſo verſtehe ich das Chriſtentum im Stillen bei mir ſelbſt“: ſo iſt die Schrift eine Erklärung und Verklärung der Art, wie Biſchof Mynſter das Chriſtentum verkündigt — ein mir ſo unendlich lieber Gedanke! Zuckt dagegen Biſchof Mynſter beim Anblick dieſer Schrift auch nur mit dem Auge, fährt er gar heftig dagegen auf: ſo lies ſie nur, und die ganze Mynſter'ſche Verkündigung des Chriſtentums wird ſich dir deutlich als eine — außerordentlich, außerordentlich, außerordentlich künſtliche und meiſterhafte — Augenverblendung offenbaren. Doch kann das Buch hiefür nichts. Und jedenfalls haſt du damit ja nicht zu thun; dagegen kannſt du durch das Buch, wenn du ſelbſt willſt, auf dieſen Satz von der Gleichzeitigkeit aufmerkſam werden.

Und das iſt das Entſcheidende! Dieſer Gedanke iſt mir der Gedanke meines Lebens. Auch darf ich in Wahrheit ſagen, ich habe die Ehre, für die Verkündigung dieſes Gedankens zu leiden. Darum ſterbe ich fröhlich, mit unendlichem Dank gegen die Vorſehung, daß es mir vergönnt war, auf dieſen Gedanken ſo aufmerkſam zu werden und auch andere aufmerkſam zu machen. Nicht als hätte ich ihn erfunden; Gott behüte mich vor ſolcher Vermeſſenheit; nein, der

Gedanke ist längst erfunden, er gehört dem Neuen Testament an. Aber es war mir doch vergönnt, leidend diesen Gedanken wieder in Erinnerung zu bringen, diesen Gedanken, der, wie das Rattengift für die Ratten, Gift ist für die Dozenten,*) für dieses Geschmeiß, das recht eigentlich das Christentum ruiniert hat; für die Dozenten, diese edlen Männer, die der Propheten Gräber bauen, die objektiv deren Lehre vortragen, die (vermutlich objektiv, und vermutlich, da die Subjektivität krankhaft und affektiert ist, sogar stolz auf ihre Objektivität) das Leiden und Sterben der Herrlichen sich zu Nutzen machen, selbst aber (natürlich mit Hilfe der lobpreisenden Objektivität) sich draußen halten, in gemessener Ferne von allem, das entfernt einer Leidensgemeinschaft mit den Herrlichen gleich sehen oder einem die Leiden bringen könnte, die man durch Anerkennung der lebenden Herrlichen sich zugezogen hätte.

Die Gleichzeitigkeit ist das Entscheidende. Denke dir einen Wahrheitszeugen, also eines der abgeleiteten Vorbilder. Er hat allerlei Mißhandlung und Verfolgung zu erleiden und hält lange stand; zuletzt beraubt man ihn seines Lebens. Die Todesstrafe, zu der man ihn verdammt, ist grausam: er soll lebendig verbrannt werden; mit ausgesuchter Grausamkeit bestimmt man näher: er soll langsam auf einem Roste gebraten werden.

Denke dir das! Ernst und Christentum verlangen von dir eine so genaue Vergegenwärtigung dieses Vorgangs, daß du gerade so zu leiden bekommst, als wenn du mit dem Menschen gelebt und ihn als das anerkannt hättest, was er ist.

Das ist Ernst und Christentum. Etwas anderes ist natürlich das Bestialische, das den Predigern kein Greuel ist. Da giebt man dem Wahrheitszeugen mit samt seinen Leiden einen guten Tag — und doch, nein, das Bestialische ist das eigentlich noch nicht. Nein, man sagt: „Dieses Herrlichen wollen wir nie vergessen. Sieh, darum soll der 17. Dezember, sein Todestag, von uns als sein Gedächtnistag gefeiert werden. Und um uns einen rechten Eindruck von seinem Leben zu bewahren und zugleich unserm Leben doch ‚einige Aehnlichkeit' mit dem seinen, dem wir ‚nachstreben',

*) Vergl. „Furcht und Zittern", wo zum erstenmal auf die Dozenten gezielt wird, diese Elenden, von denen es auch S. 56 heißt: „Kein Tempelräuber, der mit Hammer und Eisen arbeitet, ist ein so gemeiner Verbrecher, wie einer, der so das Heilige plündert; und Judas, der seinen Herrn für 30 Silberlinge verkaufte, ist nicht verächtlicher, als der, der so das Große verschachert."

zu verleihen, haben wir den heiligen Brauch, daß an diesem Tage jedes Haus einen gebratenen Fisch, wohlgemerkt (das ist die Pointe!), einen auf dem Roste gebratenen Fisch verspeist; und den delikatesten muß der Pfarrer haben." Das heißt: den Gottesdienst, der im Leiden, ja im Sterben für die Wahrheit bestand, verwandelt man in den Gottesdienst, zu essen und zu trinken, in den Gottesdienst, daß der Pfarrer das beste Stück bekommt. Und so bekommt man das wahre (offizielle) Christentum, wo der Prediger, wie in seiner Weise der gebratene Fisch, so auch auf seine besondere Weise (z. B. durch eine reizende Rede) zur festlichen Erhöhung des Tages beiträgt und dadurch sich ein mit den Jahren wachsendes Einkommen sichert, vielleicht Karriere macht, vielleicht eine so glänzende Karriere, daß er in Seide und Sammt gekleidet und mit Sternen und Ordensbändern behängt wird.

Das ist nur ein Beispiel. Auch räume ich ein, daß keines der abgeleiteten Vorbilder jeden unbedingt verpflichtet — und freilich dann doch auch nicht zu dem Bestialischen verpflichtet. Und verpflichten die abgeleiteten Vorbilder nicht unbedingt, und auch nicht unbedingt jeden, so verpflichtet dagegen „das Vorbild", Jesus Christus, unbedingt und unbedingt jeden. Lebt also mit dir in deiner Zeit keiner, der für die Wahrheit zu leiden hat; fällt also diese Christenpflicht für dich weg, durch seine Anerkennung dich dem Leiden auszusetzen: so mußt du dir doch „das Vorbild" so vergegenwärtigen, daß du in ähnlicher Weise zu leiden bekommst wie einst durch die Anerkennung des lebendig Gegenwärtigen. Alles nachträgliche Staatmachen mit ihm, alles Prunken mit Denkmalen auf seinem Grabe u. s. f. u. s. f. u. s. f. ist nach Jesu Christi Urteil Heuchelei und dieselbe Blutschuld wie die seiner Mörder.

Das ist die christliche Forderung. Die mildeste, mildeste Form derselben ist doch wohl die in der „Einübung im Christentum" von mir gebrauchte, d. h. die einfache Anerkennung, daß dies die Forderung ist, und daß du dann hinfliehest zur Gnade. Daß einer aber die Forderung nicht nur nicht einlösen, sondern gar verschwiegen haben — und dafür zum Grabdenkmal spendieren will, wofür ihn der Pfarrer dann aus gutem Grunde einen ernsten Christen nennt: dem wollte unser Herr Jesus Christus gewiß am allermeisten vorbeugen.

2.

Man lebt nur einmal.

Dieſe Worte hört man oft in der Welt. „Man lebt nur einmal; darum möchte ich, ehe ich ſterbe, Paris ſehen, oder ſo ſchnell als möglich ein Vermögen ſammeln, oder doch zuletzt etwas Großes in dieſer Welt werden — denn man lebt nur einmal.“

Es kommt ſelten vor, doch kommt es vor, daß ein Menſch nur einen Wunſch, ganz beſtimmt nur einen Wunſch hat. „Ich hätte nur dieſen Wunſch“, ſagt er dann etwa; „wenn doch nur mein Wunſch in Erfüllung ginge; denn ach, man lebt nur einmal!“

Denke dir nun ſolch einen Menſchen auf dem Sterbebette. Sein Wunſch ging nicht in Erfüllung, und doch hängt er mit ganzer Seele unverändert an dieſem Wunſche — und nun, nun iſt die Erfüllung nicht mehr möglich. Da richtet er ſich vom Bette auf; mit der Leidenſchaft der Verzweiflung giebt er ſeinem Wunſche noch einmal Ausdruck: „ach, es iſt zum Verzweifeln, er geht nicht in Erfüllung; es iſt zum Verzweifeln, denn man lebt nur einmal!“

Das ſieht ſchrecklich aus und iſt es in der That; allein nicht in dem Sinne, wie er meint; denn das Schreckliche iſt doch nicht, daß ſein Wunſch nicht erfüllt wurde, das Schreckliche iſt die Leidenſchaft, womit er daran hängt. Sein Leben iſt nicht verſpielt, weil ſein Wunſch nicht in Erfüllung ging, auf keine Weiſe; iſt ſein Leben verſpielt, ſo iſt der Grund vielmehr, daß er ſeinen Wunſch nicht aufgeben, vom Leben nichts Höheres lernen wollte als dies, wie ſein einziger Wunſch ſich erfüllen könnte — als ob deſſen Erfüllung oder Nichterfüllung alles ausmachte!

Das wahrhaft Schreckliche iſt daher etwas ganz anderes, wenn z. B. einer auf ſeinem Sterbebette entdeckte, oder wenn doch da erſt für ihn deutlich würde, was er ſein Leben lang dunkler verſtanden hatte, aber nie hatte verſtehen wollen: daß man in dieſer Welt für die Wahrheit muß gelitten haben, wenn man ewig ſelig werden will, — und man lebt nur einmal, dieſes eine Mal, das für ihn nun vorbei iſt! Und das hätte er ja in ſeiner Macht gehabt; und die Ewigkeit verändert man nicht, die Ewigkeit, der man ſterbend als ſeiner Zukunft entgegengeht!

Von Natur ſehen wir Menſchen das Leben einfach ſo an: daß wir das Leiden für ein Uebel halten, dem wir auf alle Weiſe zu entgehen ſuchen. Und glückt uns das, ſo glauben wir einmal auf dem Sterbebette Gott zu ganz beſonderem Danke verpflichtet zu

ſein, daß wir mit Leiden verſchont wurden. Wir Menſchen alſo meinen, die Hauptſache ſei, daß wir nur glücklich und wohl durch dieſe Welt kommen. Und das Chriſtentum meint, alle Schreckniſſe kommen eigentlich von der andern Welt, die Schreckniſſe dieſer Welt ſeien gegen die Schreckniſſe der Ewigkeit nur wie ein Kinderſpiel, und eben deshalb komme es nicht darauf an, glücklich und wohl durch dieſes Leben zu kommen, ſondern darauf, durch Leiden die richtige Stellung zur Ewigkeit zu gewinnen.

Man lebt nur einmal. Iſt bei deinem Tode dein Leben wohl verbracht, d. h. ſo, daß es auf die Ewigkeit gerichtet war: dann Gottlob und Dank in Ewigkeit; wo nicht, ſo iſt es ewig nicht gut zu machen. Man lebt nur einmal!

Man lebt nur einmal. So iſt es hier auf Erden. Und während du nun dieſes einemal lebſt und die Länge dieſes Lebens mit jeder ſchwindenden Stunde dahin ſchwindet, ſitzt der Gott der Liebe im Himmel, liebevoll auch dich liebend. Ja liebend; daher möchte er ſo gern, du möchteſt doch endlich auch wollen, was er um der Ewigkeit willen mit dir will: daß du doch dich entſchließen könnteſt, zu leiden, d. h. ihn zu lieben; denn nur durch Leiden kannſt du ihn lieben, oder wenn du ihn liebſt, wie er geliebt ſein will, ſo mußt du leiden. Denke daran: man lebt nur einmal. Verſäumſt du das, bekamſt du nicht zu leiden, weil du dich entzogſt, ſo iſt es ewig nicht gut zu machen. Dich zwingen, nein, das will der Gott der Liebe um keinen Preis; damit erreichte er etwas ganz anderes. als er will. Wie ſollte es auch der Liebe einfallen, ſich die Liebe erzwingen zu wollen! Er iſt aber Liebe, und aus Liebe will er, du ſollſt auf ſeinen Willen eingehen; und in Liebe leidet er, wie nur unendliche und allmächtige Liebe es kann. Kein Menſch vermag zu faſſen, wie er leidet, wenn du auf ſeinen Willen nicht eingehſt.

Gott iſt Liebe. Nie gab es einen Menſchen, den dieſer Gedanke nicht in unbeſchreiblicher Seligkeit überwältigte, namentlich wenn er ihm die genauere, perſönliche Deutung giebt: „Gott iſt Liebe, das heißt: Gott liebt dich.“ Im nächſten Augenblick aber, wo das Verſtändnis dafür kommt, daß von Gott geliebt zu ſein ſoviel heißt als leiden zu müſſen: fürchterlich! — „Ja, aber Gott will das aus Liebe, weil er geliebt ſein will; und daß er von dir geliebt ſein will, iſt ſeine Liebe zu dir“: nun wohl! — Im nächſten Augenblick aber, ſobald es mit dem Leiden ernſt wird: fürchterlich! — „Ja, aber es iſt aus Liebe; du haſt keine Ahnung, wie er leidet, weil er ſehr gut weiß, wie das Leiden ſchmerzt; er kann ſich aber doch nicht ändern,

da er ja sonst etwas anderes als Liebe werden müßte“: nun wohl! — Im nächsten Augenblick aber, sobald es mit dem Leiden rechter Ernst wird: fürchterlich!

Doch gieb acht, gieb acht, daß nicht die Zeit, vielleicht in nutzlosem Leiden, ungenutzt hingeht; denke daran: man lebt nur einmal. Kann es dir helfen, so sieh die Sache auch so an: Gott leidet gewiß in Liebe mehr, als du leidest, ohne daß er darum sich verändern könnte. Vor allem aber denke daran: man lebt nur einmal! Es giebt einen ewig unersetzlichen Verlust, so daß die Ewigkeit — noch mehr zum Entsetzen! — die Erinnerung an das Verlorene so wenig auslöscht, daß sie vielmehr nur eine ewige Erinnerung an das Verlorene ist:

3.

Ewige Reue!

Laß mich dir eine Geschichte erzählen. Ich habe sie nicht in einer Erbauungsschrift gelesen, sondern in einem Unterhaltungsbuch. Doch nehme ich keinen Anstand, sie zu benutzen, und bemerke das nur, damit es niemanden stört, wenn er sie zufällig schon kennte oder später erführe, woher ich sie habe — damit es niemanden stört, daß ich dies verschwiegen hätte.

Irgendwo im Osten lebten ein paar alte arme Leutlein, Mann und Frau. Sie hatten, wie gesagt, nur Armut; und die Sorge um die Zukunft nahm natürlich zu, je mehr sie ans Alter denken mußten. Sie bestürmten zwar den Himmel nicht mit ihren Bitten, dazu waren sie zu gottesfürchtig, doch riefen sie den Himmel immer und immer wieder um Hilfe an.

Da geschah es eines Morgens, daß die Frau, wie sie zum Herde trat, einen sehr großen Edelstein im Kamin findet, mit dem sie sofort hineineilt, um ihn ihrem Manne zu zeigen; und dieser, der sich auf solches versteht, sieht leicht, daß ihnen nunmehr für ihr Lebtag geholfen ist.

So haben diese alten Leutlein nun eine lichte Zukunft vor sich, welch eine Freude! Doch beschlossen sie, genügsam und gottesfürchtig, wie sie waren, mit dem Verkauf des Edelsteins diesen Tag noch zu warten, da sie so lange noch zu leben hatten. Den Tag darauf aber sollte er verkauft werden und dann ein neues Leben beginnen.

In der Nacht auf den nächsten Tag träumte der Frau, sie sei in das Paradies entrückt. Ein Engel zeigte ihr ringsumher alle die Herrlichkeit, wie sie eine orientalische Phantasie sich nur erdenken kann. Da führte sie der Engel auch in einen Saal, wo lange Reihen von Lehnstühlen standen, überall mit Edelsteinen und Perlen geschmückt. Sie waren, wie der Engel erklärte, für die Frommen bestimmt. Endlich zeigte er ihr auch einen — für sie. Indem sie ihn nun genauer betrachtete, sieht sie, daß an der Rücklehne ein sehr großer Edelstein fehlt. Sie fragt den Engel, woher das komme.

Er — — — nun merke wohl auf; jetzt kommt die Geschichte! Der Engel erwidert: das war der Edelstein, den du im Kamin fandest. Den bekamst du zum voraus, und er kann nicht wieder eingesetzt werden.

Am Morgen erzählt die Frau ihrem Manne den Traum; und sie war der Meinung, so wäre es doch besser, wenn sie die übrigen paar Jahre ihres Lebens vollends aushielten, statt die ganze Ewigkeit hindurch den Edelstein zu vermissen. Und ihr frommer Mann war derselben Meinung.

So legten sie am Abend den Stein wieder ins Kamin und baten Gott, er möchte ihn wieder zu sich nehmen. Am andern Morgen war er ganz richtig fort. Wo er hingekommen war, wußten ja die alten Leutlein — er war nun an seinem rechten Platz.

* * *

Dieser Mann war in der That glücklich verheiratet, seine Frau eine vernünftige Frau. Doch, hätte es sonst auch mit dem oftgehörten Worte seine Richtigkeit, daß die Männer durch ihre Frauen das Ewige vergessen lernen: die Ehe macht es doch nicht, denn es hat jeder in sich selbst etwas, das, schlauer und eindringlicher und unabläßiger, als ein Weib es vermag, den Menschen das Ewige vergessen machen kann. Und dann mißt er falsch, als wären ein paar Jahre, oder auch 10, 40 Jahre eine so ungeheuer lange Zeit, so daß sogar die Ewigkeit im Vergleich damit ganz kurz wird, während doch umgekehrt diese Jahre nur wenige Augenblicke sind und die Ewigkeit so ungeheuer lang.

Vergiß das ja nicht! Du kannst dem Leiden und den Widerwärtigkeiten, die nach Gottes Gutbefinden sich für den Christen nun einmal gehören, vielleicht klüglich entgehen; klug durchschlüpfend kannst du vielleicht zu deinem eigenen Verderben das Gegenteil gewinnen,

was Gott dem Christen als solchem auf ewig versagt hat: Genuß und alle irdischen Güter; du kannst vielleicht, von deiner Klugheit bethört, dich zuletzt ganz in der Einbildung verlieren, du seiest just auf dem rechten Weg, weil du das Irdische gewinnest: und dann folgt — ewige Reue! Ewige Reue — daß du die Zeit nicht auf das verwendet hast, dessen man ewig sich erinnern kann: auf die wahre Liebe zu Gott, die zur Folge hat, daß du in diesem Leben von den Menschen zu leiden bekommst.

Darum, betrüge dich ja nicht selbst, fürchte unter allen Betrügern am meisten dich selbst! Wäre es dem Menschen auch möglich, in Bezug auf das Ewige etwas vorwegzunehmen, du betrögest dadurch ja doch nur dich selbst: etwas vorweg — und dann ewige Reue!

4.

Wessen kann man ewig gedenken?

Nur des Einen: daß man für die Wahrheit gelitten hat. Willst du für deine ewige Zukunft sorgen, so achte wohl darauf, daß du für die Wahrheit zu leiden bekommst.

Und Gelegenheit, für die Wahrheit zu leiden, hast du natürlich in jeder Sekunde genug: wie könnte das in dieser Welt der Lüge und des Betrugs, der Spitzbüberei und Mittelmäßigkeit auch anders sein! Aber, nicht wahr, da bist du dann eben nicht so dumm, die Gelegenheit zu benutzen; du bist vielmehr klug — du bietest all deinen Scharfsinn auf, um den Zusammenstoß mit dieser herrlichen Welt und das Leiden zu vermeiden. Zugleich heuchelst du dir vielleicht etwas vor und sagst, du würdest ja recht gerne leiden, wenn es nur Gelegenheit gäbe. Damit aber, mein Freund, betrügst du nur dich selbst, die Ewigkeit nie; die Folge ist, daß du nichts hast, dessen du ewig gedenken könntest, daß du also ewig durch diese Leere gemartert wirst und durch den quälenden Gedanken, du habest dein Leben verspielt, es ausgefüllt mit Dingen, deren du nicht ewig gedenken kannst!

Vielleicht lebst du zusammen mit einem „Gerechten", der um der Wahrheit willen leidet — hier hast du ja die Gelegenheit: anerkenne ihn als solchen, und du wirst sein Leiden teilen! Du aber, du anerkennst ihn nicht bloß nicht laut, öffentlich, als das, was er ist, du gehst ihm vielmehr auf alle Weise aus dem Wege und kommst

dir damit gar klug vor; oder glaubst du vielleicht gar sehr edel zu handeln und gar nicht wie die andern, indem du ihn zwar anerkennst — aber nur im Verborgenen, wo es keine Gefahr bringt, während du ihn nicht anerkennst, wo es gefährlich werden könnte. Damit, mein Freund, betrügst du dich selbst; in Thorheit ließest du die Gelegenheit ungenützt, für die Wahrheit zu leiden, und das ist doch das Einzige, dessen du ewig gedenken kannst.

Ja, das Einzige, dessen man ewig gedenken kann; nimm, was du willst, bei allem andern sonst ist das nicht möglich. Du magst das schönste Mädchen geliebt, ein ganzes Leben glücklich mit ihr, der liebenswürdigsten Gattin, gelebt haben: daran kannst du nicht ewig gedenken; das ist aus vergänglicherem Stoff als das Ewige. Die größten Thaten in der äußeren Welt, daß man Reiche und Länder eroberte; die interessantesten und spannendsten Verwicklungen, daß man der leitende Kopf dabei war; die größten Entdeckungen im Reich der Natur, daß man selbst der Entdecker war u. s. f. — das alles ist nichts, dessen man sich ewig erinnern kann. Es mag vielleicht durch alle kommenden Geschlechter von einem zum andern überliefert werden, du selbst aber wirst dich dessen nicht ewig erinnern können; es ist nicht die ewige Wahrheit, gehört dir auch nicht ewig an. Nur eines bleibt zurück, nur dieses einen kannst du ewig dich erinnern: daß du für die Wahrheit gelitten hast.

Hier in der Welt geht die Wahrheit gering und in Niedrigkeit einher, sie hat nicht, wo sie ihr Haupt niederlege, muß danken, wenn einer ihr ein Glas Wasser reicht — thut er es aber, anerkennt er sie laut und öffentlich als das, was sie ist, so hat diese geringe Gestalt, das arme, verhöhnte, verspottete, verfolgte Aschenbrödel, die „Wahrheit", so zu sagen einen Griffel in ihrer Hand, schreibt das Wörtlein „auf ewig" auf ein Zettelchen und reicht es diesem Menschen, der sie als Zeitgenosse, also leidend, für die Wahrheit anerkannte: sein Name steht im Himmel geschrieben, sein Leben wurde (freilich giebt sich dazu ein Mensch nur höchst ungern her) zu dem Einzigen benützt, dessen man ewig gedanken kann.

Wer du auch seist, bedenke dies! Flieh vor allem die Wegleitung der Pfarrer! Das ist dir doch wohl auch begreiflich, daß du bei Erwerbsleuten von der leidenden Wahrheit, d. h. vom Christentum, nichts Wahres zu erfahren bekommst. Fliehe sie: sie betrügen dich um das Ewige, just dadurch, daß sie dich glauben machen, du könnest das Ewige auf anderem Wege als dem des Leidens erringen. Wache selbst! Denn eben das ist des Daseins Ernst, daß du in

eine Welt geſetzt biſt, wo die Stimme, die dich auf den rechten Weg ruft, ganz leiſe redet, während tauſend laute Stimmen in und außer dir gerade vom Gegenteil reden; — juſt das iſt der Ernſt, daß jene Stimme ſo leiſe redet, weil ſie dich prüfen will, ob du auch ihrem leiſeſten Flüſtern williges Gehör ſchenkſt. Bedenke, die Ewigkeit bedarf deiner nicht, ſo daß ſie um ihretwillen ihre Stimme gegen die andern, lauten Stimmen verſtärken müßte! Nein, du biſt's, der der Ewigkeit bedarf; und ſie will — o Ernſt! — deine Aufmerkſamkeit prüfen; und ſie wird daher um ſo leiſer, je lauter (durch deine Schuld) die andern werden. Nichts iſt leichter, als die Stimme der Ewigkeit zu übertäuben, wann ſie dir vom Leiden für die Wahrheit redet als dem Einzigen, deſſen man ewig gedenken kann; nichts iſt leichter als das, denn dazu braucht man nicht einmal die Pfarrer. Mit ihrer Hülfe aber wird es natürlich das Allerleichteſte von der Welt (wie ſchrecklich!), auf ewig ſich ſelbſt zu betrügen! Und noch einmal: wie ſchrecklich, daß es einem ſo entſetzlich leicht gemacht wird; daß die Ewigkeit ſo ernſt iſt; daß man ſagen muß, nichts ſei dem Menſchen ſo leicht gemacht als: ewig ſich ſelbſt zu betrügen!

5.

Ein Bild des Lebens
und
ein Bild aus dem Leben.

Denke dir die Schüler in einer Klaſſe — welcher wird von ſeinen Kameraden am meiſten bewundert? Iſt es der trägſte? Nein, keine Rede davon. Iſt es dann der fleißigſte? Auch nicht. Aber der begabteſte? Wieder nicht. Hat dagegen einer ſoviel Klugheit, daß er die Lehrer zu hintergehen verſteht, und greift er es ſo fein an, daß er dabei ſtets gut davon kommt, ſtets ein gutes Zeugnis hat, ſtets hoch oben in der Klaſſe iſt, ſtets belobt und ausgezeichnet wird: er iſt der Bewunderte; und warum? Weil ſeine Kameraden ſehr richtig verſtehen, daß er zweimal im Vorteil iſt. Er hat den Vorteil, den der Träge auch hat (nur daß dieſer ihn mit der Strafe bezahlen muß!), daß er eigentlich nichts thut, immer Zeit genug zu Spiel und Unterhaltung findet; und dann hat er zugleich den Vorteil des Fleißigen. Er iſt der Bewunderte; von ihm ſagen ſeine Kameraden bewundernd: „Der Ludwig, der Ludwig, das iſt ein Blitz-

kerl.“ „Aber Friedrich ist doch fleißiger.“ „Ja, was hilft das? Ludwig bekommt doch stets ein ebenso gutes Zeugnis, und Friedrich hat nur eins voraus — die Mühe!“ „Ja, aber Olsen ist doch ein weit besserer Kopf.“ „Ach, geh mir damit; das hilft ihm auch nicht viel, damit ist er vielmehr nur geschoren. Nein, der Ludwig, der Ludwig, das ist ein Blitzkerl.“

Das war ein Bild des Lebens; ich gehe nun über zu einem Bild aus dem Leben.

Welcher Lehrer des Christentums wird in dieser Welt am meisten bewundert? Ist es der freche Weltmensch, der unumwunden und gerade heraus gesteht, daß es ihm allein um das Irdische, um Geld, Macht u. s. f. zu thun ist, und der Glück damit hat? Nein, keine Rede davon. Ist's dann der wahrhaft fromme, der aus seinem Christentum Ernst macht, daher wirklich um dieses Lebens Güter und Genüsse kommt, so daß sein Leben eine Illustration zu dem Wort des Apostels wird: „Ginge unsere Hoffnung allein auf dieses Leben, so wären wir die Elendesten von allen?“ Nein, auch er nicht.

Wenn einer aber die Klugheit besitzt, fein, immer fein Gott zu hintergehen und es so einzurichten, daß er dabei stets gut davon kommt, alle irdischen Güter und Genüsse (vielleicht sicherer als der freche Weltmensch) gewinnt, während er doch immer so fromm ist, so gottesfürchtig, der Mann Gottes, der Ernst selbst: er wird bewundert; und warum? Weil er zweimal im Vorteil ist: er hat die Güter — und dann zugleich die Glorie, den Heiligenschein, die qualifizierte Achtung und Ehre.

Und bringt er das so unendlich fein fertig, daß niemand, niemand mit Sicherheit es durchschauen kann; so ist nichts mehr zu machen. Er ist ein wahres non plus ultra, unvergleichlich, einzig — besonders in den Augen der Frauenzimmer, doch auch für Männer. Namentlich aber in den Augen der Frauenzimmer. Denn so ist das Weib nun einmal, das läßt sich nicht leugnen: soll sie etwas recht goutieren, soll sie vollends zu hoher Bewunderung, zur anbetenden Bewunderung hinaufgehoben werden, so gehört ein wenig Angst her. Und deren giebt es hier doch ein klein bißchen. Mitten in der seligsten Erhebung, mitten in der wahrhaft himmlischen Verzückung über diesen Bewunderten zeigt sich in der Ferne, aber doch fühlbar, die Angst, ob er nicht doch? . . . und doch, nein, es ist ja nicht möglich! Und diese Mischung giebt: anbetende Bewunderung.

Nichts ist Gott so zuwider wie Heuchelei — und da jeder Mensch von Natur ein geborener Heuchler ist, so ist es nach Gottes Ratschluß eben die Aufgabe des Lebens, ganz umgewandelt zu werden.

Nichts hat so sehr die Bewunderung der Welt, wie die feineren und die feinsten Arten von Heuchelei.

Die feineren und die feinsten Arten von Heuchelei! Hiebei ist jedoch zu bemerken, daß diese, moralisch betrachtet, den Betreffenden nicht immer so streng als Schuld zugerechnet werden dürfen. Es seien große Gaben und außerordentliche Klugheit verbunden mit schwachem Charakter: diese Mischung ergiebt eine Heuchelei allerfeinster Art, bei der doch der Betreffende, moralisch betrachtet, vor Gott, vielleicht nicht so schuldig ist. Hingegen ist eben diese Art ganz gewiß für die andern am allergefährlichsten; für die andern, d. h. für die, welche bei einem solchen Lehrer in die Schule gehen.

6.

Die göttliche Gerechtigkeit.

Hast du je darauf geachtet, wie es in dieser Welt zugeht, so ist es dir wohl auch wie andern vor dir ergangen, daß du mißmutig dich vom Ganzen abgewandt und klagend zu dir selbst gesagt hast: ist das eine gerechte Regierung? wo bleibt da die göttliche Gerechtigkeit? Eingriffe in fremdes Eigentum, Diebstahl, Betrug und was sich sonst noch überhaupt auf Geld (den Götzen dieser Welt) bezieht, wird bestraft, schon in dieser Welt streng bestraft; ja, was doch kaum ein Verbrechen heißen kann, daß ein Armer einen Vorübergehenden sogar nur mit flehendem Blick angeht, es wird strenge bestraft; so streng geht es in dieser — gerechten Welt zu! Daß aber ein Mensch sich am Heiligen vergreift, die Wahrheit eitel nimmt und so sein Leben Tag für Tag eine fortgesetzte Lüge ist — solch greulichem Verbrechen zu steuern gewahrt man keine Hand der strafenden Gerechtigkeit. Im Gegenteil, ein solcher Mensch darf unbehindert sich ausbreiten, einen größeren oder kleineren Kreis, vielleicht eine ganze Gesellschaft umspannen, sich von ihr bewundern und verehren und mit allen irdischen Gütern belohnen lassen: wo bleibt da die göttliche Gerechtigkeit?

Hierauf ist zu erwidern: just die göttliche Gerechtigkeit läßt in ihrer entsetzlichen Strenge zu, daß es so zugeht. Sie ist zur Stelle,

lauter Auge; aber sie versteckt sich, sie will, um sich in ihrem Wesen recht offenbaren zu können, nicht vor der Zeit gesehen sein. Wenn sie sich dann einmal offenbart, so bringt sie an den Tag, daß sie zur Stelle war, gegenwärtig auch beim Unbedeutendsten. Griffe nämlich die göttliche Gerechtigkeit sofort strafend ein, so könnten ja die eigentlichen Kapitalverbrechen nicht ganz zur Ausführung kommen. Wer aus Schwachheit, von seiner Lust bethört, von seinen sinnlichen Begierden hingerissen, aber doch aus Schwachheit auf Abwege, auf den Weg der Sünde geriet: seiner erbarmt sich die göttliche Gerechtigkeit, indem ihn die Strafe je früher, je lieber ereilt. Den eigentlichen Kapitalverbrecher aber — denke nun an deine Klage, daß die Gerechtigkeit so milde scheine, ja oft sich gar nicht einstellen wolle! — ihn verblendet die Regierung, so daß vor seinen Augen der täuschende Schein entsteht, als gefiele sein Leben Gott, den er also wirklich hinter's Licht geführt hätte: wie entsetzlich bist du doch, du göttliche Gerechtigkeit!

Niemand lasse sich daher ferner durch diese Einwendung gegen die göttliche Gerechtigkeit irremachen. Denn eben die Gerechtigkeit als solche muß dem Verbrechen zuerst gestatten, in seiner ganzen Schuld sich auszuwirken; das eigentliche Kapitalverbrechen aber braucht — achte wohl darauf! — ein volles Menschenleben, um in's Dasein zu treten; es wird zum Kapitalverbrechen nur dadurch, daß es ein ganzes Leben fortgesetzt wird. Es kann ja aber kein Verbrechen gestraft werden, bevor es vollendet ist. Somit fällt dieser Einwand weg. Er läuft eigentlich darauf hinaus, Gott sollte so schnell strafen, daß er (es ist ganz dasselbe) den Dieb bestrafte, ehe er gestohlen hat. Muß aber das Verbrechen erst vollbracht sein, ehe es gestraft wird, und braucht das Kapitalverbrechen (über das du gerade so empört bist) zu seiner Vollendung eine volle Lebenszeit: so kann es in diesem Leben nicht gestraft werden; eine diesseitige Bestrafung würde das Verbrechen nicht bestrafen, sondern verhindern, wie die Bestrafung des Diebs vor dem Diebstahl nicht den Diebstahl bestrafen, sondern verhindern würde und den Menschen nicht zum Diebe werden ließe.

Wenn daher das Schreckliche glücklichen Fortgang hat und sein Anblick dich gegen Gott empören will, so klage nie, nein zittere, und sage: ach Gott im Himmel, der Mensch ist also einer von den Kapitalverbrechern, dessen Verbrechen zu seiner Vollendung die ganze Zeitlichkeit braucht und erst in der Ewigkeit seine Strafe findet.

Gerade die Strenge also macht es, daß das Kapitalverbrechen

in dieſer Welt nicht geſtraft wird. Zugleich iſt's mitunter vielleicht auch Fürſorge für uns andere. Denn die Menſchen ſind ja nicht alle einander gleich; es kann der eine dem andern weit überlegen ſein. Aber auch das iſt eine Art Ueberlegenheit, daß einer der Kapitalverbrecher ſein kann. So läßt ihn die Regierung ungeſtraft; und ſie thut das auch aus dem Grunde, daß es uns anderen unſre Begriffe vollſtändig verwirren würde, wenn wir ſehen ſollten, daß er, gerade er, ein Verbrecher war. Du ſiehſt, es kann noch ſchlimmer ſein, als du dir's mit deiner Klage vorſtellteſt. Du klagteſt darüber, daß Gott Dinge nicht ſtrafte, die du doch als Verbrechen erkannteſt. Aber ſieh, vielleicht hat ſchon manchmal ein ſo großartiger Verbrecher gelebt, daß es niemand, niemand geahnt hat. Ja, Gott ſelbſt hätte ſich durch ſeine Beſtrafung den Zeitgenoſſen gleichſam nicht verſtändlich machen können; wollte er ihn in der Zeit ſtrafen, ſo müßte er (abgeſehen davon, daß er dadurch das Verbrechen verhindert hätte) die Umgebung des Verbrechers faſt verwirren, und das kann er in ſeiner Liebe und Fürſorge nicht wollen. So ging jener alſo für dieſe Zeit ſtraflos aus: entſetzlich!

Ja, zittere darob, daß es Verbrechen giebt, die zu ihrer Vollendung die ganze Zeit brauchen, die mitunter vielleicht aus ſchonender Rückſicht auf uns andere in dieſem Leben nicht einmal geſtraft werden können; zittere, aber klage nicht Gottes Gerechtigkeit an, nein, zittere bei dem Gedanken an dieſen (wie entſetzlich lautet es nicht, wenn wir es ſo ausdrücken!) ſchrecklichen Vorzug, nur in der Ewigkeit geſtraft werden zu können. Nur in der Ewigkeit geſtraft werden können: barmherziger Gott! Jeder Verbrecher, jeder Sünder, den doch in dieſer Welt die Strafe treffen kann, er kann ja auch gerettet werden, gerettet für die Ewigkeit! Der Verbrecher aber, deſſen Vorzug darin beſtand, in dieſer Welt nicht beſtraft werden zu können, er kann alſo nicht gerettet werden, kann nicht durch Beſtrafung in der Zeit für die Ewigkeit gerettet werden, nein, er kann — das war ja ſein Vorzug! — in der Ewigkeit nur geſtraft werden: glaubſt du nun auch noch Grund zur Klage zu haben über Gottes Gerechtigkeit?

7.

Zittere — denn Gott iſt gewiſſermaßen ſo unendlich leicht zu narren!

Wenn die Rede auf derlei kommt (wiewohl es bald ganz außer Brauch ſein wird, vom Zittern zu reden), ſo giebt man der Sache in der Regel die Wendung, daß man ſagt: zittere, denn es iſt unmöglich, Gott, den Allwiſſenden, den Allgegenwärtigen zu betrügen. Und das iſt ja gewiß auch richtig. Indeſſen glaube ich, daß man, die Sache immer ſo gewendet, die beabſichtigte Wirkung nicht erreicht.

Nein, zittere — denn Gott iſt gewiſſermaßen ſo unendlich leicht zu narren! O, mein Freund, er iſt ſo unendlich erhaben und du gegen ihn ſo unendlich nichts; wendeſt du in Todesangſt die ſchlafloſeſte Anſtrengung eines ganzen Lebens auf, um ihm zu gefallen und auf jeden Wink von ihm zu achten, es iſt doch unendlich zu wenig, um dir ein Recht zu geben, dir ſeine Aufmerkſamkeit für einen einzigen Augenblick zu erbitten. Und ihn willſt du hintergehen: o Menſchenkind, das iſt nur allzu leicht gethan! Darum zittere, d. h. wache, wache! Er hat eine Strafe, die in ſeinen eigenen Augen die entſetzlichſte iſt — er allein hat ja auch die wahre Vorſtellung von ſeiner Unendlichkeit! Dieſe Strafe beſteht darin, daß er dich, das Nichts, das du biſt, ignoriert, was ihm, als dem Erhabenen, gewiſſermaßen auch wirklich entſpricht. Für einen Allmächtigen muß es ja ſozuſagen die größte Anſtrengung ſein, nach einem Nichts zu ſehen, von einem Nichts Notiz zu nehmen, ſich um ein Nichts zu kümmern. Und da will dieſes Nichts ihn narren: ſchaudre, o Menſch, das iſt ja ſo unendlich leicht gethan.

Ich will dir dieſen Gedanken noch etwas verdeutlichen. Denke dir einen Bürgersmann: wen dürfte dieſer ſimple Bürger wohl am ſchwerſten narren können? Etwa ſeinesgleichen? Gewiß nicht! Denn ſeinesgleichen liegt daran, ſich von ihm nicht narren zu laſſen: „ich werde es mir wirklich nicht gefallen laſſen, daß er mich für Narren hält“ u. ſ. f. Einen ſehr vornehmen Herrn kann der gemeine Mann bereits leichter narren, denn das kümmert den ſehr vornehmen Herrn nicht groß; noch leichter den König, denn Seiner Majeſtät iſt es ganz egal. Du mißverſtehſt mich nicht: ich will ja nicht ſagen, der ſehr vornehme Herr, der König könnte es, wenn er ſich darum kümmerte, nicht herausbringen, daß der gute Mann ihn zum beſten haben will; ſondern das kümmert ihn eben gar nicht, dieſer gute

Mann. Denke an die Fabel von der Fliege und dem Hirsch. Die Fliege, die auf seinem Geweih saß, sagte zum Hirsch: „ich falle dir doch nicht beschwerlich?“ „Ich wußte gar nicht, daß du da bist.“ Vernünftigerweise müßte der Bürger sich zur Aufgabe setzen, durch seine Redlichkeit, seine Rechtschaffenheit womöglich den Blick Seiner Majestät auf sich zu ziehen; dagegen ist es so unendlich dumm und geistlos, einen narren zu wollen, der zu erhaben ist, um davon Notiz zu nehmen — das ist ja so unendlich leicht gethan!

Und denke nun dran, wie unendlich erhaben Gott ist, und welch ein Nichts du bist — und dann zittre bei dem Gedanken, wie unendlich leicht es für dich ist, Gott zu narren! Weil du ihn duzest, weil du ihn von Kind auf sehr gut kennst, und weil du leichtfertig seinen Namen bei allen andern Bagatellen im Munde hast, denkst du vielleicht, Gott sei dein Kamerad, du stehest zu ihm wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu einander, er werde also sofort Lärm schlagen, sobald er merkt, daß du ihn zum besten haben willst, seine Worte verdrehst, dich dumm stellst u. s. f.; und wenn er nichts macht, so müsse es dir wohl geglückt sein, ihn aufzuziehen. Ja, Menschenkind, schaudre nur — es ist dir geglückt!

Ja, in seiner Erhabenheit wendet Gott selbst das Verhältnis so, daß es für einen Menschen so leicht als nur immer möglich ist, wenn er will, Gott zu narren. Er fügt es nämlich so, daß die wenigen, die er liebt und die ihn lieben, in dieser Welt schrecklich zu leiden bekommen, so daß jeder daran sehen kann, daß sie von Gott verlassen sind; die Betrüger hingegen machen glänzende Karriere, woran jeder sehen kann, daß Gott mit ihnen ist, und darin werden sie auch selbst mehr und mehr bestärkt.

So vornehm ist Gott; so wenig erschwert er es, so unendlich leicht macht er es, ihn zu betrügen; er setzt sogar selbst Preise für die Betrüger aus, belohnt sie mit allem Irdischen: o Mensch, zittere!

Der Augenblick.

№ 9.

24. Sept. 1855. S. Kierkegaard.

1.

So also steht die Sache.

Den 31. Mai 1855.

Auf der einen Seite steht ein Mensch, der durch seine langjährige Thätigkeit als Schriftsteller, durch sein ganzes Dasein als öffentliche Persönlichkeit die Garantie dafür bietet, daß er, wie nicht viele, vielleicht wie kein anderer in unserm Lande, Recht und Beruf hat, um ein Wort darüber mitzusprechen, was Christentum ist.

Den Widerpart bildet die Geistlichkeit, die ja Worte genug hatte, so lange es sich nur um die bequeme Kunst handelte, da ein Verstorbener besprochen werden mußte, Frauenzimmer und Kinder durch Grabdeklamationen aufzuregen, die aber, sowie es Ernst wurde, sofort schwarz auf weiß das tiefste Schweigen beobachtete, während sie — mit dem Mute der Wahrheitszeugen! — im Geheimen vielleicht um so geschwätziger ist.

Den Angriff auf mich — zu Gunsten der „Wahrheitszeugen", deren Schweigen verdientermaßen damit recht zur Schau gestellt wird — besorgt denn die „Kopenhagener Post" und die „Fliegende Post"; und die tödliche Spitze in diesem Angriff ist: daß ich Sören heiße.

Es fehlt nur noch Eines: daß auch der Wahrheitszeuge Bischof Martensen — wenn es zu einem neuen Spektakel kommen sollte, bei

dem der Bischof, wie die Buben am Neujahrsabend, einen Streich wagen dürfte — einen Artikel gegen mich schriebe mit der Pointe, daß ich Sören heiße. Dann muß ich fallen, dieser Wahrheitsmacht erliegen, gegen die ich vergebens Widerstand leiste; denn wahr ist es, mein Name ist Sören.

Ach, daß du, geliebter, verewigter Vater, so mein Unglück werden mußtest! Ich habe ideell betrachtet gesiegt, wie selten irgend ein einzelner Mensch gesiegt hat; ich habe es verdient; allein mein Name ist Sören.

Doch werde ich — ja, bei Gott, „mit Dank und Freude"! — in dieses große Unglück, in die Wut der Ohnmacht mich wohl zu finden wissen. Ein anderes ist es, ob dem dänischen Volke damit gedient ist, so auf alle Weise als Volk lächerlich gemacht zu werden. Denn muß es nicht in den Augen jeder anderen Nation lächerlich sein, daß es ein Volk giebt, bei dem zum Angriff auf Geist als einziges Argument genügt: der Mann heißt „Sören".

* * *

So wiederhole ich: „dies soll gesagt werden: dadurch daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt gethan hast) an dem öffentlichen Gottesdienst, wie er jetzt ist, teilnimmst, hast du beständig eine und zwar eine große Schuld weniger." Wer du auch seist, sieh dich vor, du kommst in der Ewigkeit nicht gut an, wenn du es mit der Religion nicht ernster nimmst, als daß du ein Blendwerk für deinen Gottesdienst gelten lässest und dich daran beteiligst, Gott für Narren zu halten. Die Religion hat man doch wohl nicht für dieses Leben, um glücklich und gut durch dies Leben zu kommen, vielmehr für das andere Leben; in dieser andern Welt liegt der Ernst der Religion. Und aus dieser andern Welt ergeht an dich wie an mich das Wort Gottes: „irrt euch nicht, Gott läßt seiner nicht spotten!" Nein, er läßt seiner nicht spotten; was er in seiner Allmacht für diese Zeit nicht hindern will, daß man den sogenannten Gottesdienst zum Gegenteil des neutestamentlichen Christentums macht, das duldet er ewig nicht. Und daß es so langsam durch die Jahrhunderte fortschleichend soweit kam, das kann dich wohl entschuldigen, nicht aber dir helfen. Laß dich denn vor Allem nicht von den Geistlichen bethören; glaube mir, oder sieh nur einen Augenblick unbefangen in's Neue Testament, so wirst du sehen, daß das Christentum nicht in die Welt hereingekommen ist, um dem Geistlichen ein blühendes und angenehmes

Geschäft zu sichern und dich in deinem natürlichen Zustand zu beruhigen, sondern daß es, unter Verzicht auf alles, in die Welt hereingekommen ist, um dich durch die Schrecknisse der Ewigkeit aus deiner natürlichen Ruhe herauszureißen.

* * *

An dem, was bisher geschehen ist, macht mich nur Eines schaudern, und wieder schaudert mich, wenn ich bedenke (was ich wohl weiß) daß ich mit meinen Worten nicht einmal verstanden werde.

Was mich schaudern macht, ist Folgendes. Während mein Leben in Bekümmernis um das Heil der Seele einen Kampf — gegenüber den Herrlichen vor mir freilich einen nur schwachen Kampf — für die Ewigkeit ausdrückt, stehe ich inmitten eines Geschlechts, das sich für diese Sache höchstens als Publikum interessiert. In einer flüchtigen Stimmung läßt man sich vielleicht von meinen Worten ergreifen; im nächsten Augenblick darauf beurteilt man sie ästhetisch; im Augenblick darauf liest man die Gegenschriften gegen mich; dann ist man auf den Ausfall begierig u. s. f. u. s. f. — kurz, man ist Publikum. Und ihrer keinem, keinem fällt es ein, daß auch er ein Mensch ist wie ich und demselben Lose unterworfen; daß auch er in der Ewigkeit Rechenschaft ablegen muß, und daß die Ewigkeit sich gewißlich allem verschließt, was in diesem Leben nur Publikum sein wollte, „wie die andern auch". Sieh, das erregt mein Schaudern, daß diese Menschen in der Einbildung leben, ich sei in Gefahr, während ich doch, ewig verstanden, sofern ich wenigstens für die Ewigkeit kämpfe, weit weniger in Gefahr bin als sie. Und nochmals schaudert mich, wenn ich bedenke, daß solches in der Christenheit vor sich geht, daß diese meine Zeitgenossen also eine Gesellschaft von Christen sind, die 1000 auf das Neue Testament vereidete Lehrer hat — und daß dann diese Menschen in Wahrheit keine Ahnung davon haben, was Christentum ist. Das ist zum Schaudern; es ist schauderhaft für mich, daß ich mit meinen Thesen so vollständig Recht bekommen habe: das Christentum ist gar nicht da, und das kommt von der Verkündigung des Christentums durch die „Wahrheitszeugen".

2.

Die Ideale sollen verkündigt werden — sonst ist das Christentum im tiefsten Grunde verfälscht.

Nimm ein anderes Verhältnis. Es hat einer gesagt: ein schlechter Soldat, der nicht hofft, es zum General zu bringen.

So soll es sein; soll Leben, Begeisterung in einem Heere sein, so muß alle dies Wort beseelen: ein schlechter Soldat, der nicht hofft, es zum General zu bringen.

Ein anderes ist's, was die Erfahrung von Geschlecht zu Geschlecht uns lehrt: daß von der ungeheuren Masse Soldaten nur wenige auch nur Unteroffiziere werden, sehr wenige Lieutenants, ausnahmsweise etliche einzelne Stabsoffiziere; und ganz selten, auch als Ausnahme, ist es, daß einer General wurde.

Kehre nun das Verhältnis um! Man geht von der Erfahrung aus, die von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder ihre Bestätigung findet — und redet dann so: „Es ist von einem Soldaten Thorheit, wenn er sich einbildet, General zu werden; begnüge du dich wie wir andern mit dem, was du bist, und gieb dich zufrieden mit dem, was die Erfahrung lehrt, daß die Tausende es immer nur soweit bringen." Muß das die Armee nicht demoralisieren?

So im Christlichen. Statt die Ideale zu verkündigen bringt man an, was die Erfahrung lehrt, die Erfahrung aller Jahrhunderte gelehrt hat: daß die Millionen es nur zur Mittelmäßigkeit bringen. Und so bekommt man ein Christentum zur **Beruhigung.**

Niederträchtige Pfaffenlüge! — aber es bezahlt sich, daß man so das Christentum zur Beruhigung dienen läßt, während es im tiefsten Grunde aufweckend, beunruhigend ist! Man sagt so beruhigend: „Den Idealen nachzustreben ist eine Albernheit, eine Thorheit, eine Narrheit, ist Hochmut, Anmaßung (ist also Gott zuwider); der Mittelweg ist die wahre Weisheit. Sei nur ruhig; du bist vollkommen ganz wie die Millionen; und die Erfahrung aller Jahrhunderte hat gelehrt, daß man's nicht weiter bringt! Sei nur ruhig, du bist wie die andern, wirst selig wie alle die andern" — ein Euphemismus für das deutlichere Wort: du fährst zur Hölle wie alle die andern; aber dieser wahre Ausdruck würde den Pfaffen kein Geld verschaffen, wogegen jener Euphemismus sich brillant bezahlt.

Lebt nun ein Einzelner, der sich mit dieser Art Seligkeit nicht genügen, nicht beruhigen lassen will; so kehrt sich die ganze Masse, auf Kommando der Meineidigen, gegen ihn, erklärt ihn für einen

Egoiſten, einen greulichen Egoiſten, daß er nicht wie die andern ſein will.

Das Neue Teſtament bekommt doch immer Recht, denn dieſer Einzelne kommt ganz richtig in die wahren chriſtlichen Kolliſionen hinein: er wird von den Menſchen gehaßt, weil er — Chriſt ſein will, nur daß dieſe Menſchen als Chriſten koſtümiert und tituliert ſind und angeführt — wie feierlich! — von Lehrern, die ſich eidlich auf das Neue Teſtament verpflichtet haben.

Auf dieſe Weiſe hat man die Chriſtenheit demoraliſiert: indem man die Verkündigung der Ideale durch das gerade Gegenteil erſetzte.

Doch was hilft es, was hilft es, wenn man mit Hilfe der Pfaffenlüge ſich dies Leben leicht und bequem macht? Die Ewigkeit narrt man nicht. Und ſo ſteif das Menſchengeſchlecht dabei verharrt, daß es die, welche nicht wie die andern ſein wollen, beſtraft, ja mit dem Leben ſtraft, ſo unerſchütterlich hält die Ewigkeit an ihrem Rechte feſt, daß ſie mit ewigem Verderben beſtraft, wer ſich bei ſeiner Gleichheit mit den anderen beruhigt.

3.

Eine Doſis Weltſchmerz.

Wie der Menſch — natürlich — nach dem verlangt, was ihm die Lebensluſt erhalten und beleben kann, ſo bedarf einer, um für das Ewige zu leben, ſtätig einer Doſis Weltſchmerz, damit er ſich nicht in dieſe Welt vergaffe, vielmehr einen rechten Verdruß und Ekel und Widerwillen an der Thorheit und Verlogenheit dieſer elenden Welt lerne. Hier eine ſolche Doſis.

Der Gottmenſch wird verraten, verhöhnt, von allen, allen, allen verlaſſen; nicht ein einziger, ganz buchſtäblich nicht ein einziger, bleibt ihm treu — und dann haben hinterdrein, hinterdrein Millionen auf ihren Knieen nach jenen Stätten gewallfahrtet, die vor vielen Jahrhunderten vielleicht etwa ſein Fuß betrat; hinterdrein, hinterdrein haben Millionen einen Splitter von dem Kreuz, an dem er gekreuzigt wurde, angebetet!

Und ſo macht's noch immer, auf ihre Weiſe, jede Zeit: aber hinterdrein, hinterdrein, hinterdrein!

Muß einem da nicht der Ekel kommen, Menſch zu ſein!

Noch einmal: muß einem da nicht der Ekel kommen, Mensch zu sein? Denn zu diesen Millionen, die auf den Knieen zu seinem Grabe wallfahrteten, zu diesen Menschenmassen, die keine Macht auseinander bringen konnte, dürfte nur — Christus wiederkommen, — und alle diese Millionen würden bald Füße zu gehen bekommen, würden das Hasenpanier ergreifen, das ganze Gewimmel wäre wie weggeblasen, oder würden sie en masse sich schnurstracks auf Christus losstürzen, um ihn totzuschlagen.

* * *

Was Christus, der Apostel, jeder Wahrheitszeuge als das Einzige verlangt, die Nachfolge — sie ist das Einzige, wofür das Menschengeschlecht weder Lust noch Geschmack hat.

Nein, nimm die Gefahren weg — daß wir spielen können: so leisten die Bataillone des Menschengeschlechts (o Ekel!) das Erstaunlichste in der Nachäffung; für die Nachfolge Christi kommen dann (o Ekel!) die heiligen Affenstreiche — nach Anleitung und Kommando der (o Ekel!) vereidigten Pfaffen, die als Sergeanten, Lieutenants u. s. f. Dienst thun, der ordinierten Männer, die also zu dieser ernsten Sache den ganz besonderen Beistand des heiliges Geistes genießen.

4.

Werde ein Schwätzer — und sieh: alle Schwierigkeiten verschwinden!

Wäre meine Meinung, mit diesem Rate das Geschlecht darüber zu belehren, was es künftig zu thun hat, so müßte ich mir freilich vorwerfen lassen, daß ich unendlich zu spät komme. Denn eben hierin ist nun schon Jahrhunderte lang mit entschiedenem Glück und siegreichem Fortgang praktiziert worden.

Während jede höhere Lebensauffassung (sogar schon im besseren Heidentum, vom Christentum ganz zu schweigen) die Sache so ansieht, daß der Mensch die Aufgabe hat, nach Gemeinschaft mit der Gottheit zu streben, und daß dies Streben das Leben schwierig und um so schwieriger macht, je ernster, entschiedener und angestrengter das Streben wird: ist im Lauf der Zeiten das Menschengeschlecht auf andere Gedanken über die Bedeutung und Aufgabe des Lebens

gekommen. In seiner natürlichen Klugheit hat das Menschengeschlecht dem Dasein sein Geheimnis abgelauscht; es ist dahintergekommen, daß man sich das Leben leicht, bequem machen kann, wenn man es so haben will (und so will man es haben). Man darf nur den Wert seiner selbst, den Wert des Menschen mehr und mehr heruntersetzen: so wird das Leben leichter und leichter. Werde ein Schwätzer — und sieh, alle Schwierigkeiten verschwinden!

Einst war dem „Weibe" ihr Gefühl ihr eigenes Selbst. Ein Leid genügte, um ihr Leben für das ganze Leben abzuschließen; es durfte nur der Geliebte sterben oder ihr untreu werden, so verstand sie es als ihre Aufgabe, für dieses Leben verloren zu sein, und das giebt ja, konsequent durchgeführt, lange, lange innere Kämpfe und Anfechtungen, veranlaßt manchen schmerzlichen Zusammenstoß mit der Umgebung, kurz, es macht das Leben schwer. Und darum, wozu alle diese Schwierigkeiten? Sei eine Schwatzbase — und sieh, alle Schwierigkeiten verschwinden! Der Tod oder die Untreue des Geliebten wird dann höchstens eine kleine Pause, wie man etwa auf einem Ball auch einmal über einen Tanz sitzen bleibt; eine halbe Stunde darauf tanzst du mit einem neuen Kavalier — es wäre ja auch langweilig, die ganze Nacht mit einem Kavalier zu tanzen; und was die Ewigkeit betrifft, so ist es ja ganz zweckmäßig, wenn man weiß, daß dort mehrere Kavaliere auf einen warten. Siehst du: alle Schwierigkeiten verschwinden; das Leben wird vergnüglich, aufgeräumt, munter, leicht; kurz, wir leben in einer herrlichen Welt, wenn man sich nur recht in sie zu finden weiß — indem man in Geschwätz aufgeht.

Einst war dem „Manne" sein Charakter das eigene teure Selbst. Man hatte Grundsätze, Grundsätze, die man um keinen Preis verleugnete oder aufgab; ja man ließ lieber sein Leben, setzte sich lieber das ganze Leben hindurch jeder Mißhandlung aus, als daß man das Mindeste an seinen Grundsätzen geopfert hätte. Denn man verstand, auch die geringste Abschwächung seiner Grundsätze heiße sie aufgeben, und in ihnen sich selbst aufgeben. Hiedurch wurde das Leben natürlich eitel Schwierigkeit. Und deshalb, wozu alle diese Schwierigkeiten? Werde ein Schwätzer — und sieh, alle Schwierigkeiten verschwinden! Werde ein Schwätzer, habe heute eine Anschauung, morgen eine andere, dann wieder die von vorgestern, und am Freitag wieder eine neue; werde ein Schwätzer, vervielfältige dich, parzelliere dein Selbst aus, habe die eine Anschauung anonym, eine andere mit Namen, die eine mündlich, eine weitere schriftlich, die eine als Beamter, die

andere als Privatmann, die eine als Mann deiner Frau, die andere im Klub — und ſieh, alle Schwierigkeiten verſchwinden; ſieh (während alle Charaktermenſchen, und je mehr ſie es waren, um ſo gründlicher, es erfuhren und bezeugten, daß dieſe Welt mittelmäßig, elend, jämmerlich, verderbt, ſchlecht iſt, nur auf Spitzbuben und Schwätzer berechnet), ſieh, du findeſt nun, daß dieſe Welt ganz herrlich iſt, ganz wie berechnet auf dich!

Einſt galt es dem „Menſchen" ſein eigenes Selbſt, daß er eine unendliche Vorſtellung davon hatte, Chriſt zu ſein, da es ihm ein Ernſt war, abzuſterben, ſich ſelbſt zu haſſen, für die Lehre zu leiden; und da fand er das Leben ſo ſchwierig, ja ſo qualvoll, daß ſelbſt die Abgehärtetſten unter dieſen Schwierigkeiten faſt erlagen, wie ein Wurm ſich krümmten, und ſelbſt die Demütigſten dem Verzweifeln nahe kamen. Und darum, wozu alle dieſe Schwierigkeiten? Werde ein Schwätzer — und ſieh, alle Schwierigkeiten verſchwinden! Werde ein Schwätzer, und werde dann entweder ſelbſt Pfarrer, Dekan, Biſchof, der — in Kraft eines heiligen Eides auf das Neue Teſtament — einmal in der Woche 3/4 Stunden lang etwas Erhabenes herausſchwatzt, im übrigen aber allem Höheren guten Tag ſagt, oder ſei ſelbſt Laie, der 3/4 Stunden lang von dem Erhabenen, das der Prediger 3/4 Stunden lang ſalbadert, ſich erheben läßt, im übrigen aber allem Höheren guten Tag ſagt: und ſieh, alle Schwierigkeiten verſchwinden! Fälſche ſo im tiefſten Grunde die göttliche oder chriſtliche Lebensanſchauung, erkenne den rechten, den gottgefälligen Weg daran, daß er (ganz gegen das Wort Gottes!) leicht iſt — und ſieh, alle Schwierigkeiten verſchwinden; dieſe Welt wird ganz herrlich und mit jedem Jahrhundert dieſer herrlichen Lebensweiſe immer herrlicher und behaglicher und leichter! Und geniere dich gar nicht, glaube mir, du brauchſt dich vor niemanden zu ſchämen; die ganze Kompanie iſt von derſelben Bonität, darum wartet deiner die Lobrede, die Lobrede auf deine Klugheit, die Lobrede aus dem Munde der Andern, die mit ihrer Lobrede auf dich — wie klug berechnet! — ſich ſelbſt die Lobrede halten und dich daher nur dann verdammen würden, wenn du nicht wäreſt — wie die Andern.

5.

Daß die Geiſtlichen Menſchenfreſſer ſind, und zwar von der abſcheulichſten Sorte.

Was man unter Menſchenfreſſern verſteht, weiß wohl jeder; das Wort ſagt es ja. Man ſchaudert, wenn man von dem Entſetzlichen hört oder lieſt, daß es Wilde giebt, die ihre Feinde töten, um ſie zu verzehren. Man ſchaudert, man möchte die Verwandtſchaft mit derlei Geſchöpfen verleugnen und ſie für keine Menſchen mehr halten.

Ich werde nun zeigen, daß die Geiſtlichen Menſchenfreſſer ſind, und zwar von einer weit abſcheulicheren Sorte.

Was iſt das Chriſtentum des Neuen Teſtaments? Es iſt die leidende Wahrheit. In dieſer mittelmäßigen, jämmerlichen, ſündigen, argen, gottloſen Welt muß „nach der Lehre des Chriſtentums“ die Wahrheit leiden; darum iſt das Chriſtentum die leidende Wahrheit, weil es die Wahrheit iſt und in dieſer Welt iſt.

Für dieſes Chriſtentum litt darum ſein Stifter nicht bloß den Tod am Kreuz, ſondern ſein ganzes Leben war von Anfang bis zuletzt Leiden; für dasſelbe litt der Apoſtel, ebenſo der Wahrheitszeuge. Und nur Eines verlangte der Heiland, und dasſelbe verlangte nach ihm wieder der Apoſtel, der Wahrheitszeuge als das Einzige: die Nachfolge.

Was thut aber der „Geiſtliche“? Dieſer ſtudierte Mann, er iſt nicht ſo blöde. „Ihnen nachzufolgen, das wäre ein ſchöner Vorſchlag für einen klugen Mann; da müßte der kluge Mann zuerſt toll geworden ſein, ehe es ihm einfallen könnte, ſich auf ſo was einzulaſſen. Nein, ließe ſich's aber nicht machen, daß man die Leiden dieſer Herrlichen ſchilderte? ihre Lehre als Doktrin verkündigte? Ließe ſich das nicht machen und könnte es nicht ſoviel abwerfen, daß ein Mann, der das Leben genießen will, davon leben, ſich darauf verheiraten, Kinder zeugen und dieſe damit ernähren könnte?“ Das heißt: kann man die Herrlichen nicht zu Geld machen oder ſie verzehren, mit Weib und Kind davon leben, daß man ſie verzehrt?

Sieh, da haſt du ſie, die Menſchenfreſſer: daß die Geiſtlichen Menſchenfreſſer ſind! Ihr verſtorbenen Herrlichen, in dieſer Tierwelt, die man a parte potiori die Menſchenwelt nennt, iſt es euer Los, im Leben und nach dem Tode verzehrt zu werden: ſo lange ihr lebet, werdet ihr von dem Geſchmeiß der Mitlebenden verzehrt, zuletzt ſchlägt man euch tot, und wenn ihr dann tot ſeid, ſo kommen

erſt die rechten Menſchenfreſſer über euch, die Geiſtlichen, die davon leben, daß ſie euch verzehren! Wie in der Schlachtzeit von den Haushaltungen Vorrat für den Winter eingepökelt wird, ſo hat der „Geiſtliche“ die Herrlichen, die für die Wahrheit leiden mußten, in der Pökeltonne. Vergebens ruft er, der Verſtorbene: „Folge mir nach, folge mir nach!“ „Das wäre ein ſchöner Spaß“, erwidert der Pfaffe, „nein, halte du nur dein Maul und bleibe, wo du biſt; welch unſinniges Verlangen, daß ich dir nachfolgen ſollte, während ich doch, und erſt mit Weib und Kind, gerade von deinem Fleiſch lebe. Ich ſollte dir nachfolgen, vielleicht ſelbſt ein Opfer werden, während ich ſo von dir leben oder zehren kann, die brillanteſte Karriere mache, Geld wie Heu verdiene, für mich und für Weib und Kind — du ſollteſt nur ſehen, wie ſie gedeihen; es iſt eine wahre Luſt, ſie nur anzuſehen!“

Das iſt Menſchenfreſſerei und zwar der abſcheulichſten Art, wie ich nun zeigen werde.

1. Der Kannibale iſt ein Wilder; der „Pfarrer“ ein ſtudierter, ein gebildeter Mann, und das macht das Abſcheuliche noch viel empörender.

2. Der Kannibale verzehrt ſeinen Feind. Anders der „Pfarrer“. Er giebt ſich den Schein, als ſei er denen, die er verzehrt, auf's innigſte ergeben. Der Pfarrer, juſt der Pfarrer iſt der ergebenſte Freund jener Herrlichen. „Hör ihn nur, horch, wie er ihre Leiden ſchildern, ihre Lehre vortragen kann! Verdient er nicht einen ſilbernen Tafelaufſatz, ein Ritterkreuz, ein ganzes Halbdutzend geſtickte Lehnſeſſel, ein paar Tauſende weiter im Jahre? er, dieſer herrliche Mann, der, ſelbſt zu Thränen gerührt, die Leiden der Herrlichen ſo trefflich ſchildern kann!“ Sieh, ſo iſt der Kannibale nicht; er giebt ſich offen für einen Menſchenfreſſer aus, und wenn er einen aufzehrt, ſo nennt er ſich nicht ſeinen Freund, ſondern verzehrt als Feind den Feind. Der Pfarrer hingegen verhehlt es (wie das Krokodil mit ſeinen Mitleidsthränen) ſo ſorgfältig als möglich, daß er ein Menſchenfreſſer iſt, verhehlt es und giebt ſich zu dieſem Zweck das Anſehen, als wäre er der allerergebenſte Freund derer, die er doch verzehrt. Eidlich verpflichtet ſich „der Pfarrer“ auf das Neue Teſtament, alſo zur Nachfolge, zur Nachfolge in den Fußſtapfen des Heilands der Welt — und dann pfeift er auf die Nachfolge und lebt vielmehr mit ſeiner Familie von ihm, d. h. davon, daß er ſeine Leiden ſchildert, ſeine Lehre als Doktrin vorträgt und ſich gebärdet, als wäre er des Gekreuzigten wahrer, ergebener Jünger. „Du ſollteſt

ihn nur Sonntags hören. Das ist ein wahrer Jünger Christi! Wie der Christi Leiden schildern kann und Zeugnis geben . . . verdient er nicht die Sammtbordur und Sterne und Tausende im Jahr?"

3. Der Kannibale macht es kurz und gut ab: er fährt wild auf, bemächtigt sich seines Feindes, tötet ihn und verspeist etwas von ihm. Dann ist's vorbei. Dann lebt er wieder von seinen gewöhnlichen Nahrungsmitteln, bis die menschenfresserische Leidenschaft wieder einmal über ihn kommt.

Anders mit dem Menschenfresser, „dem Pfarrer." Seine Menschenfresserei ist wohlbedacht, schlau angelegt, darauf berechnet, daß er sein Lebtag von nichts anderem zu leben hat, daß es einen Mann mit Familie ernährt, daß es von Jahr zu Jahr mehr abwirft. Gemütlich hat sich der Pfarrer auf seinem Landsitz eingerichtet, auch mit der Aussicht auf das winkende Avancement; seine Gattin ist die Behäbigkeit selbst, und nicht minder seine Kinder. Und all das verdankt er: den Leiden der Herrlichen, dem Heiland, dem Apostel, dem Wahrheitszeugen; davon lebt der Pfarrer, von ihnen zehrt er, mit diesen füttert er in frohem Lebensgenuß Weib und Kind. Er hat diese Herrlichen in der Pökeltonne. Ihr Ruf: „folge mir nach! folge mir nach!" ist vergebens. Eine Zeit lang muß er sich vielleicht gegen diesen Ruf wehren, daß er ihn nicht (in Verbindung mit seinem Eide!) in seinem ganzen Geschäfte stört; mit dem Lauf der Jahre wird er gegen diesen Ruf so abgestumpft, daß er ihn gar nicht mehr hört. Anfangs hört er sich vielleicht nur mit einem gewissen Schamgefühl einen wahren Jünger Christi nennen; im Lauf der Jahre ist er an diese Benennung so gewöhnt, daß er selbst daran glaubt. So stirbt er, so grundverderbt, wie nur ein Mensch werden kann; und dann begräbt man ihn als „Wahrheitszeugen".

6.

Der Pfarrer beweist nicht nur die Wahrheit des Christentums, sondern sein Beweis beweist zugleich das Gegenteil.

Es gibt nur ein Verhältnis zur geoffenbarten Wahrheit: daß man glaubt.

Daß man glaubt, läßt sich nur auf eine Art beweisen: durch die Bereitwilligkeit, für seinen Glauben zu leiden; und der Grad des Glaubens zeigt sich nur am Grade der Willigkeit, für seinen Glauben zu leiden.

Auf diesem Wege kam das Christentum in die Welt herein; es war von Zeugen bedient, die unbedingt alles für ihren Glauben leiden wollten und wirklich auch alles für ihn litten, ihr Leben und Blut für den Glauben opferten.

Ihr Glaubensmut macht sodann Eindruck auf das Menschengeschlecht und nötigt es zu folgendem Schluß: was den Menschen begeistern kann, so alles zu opfern, Leben und Blut zu wagen, das muß doch Wahrheit sein.

Das ist der Beweis, der für die Wahrheit des Christentums geführt wurde.

Jetzt hingegen ist der Pfarrer so gut, den Beweis des Christentums zu seinem Gewerbe zu machen — während doch das Erwerben das gerade Gegenteil des Leidens ist, der Selbstaufopferung, worin der Beweis liegt; und nun beweist er die Wahrheit des Christentums daraus, daß Leute gelebt haben, die für das Christentum alles opferten, ja Leben und Blut wagten.

Wir haben also einen Beweis, der zugleich das Gegenteil beweist! Daß die Wahrheitszeugen mit ihrer Willigkeit, alles für die Wahrheit zu wagen, die Wahrheit des Christentums bewiesen, wird dadurch widerlegt oder verdächtigt, daß der Pfarrer, der diesen Beweis vorträgt, das gerade Gegenteil thut. Also:

Der Blick auf die Herrlichen, die Wahrheitszeugen, die alles für das Christentum opferten, nötigt zu dem Schluß: das Christentum muß Wahrheit sein.	Der Blick auf den Pfarrer nötigt zu dem Schluß: das Christentum ist noch nicht die Wahrheit, sondern der Profit ist die Wahrheit.

Nein, den Wahrheitsbeweis, der in der Leidenswilligkeit liegt, kann nur einer führen, der selbst dafür zu leiden willig ist. Der Beweis des Pfarrers, daß das Christentum Wahrheit sein muß, weil es ihm Geld einträgt, weil er Profit davon hat, weil er mit Familie ein steigendes Einkommen daraus bezieht, daß andere gelitten haben: dieser Beweis ist ein Widerspruch in sich selbst, ist, christlich betrachtet, Betrug.

Und darum sollte man den „Pfarrer", christlich geredet, anhalten, wie man im bürgerlichen Leben einen Dieb anhält. Und wie man hinter dem Juden Hep ruft, so sollte man hinter dem Pfarrer rufen, so lange sich noch einer blicken läßt: „Haltet den Dieb, haltet ihn! er stiehlt, was den Herrlichen gehört!" Was sie mit ihrer edlen Uneigennützigkeit verdient hätten, aber nicht bekamen (indem sie statt dessen mit Undank belohnt, verfolgt, getötet wurden), das stiehlt der

Pfarrer, der ihr Leben zu einer Erwerbsquelle macht, ihre Leiden ſchildert, die Wahrheit des Chriſtentums aus der Leidenswilligkeit jener Herrlichen beweiſt. So wird der Pfarrer an den Herrlichen zum Dieb; und dann betrügt er den Einfältigen, die Menge der Menſchen, die nicht im ſtande ſind, des Pfarrers Geſchäftskniff zu durchſchauen: daß er die Wahrheit des Chriſtentums zugleich beweiſt und widerlegt.

Was Wunder denn, daß das Chriſtentum gar nicht da iſt, daß das Ganze mit der Chriſtenheit Galimathias iſt, wenn die Chriſten Chriſten ſind, die Wahrheit des Chriſtentums annehmen — im Vertrauen auf des Pfarrers Beweis: daß etwas Wahrheit iſt, weil einer gerne Nutzen davon hat und vielleicht noch, zur Vergrößerung ſeines Nutzens, raffiniert verſichert, er ſei auch willig zu leiden. Auf Grund dieſes Beweiſes die Wahrheit des Chriſtentums anzunehmen, iſt gerade ſo ſinnlos, wie wenn einer ſich ſelbſt für einen wohlhabenden Mann hält, weil er viel fremdes Geld unter den Händen hat, oder weil er einen Haufen Kaſſenſcheine von einer Bank beſitzt, die über keine Valuta verfügt.

Anhang.

also removed from collection book

Eine erste und letzte Erklärung.

Der Form und Ordnung wegen anerkenne ich hiemit, was zu wissen doch kaum für jemand ein reales Interesse haben kann, daß ich folgende Schriften, wie man so sagt, verfaßt habe: Entweder — Oder (Victor Eremita), Kopenhagen im Februar 1843; Furcht und Zittern (Johannes der Silentio), 1843; die Wiederholung (Constantin Constantius), 1843; der Begriff der Angst (Vigilius Hafniensis), 1844; Vorworte (Nikolaus Notabene), 1844; philosophische Bissen (Johannes Climacus), 1844; Stadien auf dem Lebenswege (Hilarius Buchbinder: William Afham, der Assessor, Frater Taciturnus), 1845; Abschließende Nachschrift zu den philosophischen Bissen (Johannes Climacus), 1846; ein Artikel im „Vaterland", Nr. 1168, 1843 (Victor Eremita); zwei Artikel im „Vaterland", Januar 1846 (Frater Taciturnus).

Meine Pseudonymität oder Polyonymität hat nicht einen zufälligen Grund gehabt in meiner Person (und namentlich nicht etwa die Furcht vor gesetzlicher Strafe; denn ich bin mir keines Verbrechens bewußt, auch war jederzeit bei Herausgabe einer Schrift dem Buchdrucker und dem Censor qua Beamten der Name des Verfassers offiziell mitgeteilt), sondern einen wesentlichen, der in der Produktion selbst lag. Diese forderte um der Replik, um der psychologisch variierten Verschiedenheit der Individualitäten willen eine Rücksichtslosigkeit in der dichterischen Wiedergabe des Guten und des Bösen, der Zerknirschung und der Ausgelassenheit, der Verzweiflung und des Übermuts, des Leidens und des Jubels u. s. w., die nur in der psychologischen Konsequenz ihre ideale Grenze hat, die sich aber eine wirkliche Person in der sittlichen Begrenzung der Wirklichkeit nicht erlauben darf und nicht erlauben wollen kann. Das Geschriebene gehört also wohl mir zu, aber nur insofern, als

ich die producierernde dichterisch-wirkliche Individualität je ihre Lebensanschauung in der hörbaren Replik habe offenbaren lassen. Denn mein Verhältnis [zu diesen Schriften] ist ein noch äußerlicheres als das eines Dichters [zu seinem Werke], der Personen dichtet, selbst aber im Vorwort als der Verfasser auftritt. Ich bin nämlich unpersönlich, oder persönlich in dritter Person, ein Souffleur, der dichterisch Schriftsteller hervorgebracht hat, deren Vorwort wieder ihr Produkt ist, ja die sich ihren Namen selbst gegeben haben. So ist also in den pseudonymen Büchern nicht ein einziges Wort von mir selbst; ich habe keine Meinung über sie außer als dritte Person, kein Wissen um ihre Bedeutung außer als Leser; ich habe nicht das entfernteste private Verhältnis zu ihnen, wie das ja auch bei doppelt reflektierter Mitteilung nicht angeht. Hätte ich ein einziges Wort von mir persönlich und in meinem eigenen Namen einfließen lassen, so wäre das Anmaßung gewesen, und ich wäre damit aus der Rolle gefallen; ich hätte, dialektisch betrachtet, mit diesem einzigen Wort die Pseudonymen als selbständige Schriftsteller vernichtet. So wenig ich also in „Entweder — Oder" der Verführer oder der Assessor bin, so wenig bin ich der Herausgeber Victor Eremita, genau ebenso wenig; er ist ein dichterisch-wirklicher subjektiver Denker, wie er ja auch im ersten Teil der „Stadien" („in vino veritas") wieder auftritt. Ich bin in „Furcht und Zittern" ebenso wenig Johannes de Silentio als der Glaubensritter, den er darstellt, genau ebenso wenig, und ebenso wenig der Verfasser des Vorworts zu diesem Buch; vielmehr ist dieses die Individualitätsreplik eines dichterisch-wirklichen subjektiven Denkers. In der Leidensgeschichte (Schuldig? — Nicht-schuldig?) bin ich ebenso wenig der Quidam des Experiments wie der Experimentator, genau ebensowenig, da vielmehr der Experimentator ein dichterisch-wirklicher subjektiver Denker ist, der sein Objekt nach den Gesetzen psychologischer Konsequenz produciert hat. So bin ich das Gleichgültige, d. h. es ist gleichgültig, was und wie ich bin, wie es für diese Produktion auch absolut nicht in Betracht kommt, ob es auch mir selbst in meinem Innersten so gleichgültig ist, was und wie ich bin. Was daher sonst bei manchem nicht dialektisch-reduplizierten Unternehmen in schönem Einverständnis mit dem Bestreben des Ausgezeichneten seine glückliche Bedeutung haben kann, das würde hier, dem ganz gleichgültigen Pflegevater einer vielleicht nicht so unbedeutenden Produktion zugewendet, nur störend wirken. Mein Facsimile, mein Porträt u. dgl. könnte (wie die Frage, ob ich mit Hut oder in der Mütze ausgehe)

nur deren Aufmerksamkeit auf sich ziehen, denen das Gleichgültige wichtig geworden ist — vielleicht weil ihnen das Wichtige gleichgültig geworden ist. Juridisch und litterarisch fällt die Verantwortung auf mich*), aber dialektisch-leicht verstanden habe ich es nur veranlaßt, daß diese Produktion in der Welt der Wirklichkeit sich vernehmen ließ. Da diese sich jedoch mit dichterisch-wirklichen Schriftstellern natürlich nicht einlassen kann, hält sie sich ganz konsequent mit absolutem Recht juridisch und litterarisch an mich. Aber doch nur juridisch und litterarisch; denn alle dichterische Produktion wäre eo ipso unmöglich oder sinnlos und unerträglich gemacht, wenn die Replik für des Produzierenden (direkt verstanden) eigenes Wort gelten sollte. Darum ist mein Wunsch, meine Bitte, daß man mir den Gefallen thue, wenn man eine einzelne Äußerung der Bücher zitieren will, nicht meinen Namen, sondern immer den Namen des betreffenden pseudonymen Verfassers zu zitieren; daß man also so zwischen uns teile, daß die Äußerung gleichsam der Pseudonymen weibliches Eigentum ist, ich aber die bürgerliche Verantwortung dafür trage. Ich habe es von Anfang sehr wohl verstanden und verstehe es noch, daß meine persönliche Wirklichkeit eigentlich geniert, daß darum die Pseudonymen in pathetischer Selbstherrlichkeit sie je eher, je lieber wegwünschen oder zu einem Minimum von Bedeutung herabdrücken müßten, während sie der Durchführung der Ironie wegen dieselbe als repulsives Element doch wieder ins Spiel ziehen mußten [?]. Denn meine Stellung ist eigentlich die, daß ich als Sekretär des jeweiligen Schriftstellers zugleich, ironisch genug, in dialektischer Reduplikation dessen Dichter bin. Während darum vor dieser Erklärung gewiß jeder, der sich überhaupt um solches bekümmert hat, mich bis dahin ohne weiteres als den Verfasser der pseudonymen Bücher betrachtete, wird diese Erklärung vielleicht zunächst die absonderliche Wirkung haben, daß ich, der es doch am besten wissen muß, der einzige bin, der mich selbst nur in höchst zweifelhafter und zweideutiger Weise für den Verfasser hält [?], weil ich der uneigentliche Verfasser bin, während ich z. B. ganz eigentlich und direkt der Verfasser der erbaulichen Reden bin und jedes Wortes darin. Der gedichtete

*) Deshalb habe ich auch sofort auf dem Titelblatt der „Bissen" (1844) mich als Herausgeber genannt; denn die absolute Bedeutung des Gegenstandes für die Wirklichkeit mußte dadurch pflichtschuldigst anerkannt werden, daß eine mit Namen genannte Persönlichkeit die etwaige Reaktion der Wirklichkeit in verantwortlicher Weise auf sich nahm.

Verfasser hat seine bestimmte Lebensanschauung, und die Replik, die, so verstanden, vielleicht bedeutungsvoll, witzig, aufweckend ist, sie würde in dem Munde eines bestimmten, einzelnen Menschen vielleicht sonderbar, lächerlich, abscheulich lauten. Hat jemand auf diese Weise, unbekannt mit dem gebildeten [? bildenden ?] Umgang einer fern haltenden Idealität, durch mißverstandene Zudringlichkeit gegen meine faktische Persönlichkeit sich den Eindruck der pseudonymen Bücher verdorben, sich selbst für Narren gehalten, ja wirklich sich für Narren gehalten, indem er statt der leichten, doppelt-reflektierten Idealität eines dichterisch-wirklichen Schriftstellers meine persönliche Wirklichkeit mit sich in den Tanz ziehen wollte; hat er so paralogistisch-zudringlich sich selbst betrogen, indem er sinnloser Weise aus der [stets] ausweichenden [„eviterende"] dialektischen Doppelheit qualitativer Gegensätze meine private Einzelheit herausbringen wollte: meine Schuld ist das wahrhaftig nicht; denn ich habe geziemender Weise und im Interesse der Reinlichkeit meiner Stellung meinerseits nach Kräften alles gethan, um das zu verhindern, was ein neugieriger Teil der Leser (Gott weiß, in wessen Interesse) von Anfang an mit allen Mitteln erreichen wollte.

Die Gelegenheit scheint dazu einzuladen, ja, auch wenn ich widerstreben wollte, mich fast dazu aufzufordern: nun, so will ich sie zu einer offenen und direkten Aeußerung benutzen, nicht als Verfasser, der ich ja im gangbaren Sinne nicht bin, sondern als der, der die Arbeit hatte, daß die Pseudonymen reden konnten. Da will ich zuerst der Vorsehung [Regierung] danken, die mein Streben auf so mannigfaltige Weise begünstigt hat, so daß ich innerhalb dieser 4½ Jahre kaum einen Tag die aufregende Arbeit aussetzen mußte, und die mir weit mehr vergönnt hat, als ich je erwartet hatte, obwohl ich mir selbst in Wahrheit das Zeugnis geben darf, daß ich in äußerster Aufbietung meiner Kraft das Leben eingesetzt habe; — mehr, als wenigstens ich erwartet hatte, mag auch anderen die Leistung nur eine weitläufige Kleinigkeit scheinen. In dieser herzlichen Dankbarkeit gegen die Vorsehung finde ich es nicht störend, daß ich mir ja eigentlich keinen Erfolg zuschreiben darf, oder daß ich, was gleichgültiger ist, in der äußern Welt nichts erreicht habe; ich finde es ironisch in seiner Ordnung, als richtiges Zubehör dieser Art von Produktion und meiner zweideutigen Urheberschaft, daß das Honorar mindestens ziemlich sokratisch war. — Sodann will ich, zuvor geziemend um Entschuldigung und Verzeihung bittend, wenn es jemand unpassend erscheinen sollte, daß ich so rede, wo er doch

das Schweigen vielleicht ebenso unpassend finden würde, — ich will in dankbarer Erinnerung meines verewigten Vaters gedenken, dem ich von allen Menschen, auch in Beziehung auf meine Arbeit, am meisten verdanke. — Ferner verabschiede ich mich von den Pseudonymen mit guten, aber zweifelnden Wünschen für ihr ferneres Schicksal: daß es, wenn es ihnen günstig sein will, sich gerade so gestalte, wie sie es sich wünschen können. Ich kenne sie ja aus vertrauterem Umgang und weiß, daß sie viele Leser weder erwarten noch wünschen können; mögen sie denn glücklich die einzelnen erwünschten finden! — Von meinem Leser (wenn ich von einem solchen reden darf) möchte ich mir ein vergeßliches, beiläufiges Gedenken ausbitten, ein Zeichen, daß er meiner gedenkt — weil er dessen gedenkt, daß die Bücher mit mir nichts zu thun haben. So verlangt es ja meine Stellung, und so zeige ich auch meine Erkenntlichkeit ganz aufrichtig jetzt im Augenblick des Abschieds, indem ich übrigens jedem verbindlichst danke, der geschwiegen hat, und mit tiefer Ehrfurcht der Chiffre Kts, daß sie geredet hat.*)

Sollten die Pseudonyme auf irgendwelche Weise einen achtungswürdigen oder gar von mir selbst bewunderten Mann verletzt haben; sollten sie auf irgend welche Weise etwas wirklich Gutes in dem Bestehenden gestört oder in ein zweideutiges Licht gebracht haben: so bin ich, der ja für den Gebrauch der dargebotenen Feder die Verantwortung trägt, unbedingt willig, Abbitte zu leisten. Meine Bekanntschaft mit den Pseudonymen berechtigt mich natürlich nicht zu irgend welcher Zusage ihrer Zustimmung, aber auch nicht zu einem Zweifel daran. Denn ihre Bedeutung — sie werde nun in Wirklichkeit, welche sie wolle — liegt unbedingt nicht darin, daß

---

*) [„Kts", d. h. Bischof J. P. Mynster, schrieb Januar 1844 in J. L. Heiberg's „Intelligenzblättern": „Ich habe auch die beachtenswerte Schrift ‚Furcht und Zittern' gelesen, und, so viel ich auch vermißt haben mag, so doch nicht einen tiefgegrabenen religiösen Grund, einen Sinn, der den höchsten Problemen des Lebens unter die Augen zu treten vermag. . . . Warum heißt aber jene Schrift ‚Furcht und Zittern'? Weil ihr Verfasser das Entsetzen lebendig erkannt, tief gefühlt und mit der ganzen Kraft der Sprache ausgedrückt hat, das eines Menschen Seele ergreifen müßte, wenn ihm eine Aufgabe gestellt wäre, der er nicht ausweichen dürfte, . . . die ihn aber aus der ewigen Ordnung, der sich jedes Wesen unterwerfen soll, hinauszurufen schiene." Kts. weist dann noch darauf hin, daß ein solcher Kampf unter „Furcht und Zittern" mit einer leichtfertigen Geniemoral nichts gemein habe. S. Bladart. S. 218 f.]

sie einen neuen Vorschlag, eine unerhörte Entdeckung machen oder eine neue Partei stiften und weiter gehen wollen, sondern im geraden Gegenteil: daß sie keine Bedeutung haben wollen, vielmehr nur im Abstande der Doppel-Reflexion die Urschrift der individuellen, humanen Existenzverhältnisse, das Alte, Bekannte und von den Vätern Ueberlieferte solo noch einmal durchlesen wollen, und womöglich auf innerlichere Weise.

So möge denn kein Halbkundiger an diese Arbeit dialektisch Hand anlegen; möge man sie vielmehr stehen lassen, wie sie nun steht.

Kopenhagen, im Februar 1846.

S. Kierkegaard.

Aus Anlaß einer mich betreffenden Aeußerung Dr. A. G. Rudelbach's.*)

[„Das Vaterland", 31. Januar 1851.]

Die Aeußerung findet sich Seite 70 und lautet folgendermaßen: „Wahrlich, gerade das tiefste und höchste Interesse der Kirche in unseren Tagen ist . . . . daß sie von dem mit Recht sogenannten Gewohnheits- und Staatschristentum emanzipiert werde." Hiezu gehört Anmerkung 121: „Das trifft ganz zusammen mit dem, was Sören Kierkegaard, einer unserer ausgezeichnetsten modernen Schriftsteller, allen denen, die hören wollen, einzuprägen, einzuschärfen und, wie Luther sagt, einzutreiben sucht."

Unmittelbar hierauf folgt im Texte der Satz: „Zu dieser Emanzipation ist aber die Zivilehe ein wichtiges, vielleicht ein unentbehr-

*) In seiner letzten Schrift: „Ueber die bürgerliche Eheschließung", 1851.

liches Mittel, ein notwendiges Glied in der Organisation aller der Veranstaltungen, welche die Einführung der Religionsfreiheit bezeichnen und bedingen."

Also alle diese vielen, verschiedenartigen pseudonymen Schriften gleich von „Entweder — Oder" an, und sodann alle meine verschiedenartigen erbaulichen Schriften wirft man auf einen Haufen zusammen und heißt es: Sören Kierkegaard.

Doch zur Aeußerung selbst. Auf diese paßt der Ausdruck ziemlich genau, daß sie nur halb wahr ist, d. h. die Hälfte, buchstäblich genommen, ist das Wahre, die andere Hälfte ist Unwahrheit.**)

Ich sei ein Feind des „Gewohnheitschristentums". Das ist wahr. Ich hasse das Gewohnheitschristentum, in welcherlei Form es auch immer auftritt. Dies „in welcherlei Form" möchte ich besonders beachtet wissen; denn das Gewohnheitschristentum kann ja allerlei Formen haben. Und hätte man gar keine andere Wahl, müßte man unbedingt zwischen zwei Arten von Gewohnheitschristentum wählen, zwischen einem weltlichen Leichtsinn, der sorglos in der Einbildung dahinlebt, man sei Christ, wenn man auch nicht ein einzigesmal irgend einen Eindruck vom Christentum bekommen hat, und der andern Art Gewohnheitschristentum, die sich bei Sektierern, Erweckten, Hyperorthodoxen, Parteimenschen findet — darf es einmal ohne Verkehrtheit nicht abgehen, so wähle ich unbedingt die erste Art. Diese hat das Christentum doch nur leichtsinnig und negativ eitel genommen, (wenn man sie anders überhaupt stets so streng beurteilen darf), die andere vielleicht in geistlichem Hochmut, jedenfalls positiv; über die erstere könnte man fast lächeln, weil man noch Hoffnung für sie hat, die andere kann einen schaudern machen. Aber wie gesagt, es ist wahr, daß ich überhaupt allem Gewohnheitschristentum feind bin. Ich kann darum natürlich auch nicht das mindeste

---

**) Doch darf auch in der ersten Hälfte, wo das Gewohnheitschristentum genannt ist, der Ausdruck „emanzipieren" nicht gepreßt werden, als hätte ich in meiner Wirksamkeit äußere Mittel angewandt oder vorgeschlagen; ebenso wenig darf das Wort „Kirche" zu scharf genommen werden, als hätte ich nicht einzig und allein mit „dem Einzelnen" mich beschäftigt: denn sonst wird auch diese Hälfte unwahr. Und darum sagte ich, der Ausdruck „nur halb wahr" passe ziemlich genau; denn ganz genau genommen ist die Aeußerung nicht einmal halb wahr.

dagegen haben, wenn unſer gelehrter Theologe Dr. Rudelbach ſo etwas ſagt; ich wollte ihm vielmehr ſogar danken, um ſo mehr als ich ihn von meinem Elternhauſe her kenne und von ſeiner wirklich freundlichen Geſinnung gegen mich überzeugt bin. Ich habe auch nichts dagegen, wenn Dr. R. künftighin in aller Stille mich in ſein Gebet einſchließt, daß es mir gelingen möchte, bis zu meinem Ende dieſen Haß gegen alles Gewohnheitschriſtentum zu bewahren, den, wie ich glaube und hoffe, Dr. R. auch bewahren wird, wiewohl ich vielleicht auf Arten deſſelben aufmerkſam bin, die ſeine Aufmerkſamkeit weniger auf ſich gezogen haben. Zu wünſchen hätte ich etwa nur dies eine, er möchte dieſes irreleitende Wort „Emanzipation“ nicht weiter mit meinem Streben in Verbindung bringen; und was ich allein befürchten könnte, iſt, es möchte nun in der Litteratur zur Gewohnheit werden, mir nachzuſagen, ich ſei ein Feind alles Gewohnheitschriſtentums, nachdem ich ſelbſt mich als ſolchen bekannt habe.

Nun zur andern Hälfte der Aeußerung. Ich ſoll mich gegen das „Staatschriſtentum“ gewendet haben, ja dieſer Sören Kierkegaard ſoll in Bauſch und Bogen eben die Bedeutung haben, daß er das Staatschriſtentum angreift, genauer, daß er für die Emanzipation der Kirche vom Staat kämpft, oder wenigſtens dieſen Kampf „einſchärft, einprägt und eintreibt.“

In Urſin's Rechenbuch, das zu meiner Zeit in der Schule in Gebrauch war, iſt jedem eine Belohnung verſprochen, der in den Aufgaben des Buches einen Fehler finden würde. Auch ich verſpreche jedem eine Belohnung, der mir in der ganzen Reihe meiner Bücher einen einzigen Vorſchlag einer Veränderung im Aeußeren nachweiſen kann, oder auch nur die Spur davon, oder doch etwas, das ſelbſt für den Kurzſichtigſten auch nur aus der Ferne einer leiſen Andeutung auf einen ſolchen Vorſchlag gleich ſehen oder auf die Meinung führen könnte, als glaubte ich den Fehler im Aeußeren ſuchen zu müſſen, als hielte ich eine Veränderung im Aeußeren für notwendig, als erhoffte ich von einer ſolchen Hilfe.

Nach den mir vergönnten Gaben habe ich mit Fleiß, auch mit verſchiedenen Opfern, redlich für Verinnerlichung des Chriſtentums in mir gearbeitet ſowie in andern, die etwa auf ſich einwirken laſſen wollen. Aber gerade weil ich von Anfang verſtanden habe, daß Chriſtentum Innerlichkeit, und Verinnerlichung des Chriſtentums eben meine Aufgabe iſt, eben darum habe ich mit der ängſtlichſten Gewiſſenhaftigkeit darob gewacht, daß keine Stelle, kein Satz, keine Silbe, kein Buchſtabe ſich in meine Schriften einſchleiche, der

einen Vorschlag auf Veränderung im Aeußeren enthielte oder die Meinung verriete, als steckte der Fehler im Aeußeren, als thue Veränderung im Aeußeren not, als liege in der Veränderung im Aeußeren das Heil.

Nichts macht mich so bedenklich, wie alles, was nach dieser unseligen Verwechslung von Politik und Christentum auch nur schmeckt, nach dieser Verwechslung, die so leicht eine neue Art Kirchenreformation auf und in die Mode bringen kann, die umgekehrte Reformation, die reformierend an stelle des alten Besseren ein neues Schlechteres setzt, die aber doch unfehlbar von der ganzen Stadt durch eine Illumination gefeiert werden wird.

Christentum ist Innerlichkeit, Verinnerlichung. Sind je zur Zeit die Formen, unter denen man leben soll, nicht die vollkommensten: nun in Gottes Namen; kann man bessere bekommen: gut. Wesentlich aber muß feststehen: daß das Christentum Innerlichkeit ist. Wie sich der Mensch dadurch vor dem Tier auszeichnet, daß er in jedem Klima leben kann, so richtet sich im Christentum, eben weil es Innerlichkeit ist, der Grad der Vollkommenheit nach der Größe der Kraft, auch unter den möglicherweise unvollkommensten Formen noch bestehen zu können. Dieses äußerliche Wesen, diese tantalische Geschäftigkeit für Veränderung im Aeußeren ist Politik.

Wie man aus seiner zuletzt erschienenen Schrift wieder sieht, glaubt Dr. Rudelbach, daß das Heil für Kirche und Christentum in „den freien Institutionen" liege. Sollte dieser Glaube an die rettende Macht der durch Politik erreichten freien Institutionen mit zum wahren Christentum gehören, so bin ich kein Christ, ja noch schlimmer, so bin ich ein reines Teufelskind; denn ich habe, aufrichtig gestanden, sogar ein Mißtrauen gegen diese, politisch erreichten, freien Institutionen, besonders gegen ihre rettende und wiedergebärende Macht. Das ist mein Christentum; oder so „christendumm" bin ich. Ich habe mich allerdings auch niemals mit „Kirche" und „Staat" befaßt, da diese Dinge für mich zu hoch sind, da man hiefür ganz andere Seher bedarf, als ich einer bin, und die Sache wohl auch am besten ganz einfach den ordentlich hiezu Bestellten und Berufenen überlassen würde. Ich habe auch nie für die Emanzipation der „Kirche" gekämpft, so wenig als für die Emanzipation des Grönländischen Handels, der Frauen, der Juden oder sonst eine. Ich habe, als „Einzelner" den „Einzelnen" in's Auge fassend und Verinnerlichung des Christentums in dem „Einzelnen" bezweckend, konsequent mit Waffen des Geistes, einzig und allein mit Waffen des

Geiſtes, den Kampf gegen die „Sinnestäuſchung“ geführt, auf ſie aufmerkſam gemacht und vor ihr gewarnt. Und wie es denn nach meiner Meinung eine Sinnestäuſchung iſt, wenn einer ſich einbildet, die äußern Formen hindern ihn, ein Chriſt zu werden, ſo iſt es eine Sinnestäuſchung, ja es iſt dieſelbe Sinnestäuſchung, wenn einer ſich einbildet, die äußern Formen können ihm dazu verhelfen.

Daß für einen Politiker das Heil des Staats in den freien Inſtitutionen liegt, kann ich verſtehen, da Politik eine äußere Sache iſt, die als ſolche ihr Leben nicht in ſich hat, ſondern es den Formen entnehmen muß; daher auch dieſer Glaube an die Formen. Daß aber das Chriſtentum, welches das Leben in ſich ſelbſt hat, durch die freien Inſtitutionen gerettet werden ſoll, iſt in meinen Augen eine völlige Verkennung des Chriſtentums, das unendlich höher und unendlich freier iſt als alle Inſtitutionen, Conſtitutionen u. ſ. w., wo es anders in wahrer Innerlichkeit wahr vorhanden iſt. Nicht von außen her durch Inſtitutionen und Conſtitutionen kommt dem Chriſtentum Hilfe zu und am allerwenigſten, wenn dieſelben nicht, nach guter alter Chriſtenweiſe, durch das Martyrium erkämpft, ſondern auf dem Wege der Politik geſellſchaftlich-freundſchaftlich durch Abſtimmung, oder in der Zahlenlotterie gewonnen werden ſollen — ein Gewinn, der vielmehr der Untergang des Chriſtentums iſt. Das Chriſtentum iſt die ſiegreiche Innerlichkeit. Und dafür ſollte gearbeitet werden, daß dieſe ſiegreiche Innerlichkeit womöglich in jedem Menſchen wäre, daß das Chriſtentum „des Einzelnen“ mehr und mehr zur Wahrheit würde. Das iſt's, was not thäte: es ſollte im „Einzelnen“ die Bekümmerung um ſich ſelbſt geweckt werden, die Bekümmerung um ſich ſelbſt, die ihn an ganz anderes als an die äußeren Formen denken heißt, die den Menſchen erſt in ſich gekehrt macht und dann unter höherem Einfluß ſich zu jener ſiegreichen Innerlichkeit verklärt, während doch die Bekümmernis für ſich ſelbſt bleibt, zur Schutzwehr dagegen, daß er ſich nicht wieder nach außen kehre. Dafür habe ich gekämpft, für die Ideale gegen die „Sinnestäuſchung“, um durch die Anſchauung der Ideale in dem „Einzelnen“ dieſe Bekümmerung um ſich ſelbſt zu wecken, die ich ſelbſt, von den Idealen verwundet, in mir trug, und die mich doch gleichwohl unſäglich froh und dankbar ſtimmte.

Der Unterſchied zwiſchen Dr. Rudelbach und mir fällt leicht genug in die Augen, und ich muß ihn auf's beſtimmteſte geltend machen. Dazu kommt noch ein anderer, auch in die Augen ſpringender Unterſchied zwiſchen uns, den ich gerne hervorhebe:

Dr. Rudelbach ist im Besitz einer erstaunlichen Gelehrsamkeit, meines Wissens wohl der gelehrteste Mann in Dänemark. Darüber dürfen wir m. E. gewiß uns alle freuen, daß ein so gelehrter Mann unter uns ist. Dagegen bin ich, vollends ihm gegenüber, ein Stümper, ohne Gelehrsamkeit und „Wissenschaft", der so für den Hausbrauch das kleine Einmaleins kann. Aber zu einer anerkennenden, und in so starken Ausdrücken anerkennenden Verschiebung und Bedeutung meiner schriftstellerischen Wirksamkeit habe ich nicht schweigen können; ich befürchte wirklich, diesen wenigen Worten Dr. Rudelbachs möchte es] glücken, das Mißverständnis „allen denen, die hören wollen", wie Luther sagt, „einzutreiben." Und ich habe es gerade in diesem Augenblick für meine Pflicht gehalten, diesem Mißverständnis entgegen zu treten. Damit es ferner nicht einer gewissen Partei zur „Gewohnheit" werde, durch diese Aeußerung Dr. Rudelbachs verleitet mich ohne weiteres für sich in Beschlag zu nehmen, habe ich dies auch etwas ausführlicher gethan, als es mir sonst je eingefallen wäre.

S. Kierkegaard.

Ich erlaube mir, Folgendes beizufügen, damit meine Worte nicht mißverstanden werden, als bestünde nach meiner Meinung das Christentum einzig und allein darin, daß man sich hinsichtlich der äußeren Formen in alles fügte, ohne das mindeste zu thun; als wüßte das Christenthum nicht vortrefflich Bescheid, was unter Umständen, wo es gilt, zu thun ist. Mit solchen Fällen hat aber meine ganze schriftstellerische Thätigkeit gar nichts zu thun; ich habe nur, und erst noch dichterisch, zu dem Bestehenden ein Existentialkorrektiv geliefert zum Behuf seiner Verinnerlichung in „dem Einzelnen", d. h. ich habe nie auch nur ein Wort gegen die Lehre und Einrichtungen des Bestehenden vorgebracht, vielmehr dafür gewirkt, daß diese Lehre in dem „Einzelnen" mehr und mehr zur Wahrheit würde. Ich habe sogar zur Vermeidung jedes Mißverständnisses während dieser ganzen Operation eine polemische Stellung gegen die „Menge", das Numerische, eingenommen, sowie gegen die Lieblingssünde unserer Zeit, das unberufene Reformieren und die Falschmünzerei in dieser Beziehung.

In der Apostelgeschichte heißt es einmal; „man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen". Unter Umständen kann also ein Be-

ſtehendes derart ſein, daß der Chriſt ſich nicht darein finden, nicht ſagen darf, das Chriſtentum ſei eben dieſe Gleichgültigkeit gegen das Aeußere.

Sehen wir nun aber zu, wie die Apoſtel ſich nicht benahmen; denn wie ſich dieſe ehrwürdigen Geſtalten benommen haben, weiß wohl jeder.

Die Apoſtel gingen nicht hin und ſchwatzten mit einander und ſagten: „Es iſt unerträglich, daß der Hohe Rat Strafe auf die Verkündigung des Wortes ſetzt; das iſt Gewiſſenszwang. Doch was ſollen wir thun? Sollen wir nicht einen Anhang werben und dann eine Adreſſe an den Hohen Rat einreichen, oder verſuchen, wie wir in eine Synode kommen? Es wäre nicht unmöglich, daß wir ſo durch ein Kartell mit unſern ſonſtigen Gegnern bei der Abſtimmung die Majorität bekämen und ſo Gewiſſensfreiheit erlangten, das Wort zu verkündigen.“ Gott im Himmel! Ihr ehrwürdigen Geſtalten, vergebt, daß ich ſo habe reden müſſen; es war notwendig!

Wie benahmen ſie ſich vielmehr — denn manche haben es doch vielleicht vergeſſen. Der „Apoſtel“ iſt weſentlich ein einzelner Mann; Apoſtel halten ſich nicht als Partei zuſammen, das iſt gar nicht zu denken; denn der eine ſieht nicht auf den andern, was er thun ſoll, jeder iſt für ſich als Einzelner an Gott gebunden. So berät ſich der Apoſtel mit Gott und ſeinem Gewiſſen. Darauf ſchließt er gleichſam ſeine Thüre auf, die Thüre ſeiner einſamen Kammer, und geht mir nichts, dir nichts, aber mit Gott, hinaus auf die Straße, um das Wort zu verkünden. Angenommen, es begegnet ihm einer und ſagt: „Weißt du, daß der Hohe Rat Geißelung auf die Verkündigung des Worts geſetzt hat?“ Der Apoſtel erwidert: „So, hat der Hohe Rat das gethan? ſo werde ich alſo gegeißelt werden.“ „Morgen droht der Rat mit Todesſtrafe.“ Der Apoſtel antwortet: „So? Hat der Hohe Rat das gethan, ſo werde ich alſo hingerichtet werden.“ Er läßt das Beſtehende alſo beſtehen; nichts von Veränderung im Aeußern, nicht ein Wort, nicht eine Silbe, nicht ein Buchſtabe davon, nicht der flüchtigſte Gedanke in ſeinem Kopf, nicht ein Blinzeln mit dem Auge, kein Zucken mit einer Miene in dieſer Richtung. „Nein, ſagt der Apoſtel, laß dies Beſtehende nur unverrückt feſtſtehen, denn es ſteht mit Gottes Hilfe auch unverrückt feſt, daß ich heute gegeißelt und morgen hingerichtet werde; oder, was dasſelbe iſt: heute verkünde ich das Wort und morgen, Amen.“ O, habe Dank, Dank, daß du dich ſo benahmſt; hätteſt du dich be-

ommen wie die modernen Christen, so wäre das Christentum nie
n die Welt gekommen!

Und hier ein christliches Memento. Für gewöhnlich ist das
hristentum innerhalb der „Christenheit" gerade Gleichgültigkeit gegen
as Aeußere in Bekümmerung um sich selbst. Kommt aber einer
o mit dem Bestehenden in Konflikt, daß es ihm einfallen könnte,
s handle sich um eine Gewissensfrage — großer Gott, um eine
ewissensfrage! — und er wagt das zu sagen, so hat er ein einzelner
Mann zu sein, leidend zu streiten, das Martyrium zu wählen.
ewissen und Gewissensache kann — dies steht ewig fest und liegt
n der Sache selbst, denn das Gewissen ist kein numerischer Begriff —
ur von einem einzelnen Mann, durch Charakter und Handeln*)
epräsentiert werden, nicht durch Veranstaltung einer Diskussion, die
uf eine Abstimmung hinausläuft. Alles Parteiwesen und Partei-

---

*) Als Beispiel kann Luther's Verehlichung mit Katharina von Bora
ienen, denn Luther gab sich nie mit Geschwätz ab.

Wie benahm er sich also? Er geht mit Gott und seinem Gewissen zu
at. Nach schrecklichen Kämpfen und Anfechtungen vergewissert er sich, daß
uf diesem Punkte eine intensive Handlung eingesetzt werden muß. Es ist eine
ewissensache! Er schweigt. Noch schweigt er, obgleich er entschlossen ist.
un ist der Augenblick zum Handeln da — nun ist er verehlicht. „Ein
riester?!" Ja, dem Papste zum Trotz. „Mit einer Nonne?!" Ja, der
nzen öffentlichen Meinung zum Trotz. — Habe Dank, verschmähe nicht einen
ankbaren Glückwunsch zu deiner Ehe — gleich am selben Tage wurdest du
ch kaum von Glückwünschenden überlaufen! Verschmähe nicht diesen Glück-
unsch, als von einem einzelnen Manne kommend — und solltest du nun
ch weitere Gratulationen entgegennehmen, ob auch bloß von allen den „ver-
iirateten Pfarrern", so möchte es des Guten leicht zu viel werden.

Wie benahm er sich dagegen nicht? Er erging sich nicht in herzlichem
chwätz mit Kreti und Pleti, Freunden und Freunden, um mit ihnen einen
ulthistorischen Blick auf die Vorzeit der Kirche, einen desgleichen auf ihre
ukunft zu werfen. Er redete zu diesen „mehreren Freunden" auch nicht so:
ie Frage wegen der Priesterehe ist eine Gewissensache. Was sollen wir
er machen? Wir wollen zusammenhalten und sehen, daß unser noch mehr
erden, dann will ich mit einem Antrag hervortreten. Wenden wir uns an
n Reichstag. Freilich, mich beschäftigt die Sache religiös; aber es giebt eine
edeutende Partei, die sich aus weltlichen Gründen auch dafür interessiert.
ach meiner genauen Kenntnis der Stärke der Parteien — und merkt's euch
ir, erhaltet dieses Wort der Geschichte, denn es birgt das Geheimnis meines
ens in sich: die Einsicht in die Parteiverhältnisse macht eigentlich den
eformator' aus — also, nach meiner genauen Kenntnis der Stärke der Parteien

getriebe, das vielleicht sogar mit Intrigue verbunden ist, verschul
eine Unwahrheit, wenn es gegen ein Bestehendes sich auf's „Gewiss
berufen will.

Ist es denn Gewissensache, dann soll so gestritten werd
Ist's nicht Gewissensache, so wird die Sache eine ganz ande
dann ist es gerade Christentum, daß man in Bekümmerung für
selbst Gleichgültigkeit gegen das Aeußere entwickelt. Sollte aber
Schwächerer immerhin die eine oder andere Veränderung zu wünsc
haben, (denn so verstanden ist gerade der der Stärkere, welcher
der Bekümmerung um sich selbst die größte Gleichgültigkeit bes
nun wohl, so äußert man diesen Wunsch, so sagt man: „Ich kön
wünschen . . .", aber man spricht nicht von Gewissensache, n
schaudert davor zurück, daß dies einem zur „Gewohnheit" wer
möchte. Dies ist meine Meinung; denn ich bin ein Feind al
„Gewohnheitschristentums".

---

ist es nicht unmöglich, ja, es ist nicht unmöglich, daß wir die Gegenpartei
einige Stimmen überflügeln und uns durch eine kleine,' winzige, einf
Majorität hindurch drücken — zur Gewissensfreiheit! Gewiß, es ist n
unmöglich, soweit mir die Stärke der Parteien bekannt ist. Und sollte s
herausstellen, daß es nicht reicht, so können wir ja den Antrag zurückzie
die Sache ist also nicht so gefährlich." Nein, die Sache ist freilich n
gefährlich. — Vergieb, teurer Luther, du Mann Gottes und deshalb auch
Anfechtungen, vergieb; allein ich glaube, trotz des Unwillens, der sich in
beim Anblick eines solchen Treibens regen müßte, wärest du doch mit mir d
einig, daß da eigentlich nicht weiter zu sagen ist als: die Sache ist sre
nicht gefährlich. Das einzige Gefährliche — und wirklich sehr gefährliche
wäre, wenn man das Reformation und Ernst nennen wollte.

Der Gesichtspunkt

für meine

Wirksamkeit als Schriftsteller.

Eine direkte Mitteilung,

Rapport an die Geschichte

von

S. Kierkegaard.

In jedem Ding muß die Abſicht mit der Thorheit auf die Wagſchale gelegt werden.

Shakeſpere.

Was ſoll ich ſagen? Ach, mein Mund
Thut deine Weisheit nie ganz kund.
Wie groß, o Gott iſt doch dein Reich!
Wer kommt an Lieb und Macht dir gleich?

Broriſon.

Herausgegeben [1859] von P. Chr. Kierkegaard.

Einleitung.

Meine schriftstellerische Wirksamkeit ist an einem Punkte angelangt, wo es thunlich, wo es mir Bedürfnis ist und mir darum auch als Pflicht erscheint, ein für allemal so direkt, so offen und bestimmt als möglich mich zu erklären, worum es sich handelt, was ich als Schriftsteller sein will. Der Augenblick hiezu ist da, so ungünstig er in anderer Hinsicht ist; denn erstens bin ich, wie gesagt, an einem bestimmten Punkte angelangt, und zweitens werde ich jetzt eben zu meiner Erstlingsschrift zurückgeführt, da „Entweder — Oder", das ich nicht vorher wieder ausgehen lassen wollte, nun in zweiter Auflage erscheinen soll.

Schweigen hat seine Zeit und Reden hat seine Zeit. So lange ich das strengste Stillschweigen religiös für meine Pflicht ansah, suchte ich es auch auf alle Weise zu bewahren. Es machte mir auch kein Bedenken, im Sinne der Endlichkeit meinem Streben selbst entgegenzuarbeiten, wie dies das Stillschweigen und die rätselhafte, zweideutige Art meines Verhaltens von selbst mit sich brachte. Was ich in dieser Hinsicht gethan habe, ist mißverstanden, ist mir als Stolz, Hochmut und Gott weiß was ausgelegt worden. Da ich aus religiösen Gründen mein Schweigen für meine Pflicht ansah, so habe ich zur Entfernung dieses Mißverständnisses nicht das mindeste gethan. Für meine Pflicht aber sah ich das Schweigen darum an, weil meine Schriftstellerei noch nicht so als Totalität hervorgetreten war, daß das Verständnis nicht notwendig ein Mißverständnis werden mußte.

Dieses Schriftchen will also sagen, was ich als Schriftsteller in Wahrheit bin: daß ich religiöser Schriftsteller bin und war; daß meine ganze schriftstellerische Thätigkeit sich um das Christentum dreht, um das Problem, wie man Christ wird, wobei ich direkt oder

indirekt die ungeheure Sinnestäuschung bekämpfe, die sich „Christenheit“ nennt, daß in einem Lande so alle eben Christen sind.

Ich will jeden, dem die Sache des Christentums wahrhaft am Herzen liegt, gebeten und um so inständiger gebeten haben, je ernstlicher sie ihm am Herzen liegt, er möge sich mit diesem Schriftchen bekannt machen, nicht zur Befriedigung der Neugier, sondern nachdenksam, wie man eine religiöse Schrift liest. Wie weit ein sogenanntes ästhetisches Publikum am Lesen des ästhetischen Teils meiner Schriften, die ein Inkognito und Betrug im Dienste des Christentums sind, irgend Genuß fand oder noch findet, das ist mir natürlich im Ganzen gesehen etwas Gleichgültiges; denn ich bin religiöser Schriftsteller. Gesetzt, ein solcher Leser verstünde und beurteilte die einzelne ästhetische Schrift vollkommen richtig, so mißverstände er mich doch total, da er sie nicht in ihrer Abhängigkeit von der religiösen Einheit in meiner Schriftstellerei versteht. Sollte dagegen einer für die religiöse Einheit in der letzteren ein Verständnis haben, vielleicht aber nicht ebenso für die eine oder andere meiner ästhetischen Schriften, so wäre dieses Mißverstehen nur ein zufälliges.

Was ich hier schreibe, soll orientieren und dokumentieren; es ist keine Verteidigung oder Apologie. Wahrlich, wenn sonst in nichts, so glaube ich in diesem Punkt etwas mit Sokrates gemein zu haben. Von der „Menge“ angeklagt und im Begriff, von ihr verurteilt zu werden, erhielt er von seinem Dämon die Weisung, sich nicht zu *verteidigen*, womit er doch nur eine Unanständigkeit und einen Widerspruch mit sich selbst sich hätte zu Schulden kommen lassen, — er der ja das Bewußtsein hatte, eine göttliche Gabe zu sein. So ist auch in mir und dem Dialektischen an meinem Verhalten etwas, was an sich und für mich eine „Verteidigung“ meines schriftstellerischen Schaffens zur Unmöglichkeit macht. Ich habe mich in vieles gefunden; ich hoffe — doch, wer weiß, die Zukunft könnte sich mir auch freundlicher zeigen als die Vergangenheit, — mich in noch mehr zu finden, ohne mich selbst zu verlieren; das einzige, in was ich mich nicht finden und was ich nicht unternehmen könnte, ohne mich selbst und das Dialektische in meinem Verhalten zu verlieren (und darein könnte ich mich eben nicht finden), das ist eine *Verteidigung* meiner schriftstellerischen Thätigkeit; sie wäre eine Unwahrheit, die mein ewiges Verderben würde, wenn sie auch in ihrer Sinnlosigkeit mir die ganze Welt gewinnen hülfe. Demütig vor Gott und auch vor Menschen weiß ich wohl, was ich *persönlich* kann verbrochen haben; ich weiß aber auch mit Gott, daß gerade mein schriftstellerisches

Schaffen der Ausfluß eines unwiderstehlichen inneren Drangs, die einzige Möglichkeit für einen Schwermütigen, der redliche Versuch eines tief Gedemütigten, eines Büßenden war, durch jegliche Aufopferung und Anstrengung im Dienste der Wahrheit womöglich wieder etwas gut zu machen. Und ich weiß darum bei Gott, vor dessen Augen dieses Werk Gnade fand und findet, wie es sich seines Beistandes freut, daß ich mich als Schriftsteller, daß ich meine Arbeit vor den Mitlebenden nicht zu verteidigen brauche; denn bin ich in dieser Beziehung etwas, so bin ich nicht der Schuldige, auch nicht Verteidiger, sondern Staatsanwalt.

Doch mache ich auch nicht den Ankläger gegen die Mitlebenden, gerade weil ich es als meine religiöse Pflicht erkannt habe, der Wahrheit so in Selbstverleugnung zu dienen, daß ich auch auf jede Weise verhindere, mir Ansehen und Liebe zu erwerben. Nur wer durch sich selbst versteht, was wahre Selbstverleugnung ist, kann mein Rätsel lösen und sehen, daß das Selbstverleugnung ist. Wer das nicht durch sich selbst versteht, der muß mein Verhalten eher Selbstliebe, Stolz, sonderbares, närrisches Wesen nennen, was ich ihm alles konsequent nicht zum Vorwurf anrechne, da ich ja im Dienste wahrer Selbstverleugnung ihm selbst dazu helfe. Von einer lärmenden, geräuschvollen Versammlung, oder von einem hochgeehrten Publikum, oder in einer halben Stunde kann eben nicht alles verstanden werden, und eins unbedingt nicht: christliche Selbstverleugnung. Diese zu verstehen erfordert viel Furcht und Zittern, stille Einsamkeit und eine lange Zeit.

Daß ich das Wahre, das ich vortrage, verstanden habe, davon bin ich ewig überzeugt und nicht minder davon, daß den Zeitgenossen, welche die Sache jetzt nicht so verstehen, in der Ewigkeit wohl oder übel das Verständnis dafür auch einmal aufgehen muß, wenn sie der vielen störenden Sorgen und Beschwerden, denen ich entnommen war, enthoben sind und in der Ewigkeit den stillen Ernst, die Einsamkeit und Zeit zum Nachdenken gefunden haben. Daß ich darob viel Mißverständnis erlitten habe, ist wohl wahr; denn aus der Freiwilligkeit, mit der ich mich ihm ausgesetzt habe, folgt nicht, daß ich nicht *wirklich* leiden kann — sonst wäre ja alles wahrhaft christliche, d. h. freiwillige Leiden aufgehoben; ebensowenig folgt daraus ohne weiteres und ganz direkt, daß „die Andern" deshalb keine Schuld hätten, so wahr es ist, daß ich im Dienste der Wahrheit mir das Leiden zugezogen habe. Wie groß dies mein Leiden aber auch war, so kann ich Gott doch nur danken — nicht

dafür, daß ich so leide, sondern für das, was mich unendlich beschäftigt: daß er mir das Verständnis der Wahrheit vergönnt.

Und dann nur noch eines. Die Erklärung meiner schriftstellerischen Wirksamkeit ganz so, wie ich sie in der rein persönlichen Innerlichkeit besitze, für andere wieder zu geben, bin ich natürlich außer stande. Einmal kann ich mein Gottesverhältnis nicht so zur öffentlichen Sache machen; denn es enthält weder mehr noch weniger als die allgemein menschliche, jedem zugängliche Innerlichkeit und gewährt mir keinerlei offizielle Stellung, deren Verheimlichung ein Verbrechen, deren Vorweisung eine Pflicht wäre, da ich sie vielleicht zu meiner Legitimation geltend machen könnte. Sodann kann es auch nicht mein, noch sonst jemandes Wunsch und Wille sein, daß ich andern aufnötigte, was nur meine private Persönlichkeit angeht und mir allerdings für das Verständnis meiner schriftstellerischen Existenz viel Licht giebt.

Erster Abschnitt.

A.

Die Zweideutigkeit oder Duplizität in meiner ganzen Schriftstellerei*): ob ich ein ästhetischer oder ein religiöser Schriftsteller bin.

Hier ist also zu beweisen, daß eine solche Duplizität von Anfang bis zu Ende wirklich vorhanden ist. Der Fall liegt hier ganz anders als sonst, wenn es sich um eine etwaige vermeintliche

*) Damit man weiß, worum es sich handelt, seien hier die Titel der Schriften genannt. Erste Abteilung (ästhetische Schriften): Entweder — Oder; Furcht und Zittern; die Wiederholung; der Begriff der Angst; Vorworte; philosophische Bissen; Stadien auf dem Lebenswege — nebst 18 erbaulichen Reden, die nach und nach erschienen. Zweite Abteilung: Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift. Dritte Abteilung (durchaus religiöse Schriftstellerei): Erbauliche Reden in verschiedenem Geist; Leben und Walten der Liebe; christliche Reden — sowie ein kleiner ästhetischer Artikel: „Die Krisis und eine Krisis im Leben einer Schauspielerin."

Duplizität handelt: da wollen andere sie gefunden haben und der Betreffende hat sie dann als eine nur vermeintliche nachzuweisen. So steht es hier durchaus nicht, nein, gerade umgekehrt. Sofern hier der Leser nicht hinlänglich auf die Duplizität aufmerksam geworden ist, muß der Schriftsteller so überzeugend als möglich nachweisen, daß sie doch da ist. Das heißt: die Duplizität, die Zweideutigkeit ist hier eine bewußte, das Geheimnis des Schriftstellers, um das er am allerbesten Bescheid weiß, die wesentliche dialektische Eigentümlichkeit der ganzen Schriftstellerei; sie hat darum auch ihren tieferen Grund.

Verhält es sich aber auch wirklich so? Ist wirklich eine solche durchgängige Duplizität vorhanden? Kann man das Phänomen nicht auf andere Weise erklären? Daß etwa der Schriftsteller anfangs ästhetischer Schriftsteller gewesen sei, sich aber im Lauf der Jahre verändert habe und religiöser Schriftsteller geworden sei? Ich will nun nicht davon reden, daß in diesem Fall der Verfasser ein Buch wie das vorliegende wohl nicht geschrieben hätte; daß er kaum eine Uebersicht über alle seine Produkte selbst hätte ausarbeiten wollen und dazu vollends nicht den Augenblick gewählt hätte, wo er gerade mit seiner Erstlingsschrift wieder zusammenträfe. Auch davon will ich nicht reden, wie sonderbar es doch wäre, wenn eine solche Veränderung im Laufe so weniger Jahre vor sich gegangen sein sollte. Ist es sonst schon vorgekommen, daß aus einem ursprünglich ästhetischen Schriftsteller ein religiöser wurde, so liegt doch gewöhnlich eine Reihe von Jahren dazwischen, so daß die Veränderung und Wahrscheinlichkeit sich daraus erklären läßt, daß der Schriftsteller wirklich bedeutend älter geworden ist. Doch will ich hievon nicht reden; denn wenn es auch sonderbar, ja fast unerklärlich wäre, daß eine solche Veränderung im Laufe von drei Jahren eingetreten sein sollte; wenn dieser Umstand auch geneigt machen müßte, eine andere Erklärung zu suchen und zu finden: unmöglich wäre die Sache doch nicht. Dagegen will ich zeigen, daß es unmöglich ist, das Phänomen auf diesem Wege zu erklären. Bei genauerem Zusehen findet man nämlich, daß die fragliche Veränderung nicht sowohl innerhalb dreier Jahre eingetreten, sondern mit dem Beginn der Schriftstellerei schon dagewesen ist, d. h. daß die Duplizität gleich von Anfang an da ist. Denn es liegen zwei erbauliche Reden vor, die gleichzeitig mit „Entweder — Oder" erschienen sind. Die Duplizität im tieferen Sinn, d. h. die, welche die ganze schriftstellerische Thätigkeit charakterisiert, war keineswegs die seiner Zeit besprochene, in dem ersten

und zweiten Teil von „Entweder — Oder“ ausgedrückte. Nein die Duplizität war diese: „Entweder-Oder“ — und zwei erbauliche Reden.

Das Religiöse ist sofort von Anfang an zur Stelle. Umgekehrt stellt sich das Aesthetische noch im letzten Augenblick wieder ein. Nachdem zwei Jahre lang nur religiöse Schriften erschienen waren, folgt ein kleiner ästhetischer Artikel, „die Krisis und eine Krisis im Leben einer Schauspielerin“. („Das Vaterland“, Juli 1848). Der Anfang und der Schluß macht also die Erklärung unmöglich, daß es sich um einen ästhetischen Schriftsteller handle, der im Lauf der Zeit infolge einer Umwandlung zu einem religiösen Schriftsteller geworden sei. Wie die „zwei erbaulichen Reden“ ungefähr 2—3 Monate nach „Entweder — Oder“ erschienen, so folgte 2—3 Monate nach der zwei Jahre dauernden rein religiösen Schriftstellerei jener kleine ästhetische Artikel. Die zwei erbaulichen Reden und der kleine Artikel entsprechen einander in gegensätzlicher Weise und beweisen jedes in seiner Art das Dasein der Duplizität, zum Anfang und zum Schluß. Während „Entweder-Oder“ die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und niemand auf die „zwei erbaulichen Reden“ achtete, hatten diese doch die Bedeutung, daß gerade das Erbauliche das Endziel war, daß der Schriftsteller religiöser Schriftsteller war, der darum auch nie selbst etwas Aesthetisches geschrieben, sondern alle ästhetischen Schriften Pseudonymen zugeschrieben hat, während die zwei erbaulichen Reden von Magister Kierkegaard waren. Umgekehrt, während die zweijährige rein erbauliche Schriftstellerei möglicherweise die Aufmerksamkeit anderer erregt hat, mag vielleicht wieder niemand dem kleinen ästhetischen Artikel die tiefere Bedeutung beigemessen haben, die er hatte: daß nunmehr der dialektische Aufbau dieser ganzen schriftstellerischen Wirksamkeit vollendet sei. Der kleine ästhetische Artikel bringt am Ende, wie die zwei erbaulichen Reden zum Anfang, neben der jetzt überwiegenden einen Seite der Schriftstellerei die doch vorhandene andere Seite zur Geltung und soll dadurch bezeugen, daß man hier nicht an einen Schriftsteller denken dürfe, der aus einem anfänglich ästhetischen nachträglich ein religiöser *geworden* wäre; daß der Schriftsteller vielmehr gleich von Anfang an religiöser Schriftsteller war und bis zum letzten Augenblick ästhetisch produktiv blieb.

Die erste Abteilung enthält ästhetische Schriften, die letzte ausschließlich religiöse; in der Mitte zwischen beiden liegt die „Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift“ als *Wendepunkt*. Die-

ses Werk behandelt und stellt „das Problem", das den Gegenstand der ganzen schriftstellerischen Wirksamkeit bildet: wie man Christ wird. Es eignet sich darum die pseudonymen Schriften samt den zwischen sie eingeflochtenen 18 erbaulichen Reden zu,*) und zeigt, wie alle diese Schriften helfen, das Problem zu beleuchten — ohne daß dies doch für die Absicht der früheren Schriften ausgegeben würde; denn so durfte die Sache nicht dargestellt werden, da ja die früheren Pseudonymen nur wieder von einem Pseudonymus gedeutet werden, also von einem Dritten, der über die Tendenz fremder Schriften nicht unterrichtet sein konnte. Die „Abschließende Nachschrift" ist keine ästhetische, aber auch keine im strengsten Sinn religiöse Arbeit. Sie stammt daher von einem Pseudonymus; doch habe ich mich als Herausgeber genannt, was ich bei keiner bloß ästhetischen Schrift gethan**) ein Wink wenigstens für den, der Interesse und Verständnis für derlei hat. Dann kamen die zwei Jahre, die nur religiöse Schriften unter meinem Namen brachten. Die Zeit der Pseudonyme war vorbei; der religiöse Schriftsteller hatte die ästhetische Verkleidung abgelegt — und dann, dann also erschien vorsichtshalber zur Bezeugung der Zweideutigkeit der ganzen Schriftstellerei der kleine ästhetische Artikel von einem Pseudonymus „Inter et inter". Er bringt in seiner Weise mit einemmale das Ganze zum Bewußtsein; er erinnert, wie gesagt, in gegensätzlicher Weise an die „zwei erbaulichen Reden."

B.

Nachweis, daß ich religiöser Schriftsteller bin und war.

Es könnte scheinen, daß eine einfache Versicherung des Verfassers hiefür mehr als genügend sei, da er doch am besten wissen müsse, um was es sich handle. Indessen halte ich bei litterarischen Erzeugnissen auf Versicherungen nicht viel und bin gewohnt, zu

*) Vgl. S. 227—275, womit sich der Leser bekannt machen möge.

**) Die litterarische Anzeige der Novelle „Zwei Zeitalter" ist keine Einwendung hiegegen; denn teils ist sie ja nicht ästhetisch in dem Sinne, daß sie eine dichterische Produktion wäre, sondern kritisch, teils hat sie in der Auffassung der Gegenwart einen durchaus religiösen Hintergrund.

meinen eigenen eine ganz objektive Stellung einzunehmen. Kann ich nicht als Dritter, als Leser, aus den Schriften nachweisen, daß es sich so verhält, wie ich sage, und gar nicht anders verhalten kann, so könnte es mir nie beikommen, gewinnen zu wollen, was ich schon für verloren ansehe. Soll ich erst als Verfasser mit einer Versicherung kommen, so bringe ich leicht das Ganze in Verwirrung, das von Anfang bis zu Ende dialektisch ist.

Eine Versicherung kann ich also nicht geben, wenigstens nicht bevor ich auf andere Weise die Erklärung so einleuchtend gemacht habe, daß die Versicherung als solche ganz entbehrlich ist; denn dann kann mir, wenn es mich darnach drängt, die lyrische Befriedigung zugestanden werden, welche das Versichern gewährt, und dann kann die Versicherung als eine religiöse Pflicht gefordert werden. Als Mensch kann ich nämlich mit meiner Versicherung im Rechte sein, und religiös kann sie eine Pflicht für mich sein. Ganz anders steht aber die Sache für mich als Autor meiner Schriften; den Schriftsteller hilft es nur wenig, daß ich als Mensch versichere, ich habe das und das gewollt. Kann man aber von einem Phänomen beweisen, es lasse sich nicht auf irgend eine andere Weise, auf diese Weise aber Punkt für Punkt erklären, oder diese Erklärung passe auf jedem Punkt, so ist die Richtigkeit dieser Erklärung (das wird mir wohl jeder zugestehen) so evident bewiesen, als die Richtigkeit einer Erklärung überhaupt zu beweisen ist.

Allein ist hier nicht ein Widerspruch? Im Vorangehenden wurde ja bewiesen, daß die Zweideutigkeit bis zum Schlusse vorhanden war; soweit dies aber wirklich bewiesen wurde, ist doch die Möglichkeit einer sichern Deutung geradezu abgewiesen, und somit scheint hier eine Erklärung, eine Versicherung das einzige Mittel zu sein, um die dialektische Spannung und den Knoten aufzulösen! So scharfsinnig das aussieht, so ist es doch eigentlich nur spitzfindig. Wenn einer z. B. in einem gewissen Verhältnis eine Mystifikation notwendig findet, so will ihn die Spitzfindigkeit zu einer solchen Konsequenz im Mystifizieren nötigen, daß er sich selbst nicht mehr herauswickeln kann und so — komisch wird. Das wäre aber zugleich Mangel an Ernst, indem er sich in die Mystifikation an und für sich verliebte, statt daß diese ihre zielbewußte Wahrheit haben sollte. Wo daher eine Mystifikation, eine dialektische Verdopplung im Dienste des Ernstes zur Anwendung kommt, da wird sie immer nur das Mißverständnis und das vorläufige Verständnis abwehren, die wahre Erklärung aber von dem finden lassen, der redlich sucht.

Um das Höchste zu nehmen: Christi ganzes Leben auf Erden wäre ja ein bloßes Spiel gewesen, wenn er sich so ganz in sein Inkognito eingehüllt hätte, daß er völlig unbemerkt durchs Leben gegangen wäre, — und doch war er in Wahrheit inkognito.

So auch mit einer dialektischen Verdopplung; und die dialektische Verdopplung besteht darin, daß die Zweideutigkeit durchgeführt wird. Sobald sie der nötige Ernst anfaßt, kann er sie auch aufheben, doch immer nur so, daß der Ernst selbst für die Richtigkeit einsteht; denn wie die Sprödigkeit des Weibes eigentlich nur auf den wahren Liebhaber wartet, um ihm, aber auch erst ihm, sich zu ergeben, so wartet eine dialektische Verdopplung nur auf den wahren Ernst. Dem, der weniger Ernst besitzt, kann daher die Erklärung derselben nicht mitgeteilt werden; er kann die Elastizität der dialektischen Doppelheit nicht bemeistern, denn sie ist ihm zu groß, nimmt ihm die Erklärung immer wieder weg und macht es ihm zweifelhaft, ob das auch wirklich die Erklärung ist.

Man mache also den Versuch; man denke sich einmal, diese ganze schriftstellerische Wirksamkeit gehöre einem ästhetisch gerichteten Menschen zu, und versuche, sie von dieser Annahme aus zu erklären. Da wird man leicht sehen, daß diese Erklärung gleich von vornherein zu der Sache nicht stimmt, sondern sofort an den „zwei erbaulichen Reden" scheitert. Nimmt man aber an, der Schriftsteller sei ein religiöses Subjekt, so wird man sehen, daß alles Schritt für Schritt und Punkt für Punkt stimmt. Nur das Eine wird rätselhaft bleiben, wie nämlich ein religiöser Schriftsteller auf derartige Benutzung des Aesthetischen verfallen konnte. Das heißt: wir stehen wiederum vor der Zweideutigkeit oder vor der dialektischen Verdopplung. Nur wird sich jetzt die Annahme, daß der Schriftsteller religiös gerichtet sei, in dem Beobachter schon befestigt haben, und es wird jetzt als Aufgabe hervortreten, von ihr aus die Zeideutigkeit zu erklären. Wie weit einem andern diese Erklärung gelingen kann, entscheide ich nicht; im zweiten Abschnitt dieses Schriftchens ist sie gegeben.

Doch hier nur noch Eines, was, wie gesagt, mir als Menschen eine lyrische Befriedigung gewährt und für mich als Menschen religiöse Pflicht ist: die direkte Versicherung, daß der Schriftsteller religiöser Schriftsteller war und ist. Als ich mit „Entweder-Oder" begann (wovon, beiläufig bemerkt, zuvor buchstäblich nur ungefähr eine Seite, nämlich ein paar Diapsalmata, existierte, und welches, wie es nun ist, innerhalb elf Monaten geschrieben wurde, und zwar der zweite Teil zuerst) war ich potenziell so stark vom Religiösen

beeinflußt, wie ich es überhaupt je wurde. Ich war so tief erschüttert, daß ich von Grund aus verstand, ich könne unmöglich jemals die beruhigte, sichere Mitte treffen, worin die Mehrzahl der Menschen ihr Leben hat: entweder mußte ich mich der Verzweiflung und Sinnlichkeit in die Arme werfen, oder absolut das Religiöse als das Einzige wählen — entweder die Welt bis zur äußersten, schrecklichsten Konsequenz, oder das Kloster. Daß ich das Letztere wählen wollte und mußte, war im Grunde entschieden; die Exzentrizität der ersteren Bewegung war nur der Ausdruck für die Intensität der letzteren, der Ausdruck dafür, daß ich mich selbst darin verstanden hatte, wie unmöglich es mir sein würde, nur so bis zu einem gewissen Grad religiös zu sein. Hier ist der Ort von „Entweder-Oder". Es war eine dichterische Ausleerung, eine Expektoration, die doch nicht über das Ethische hinausging. Persönlich war ich weit davon entfernt, das Menschenleben beruhigend zur Ehe zurückzurufen, ich, der ich religiös bereis im Kloster war — was hinter dem Namen „Victor Eremita" sich verbirgt.

So verhält es sich; „Entweder — Oder" ist im strengen Sinn im Kloster geschrieben. Ich kann versichern — und wenn dieses Schriftchen auch in die Hände solcher gelangen sollte, welche vielleicht weder die Fähigkeit noch die Zeit haben, eine solche schriftstellerische Wirksamkeit zu überschauen, aber doch möglicherweise an der sonderbaren Verschmelzung des Religiösen und Aesthetischen in meiner Schriftstellerei Anstoß genommen haben, so kann ich ihnen insbesondere versichern, daß der Verfasser von „Entweder — Oder" regelmäßig und mit klösterlicher Genauigkeit eine bestimmte Zeit hindurch ganze Tage um seiner selbst willen mit dem Lesen erbaulicher Schriften zubrachte, daß er in viel Furcht und Zittern seine Verantwortung bedachte. Er dachte dabei (wie verwunderlich!) besonders an das „Tagebuch des Verführers". Und was geschah? Das Buch machte ungeheures Glück — namentlich (wie verwunderlich!) das Tagebuch des Verführers. Die Welt erschloß sich sogar in außerordentlichem Maße dem bewunderten Verfasser, den doch all das nicht „verführte" oder veränderte; dazu war er eine Ewigkeit zu alt.

Dann folgten „zwei erbauliche Reden" — das Entscheidendste sieht oft so unbedeutend aus. Das große Werk „Entweder — Oder", „viel gelesen und noch mehr besprochen", — und darauf „zwei erbauliche Reden", meinem verstorbenen Vater gewidmet und auf meinen Geburtstag, den 5. Mai, erschienen, „ein Blümlein in der Ver-

borgenheit des großen Waldes (wie es in dem Vorwort heißt), das weder seiner Pracht, noch seines Duftes, noch seiner nährenden Kraft wegen Gegenstand des Suchens ist.“ Die zwei Reden wurden von niemand im tieferen Sinn gewürdigt oder beachtet; ja, ich erinnere mich sogar, daß einer meiner Bekannten sich bei mir darüber beklagte, er habe sie als etwas von mir, das gewiß witzig und geistreich sein müsse, in der Einfalt gekauft; wie ich mich weiter erinnere, versprach ich ihm, er solle, wenn er es wünsche, sein Geld zurückbekommen. Mit der Linken reichte ich der Welt „Entweder — Oder“ hin, mit der Rechten „zwei erbauliche Reden;“ alle aber, oder so gut wie alle, griffen mit der Rechten nach meiner Linken.*)

Ich war vor Gott mit mir selbst darüber im Reinen, was ich wollte, daß nämlich mein Weg in der Richtung der „zwei erbaulichen Reden“ weiterführte, verstand aber wohl, daß das nur sehr wenige verstanden**) — und hier wird denn zum erstenmal die Kategorie jener Einzelne eingeführt: „jener Einzelne, den ich mit Freude und Dank meinen Leser nenne“, was stereotyp im Vorwort zu jeder Sammlung erbaulicher Reden wiederholt wurde. Es entspricht nicht der Wahrheit, wenn man mich beschuldigen will, daß ich mich verändert habe, daß ich vielleicht in einem späteren Augenblick anders von dem Publikum geurteilt habe, weil ich mich etwa nicht mehr so gut mit ihm stellte. Nein; wenn ich je mit dem Publikum gut stand, so war dies am allermeisten im zweiten oder dritten Monat nach dem Erscheinen von „Entweder — Oder“ der Fall. Und gerade diese für manchen doch verführerische Situation schien mir dafür einzig günstig zu sein, daß sich das richtig abhebe, was ich zu thun hatte, und wurde von mir im Dienste der Wahrheit dazu benutzt, meine

---

*) Vergleiche das Vorwort zu „zwei erbauliche Reden“, 1844: Die Schrift sucht „meinen Leser, der mit der rechten Hand entgegen nimmt, was ihm mit der rechten geboten wird.“

**) Daher die Wehmut in jenem Vorwort, wenn es von dem Schriftchen heißt: „Sofern es mit seinem Erscheinen, uneigentlich genommen, gewissermaßen eine Wanderung antritt, ließ ich mein Auge ihm eine kleine Weile folgen. Ich sah da, wie es seinen Gang dahinging, auf einsamen Wegen oder einsam auf den vielbetretenen. Nach dem einen und andern kleinen Mißverständnis, zu dem es sich durch eine flüchtige Aehnlichkeit verleiten ließ, traf es endlich jenen Einzelnen, den ich mit Freude und Dank meinen Leser nenne, jenen Einzelnen, den es sucht, nach dem es gleichsam seine Arme ausstreckt“ u. s. w. Ueberhaupt hatte und hat dieses erste Vorwort für mich seine ganz besondere, intime Bedeutung, die sich freilich nicht nur so mitteilen läßt.

Kategorie „jener Einzelne“ anzubringen. Ja, das war der Augenblick, da ich mit dem Publikum brach; und deshalb geschah das nicht aus Stolz oder Hochmut u. s. w., und doch wohl auch nicht darum, weil das Publikum mir gerade ungünstig gewesen wäre, da es mir ja im Gegenteil absolut günstig war. Vielmehr hatte ich mich selbst darin verstanden, daß ich religiöser Schriftsteller sei, der als solcher mit dem „Einzelnen“ im Gegensatz zum „Publikum“ zu thun hat — eine Idee, die eine ganze Lebens- und Weltanschauung in sich schließt.

Von da an, d. h. schon mit dem Erscheinen von „Furcht und Zittern“, mußte der ernsthafte Beobachter, der selbst über religiöse Voraussetzungen verfügt, mit dem man sich auf Abstand verständigen und schweigend (vrgl. den Namen „Johannes de silentio“) reden kann, — dieser ernsthafte Beobachter mußte darauf aufmerksam werden, daß das doch eine eigene Art ästhetischer Schriftstellerei war, — und hier traf denn die hochwürdige Chiffre Kts richtig die Pointe, was mir eine hohe Befriedigung gewährte.*)

Zweiter Abschnitt.

Die Deutung meiner ganzen schriftstellerischen Wirksamkeit unter diesem Gesichtspunkt: daß ich religiöser Schriftsteller bin.

Kapitel I.

A.

Die ästhetischen Schriften.

Warum diese zuerst kommen, oder was sie für das Ganze zu bedeuten haben.**)

§ 1.

Die „Christenheit“ ist eine ungeheure Sinnestäuschung.

Wer immer mit Ernst und dabei mit einigem Scharfblick die sogenannte Christenheit und den Zustand in einem sogenannten christ-

*) [S. oben S. 375, Anm.]

**) Ich muß den wohlwollenden Leser ein für allemal dringend bitten, es beständig im Auge zu behalten, daß meine ganze Schriftstellerei sich um den Einen Grundgedanken bewegt: wie man Christ wird.

lichen Lande betrachtet, muß doch unzweifelhaft sofort ganz bedenklich werden. Welchen Sinn soll denn das haben, daß alle diese Tausende und aber Tausende ohne weiteres sich Christen nennen! Sofern man überhaupt ein Urteil fällen kann, haben diese vielen, vielen Menschen in ihrer weit überwiegenden Mehrheit ihr Leben in ganz andern Kategorien. Dessen kann man sich auch durch die einfachste Beobachtung vergewissern. Sie zeigt uns Menschen, die niemals zur Kirche gehen, nie an Gott denken, den Namen Gottes nie in den Mund nehmen, außer um zu fluchen! Menschen, denen es nie beigekommen ist, daß ihr Leben irgendwie Gott verbunden ist, Menschen, die entweder auf eine gewisse bürgerliche Rechtschaffenheit halten und darin das höchste Ideal sehen, oder gar auch diese nicht für durchaus nötig erachten! Und alle diese Menschen, selbst die, welche das Dasein Gottes leugnen, sie sind alle Christen, nennen sich Christen, sind staatlich als Christen anerkannt, werden von der Kirche als Christen begraben, als Christen in die Ewigkeit entlassen.

Daß hierin eine ungeheure Verwirrung, eine schreckliche Sinnestäuschung stecken muß, kann doch gewiß keinem Zweifel unterliegen. Aber wer will daran rühren? Ja, ich weiß wohl, was man mir entgegenhält! Da und dort ist wohl einer, der versteht ganz wohl, was ich meine; allein so einer klopfte mir wohl mit einer gewissen Gutmütigkeit auf die Schulter und sagte: „Lieber Freund, Sie sind doch noch ein bischen jung für ein solches Unternehmen; denn soll auch nur etwas dabei herauskommen, so würde es mindestens ein Dutzend wohlgeschulter Missionare erfordern. Das läuft ja eigentlich auf nichts geringeres hinaus, als auf eine Wiedereinführung des Christentums — in der Christenheit. Nein, lieber Freund, wir wollen Menschen sein; ein solches Unternehmen geht über Ihre und meine Kräfte. Dieser Gedanke ist gerade so wahnwitzig großartig wie der, die ‚Masse' zu reformieren, mit der sich kein Verständiger einläßt, die man vielmehr läßt, wie sie ist. Ein solches Unterfangen ist der sichere Untergang." Mag sein; ist oder wäre aber der Untergang gewiß, so ist so viel auch gewiß, daß man diesen Einwand nicht vom Christentum gelernt hat; denn der Versuch, das Christentum in die Welt einzuführen, bedeutete noch sicherer den gewissen Untergang — und dennoch wurde er gewagt; und gewiß ist auch, daß man den Einwand nicht von Sokrates gelernt hat, der sich ja doch mit der „Masse" einließ und sie reformieren wollte.

So ungefähr verhält sich die Sache. Mitunter macht ein Pfarrer auf der Kanzel etwas Alarm, daß es mit den vielen Christen

nicht seine Richtigkeit habe — aber die, die ihn hören und zugegen sind, also die, zu denen er redet, die sind alle Christen, und die, von denen er redet, die hat er ja nicht vor sich, um zu ihnen zu reden. So was heißt man am passendsten eine fingierte Bewegung. — Dann und wann tritt ein Erweckter auf; er stürmt auf die Christenheit ein, poltert und lärmt, erklärt fast alle für Nicht-Christen — und richtet nichts aus. Er beachtet nicht, daß eine Sinnestäuschung nicht so leicht zu heben ist. Wenn doch die meisten mit ihrem Christennamen wirklich in einer Einbildung sich befinden, was werden sie dann mit einem solchen Erweckten machen?

Vor allem kümmern sie sich gar nicht um ihn, sie sehen sein Buch nicht an, sondern legen es augenblicklich auf die Seite; oder wirkt er durch das lebendige Wort, so gehen sie eine andere Straße und hören ihn überhaupt nicht. Hierauf praktizieren sie ihn durch eine christliche Begriffsbestimmung hinaus, um sich dann ganz sicher in ihrer Sinnestäuschung einzurichten. Sie machen ihn zu einem Schwärmer, sein Christentum zu einer Uebertreibung — und da die Uebertreibung ja auch Mangel an Ernst ist, so wird er der einzige oder einer von den wenigen, die nicht im Ernst Christen sind; die andern sind lauter ernste Christen.

Nein, eine Sinnestäuschung wird nie direkt gehoben, und gründlich gehoben wird sie nur indirekt. Ist es eine Sinnestäuschung, daß alle Christen seien, — und soll etwas dagegen gethan werden, so muß es indirekt geschehen, nicht von einem, der mit dem Brustton der Ueberzeugung sich selbst für einen außerordentlichen Christen erklärt, sondern von einem, der, besser unterrichtet, zugesteht, daß auch er kein Christ sei — wie es z. B. der Verfasser der „Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift", Johannes Climacus, direkt thut. Das heißt: man muß dem, der in der Sinnestäuschung befangen ist, von hinten beizukommen suchen. Anstatt nach dem Vorteil zu trachten, selbst der Christ, der seltene Vogel, zu sein, muß man dem in der Sinnestäuschung Befangenen den Vorteil lassen, daß er Christ ist, und mit Resignation sich gefallen lassen, daß man weit hinter ihm zurücksteht — sonst bringt man ihn gewiß nicht aus seiner Täuschung heraus. Er kann einem so noch genug zu schaffen machen.

Wenn denn, wie wir angenommen, die Mehrzahl in der Christenheit nur in der Einbildung Christen sind, in welchen Kategorien haben sie dann ihr Leben? In ästhetischen oder höchstens in ästhetisch-ethischen.

Gesetzt also, ein religiöser Schriftsteller sei auf diese Sinnestäuschung mit der Christenheit recht von Grund aus aufmerksam geworden und wolle ihr, soweit seine Kräfte (wohlgemerkt, unter Gottes Beistand) reichen, ans Leben gehen: was hat er da zu thun? Ja, vor allem sich vor jeder Ungeduld zu hüten. Wird er ungeduldig, so stürmt er direkt drauf los und richtet — nichts aus. Direkter Angriff bestärkt einen Menschen nur in seiner Sinnestäuschung und verbittert ihn zugleich. Es verlangt überhaupt nichts eine so behutsame Behandlung, wie eine Sinnestäuschung, die man heben will. Wird der Betrogene irgend wie veranlaßt, Widerstand leisten zu wollen, so ist alles verloren. Und das geschieht durch den direkten Angriff, der ohnedies noch die anmaßende Zumutung an einen Menschen stellt, daß er einem andern, oder einem andern gegenüber, ein Zugeständnis mache, das den höchsten Wert nur hat, wenn er es in der Stille sich selbst macht. Daß er dies thut, erreicht die indirekte Methode, die im Dienste der Wahrheitsliebe dialektisch alles für den Betrogenen zurecht legt und dann mit der Schamhaftigkeit der Liebe sich entfernt, um nicht Zeuge zu sein, wann jener nun allein mit Gott sich selbst zugesteht, er habe bisher doch in einer Einbildung gelebt.

Der religiöse Schriftsteller muß also zuerst Fühlung mit den Menschen zu bekommen suchen, d. h. er muß mit einer ästhetischen Leistung den Anfang machen. Sie ist das Handgeld. Je brillanter die Produktion ist, um so besser für ihn. Demnächst muß er seiner selbst sicher sein, oder richtiger (das ist das Sicherste und das einzig Sichere), er muß in Furcht und Zittern vor Gott stehen, damit er nicht zum entgegengesetzten Ende komme: daß die andern, die er packen wollte, sich vielmehr seiner bemächtigen, so daß schließlich er selbst im Aesthetischen gefangen bleibt. Er muß also alles in Bereitschaft haben, um so behende als möglich, wiewohl ohne alle Ungeduld, gerade dann mit dem Religiösen einzusetzen, wenn er die Menschen mit sich fortgerissen hat, so daß dieselben mit der ganzen Wucht der erweckten Begeisterung für das Aesthetische direkt gegen das Religiöse anprallen.

Es gilt, das Religiöse weder zu rasch noch zu langsam anzubringen. Geht zuviel Zeit hin, so entsteht sofort die Sinnestäuschung, daß der ästhetische Schriftsteller jetzt älter und darum religiös geworden sei. Geht es zu rasch, so wird die Wirkung nicht stark genug.

Gesetzt, es sei wirklich eine ungeheure Sinnestäuschung, daß

alle dieſe vielen Menſchen ſich Chriſten nennen und dafür genommen werden: ſo ſchließt das beſchriebene Verfahren kein Richten und Verdammen in ſich. Es iſt vielmehr eine echt chriſtliche Erfindung, die nicht ohne Furcht und Zittern und nur in wahrer Selbſtverleugnung ausgeführt werden kann. Gerade der Helfer nimmt alle Verantwortung und alle Anſtrengung auf ſich. Eben darum hat dieſes Verfahren aber auch an und für ſich ſelbſt ſeinen Wert. Sonſt gilt, daß der Wert einer Methode lediglich darin liegt und ſich ausweiſt, daß ſie Erfolg hat. Man verurteilt und verdammt, man poltert und lärmt: das hat an und für ſich ſelbſt keinen Wert, aber — man rechnet darauf, damit viel auszurichten. Anders mit dem hier beſchriebenen Verfahren. Geſetzt, ein Menſch hätte ſich ihm geweiht und es ein volles Leben hindurch ausgeübt und — nichts ausgerichtet, ſo hat er gleichwohl durchaus nicht umſonſt gelebt; denn ſein Leben war echte Selbſtverleugnung.

§ 2.

Will man einen andern auf einen beſtimmten Punkt bringen, ſo muß man vor allem ihn da zu finden wiſſen, wo er iſt, und hier beginnen.

Dies iſt das Geheimniß in aller Kunſt zu helfen. Wer ſich auf das nicht verſteht und doch meint, er könne einem andern helfen, iſt ſelbſt in einer Einbildung befangen. Will ich einem andern in Wahrheit helfen, ſo muß ich mehr verſtehen als er, vor allem aber muß ich doch wohl das verſtehen, was er verſteht. Wo nicht, ſo hilft es ihm gar nichts, daß und was ich mehr verſtehe. Will ich dies gleichwohl geltend machen, ſo thue ich das aus Eitelkeit oder Stolz; im Grunde möchte ich dann nicht ſowohl ihm nutzen, als von ihm bewundert ſein. Alles wahre Helfen beginnt mit einer Demütigung. Der Helfer muß ſich zuerſt unter den, dem er helfen will, demütigen und dabei verſtehen, daß helfen nicht herrſchen heißt, ſondern dienen; daß man beim Helfen nicht der Herrſchſüchtige, ſondern der Geduldige ſein muß; daß der Helfer bis auf weiteres bereitwillig ſich darein zu finden hat, daß er Unrecht habe und nicht verſtehe, was der andere verſteht.

Denke dir einen leidenſchaftlich erregten Menſchen; nimm an, daß er ſich wirklich im Unrecht befinde: wenn du dich nicht ſo bei ihm einzuführen vermagſt, daß es ausſieht, als ſollte er dich be-

lehren, und wenn du es nicht dahin bringen kannſt, daß er an dir mit Befriedigung einen willigen und aufmerkſamen Zuhörer findet, während er vor Ungeduld nicht ein Wort von dir hören mag, ſo kannſt du ihm auch nicht helfen. Denke dir einen Verliebten, der in ſeiner Liebe unglücklich wurde; nimm an, daß er wirklich in unverantwortlicher, gottloſer, unchriſtlicher Weiſe ſich ſeiner Leidenſchaft überläßt: wenn du es nicht ſo einzuleiten verſtehſt, daß es ihm eine wahre Linderung iſt, dir ſein Herz auszuſchütten, und daß du ihn durch deinen Zuſpruch mit einer dichteriſchen Auffaſſung ſeines Leidens faſt bereicherſt, während du doch ohne Leidenſchaft biſt und ihn gerade von derſelben los machen willſt; — kannſt du das nicht, ſo kannſt du ihm auch nicht helfen. Er verſchließt ſich gegen dich und ſchließt ſich in ſein Innerſtes ein — und dann predige ihm nur vor! Vielleicht erzwingſt du von ihm durch dein perſönliches Uebergewicht das Geſtändnis, daß er im Unrecht iſt; doch, mein Lieber, im nächſten Augenblick ſchleicht er auf einem andern, geheimen Weg zum Rendezvous mit der heimlichen Leidenſchaft, nach der er ſich jetzt nur um ſo mehr ſehnt, ja für die es ihm faſt Angſt wurde, daß ſie etwas von ihrem verführeriſchen Feuer eingebüßt habe; denn jetzt haſt du ihm durch dein Benehmen dazu verholfen, daß er ſich noch einmal verliebte, nämlich in ſeine unglückliche Leidenſchaft — und nun predige du nur immer zu!

So wird es auch mit dem gehen, ein Chriſt zu werden, falls die Chriſtlichkeit der vielen „Chriſten“ in der Chriſtenheit eine Einbildung iſt. Verdamme den Zauber des Aeſthetiſchen — zu Zeiten wäre es dir wohl geglückt, die Leute zu zwingen — ja, wozu? Dazu, daß ſie in ihrem ſtillen Sinn mit heimlicher Leidenſchaft jenen Zauber nur noch ſchwärmeriſcher liebten. Nein, laß das Aeſthetiſche nur zum Wort kommen — und du ernſter, ſtrenger Mann (denke daran: kannſt du dich nicht demütigen, ſo fehlt dir der Ernſt!), ſei der verwunderte Zuhörer, der daſitzt und anhört, was jenen andern erfreut, den es noch mehr erfreut, daß du ihm ſo zuhörſt; vergiß aber dabei vor allem *eines* nicht, die ſtille Abſicht, die du haſt, das Religiöſe zur Geltung zu bringen. Oder wenn du es vermagſt, wohl, ſo ſtelle das Aeſthetiſche ſelbſt in ſeinem ganzen Zauber dar; feßle womöglich den andern; ſtelle es mit der gerade ihn anſprechenden Art von Leidenſchaftlichkeit dar, ausgelaſſen für den Ausgelaſſenen, ſchwermütig für den Schwermütigen, witzig für den Witzigen u. ſ. w. — vergiß aber vor allem *eines* nicht: die ſtille Abſicht, die du haſt, das Religiöſe zur Geltung zu bringen; thue

das nur, fürchte dich nicht, es zu thun, denn wahrlich, es läßt sich nur thun in viel Furcht und Zittern.

Kannst du das so machen, kannst du ganz genau den Punkt finden, wo der andere steht, und da beginnen, so kann dirs vielleicht glücken, ihn auf die Stelle hinzuführen, wo du bist.

Denn ein Lehrer ist man nicht damit, daß man sagt: so und so ist das; auch nicht damit, daß man eine Lektion aufgiebt; nein, den Lehrer macht in Wahrheit das, daß er lernen kann und will. Die Unterweisung beginnt damit, daß du, der Lehrer, vom Schüler lernst, dich in das hineinversetzest, was er verstanden hat und, falls du es zuvor selbst nicht verstanden hast, wie er das Verständnis davon gewonnen hat; oder hast du es schon verstanden, so mußt du dich gleichsam von ihm abhören lassen, um ihm den Eindruck zu geben, daß du das Deine sicher weißt — das ist die Einleitung; und dann kann das Lehren in anderem Sinne beginnen.

Deshalb war es mir in meinem stillen Sinn an einer gewissen Partei von Orthodoxen unter uns stets bedenklich, daß sie sich in einem kleinen Kreise zusammenschließen, sich gegenseitig darin bestärken, daß sie die einzigen Christen sind — und dann mit der ganzen Christenheit nichts weiter anzufangen wissen, als daß sie ihr das Christentum absprechen. Steht es wirklich so, daß es in der Christenheit nur so wenig wahre Christen giebt, so sind eo ipso eben sie, diese wenigen, verpflichtet, Missionare zu sein, wenn auch ein Missionar in der Christenheit stets anders aussehen wird als ein solcher unter den Heiden. Man wird sehen, daß dieser Vorwurf unsre Orthodoxen ganz richtig von hinten angreift; denn er geht von dem Zugeständnis oder der Voraussetzung aus, daß dieselben wirklich wahre Christen, die einzigen wahren Christen in der Christenheit seien.

Der religiöse Schriftsteller, dem der Mittelpunkt seines Denkens ist, wie man Christ wird, er beginnt also in der Christenheit ganz richtig als ästhetischer Schriftsteller. Lassen wirs einen Augenblick dahingestellt sein, ob die Christenheit eine ungeheure Sinnestäuschung ist, ob die vielen, die sich Christen nennen, in einer Einbildung befangen sind; nehmen wir das Gegenteil an: nun gut, so ist dieses einleitende Verfahren überflüssig und gegenstandslos — aber es richtet keinen Schaden an. Der Schaden ist weit größer, oder richtiger: das ist ein wirklicher Schaden, wenn einer sich für einen Christen ausgiebt und doch keiner ist. Daß dagegen ein wirklicher Christ sich den Schein giebt, kein Christ zu sein: das ist kein so großer Schaden.

Angenommen, daß alle wahre Christen sind, so kann er sie so höchstens noch mehr darin bestärken, es zu sein.

§ 3.

Die Sinnestäuschung, als wäre Religiosität und Christentum etwas, wozu man erst mit kommenden Jahren seine Zuflucht nimmt.

Das Aesthetische überschätzt stets das Jugendliche und jenen Augenblick der Ewigkeit und kann sich in den Ernst der Jahre wie in den der Ewigkeit nicht finden. Das Aesthetische hegt daher gegen den Religiösen stets den Verdacht, er habe entweder nie Sinn dafür gehabt, oder er hätte im Grunde doch am liebsten an ihm festgehalten; aber die Zeit habe ihren schwächenden Einfluß ausgeübt, er habe gealtert und deshalb zum Religiösen seine Zuflucht genommen. Man teilt das Leben in zwei Teile: die Jugendzeit gehöre dem Aesthetischen, das spätere Alter der Religiosität — doch wären wir, aufrichtig gesprochen, alle am liebsten jung geblieben.

Wie ist eine Aufhebung dieser Sinnestäuschung zu denken? Denn ob die Hebung [in der Wirklichkeit] glückt, das ist wieder etwas anderes; aber möglich ist sie, [dann nämlich,] wenn das Aesthetische und Religiöse gleichzeitig auftreten. Hier kann es keine Mißlichkeit geben; denn die ästhetische Leistung zeugt von der Jugendlichkeit — und so kann das gleichzeitige religiöse Wirken nicht aus einem zufälligen Grunde erklärt werden.

Vorausgesetzt, daß die Christenheit eine ungeheure Sinnestäuschung ist, daß die vielen, die sich Christen nennen, in einer Einbildung befangen sind, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die in Rede stehende Sinnestäuschung sehr allgemein ist. Sie wird aber gerade durch die Einbildung, man sei Christ, noch verschlimmert. Man bringt das Leben in ästhetischen Bestimmungen hin, und kommt einmal der Gedanke an das Christentum über einen, so verweist man die Sache auf später, bis man älter sei; und man beruhigt sich dabei vollkommen — denn ich bin ja, sagt man zu sich selbst, im Grunde ein Christ. Es läßt sich sicher nicht leugnen, daß manche in der Christenheit ebenso sinnlich leben wie irgend ein Heide, ja noch sinnlicher, da sie dessen, im Grunde Christen zu sein, so unglückselig sicher sind. Den entscheidenden Schritt aber, mit dem man Christ würde, schiebt man möglichst lange und weit hinaus, ja man hat ein Hinderniß weiter gewonnen. Denn man

behandelt es als Ehrensache, so lange als möglich jung zu bleiben — und erst wenn man alt wird, nimmt man zu Christentum und Religiosität seine Zuflucht; man macht sich also nur ungern das Geständnis, daß man älter wird — aber erst wenn man älter wird, flüchtet man zu Christentum und Religiosität.

Könnte man also beständig jung bleiben, so brauchte man überhaupt weder Christentum noch Religiosität.

Dieser für alle wahre Religiosität äußerst verderbliche Irrtum rührt davon her, daß man zwischen älter werden im zeitlichen Sinne und älter werden im Sinne der Ewigkeit nicht unterscheidet. Eine Seltenheit ist freilich diese wenig erbauliche Erscheinung unleugbar nicht, daß eine Jugendlichkeit, die mit aufschäumender Leidenschaft das Aesthetische vertrat, nach Verlauf der Jugendjahre in eine Religiosität sich verwandelte, die gewissermaßen abgespannt, gewissermaßen doch wieder überspannt mit allen Fehlern des Alters behaftet war. Ebensowenig läßt sich verkennen, daß mancher bei der Darstellung des Religiösen aus lauter Eifer, den Ernst ja nicht zu verkürzen, es zu streng und zu herb macht. Solche Dinge und vieles andere kann dazu beitragen, daß jene Sinnestäuschung allgemeiner wird und sich immer mehr festsetzt — was nutzt das aber? Was helfen soll, müßte doch vielmehr zur Hebung der Sinnestäuschung beitragen!

Will denn ein religiöser Schriftsteller jene Sinnestäuschung bekämpfen, so muß er wie mit einem Schlag zugleich als ästhetischer und religiöser Schriftsteller auftreten. Eines aber darf er um alles nicht vergessen: die Absicht, das, worum es sich eigentlich handelt: daß das Religiöse als das Entscheidende zur Geltung gebracht werde. Das ästhetische Schaffen wird zu einem Kommunikationsmittel und für solche, die dessen möglicherweise bedürfen (falls die Christenheit eine ungeheure Sinnestäuschung ist, sind ja deren nicht wenige) zu einem Beweis, daß das religiöse Wirken unmöglich aus dem Alter des Schriftstellers zu erklären ist; denn er hat ja beides, das Aesthetische und das Religiöse, gleichzeitig dargeboten — und gleichzeitig ist man doch nicht wohl älter geworden.

Vielleicht glückt es auf diese Weise nicht, — vielleicht; der Schaden kann jedenfalls nicht groß werden. Höchstens wird man an die Religiosität des Betreffenden nicht recht glauben wollen. Nun wohl! Wer das Religiöse mitteilen will, kann doch oft in Betreff dessen zu ängstlich sein, daß man ihn selbst gewiß für religiös halte. Wenn dem so ist, beweist er dadurch gerade, daß er nicht in Wahrheit

religiös ist. Es ist mit ihm wie mit einem Lehrer, der sich zuviel darum kümmert, was die Schüler von ihm und seinem Unterricht, Wissen u. s. f. halten. Ein solcher Lehrer kann sich in seinem Lehrgeschäft eigentlich gar nicht rühren. Gesetzt, er hielte es z. B. für das Richtigste, um des Schülers willen vorzugeben, daß er etwas nicht verstehe, was er in Wahrheit ganz gut versteht, so dürfte er das ja beileibe nicht wagen, weil sonst der Schüler wirklich glauben könnte, er verstehe in der That die Sache nicht — d. h. er taugt zum Lehrer eigentlich nicht; obgleich er sich Lehrer nennt, ist er es so gar nicht, daß es ihm eigentlich um das Zeugnis des Schülers zu thun ist. Oder es ist, wie wenn ein Bußprediger, der die Laster seiner Zeit streng bestrafen will, sich viel darum kümmerte, wie das Geschlecht, das er straft, von ihm urteile: der wäre so wenig ein Bußprediger, daß er eher als Neujahrsgratulant zu nehmen wäre, der sich nur durch dieses für einen Gratulanten sonderbare Benehmen ein wenig interessant machen möchte. Und so auch mit dem Religiösen, der es im gegebenen schlimmsten Falle nicht aushalten könnte, sich für den einzigen ansehen zu lassen, der nicht religiös sei. Denn in der Sphäre der Reflexion ist gerade das die genaueste Bestimmung eines wesentlich religiösen Charakters, daß er dies aushalten kann.

§ 4.

Will ein Mensch auch nicht dahin folgen, wohin man ihn führen will, so kann man doch das Eine für ihn thun, daß man ihn zwingt, aufmerksam zu werden.

Es kann einem glücken, viel für den andern zu thun, ihn dahin zu führen, wo er ihn haben will; es kann einem (um bei der Sache zu bleiben, um die es sich hier beständig wesentlich handelt) glücken, dem andern behilflich zu sein, daß er Christ wird. Doch steht das nicht in meiner Macht; es kommt auf allerlei an, besonders darauf, daß der andere selbst will. Ich kann einem andern eine Ansicht, eine Ueberzeugung, einen Glauben in alle Ewigkeit nicht aufzwingen; Eins aber kann ich, in gewissem Sinne das Erste, was not thut (weil es die Bedingung für das Weitere ist, nämlich dafür, daß er diese Ansicht, die Ueberzeugung, den Glauben annimmt), in anderem Sinne das Letzte, das möglich ist (falls er nämlich das Weitere nicht will): ich kann ihn zwingen, aufmerksam zu werden.

Ohne Zweifel ist das eine Wohlthat; es darf aber auch nicht

vergeſſen werden, daß es ein Wageſtück iſt. Damit, daß ich ihn zwinge, aufmerkſam zu werden, zwinge ich ihn auch, zu urteilen. Nun urteilt er. Was er aber urteilt, [das zu beſtimmen] ſteht nicht in meiner Macht. Vielleicht wird ſein Urteil das gerade Gegenteil von dem, was ich wünſche. Und weiter, vielleicht verbittert es ihn, daß er zu urteilen gezwungen wurde; es verbittert ihn bis zur Raſerei, verbittert ihn auf die Sache, auf mich — und vielleicht werde ich das Opfer meines Wageſtücks.

Daß man die Menſchen zur Aufmerkſamkeit und zum Urteilen zwingt, iſt nämlich der Weg zum wahren Martyrium. Ein wahrer Märtyrer hat nie Gewalt angewandt, ſondern mit Hilfe der Ohnmacht geſtritten. Er zwang die Menſchen, aufmerkſam zu werden. Ja, weiß Gott, ſie wurden aufmerkſam — ſie ſchlugen ihn tot. Doch dazu war er bereit; er dachte nicht, ſein Tod hemme ihn in ſeiner Wirkſamkeit; er verſtand, daß ſein Tod mit dazu gehöre, ja daß ſeine Wirkſamkeit gerade durch ſeinen Tod erſt Nachdruck bekomme. Denn wahrlich, ſeine Mörder wurden auch aufmerkſam, ſie mußten nochmals und nun ganz anders über die Sache nachdenken; und was der Lebende nicht erreicht hatte, vermochte der Tote: er gewann die für ſeine Sache, worauf er aufmerkſam gemacht hatte.

Deshalb war es mir in meinem ſtillen Sinn an den berufenen Vertretern des Chriſtentums in der Chriſtenheit immer und immer wieder bedenklich, daß ſie, ſelbſt umgeben von mancherlei Sinnestäuſchung und durch ſie geſichert, nicht den Mut haben, aufmerkſam zu machen. Das heißt: ſie haben nicht die Selbſtverleugnung, die ihre Sache erheiſcht. Sie möchten gerne Anhänger gewinnen; aber das wollen ſie — weil dadurch ihre Sache an Stärke gewinnt; und daher nehmen ſie es nicht ſo genau damit, ob die Gewonnenen in Wahrheit Anhänger werden oder nicht. Das will wiederum ſagen, daß ſie in tieferem Sinne nicht Vertreter einer Sache ſind; an die Sache, die ſie haben, bindet ſie die Selbſtſucht. Darum getrauen ſie ſich eigentlich nicht, unter die Leute hinauszugehen, auch nicht, den Sinnestäuſchungen abzuſagen, um die reine Idee ihren Eindruck machen zu laſſen; denn ſie haben eine dunkle Vorſtellung davon, daß es eine gefährliche Sache iſt, die Leute in wahrer Weiſe aufmerkſam zu machen. Sie in unwahrer Weiſe aufmerkſam zu machen, durch Bücklinge und Complimente und Schmeicheleien ihre Aufmerkſamkeit und nachſichtige Beurteilung zu erbitten und dann — die Wahrheit! — zur Abſtimmung vorzulegen: das iſt freilich mit keiner Gefahr verbunden, wenigſtens hier in dieſer Welt nicht, wo

das im Gegenteil Vorteile jeder Art mit sich bringt; vielleicht ist es aber doch mit der Gefahr verbunden, daß man einmal in der Ewigkeit verworfen wird.

So nun auch mit der Einbildung, in der doch nach unserer Annahme die Vielen befangen sind, die sich Christen nennen. Wenn denn einer in dieser Einbildung lebt, also in ganz andern, in rein ästhetischen Kategorien sich bewegt — und es einem andern gelingt, ihn durch ästhetische Darstellungen ganz zu gewinnen und zu fesseln und dann das Religiöse so rasch anzubringen, daß er mit dem ganzen Schwung seiner Begeisterung auf die entscheidendsten Bestimmungen des Religiösen sich hineinstürzt: was dann? Ja, dann muß er aufmerksam werden. Was weiter darauf erfolgt, kann niemand voraussagen; aber aufmerksam muß er werden. Vielleicht daß er wirklich zur Besinnung darüber kommt, was das doch auf sich hatte, daß er sich einen Christen nannte. Möglicherweise wird er rasend über den Menschen, der sich das gegen ihn erlaubt hat; aber aufmerksam ist er geworden und muß nun urteilen. Möglicherweise erklärt er, um sich wieder loszulösen, den andern für einen Heuchler, einen Betrüger, einen Halbnarren — das hilft aber nichts; er muß urteilen, er ist aufmerksam geworden.

Gewöhnlich kehrt man das Verhältnis um, und in Wahrheit war das Verhältnis das umgekehrte, als sich das Christentum dem Heidentum gegenüber befand. Man übersieht aber völlig, daß die Situation nun eine ganz andere ist. Das Dasein einer „Christenheit" macht das einst unmittelbare Verhältnis des Christlichen und Nichtchristlichen zweideutig und nötigt zu einer reflektierten Auffassung und Behandlung desselben. Gewöhnlich bietet allerdings auch jetzt in der Christenheit einer alles auf, um sicher zu stellen, daß er selbst Christ sei, wenn er die Menschen dazu bestimmen will, Christen zu werden; er versichert und versichert, ohne zu merken, daß hier von Anfang an eine ungeheure Confusion ist; denn es sind ja Christen, an die er sich wendet. Sind es aber Christen, was will es dann heißen, daß er sie dazu bestimmen will, Christen zu werden? Sind sie dagegen seiner Meinung nach keine Christen, während sie doch selbst sich Christen nennen, so beweist ja schon das eine, daß sie sich trotzdem Christen nennen, daß die Situation nur durch Reflexion erfaßt werden kann. Wir befinden uns also durch die Situation in der Sphäre der Reflexion; dann muß aber auch die ganze Taktik entsprechend umgestaltet werden.

Ich kann es hier nicht weiter ausführen, wie der Christenheit

vor allem eine ganz neue Waffenlehre notthut, total die von Reflexion durchsetzt sein muß. Ich habe in verschiedenen Schriften die entscheidenden Punkte derselben bereits geliefert. Das Ganze läßt sich mit einem Wort sagen: die Methode muß indirekt werden; die Durchführung freilich erfordert die Arbeit von Jahr und Tag, eine unermüdliche Aufmerksamkeit zu jeder Stunde des Tags; eine ununterbrochene tägliche Fingerübung im Dialektischen, und „Furcht und Zittern", die keinen Schlummer kennen. Die Methode muß also indirekt werden. In der „Christenheit" steht der, welcher Christentum mitteilen will, in keinem direkten Verhältnis zu dem, auf welchen er einzuwirken sucht; denn vorerst ist eine Einbildung zu entfernen: die ganze alte Waffenlehre, die ganze Apologetik samt Zubehör dient, gerade heraus gesagt, nur dazu, die Sache des Christentums zu verraten. Die Taktik ist in jedem Augenblick und auf jedem Punkt darauf einzurichten, daß man mit einer Einbildung, einer Sinnestäuschung zu kämpfen hat.

Wenn denn in der Christenheit ein religiöser Schriftsteller, dem es nur um das eine zu thun ist, wie man Christ wird, es darauf anlegen will, die Menschen aufmerksam zu machen (ob es glückt ist ja noch eine Frage), so muß er als ästhetischer Schriftsteller beginnen und es bis zu einem gewissen Punkte durchführen, daß er für einen solchen gelten kann; aber es muß eine Grenze geben denn es geschieht ja nur, um aufmerksam zu machen. Und eins darf er dabei nicht vergessen — seine Absicht, um was es sich eigentlich handelt: daß das Religiöse das Entscheidende, das Aesthetische das Inkognito ist; sonst möchte die dialektische Kreuz- und Querfahrt in ein richtiges Gewäsch auslaufen.

§ 5.

Der ästhetische Teil meiner Schriften ist im Lichte des Ganzen ein Betrug, doch in besonderen Sinne.

Wollte einer die ästhetischen Werke als das Totale betrachten und unter dieser Annahme von ihnen aus die religiösen Schriften zu würdigen suchen, so müßten diese ihm als ein Abfall erscheinen. Die Unrichtigkeit dieser Betrachtungsweise habe ich im Vorhergehenden gezeigt, indem ich nachwies, daß von Anfang an mit meinem Namen versehene Zeichen angebracht wurden, die gleichzeitig mit den pseudonymen Schriften das Religiöse signalisierten.

Von dem meine ganze Schriftstellerei beherrschenden Gesichtspunkt aus gesehen, ist aber mein ästhetisches Schaffen ein Betrug, und hierin liegt die tiefere Bedeutung der „Pseudonymität". Doch, ein Betrug, das ist ja etwas ganz Häßliches. Hierauf möchte ich antworten: man lasse sich durch den Ausdruck „Betrug" nicht betrügen. Man kann einen Menschen um das Wahre betrügen, und man kann, um an Vater Sokrates zu erinnern, einen in das Wahre hineinbetrügen. Ja, eigentlich kann man einen Menschen, der in einer Einbildung gefangen ist, nur auf eine einzige Weise in die Wahrheit hineinbringen: man muß ihn betrügen. Wer andrer Meinung ist, verrät damit nur, daß er nicht gerade ein sonderlicher Dialektiker ist, was man doch zu diesem Geschäft notwendig sein sollte. Es ist nämlich ein großer Unterschied zwischen einem Unwissenden, dem man ein Wissen beibringen soll, der also dem leeren Gefäß gleicht, das man füllen, oder dem reinen Blatt, das man beschreiben will, und einem andern, der in einer Einbildung befangen ist, die man erst von ihm nehmen muß; wie es auch ein Unterschied ist, ob man ein reines Stück Papier beschreibt oder ob man durch ätzende Mittel eine Schrift zum Vorschein bringt, die durch eine andere Schrift verdeckt ist. Zu dem Unwissenden steht nämlich der Lehrer in einem unmittelbaren, direkten, zu dem Eingebildeten in einem indirekten, dialektischen Verhältnis. Wenn ich nun bei dem letzteren, dem ich, richtig verstanden, vor allem die Einbildung nehmen sollte, nicht damit anfange, daß ich ihn betrüge, so beginne ich also mit direkter Mitteilung. Allein direkte Mitteilung setzt eine normale Empfänglichkeit des Empfängers voraus; diese ist aber bei dem Betreffenden nicht vorhanden; denn eine trügerische Einbildung hindert ihn ja, die mitgeteilte Wahrheit einfach hinzunehmen. Hier sind also zuerst ätzende Mittel am Platz; das Aetzende ist das Negative, und das Negative ist, wo es etwas mitzuteilen gilt, ganz genau das, daß man betrügt.

Was bedeutet hier also das „Betrügen"? Es bedeutet, daß man nicht direkt mit dem anfängt, was man mitteilen will, sondern damit beginnt, die Einbildung des andern für gute Ware anzunehmen. Man beginnt also (um bei dem wesentlichen Gegenstand dieses Schriftchens zu bleiben) nicht so: „ich bin Christ, du bist kein Christ"; sondern so: „du bist ein Christ, ich bin keiner". Oder man beginnt nicht so: „das ist Christentum, was ich verkündige, und du lebst in bloß ästhetischen Bestimmungen"; nein, man beginnt so: „wir wollen vom Aesthetischen reden"; der Betrug besteht darin,

daß man so redet, um gerade zum Religiösen zu kommen. Unsere Voraussetzung ist ja aber auch die, daß der andere in der Einbildung befangen ist, das Aesthetische sei das Christliche; denn er meint, er sei Christ, und lebt doch in ästhetischen Bestimmungen.

Ob noch so viele Pfarrer das unverantwortlich finden wollen, ob ebenso viele es nicht in ihren Kopf hineinbekommen können (sie, die doch sonst insgesamt nach ihrer eigenen Aussage die sokratische Methode zu brauchen pflegen!): ich halte mich in dieser Hinsicht ruhig zu Sokrates. Freilich, er war kein Christ, wie ich wohl weiß, während ich allerdings auch die Ueberzeugung habe, daß er einer wurde. Aber er war Dialektiker, er verstand alles in Reflexion. Und die Frage hier ist eine rein dialektische; denn es handelt sich für uns um den Gebrauch der Reflexion in der Christenheit. Qualitativ sind es ganz andere Größen, mit denen hier gerechnet wird; formell aber kann ich Sokrates wohl meinen Lehrer nennen — während ich nur an Einen geglaubt habe und glaube, an den Herrn Jesus Christus.

B.

Die „Abschließende Nachschrift"

bildet, wie schon gesagt, den Wendepunkt in meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit. Sie stellt „das Problem" fest: wie man Christ wird. Zuerst eignet sie sich die pseudonymen ästhetischen Schriften zu als die Beschreibung eines Wegs, den man gehen muß, um Christ zu werden: zurück vom Aesthetischen, damit man Christ wird. Und dann beschreibt sie ihrerseits den andern Weg: zurück vom System, vom Spekulativen u. s. f., damit man Christ wird.

C.

Die religiösen Schriften.

Bereits über die „Abschließende Nachschrift" konnte ich mich sehr kurz fassen, wenn meine ganze schriftstellerische Thätigkeit unter dem Gesichtspunkt aufzufassen ist, daß ich religiöser Schriftsteller bin; was einer Beleuchtung bedurfte, war nur das, wie die ästhetischen

Schriften unter dieser Annahme aufzufassen sind. Und was unter dieser Annahme gar keiner Erläuterung bedarf, ist natürlich die letzte Abteilung mit den bloß religiösen Schriften, die ja gerade den Gesichtspunkt liefert.

Schluß.

Und was will denn nun das alles besagen, wenn der Leser jetzt die in den verschiedenen Paragraphen ausgeführten Momente zusammenfaßt? Das will besagen: es handelt sich hier um eine Schriftstellerei, die sich um den einen Grundgedanken dreht, wie man Christ wird. Aber um eine Schriftstellerei, die von Anfang an verstanden und mit dialektischer Konsequenz verfolgt hat, was darin liegt, daß die Situation in der Christenheit ist und daß dies eine Reflexionsbestimmung ist, und welche deshalb alle christlichen Verhältnisse in Reflexion gesetzt hat. Wenn man in der Christenheit Christ wird, so wird man entweder, was man schon ist (Innerlichkeit der Reflexion oder Reflexion der Verinnerlichung), oder wird man zuerst aus einer Einbildung herausgerissen, was wieder ein Reflexionsvorgang ist. Da giebt es kein Schwanken, keine Zweideutigkeit wie sonst gewöhnlich, daß man nicht weiß und nicht klug daraus werden kann, ob die Situation im Heidentum ist, ob der Pfarrer in diesem Sinne Missionar ist oder wo man eigentlich ist; hier vermißt man, nicht wie sonst, eine entscheidende kategorische Bestimmung und einen entscheidenden Eindruck von der Situation: daß es sich um die Verkündigung des Christentums — in der Christenheit handelt. Alles ist in Reflexion gesetzt. Die Mitteilung geht in Reflexion vor sich, ist also indirekte Mitteilung. Der Mitteilende ist in Reflexion bestimmt, daher negativ, nicht einer, der sich für einen außerordentlichen Christen erklärt oder sich gar auf Offenbarungen beruft (was alles der Unmittelbarkeit und direkten Mitteilung entspricht), vielmehr umgekehrt einer, der sogar sagt, er selbst sei nicht Christ; d. h. der Mitteilende kommt von hinten, um in negativer Weise zu helfen — denn ob es ihm glückt, jemand zu helfen, ist ja etwas anderes. Das Problem selbst ist das der Reflexion: wie man Christ wird, wenn man schon so Christ ist.

Kapitel II.

Wie meine persönliche Existenz den verschiedenen Stadien meiner Schriftstellerei entsprach.

Man hat in unserer Zeit, wie schon zu manchen Zeiten zuvor, die Vorstellung davon ganz verloren, daß es eine That und darum eine eigentümliche Art persönlicher Existenzweise ist und sein soll, Schriftsteller zu sein. Ohne Frage ist die Presse überhaupt als Repräsentantin der abstrakten, unpersönlichen Mitteilung, besonders also die Tagespresse, rein formell, ohne Rücksicht auf die Wahrheit oder Unwahrheit dessen, was sie sagt, von enorm demoralisierendem Einfluß, weil alles Unpersönliche, das sich als solches der Verantwortung und Reue mehr oder weniger entschlägt, demoralisiert; und ohne Frage ist die Anonymität, dieser höchste Ausdruck für die Abstraktion, die Unpersönlichkeit, die Ablehnung der Reue und der Verantwortung, eine Hauptquelle der modernen Demoralisation. Das einfachste Mittel zur Bekämpfung der Anonymität und das wirksamste Korrektiv gegen die abstrakte Mitteilung durch die Presse wäre es aber, wie man wiederum leicht einsehen kann, daß man wieder einmal zum Altertum zurückkehrte und von ihm lernte, was es heißt, ein einzelner Mensch zu sein, nicht mehr und nicht weniger — und ein Schriftsteller ist doch wohl auch eben ein einzelner Mensch, nicht mehr und nicht weniger. Was ist aber in unserer Zeit ein Schriftsteller? in unserer Zeit, wo das Geheimnis der Bosheit zur Weisheit geworden ist, daß man nämlich bloß nach dem fragen soll, was mitgeteilt wird, also nach der Sache, dem Objektiven, nicht aber nach dem Subjekt, welches die Mitteilung macht? Bei uns ist der Schriftsteller (oft sogar, wenn er seinen Namen nennt) ein x, ein unpersönliches Etwas, das durch die Presse abstrakt sich an Tausende und Abertausende wendet, dabei aber selbst ungesehen, unerkannt, so verborgen, so anonym, so unpersönlich als möglich sein Dasein führt. Und daran thut er gewiß wohl. Denn sonst müßte ja der Widerspruch zu Tage treten und auffallen, daß ein einzelner Mensch über ein Mittel zu so unbegrenzter Mitteilung an andere verfügen soll; sonst könnte er ja auch der Kontrolle nicht entgehen, welcher das Dasein jeden unterstellt, der andere lehren will: daß es nämlich auf i h n sieht und auf das Verhältnis seiner persönlichen Existenz zu der Art und dem Inhalt seiner Publikationen. Diese Punkte wären für einen, der die Demoralisation der modernen Staaten studieren will,

in hohem Grade beachtenswert; ich will mich aber hier nicht weiter darauf einlassen.

A.

Meine persönliche Existenz während der Abfassung der ästhetischen Schriften.

Ich komme also zum ersten Abschnitt meiner Thätigkeit als Schriftsteller und meiner Existenz. Ich war zu jener Zeit schon religiöser Schriftsteller, begann ja aber mit ästhetischen Schriften. Diese waren das Inkognito, der Betrug, mit dem angefangen werden mußte. Obwohl sehr früh recht gründlich in das Geheimnis eingeweiht, „daß die Welt betrogen sein will", war ich doch nicht in der Lage, dieser Taktik folgen zu wollen. Gerade umgekehrt; mir lag alles daran, so gründlich als möglich in einer der gewöhnlichen ganz entgegengesetzten Richtung zu betrügen, jede Kenntnis der Menschen, ihrer Schwächen und Dummheiten auszunützen, aber nicht um daraus Profit zu ziehen, sondern um mich selbst zu vernichten, um den Eindruck, den ich machte, abzuschwächen. Das Geheimnis des Betrugs, mit dem die Welt betrogen sein will, besteht einerseits in dem Koteriewesen und allem, was dazu gehört: daß man sich an die eine oder andere jener Gesellschaften zu gegenseitiger Bewunderung anschließt, deren Mitglieder irdischem Gewinn zulieb sich gegenseitig mit Mund und Feder beistehen; der andere Kunstgriff ist der, daß man sich vor der Menge verbirgt, sich nie sehen läßt, um so phantastisch zu wirken. Also mußte ich gerade den gegenteiligen Weg einschlagen: ich mußte in absoluter Isolation existieren und mir eine solche Existenz wahren; zugleich aber mußte ich dafür sorgen, daß ich zu jeder Tageszeit zu sehen war; ich mußte so zu sagen auf der Straße leben, in Gesellschaft mit Kreti und Pleti und in den allerzufälligsten Situationen mich zeigen. Das ist der Weg der Wahrheit im Betrügen, der ewig sichere Weg, weltlich den Eindruck seiner selbst abzuschwächen, dabei allerdings auch der von ganz anderen Männern als mir eingeschlagene Weg, mit Verleugnung seiner selbst die Menschen aufmerksam zu machen. Jene Angesehenen freilich, die „Betrüger", welche die Mitteilung der Wahrheit sich selbst nutzbar machen, nicht selbst der Wahrheitsmitteilung dienen wollen, sie sind bloß darauf aus, sich selbst Ansehen zu verschaffen; die Verachteten aber, die „Wahrheitszeugen", die im gegenteiligen Sinn betrügen, pflegten stets ihre Existenz in dieser Welt preiszugeben und trotz angestrengter Arbeit

bei Tag und Nacht ein Nichts zu sein; sie verschmähten unter anderem auch die Unterstützung durch die Sinnestäuschung, daß das Werk, das sie ausführten, ihr Amt war, von dem sie lebten.

So mußte es gehalten werden; es wurde auch so gehalten, und zwar nicht dann und wann, sondern jeden lieben Tag. Ich bin überzeugt, daß ein Sechstel von „Entweder — Oder", ein wenig Koterie, und dann ein Verfasser, den man nie zu Gesicht bekam, besonders auf die Länge etwas ganz anders Außerordentliches geworden wäre. Nun aber hatte ich mir vielmehr die Möglichkeit gesichert, so angestrengt zu arbeiten, als ich wollte und wie der Geist mich trieb, ohne fürchten zu müssen, daß ich zu viel Ansehen gewinne; denn ich arbeitete gewissermaßen ebenso angestrengt in anderer Richtung — mir selbst entgegen. Nur ein Schriftsteller kann eigentlich verstehen, was das für eine Aufgabe ist: als Schriftsteller zu arbeiten, d. h. mit dem Geist und der Feder, und dann so gut wie jedermanns gehorsamer Diener zu sein. Das ist (ob es mich gleich außerordentlich mit Beobachtungen bereicherte) ein Maßstab für die Kritik, der die meisten zur Verzweiflung brächte; denn so wird absolut jede, auch die geringste Sinnestäuschung weggenommen, so wird das Verhältnis rein durch die Idee bestimmt — und wahrlich nicht von der Wahrheit wird die Welt beherrscht, sondern von den Sinnestäuschungen. Wäre eine Leistung so eminent, wie noch keine gesehen wurde — der Verfasser braucht nur in der beschriebenen Weise zu leben, und er wird sich in ganz kurzer Zeit gegen weltliches Ansehen und gegen das bestialische Schmeicheln der Menschen sichergestellt haben. Denn die Menge ist jeder Idealität bar und hat deshalb natürlich auch nicht die Kraft, eine Vorstellung, die den Schein wider sich hat, fest zu halten; die Menge geht immer dem Scheine in das Netz. Daß man immer und immer zu sehen ist und gesehen wird, und zwar in der zufälligsten Gesellschaft, das genügt, um der Menge die Vorstellung zu nehmen, die sie von einem Menschen gewonnen hatte, und macht sie seiner überdrüssig. Und es kostet gar nicht so viel Zeit, sich den Ruhm zu erwerben, daß man immer und überall zu sehen sei; man muß seine Zeit nur schlau (menschlich geredet, verrückt) zu benutzen wissen, indem man z. B. auf einem und demselben, und zwar dem frequentesten Platze der Stadt auf und ab wandelt. Wem immer sein Ansehen vor der Welt lieb ist, der vermeidet es, selbst wenn er eigentlich sollte, denselben Weg zurückzugehen, den er hingegangen ist, um ja nicht zweimal in so kurzer Zeit gesehen zu werden: man könnte ja meinen, daß er nichts

arbeite, während er dieſen Verdacht nie zu fürchten hat, wenn er daheim in ſeinem Zimmer ſitzen bleibt und zwei Drittel des Tages müßig geht. Daß man auch nur eine Stunde damit zubringt, in der Volksmenge hin und her zu gehen, daß man ſie ſo, religiös verſtanden, recht anwendet, für die Ewigkeit lebt: das iſt bereits nicht wenig. Und ein Wahrheitsdienſt in dieſer Weiſe iſt gewiß Gott wohlgefällig; ſein Geiſt bezeugte kräftig meinem Geiſte, daß er vollkommen ſeine allerhöchſte Zuſtimmung habe; alle Wahrheitszeugen nicken ihren Beifall zu, daß das die Wahrheit iſt, die Idee, der man dienen will — während die Wahrheit nicht die Wahrheit iſt, die man verrät, um von den Sinnestäuſchungen zu profitieren. Dieſe Lebensweiſe gewährte mir zugleich eine rein chriſtliche Befriedigung. So wagte ich am Montag doch ein klein wenig von dem auszuführen, worüber am Sonntag der Pfarrer predigt und weint und ihm nach die Leute weinen — um ganz richtig am Montag darüber zu lachen. So war in Kopenhagen, wenn ſonſt niemand, ſo doch gewiß Einer da, mit dem jeder Arme auf der Straße ohne weiteres reden und verkehren konnte; und wenn ſonſt niemand, ſo war doch gewiß Einer da, der in jeder Geſellſchaft jedes Dienſtmädchen, jeden Knecht, jeden Taglöhner, den er ſonſt kannte, wiedererkannte und ſich an keinem ſchämte. Wenn ſonſt niemand, ſo habe ich damals (verſchiedene Jahre, bevor das Geſchlecht wieder eine Lektion bekam) mich praktiſch ein klein wenig in der Lehre von der Nächſtenliebe verſucht und habe leider dabei zugleich einen ſchrecklichen Einblick darein bekommen, welche Sinnestäuſchung die Chriſtenheit iſt, aber freilich auch, zumal ſpäter, ſehen müſſen, wie ſich die ſimplere Klaſſe von elenden Zeitungsſchreibern verführen läßt, die mit ihren lügenhaften Gleichheitsbeſtrebungen höchſtens ſoviel erreichen können, daß die Vornehmeren in einer Art Notwehr ſich von dem einfachen Mann in ſtolzer Ferne halten, und daß der einfache Mann das mit frecher Zudringlichkeit vergilt.

Auf eine nähere Schilderung meiner perſönlichen Exiſtenz zu dieſer Zeit kann ich hier nicht eingehen; aber ich bin überzeugt, daß ſelten ein Schriftſteller ſoviel Liſt, Intrigue und Schlauheit anwandte, um die Welt zu betrügen und ſo Ehre und Anſehen zu gewinnen, wie ich es that, um die Welt auch zu betrügen, aber im entgegengeſetzten Sinne, im Sinne der Wahrheit. Wie das durchgeführt wurde, will ich mit einem einzigen Zuge zu veranſchaulichen verſuchen, den mir mein Freund Giödwad, der Korrektor von „Entweder—Oder", bezeugen kann. Die Korrektur der Druckbogen von „Entweder—

Oder" nahm mich so in Anspruch, daß ich unmöglich zur gewohnten Zeit meinen Spaziergang auf der Straße machen konnte. Ich wurde erst am späten Abend fertig — und eilte dann noch ins Theater, wo ich buchstäblich nur 5—10 Minuten war. Und warum das? Weil ich fürchtete, das große Buch könnte mir zu viel Ansehen verschaffen.*) Und warum denn gerade das? Weil ich die Menschen kannte, zumal die in Kopenhagen; ich brauchte mich nur allabendlich 5 Minuten von etlichen hundert Menschen sehen zu lassen, um die öffentliche Meinung aufrecht zu erhalten, daß ich nicht das mindeste arbeite und der reine Tagedieb sei.

So existierte ich, um durch meine Existenzweise meine ästhetische Schriftstellerei zu unterstützen; ich brach dabei zugleich mit allen Koterien und hielt mich im ganzen an den polemischen Grundsatz, jede Lobrede als Angriff, jeden Angriff aber als etwas zu betrachten, das keine Beachtung verdient. So existierte ich öffentlich; Besuche machte ich so gut wie nie, und daheim wurde unbedingt darauf gehalten, daß außer den Armen, die Unterstützung wünschten, schlechterdings niemand Zutritt erhielt; denn für Besuche bei mir hatte ich keine Zeit, auch hätte so leicht jemand eine Ahnung von dem bekommen können, wovon er keine Ahnung haben durfte. So existierte ich. Falls Kopenhagen je in seiner Meinung über jemand einig war, so war es über mich (das darf ich wohl sagen) einer Meinung: ich war ein Tagedieb, ein Müßiggänger, ein Flaneur, ein leichter Vogel, ein guter, vielleicht gar ein brillanter Kopf, witzig u. s. f. — nur fehlte es mir an allem und jedem „Ernst". Ich repräsentierte die Ironie der Weltlichkeit, den Lebensgenuß, den raffiniertesten Lebensgenuß — aber von „Ernst und Positivität" war keine Spur bei mir, dagegen war ich ungeheuer interessant und pikant.

Beim Rückblick auf diese Existenzform könnte ich mich wirklich entschließen, den Vornehmen und Angesehenen der Gesellschaft eine Art Abbitte zu leisten. Denn ich wußte allerdings in Wahrheit nur zu gut, was ich that; von ihrem Standpunkt aus waren sie aber mit ihrem Tadel doch im Recht. Denn mit der Herabsetzung

*) Aus demselben Grunde rückte ich auch, als eben „Entweder — Oder" zur Reinschrift fertig war, einen kleinen von mir unterschriebenen Artikel ins „Vaterland" ein: „öffentliche Beichte", worin ich ganz unmotiviert die Urheberschaft mehrerer interessanten Artikel in verschiedenen Blättern von mir ablehnte, meine Unthätigkeit zugestand und bekannte und um das eine bat, man möchte künftighin nie bei etwas an mich als Verfasser denken, wenn mein Name nicht darunter stehe.

meiner selbst trug ich zur Schwächung von Ansehen und Macht überhaupt bei, so konservativ ich sonst in dieser Hinsicht gewesen bin und so sehr es mir stets eine Freude gewesen ist, in Ehrerbietung, Ehrfurcht und Bewunderung dem Ausgezeichneten und Angesehenen zu geben, was ihm zukam; allein mein konservativer Charakter hatte nicht die Konsequenz, daß ich irgendwie für mich selbst dasselbe beanspruchte. Und eben weil die Angesehenen in der Gesellschaft mir auf so manche Weise nicht nur Teilnahme, sondern auch Vorliebe bewiesen haben, mich auf so manche Weise und gewiß in aufrichtig guter Meinung zu sich zu ziehen gesucht haben: gerade darum drängt es mich zu einer Abbitte, wiewohl ich natürlich nicht bereuen kann, was ich that — im Dienste meiner Idee. Doch haben die Angesehenen sich stets konsequent gezeigt im Vergleich mit der simpleren Klasse, die auch von ihrem eigenen Standpunkte aus nicht recht gegen mich hatte, da sie mich ja (nach dem Vorangehenden) angriff — weil ich nicht vornehm war; und das ist doch von der niedern Klasse recht sonderbar und lächerlich.

Das ist der erste Abschnitt; meine persönliche Existenz sollte die Pseudonymen, die ganze ästhetische Schriftstellerei unterstützen. Schwermütig, unheilbar schwermütig, wie ich war, mit ungeheuren Schmerzen in meinem Innersten, nachdem ich in Verzweiflung mit der Welt und allem in der Welt gebrochen hatte; von Kind auf streng in der Anschauung erzogen, daß die Wahrheit unter Hohn und Spott leiden soll; eine bestimmte Zeit des Tages unter Gebet und erbaulicher Betrachtung zubringend, mir selbst persönlich ein Büßender. Da war ich der, der ich war; ja ich leugne es nicht, ich fand in gewissem Sinne eine Befriedigung in diesem Leben, in diesem umgekehrten Betrug. Mich befriedigte der Gedanke, daß die Intrigue so außerordentlich glückte, daß ich mit dem Publikum auf du und du stand, daß ich in der Welt ein Evangelium der Weltlichkeit verkündete, daß ich zwar nicht in dem Besitz des Ansehens war, das nun einmal nur durch eine ganz andere Lebensweise erworben werden kann, im Geheimen aber, und dafür um so mehr, geliebt war, des Publikums Liebling, bei jedem wohlangeschrieben als ungeheuer interessant und pikant, während freilich auch jeder sich selbst besser, ernsthafter, rechtschaffener und positiver glaubte als mich. Diese Befriedigung war mein Geheimnis. Mitunter war ich in ihr ganz obenaus, und so konnte sie mir freilich auch zur gefährlichen Versuchung werden. Denn dagegen war ich sicher, daß mich die Welt, das Publikum und dergleichen mit Schmeichelei und

Bewunderung hätte versuchen können. Sollte mich etwas zu Fall bringen, so hätte es diese Reflexion in zweiter Potenz sein müssen: eine fast wahnsinnige Exaltation in dem Gedanken daran, wie der Betrug glückte. Denn dadurch wurde der innere Gram so unbeschreiblich befriedigt, der seit meiner Kindheit in mir wohnte, weil ich schon lange vor jeder eigenen Erfahrung gelernt hatte, daß Lüge und Erbärmlichkeit und Ungerechtigkeit die Welt beherrschen. Oft mußte ich an jenes Wort aus „Entweder — Oder" denken: „Wenn ihr wüßtet, worüber ihr lachet" — ja wenn ihr wüßtet, mit wem ihr es zu thun habt, wer dieser Flaneur ist!

B.

Meine persönliche Existenz während der Abfassung der religiösen Schriften.

Im Dezember 1845 war ich mit dem Manuskript der „Abschließenden Nachschrift" ganz fertig und hatte es, nach meiner Gewohnheit, Luno vollständig zum Druck übergeben; ein Mißtrauischer braucht mir das also nicht auf's Wort zu glauben, da es sich aus Luno's Tagebuch noch nachweisen läßt. Diese Schrift bildet den Wendepunkt in meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit, indem sie das Problem feststellt: wie man Christ wird. Von hier aus geschieht der Uebergang zum letzten Abschnitt, zu der Reihe bloß religiöser Schriften.

Mir war nunmehr sofort klar, daß ich meine persönliche Existenz entsprechend umbilden mußte, oder daß ich darnach streben mußte, den Mitlebenden einen andern Eindruck von meiner persönlichen Existenz beizubringen. Ich hatte auch selbst ein Auge für das, was geschehen mußte; da kam mir aber auf höchst gelegene Weise ein kleiner Umstand, worin ich einen Wink der Vorsehung sah, zu Hilfe, um den entscheidenden Schritt in dieser Richtung zu thun.

Bevor ich dies ausführe, muß ich jedoch mit wenigen Zügen den damaligen Zustand in Kopenhagen dem Leser in die Erinnerung zurückrufen, ein Versuch, der sich vielleicht jetzt durch den Gegensatz zum gegenwärtigen Kriegszustande besser ausnimmt. Es war nämlich nach und nach das bemerkenswerte Phänomen eingetreten, daß die ganze Bevölkerung von Kopenhagen ironisch und witzig geworden war, und zwar die unwissendsten und ungebildetsten Schichten am allermeisten; hinten und vorn war Ironie und nichts als Ironie.

Wäre die Sache nicht so ernst, dürfte ich sie rein ästhetisch betrachten, so wollte ich nicht leugnen, daß ich nie etwas so Lächerliches gesehen habe und daß ich wirklich glaube, man kann weit reisen und muß dann erst noch sehr von Glück sagen, wenn man etwas so Grundkomisches treffen will. Die ganze Bevölkerung einer Stadt, voran was sich müßig auf Gassen und Straßen herumtreibt bis herunter zu den Schulbuben und Schusterjungen; die in die Legionen zählende, in unserer Zeit einzig begünstigte und privilegierte Klasse derer, die nichts sind: die wird — en masse — ironisch; die ganze Bevölkerung einer Stadt — Zünfte und Korporationen, Gewerbsleute und Standespersonen: sie werden (etwa auf dieselbe Weise, wie ein Spießbürger in den Tiergarten zu fahren pflegt), sie werden — mit Familie ironisch; diese Tausende werden — das Einzige fast, was sie unbedingt nie werden können, zumal nicht en masse oder mit Familie — sie werden „ironisch" mit Hilfe [des „Corsaren",] eines Blattes, das (wieder ironisch genug) mit Hilfe einer Redaktion von Eckenstehern den Ton völlig an sich reißt; und der Ton, den es angiebt, ist — der ironische. Ich glaube, etwas Lächerlicheres läßt sich nicht denken. Ironie setzt eine ganz spezifisch intellektuelle Bildung voraus, wie sie in jeder Generation sehr selten ist — und dieses Chaos von Menschen, das waren Ironiker. Ironie ist unbedingt unsozial; eine Ironie, die in der Majorität ist, ist eo ipso unbedingt nicht Ironie. Nichts ist gewisser, da es im Begriff selbst liegt; die Ironie zielt wesentlich darauf hin, daß nur Einer sie hat, wie ja auch der Ironiker nach der treffenden Definition des Aristoteles alles „um seinetwillen" thut — und hier war ein ungeheures Publikum Arm in Arm, in bona caritate zum Teufelholen ironisch geworden. Doch die Sache war nur zu ernsthaft. Diese Ironie war natürlich — oder selbst wenn der eigentliche Tonangeber sogar ein nicht unbedeutendes Talent war, so wurde diese Ironie doch durch diesen Uebergang auf diese Tausende und Abertausende natürlich wesentlich nichts anderes als Pöbelhaftigkeit, welche leider stets populär ist. Es war eine Demoralisation, die nur zu schrecklich an die Strafe erinnerte, die einer der alten Propheten in des Herrn Namen den Juden als die fürchterlichste androhte: Buben sollen eure Richter sein; eine Demoralisation, die im Verhältnis zu den Proportionen des kleinen Landes förmlich mit einer vollkommenen sittlichen Auflösung drohte. Um sich eine Vorstellung von der Gefahr zu machen, muß man dieselbe von nahem sehen und beachten, wie selbst gute und brave Menschen wie

zu andern Wesen werden, sobald sie zur „Menge“ werden. Man muß sie in der Nähe sehen, die Charakterlosigkeit, womit sogar sonst rechtschaffene Menschen sagen: „es ist eine Schande, eine Schmach, es ist empörend, so was zu thun oder zu äußern“ — und dann trotzdem selbst in ihrem Teil dazu beitragen, daß Stadt und Land wie in ein Schneegestöber von Geschwätz und Klatsch eingehüllt wird; sehen muß man die Herzenshärtigkeit, womit sonst liebe Menschen als Publikum handeln, da ihnen ihr Mitthun oder Nichmitthun nicht von Belang zu sein scheint — da doch das an sich belanglose Mitthun vieler Einzelner zum ungeheuerlichen Unrecht führt. Man muß es sehen, wie kein Angriff so gefürchtet ist wie der durch Gelächter; wie einer, der sogar für einen Fremden mutig in die Gefahr ginge, aus Scheu vor dem Gelächter fast Vater und Mutter verraten könnte, weil dieser Angriff den Angegriffenen am meisten isoliert und auf keinem Punkte mit Pathos unterstützt, während Leichtsinn, Neugier und Sinnlichkeit grinst, während die nervenschwache Feigheit, die selbst vor einem solchen Angriff zittert, immer nur ruft: „es ist nichts,“ und die elende Feigheit, die sich durch Bestechung und Schweifwedelei gegen die Gefürchteten vom Angriffe loskauft, sagt: „es ist nichts“, und die Teilnahme sagt: „es ist nichts“. Es ist schrecklich, wenn in einem kleinen Lande Klatsch und Grinsen „öffentliche Meinung“ zu werden droht. Dänemark war auf dem Punkte, in Kopenhagen aufzugehen, und Kopenhagen auf dem Sprung, zu einer Kleinstadt zu werden. Soweit kommt es nur zu leicht, vollends mit Hilfe der Presse, und wenn es soweit gekommen ist, so braucht es vielleicht eine ganze Generation, bis es verwunden ist.

Doch genug davon. Es lag mir viel an der entsprechenden Veränderung meiner persönlichen Existenz, als ich dazu überging, die religiösen Probleme aufzustellen. Ich mußte eine Existenzweise haben, die dieser Art schriftstellerischer Thätigkeit entsprach und sie unterstützte. Es war, wie gesagt, im Dezember, und es empfahl sich, alles für die Zeit, da die „Abschließende Nachschrift“ erscheinen sollte, in Ordnung zu haben. So wurde der Schritt auch gethan, noch im Dezember. Bei meiner Kenntnis solcher Verhältnisse sah ich leicht, daß zwei Worte an jenes Organ der Ironie, das mich bisher in gewissem Sinne (wenn ich nämlich ein anderer gewesen wäre) nicht ungeschickt verherrlicht und unsterblich gemacht hatte, hinreichten, um mein ganzes Existenzverhältnis absolut dialektisch umzukehren, um jenes ganze, unübersehbare Publikum von Ironikern mir auf den

Hals zu laden, so daß ich Zielscheibe für die Ironie aller würde, ich, der arme Magister der Ironie.*)

Die Ordre wurde denn gegeben; damit die Sache nicht als eine neu ersonnene, äußerst pikante Form der Ironie ausgebeutet werden könnte, wurde eine sehr beträchtliche Dosis vom Ethischen zugesetzt, indem ich das Verlangen stellte, von dem widerlichen Organ einer widerlichen Ironie ausgeschimpft zu werden. Jener Rattenkönig von zahllosen Ironikern hat mich natürlich für verrückt gehalten; die einzelnen Tieferblickenden haben mich wohl nicht ohne Schaudern diesen Sprung thun sehen, oder sie haben mit ihrem nur weltlichen, der religiösen Vertiefung ermangelnden Begriff von Würde es unter meiner Würde gehalten, um solches mich zu kümmern — während ich es unter meiner Würde gefunden hätte, als Zeitgenosse einer solchen Demoralisation zu leben, ohne einen entscheidenden Schritt zu thun. Wirklich, ich konnte mich nicht mit der billigen Tugend begnügen, es eben auch zu machen „wie die andern" und mich womöglich dem Handeln zu entziehen, während eine so maßlos niederträchtige Presse Menschen unter den Boden brachte, kränkte und verbitterte (und wenn nicht immer die Angegriffenen, so doch deren Hausfrauen, Kinder, Verwandte und Angehörige), sich befleckend in alles, sogar in das innerste Privatleben, in die Heimlichkeit des Schullebens, ins Heiligtum der Kirche hineindrängte, Lügen, Verleumdung, Frechheit und Bübenstreiche ausspie — alles im Dienste verderblicher Leidenschaft und schnöder Geldgier, und alles unter Verantwortung von „Eckenstehern"! Daß mein Schritt meiner Idee in richtiger Weise diente, verstand ich, und ich wankte nicht; die Folgen, um die mich freilich im Augenblick niemand beneidet hat, reklamiere ich vor dem Richterstuhl der Geschichte als mein rechtmäßiges Eigentum, dessen perspektivischen Wert mein Auge leicht entdeckt.

Ich hatte nun ausgerechnet, daß das Verhältnis dialektisch richtig werden würde, um wieder indirekte Mitteilung zu ermöglichen. Während ich mich einzig und allein mit Abfassung religiöser Schriften beschäftigte, durfte ich auf eine negative Unterstützung durch diese täglichen Ergüsse der Pöbelhaftigkeit rechnen, da diese schon dafür sorgen würden, daß die religiöse Mitteilung nicht allzu direkt würde oder mir allzu direkt Anhänger schaffte. Der Leser konnte nicht in ein direktes Verhältnis zu mir treten, denn statt des früheren ästhe-

*) [S. K. hatte mit einer Abhandlung promoviert: „Der Begriff der Ironie, mit beständigem Hinblick auf Sokrates." 1841.]

tiſchen Inkognito's hatte ich nunmehr Gelächter und Spott zu Begleitern, die vor mir warnten und die meiſten abſchreckten. Und wer ſich nicht abſchrecken ließ, fühlte ſich durch das Nächſte, durch den Gedanken abgeſtoßen, daß ich mich ſelbſt freiwillig all dem ausgeſetzt, mich wie in einer Art Wahnſinn hineingeſtürzt hätte, — in einer Art Wahnſinn: ach ja, ſo haben wohl auch die Zeitgenoſſen über jenen Römer geurteilt, der ſeinen unſterblichen Sprung zur Rettung des Vaterlandes that; in einer Art Wahnſinn, ach ja, und nochmals ach ja, denn es war dialektiſch genau chriſtliche Selbſtverleugnung — und ich, der arme Magiſter der Ironie, wurde der betrübſame Gegenſtand für das Gelächter eines hochgeehrten, gebildeten Publikums.

Das Koſtüm war richtig. Jeder religiöſe Schriftſteller iſt eo ipso polemiſch; denn ſo gut iſt die Welt nicht, daß das Religiöſe je ſchon geſiegt oder die Majorität haben könnte. Ein triumphierender religiöſer Schriftſteller, der in der Welt iſt, iſt eo ipso nicht religiöſer Schriftſteller. Der weſentlich religiöſe Schriftſteller iſt ſtets polemiſch und leidet dabei unter dem Widerſtand, oder erleidet den Widerſtand, der gerade von dem ſpezifiſchen Böſen ſeiner Zeit ausgehen muß. Sind Könige, Kaiſer, Päpſte und Biſchöfe — und die Macht das derzeitige Böſe, ſo muß der religiöſe Schriftſteller daran kenntlich werden, daß er Gegenſtand ihres Angriffs wird. Iſt die Menge — und das Geſchwätz, das Publikum — und das beſtialiſche Höhnen das derzeitige Böſe, ſo muß er auch daran kenntlich ſein, daß er zum Ziel ihres Angriffes und ihrer Verfolgung wird. Auch beruht die Elaſtizität des weſentlich religiöſen Schriftſtellers nur auf einem, auf dem folgenden wunderbaren Schluß: fragt man ihn, woraus er ſein Recht und die Wahrheit ſeiner Worte beweiſe, ſo antwortet er: daraus, daß ich verfolgt, daraus, daß ich verlacht werde; d. h. er beweiſt die Wahrheit oder die Gerechtigkeit ſeiner Sache nicht aus der Ehre, dem Anſehen u. ſ. w., das er genießt, ſondern umgekehrt; denn der weſentlich Religiöſe iſt ſtets polemiſch. Jeder religiöſe Schriftſteller oder Redner oder Lehrer, der ſich entzieht und nicht da iſt, wo die Gefahr iſt und wo das Böſe ſeinen Sitz hat, iſt ein Betrüger, und das wird ſich auch zeigen. Wenn einer nämlich vor der Pforte des Todes ankommt und dieſe ſich ihm im Tode aufthut, ſo muß er alle Pracht und Herrlichkeit, Reichtum und weltliches Anſehen, auch Sterne und Ehrenzeichen als etwas ganz Ungehöriges und Ueberflüſſiges ablegen — dieſe Dinge mögen ihm nun von Königen und Kaiſern oder von der Menge und dem Publikum

erteilt worden sein. Nur mit dem wird eine Ausnahme gemacht, der religiöser Schriftsteller, Lehrer, Redner u. s. w., und zwar auf seine eigene Verantwortung, gewesen ist. Findet man ihn im Besitz von genannten Dingen, so darf er sie nicht von sich thun; nein, sie werden ihm in ein Bündel gepackt und mitgegeben, und er muß es behalten, er muß das Bündel tragen, wie ein Dieb die gestohlenen Sachen selbst tragen muß. Und mit diesem Bündel muß er vor dem Gericht erscheinen. Er war ja religiöser Lehrer, darum sind die wahren religiösen Lehrer seine Richter, die alle zeitlebens verhöhnt, verfolgt, verlacht, verspottet, bespeit wurden. O, ist es dem sinnlichen Menschen fürchterlich, hier in der Welt verlacht, verspottet, verhöhnt zu werden, so ist es in der Ewigkeit noch fürchterlicher, mit diesem Bündel unter dem Arm dastehen zu müssen, oder angethan mit seinem — Staat.

Das Kostüm war richtig. In einer höhnischen Zeit (wie die war, von der ich rede, und in dieser Hinsicht wenigstens ist nach meiner Meinung „der Krieg" für Dänemark ein Glück gewesen) muß der religiöse Schriftsteller um Gottes willen dafür sorgen, daß er mehr als jedermann sonst verlacht wird. Ist die Menge der Träger des Bösen, so muß der religiöse Schriftsteller um Gottes willen dafür sorgen, daß er Gegenstand ihrer Verfolgung wird und in dieser Beziehung in die vorderste Reihe kommt. Und schien meine Beurteilung der Menge seinerzeit selbst den Einsichtigeren vielleicht doch etwas übertrieben, so hat man nun im Jahre 1848 unter dem Eindrucke dieser Eruptionen (die etwas kräftiger sind als die schwache Stimme des Einzelnen und gegen sie einem elementarischen Wüten vergleichbar) an derselben wohl eher auszusetzen, daß ich nur gar nicht übertrieben habe. Und was die Kategorie „der Einzelne" betrifft, die für so sonderbar und für die Erfindung eines Sonderlings angesehen wurde (das ist sie ja auch; denn wurde nicht Sokrates, gewissermaßen der Erfinder derselben, von seiner Zeit ἀτοπώτατος, der sonderbarste Sonderling genannt?), so tausche ich es nicht gegen ein Königreich, daß ich sie entscheidend zur Geltung gebracht habe. Ist die Menge das Böse, ist es das Chaos, was uns droht, so bleibt nur die eine Rettung, daß man der Einzelne wird; der rettende Gedanke ist: „jener Einzelne". Einen Triumph habe ich erlebt, einen einzigen; aber er sättigt mich so absolut, daß ich als Denker unbedingt nichts weiter in der Welt verlange. Die alles umwälzenden weltgeschichtlichen Ereignisse der letzten Monate brachten neugebackene, abenteuerliche, verwirrte Wortführer ver-

wirrter Ideen zur Welt und dafür die bisherigen verschiedenartigen Tonangeber entweder zum Schweigen oder in die Verlegenheit, daß sie in großer Hast sich ein nagelneues Gewand anschaffen mußten; jedes System wurde durchbrochen; als wäre man plötzlich eine Generation vorgerückt, so leidenschaftlich vollzog sich im Lauf einiger weniger Monate der Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Während dieser Katastrophe saß ich und las die Korrektur eines Buches, das also zuvor geschrieben worden war. Es wurde nicht ein Wort dazu oder davon gethan; es enthielt die Anschauung, die ich, „der barocke Denker", bereits vor mehreren Jahren vorgetragen hatte: und will man das Buch lesen, so wird man den Eindruck bekommen, es sei nach der Katastrophe geschrieben. Eine solche weltgeschichtliche Katastrophe, hinter deren Großartigkeit auch die Auflösung des Altertums zurückbleibt, ist für jeden, der [ehe sie eintrat] Schriftsteller *war*, das absolute tentamen rigorosum. Ich erlebte den Triumph, daß ich nicht ein Jota zu ändern brauchte, ja daß das Zuvorgeschriebene, jetzt gelesen, weit, weit besser verstanden würde, als zu der Zeit, da es geschrieben wurde.

Und nun bloß noch Eines. Wenn einmal der kommt, der mich liebt, so wird er leicht sehen, daß damals, als man mich irrtümlich für den Ironiker hielt, die Ironie doch nicht dort lag, wo ein hochgeehrtes gebildetes Publikum sie finden wollte — und gewiß kann der, der mich liebt, nicht so thöricht sein und annehmen, ein Publikum verstehe sich auf Ironie, was ja so unmöglich ist, als daß man en masse der Einzelne sei. Er wird die Ironie gerade darin finden, daß in diesem ästhetischen Schriftsteller und unter dieser weltlichen Erscheinung der religiöse Schriftsteller sich barg, ein religiöser Schriftsteller, der eben zu der Zeit zu seiner Erbauung vielleicht nicht weniger Religiosität verbrauchte als sonst eine ganze Haushaltung. Ferner wird er, der mich liebt, sehen, daß in der späteren Zeit die Ironie wieder da ist, und zwar gerade in dem, worin das hochgeehrte gebildete Publikum eine Narrheit sah. Inmitten eines ironischen Geschlechtes (jenes großen Inbegriffs von Thoren) hat der echte Ironiker keine andere Wahl, als daß er das ganze Verhältnis umkehrt und selbst zum Gegenstand der Ironie für alle wird. Er, der mich liebt, wird sehen, wie alles bis auf's kleinste hinaus stimmte, wie die Wandlung meiner Existenzverhältnisse sich der Wendung in meiner Schriftstellerei ganz genau anpaßte. Hätte ich nicht das Auge dafür oder den Mut dazu gehabt, hätte ich meine schriftstellerische Thätigkeit geändert, ohne meine Existenz ent-

ſprechend zu ändern, ſo wäre das Verhältnis undialektiſch und konfus geworden.

Kapitel III.

Der Anteil der Vorſehung an meiner Schriftſtellerei.

Was ich bisher geſchrieben, habe ich gewiſſermaßen nicht mit Luſt und Liebe niedergeſchrieben. Es iſt etwas Peinliches, ſoviel von ſich ſelbſt reden zu müſſen; wollte Gott, ich hätte noch länger ſchweigen, ja bis in den Tod verſchweigen dürfen, was als meine Arbeit und mein Werk mich Tag und Nacht ſchweigend beſchäftigt hat. Nun aber atme ich, Gott ſei Lob und Dank, auf; nun fühle ich recht eigentlich einen Drang zum Reden; an was ich nun komme, das zu bedenken und zu beſchreiben, bereitet mir unbeſchreibliche Seligkeit. Dies mein Verhältnis zu Gott iſt die glückliche Liebe meines manchfach unglücklichen und beſchwerten Lebens. Zwar hat dieſe Liebesgeſchichte, wenn ich ſie ſo nennen darf, das weſentliche Kennzeichen einer wahren Liebesgeſchichte, daß nur Einer ſie ganz verſtehen und man ſie nur Einem mit abſoluter Freude erzählen kann, nämlich dem Geliebten, hier alſo dem, von dem man geliebt iſt;*) gleichwohl iſt es auch eine Freude, zu andern davon zu reden.

*) Der Leſer wird nun vielleicht auch auf das eigentliche Unglück (wenn ich menſchlich reden darf) meiner ganzen Schriftſtellerei aufmerkſam werden, welches bewirkt hat, daß ſie nicht wirkſam eingreifen konnte und mehr wie zum Ueberfluß daſtand: ſie war, menſchlich zu reden, zu religiös, oder die Exiſtenz des Schriftſtellers war zu religiös; der Schriftſteller war als Schriftſteller abſolut ſchwach und darum abſolut auf Gott angewieſen. Wäre der Schriftſteller weniger ſchwach, alſo menſchlich ſtärker (alſo weniger religiös) geweſen, ſo hätte er ohne weiteres ſein ſchriftſtelleriſches Wirken als das Seine übernommen, ſich dann vermutlich etliche Vertraute und Freunde verſchafft, ſeine Abſichten andern zu voraus mitgeteilt, ihren Rat und ihre Hilfe in Anſpruch genommen, und dieſe, gleichſam als Gevattersleute, hätten wieder andere herangezogen; und ſo wäre die ſchriftſtelleriſche Arbeit in den Augenblick eingewirkt worden und hätte wirkſam in ihn eingegriffen — anſtatt ſo zum Ueberfluß dazuſtehen, was allerdings im Sinne der Endlichkeit vor allem und allen das Schickſal Gottes ſelbſt iſt. — Der Leſer wird nun vielleicht auch auf den Grund aufmerkſam werden, warum ich Tag aus Tag ein ſoviel Anſtrengung und Aufopferung aufbot, um die Unwahrheit nicht aufkommen zu laſſen (die zwar wie immer, ſo auch mir Geld, Ehre, Anſehen, Beifall u. ſ. w. verſchafft hätte), die Unwahrheit, daß von mir die „Forderung der Zeit“ vorgetragen und meine Meinung ſodann

Denn daß und wie ich stätig, Tag für Tag, Jahr um Jahr Gottes Beistand bedurft habe — um mich darauf zu besinnen und alles pünktlich angeben zu können, dazu brauche ich nicht im Gedächtnis oder in der Erinnerung nachzugraben, oder Notiz- und Tagebücher aufzuschlagen oder beides mit einander zu vergleichen, denn ich durchlebe es wieder so lebendig, so gegenwärtig in diesem Augenblick. Was hat doch diese Feder nicht darzustellen vermocht, wenn es Dreistigkeit, Begeisterung, Schwärmerei fast bis zur Grenze des Wahnwitzes galt! Und nun, da ich von meinem Verhältnis zu Gott reden soll, von dem, was ich jeden Tag in meinem Gebet wiederhole, wenn ich dafür danke, wie unbeschreiblich viel er für mich gethan, so unendlich mehr, als ich je erwartet hatte; von dem, was mich Verwunderung lehrte, Verwunderung über Gott, über seine Liebe und über das, was eines Menschen Ohnmacht durch seinen Beistand vermag; von dem, was mir Sehnsucht nach der Ewigkeit einflößte und mir die Furcht nimmt, ich möchte sie je langweilig finden, sie, die mir gerade erlaubt, recht nach Wunsch nichts anderes zu thun als zu danken: wenn ich nun davon reden soll, so erwacht die Ungeduld des Dichters in meiner Seele. Entschlossener als jener König, der das Wort rief: „mein Königreich für ein Pferd", und selig entschlossen, wie er es nicht war, möchte ich alles geben, mein Leben mit, um das zu finden, was den Denker mehr beseligt als den Liebenden, daß er die Geliebte findet: „den Ausdruck", um mit ihm auf den Lippen zu sterben. Und sieh, sie bieten sich dar, die Gedanken, so bezaubernd, wie jene Früchte im Märchenhain, so reich und warm und innig, und die Ausdrücke so lindernd für den Drang der Dankbarkeit in mir, so kühlend für die heiße Sehnsucht — hätte ich eine beschwingte Feder, ja hätte ich zehn, sie könnten

---

der nachsichtigen Beurteilung eines hochgeehrten Publikums empfohlen werde, und daß die Sache demselben hochgeehrten Publikum, dem Beifall, der Unterstützung und Zustimmung der Gegenwart ihren etwaigen Fortgang zu verdanken habe. Ich mußte vielmehr, im Gegenteil, aus Furcht und Liebe gegen Gott schlaflos darüber wachen, daß, was wahr war, auch zum Ausdruck kam: daß ich nämlich Gott als meinem alleinigen Beistand alles, dem Publikum oder der Gegenwart aber außer der mir angethanen Unbill nichts verdankte. Daß in einer Zeit, wo alles Generalversammlung war und Gesellschaft und Komitewahl und Komiteauflösung, ohne daß doch irgend etwas geschah, daß da einem einzigen schwachen Menschen Fähigkeit und Kraft gegeben wurde, um nach einem so großen Maßstab zu arbeiten, daß er für mehr als ein Komite genug geleistet hätte: diese Wahrheit mußte als beschämendes Epigramm auf die Zeit

dem Reichtum nicht rasch genug folgen, der sich mir bietet. Nehme ich dann aber meine Feder zur Hand, so kann ich sie, wie man bisweilen keinen Fuß rühren kann, für den Augenblick nicht rühren; in dieser Verfassung bringe ich über dieses Verhältnis nicht eine Linie zu Papier. Es ist mir, als hörte ich eine Stimme zu mir sagen: „der dumme Mensch, was bildet er sich nur ein? weiß er nicht, daß Gehorsam Gott lieber ist als das Fett von Widdern? das Ganze darf nur wie eine Pflichtarbeit sein!“ Dann werde ich ganz ruhig, dann habe ich Zeit, um jeden Buchstaben mit meiner langsameren Feder beinahe sorgfältig zu schreiben. Und erwacht jene Dichterleidenschaft auf einen Augenblick wieder in mir, so ist es mir, als hörte ich eine Stimme zu mir reden, wie ein Lehrer mit einem Kinde redet und zu ihm sagt: „halte jetzt nur die Feder ordentlich und schreibe jeden Buchstaben mit gleicher Sorgfalt.“ Und dann kann ich es, dann darf ich nichts anderes; dann schreibe ich jedes Wort, jede Zeile, als wüßte ich um das nächste Wort und die nächste Linie so gut wie nichts. Und wenn ich es dann hinterher durchlese, so befriedigt es mich doch ganz anders. Denn wenn mir auch der eine und der andere glühende Ausdruck entgangen sein sollte, so ist doch die Arbeit eine andere: sie ist nicht die Befriedigung der Dichter- oder Denkerleidenschaft, sondern ein Werk der Gottesfurcht und ist für mich ein Gottesdienst.

Was ich aber so in diesem Augenblick durchlebe oder durchlebte, das habe ich fort und fort erfahren, solange ich als Schriftsteller thätig war. Vom „Dichter“ sagt man, er rufe die Muse an, um

---

scharf zum Ausdruck gebracht werden. Kurz, es war meine religiöse Pflicht, durch meine Existenz und meine schriftstellerische Thätigkeit die Wahrheit auszudrücken, von der ich jeden Tag mich überzeugt und vergewissert hatte, daß ein Gott ist. — Der Leser wird nun vielleicht darauf aufmerksam werden, warum ich es sogar für nötig hielt, im Sinne der Endlichkeit meinem Streben entgegen zu arbeiten: damit nämlich die Verantwortung absolut auf mich falle. Ganz allein, absolut allein mußte ich jeden Augenblick sein, ja ich mußte, um meine Verantwortung nicht zu leicht zu machen, den Beistand mir ferne halten. Nur Ein Freund und Mitarbeiter, so erleidet die Verantwortung einen Abbruch; wie vollends, wenn man ein ganzes Geschlecht zum Helfer bekommt! Mir aber war es im Dienste der Wahrheit gerade darum zu thun, daß mich die Vorsehung [Regierung] absolut sicher treffen müßte, wenn ich irre ginge, in Vermessenheit und Unwahrheit mich stürzte, und daß ich bei der Möglichkeit dieser Examination, die jeden Augenblick über mir schwebte, wach, aufmerksam und gehorsam bleiben müßte.

Gedanken zu bekommen. Das ist bei mir eigentlich nie der Fall gewesen, meine Individualität versagt mir sogar, das zu verstehen; im Gegenteil, ich brauchte jeden Tag Gott, um mich des Reichtums an Gedanken zu erwehren. Wahrlich, gieb einem Menschen eine solche Produktionskraft und dazu eine so schwache Gesundheit, so wird er schon beten lernen. Ich könnte mich niedersetzen und ununterbrochen Tag und Nacht und nochmals einen Tag und eine Nacht fortschreiben, da Reichtum genug da ist; dieses Kunststück habe ich jeden Augenblick machen können, kann es noch jetzt. Würde ich es thun, so bin ich gesprengt. O, nur die geringste Unvorsichtigkeit in der Diät, so bin ich in Lebensgefahr. Wenn ich aber Gehorsam lerne, die Arbeit als strenge Pflichtarbeit thue, die Feder ordentlich halte und jeden Buchstaben sorgfältig schreibe, so kann ich. Und dann habe ich oftmals viel mehr Freude von meinem gehorsamen Verhalten gegen Gott gehabt, als von den Gedanken, die ich produzierte. — Damit ist, wie man leicht sieht, ausgedrückt, daß ich mich nicht auf ein unmittelbares Verhältnis zu Gott zu berufen habe, daß ich nicht sagen kann oder darf, er gebe mir die Gedanken unmittelbar ein; daß vielmehr mein Verhältnis zu Gott ein Reflexionsverhältnis, Innerlichkeit in der Reflexion ist; wie denn überhaupt Reflexion meine Individualitätsbestimmung ist — daher ich auch beim Beten meine Stärke im Danken habe.

So habe ich während meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit unabläßig Gottes Beistand bedurft, um sie wie eine einfache Pflichtarbeit zu betreiben, der täglich gewisse Stunden angewiesen wurden, außerhalb deren nicht gearbeitet werden durfte; und geschah dies doch hie und da, so mußte ich teuer genug dafür büßen. Meine Art ist unendlich weit entfernt von jenem genialen Losstürmen und tumultuarischen Abbrechen; ich habe im Grunde gelebt, wie ein Schreiber auf seinem Kontor. Vom ersten Beginn an war ich wie unter Beschlag und hatte jeden Augenblick das Bewußtsein, daß nicht ich den Herrn spielen dürfe, daß ein anderer da und der Herr war; dies habe ich mit Furcht und Zittern vernommen, wenn er mich seine Allmacht und meine Nichtigkeit fühlen ließ, aber auch in unbeschreiblicher Seligkeit, wenn ich meine Arbeit in unbedingtem Gehorsam gegen ihn that. Das Dialektische liegt darin, daß das Außergewöhnliche, das mir anvertraut war, der Vorsicht halber mir in solcher Elastizität anvertraut wurde, daß es mich umgebracht hätte, wenn ich nicht gehorchen wollte. Es ist, wie wenn der Vater zum Kinde sagt: „Das alles sollst du haben, es ist dein; willst du

es aber nicht gehorsam gebrauchen, wie ich will, gut, so werde ich es dir nicht etwa zur Strafe nehmen; nein, du sollst es behalten; aber es soll dich erdrücken." Ohne Gott bin ich mir selbst zu stark und bin so auf die vielleicht qualvollste Weise gesprengt. Seit ich Schriftsteller geworden bin, habe ich keinen Tag eigentlich Mangel erfahren, wie andere etwa klagen, oder daß die Gedanken sich nicht dargeboten hätten; würde mir das begegnen, so wäre ich in dem Fall eher fast froh, endlich einmal einen Tag wirklich frei zu bekommen. Oft aber (und jeden Augenblick mit Grauen, als eine fürchterliche Qual, gleich der, im Ueberfluß hungern zu müssen) habe ich das erlebt, daß mich der Reichtum zu überwältigen drohte — wenn ich nicht augenblicklich Gehorsam lerne, mir von Gott helfen lasse und so ruhig und so stille schaffe wie bei einer Pflichtarbeit.

Allein auch in anderer Hinsicht habe ich während meines ganzen schriftstellerischen Schaffens Tag für Tag im Lauf der Jahre Gottes Beistand gebraucht; denn er ist mein einziger Mitwisser gewesen, und nur im Vertrauen auf sein Mitwissen habe ich wagen dürfen, was ich wagte, und aushalten können, was ich aushielt, und die Seligkeit darin gefunden, in der ungeheuren Welt ganz buchstäblich allein zu sein. Denn wo ich auch war, vor aller Augen oder unter vier Augen mit dem Vertrautesten, immer war ich in Betrug gehüllt, also allein — in der Einsamkeit der Nacht konnte ich nicht mehr allein sein. Ich war allein nicht in den Urwäldern Amerika's mit ihren Schrecknissen oder Gefahren, sondern allein in der Gesellschaft der schrecklichsten *Möglichkeiten*, gegen welche auch die schrecklichste *Wirklichkeit* Erquickung und Linderung ist; allein, beinahe mit der menschlichen Sprache entzweit; allein in Qualen, die mich mehr denn eine neue Note zu jenem Text vom Pfahl im Fleisch lehrten; allein in Entscheidungen, bei denen man Freunde, womöglich das ganze Geschlecht, zum Rückhalt hätte brauchen können; allein in mancher dialektischen Spannung, die jeden Menschen mit meiner Phantasie — ohne Gott — zum Wahnsinn bringen würde; allein in Todesängsten; allein in der Sinnlosigkeit des Daseins, ohne mich (auch wenn ich wollte) auch nur einem einzigen verständlich machen zu können — ja, was sage ich „einem einzigen": es gab Zeiten, wo mir *das* nicht fehlte (sodaß man also nicht sagen könnte: „*das* fehlte bloß noch"), Zeiten, da ich mich auch mir selbst nicht verständlich machen konnte. Denke ich nun daran, daß Jahre auf diese Weise vergingen, so schaudre ich; sehe ich einen

einzigen Augenblick fehl, so sinke ich zusammen. Sehe ich aber richtig, so daß ich glaubig im Vertrauen zu Gottes Mitwissen die Ruhe finde, so ist die Seligkeit wieder da.

Und nun im einzelnen; es wäre vergebens, wenn ich erzählen wollte, wie ich da Gottes Beistand inne wurde. Oft that ich etwas, wofür ich gar keinen Grund angeben konnte oder wobei ich nach gar keinem Grund fragte, indem ich vielleicht als ein ganz einzelner Mensch dem Antrieb meiner Natur folgte; obgleich das nun für mich eine rein persönliche, an das Zufällige grenzende Bedeutung hatte, so bekam es nachträglich, im Zusammenhang mit meiner schriftstellerischen Thätigkeit gesehen, doch oft eine mir selbst unerklärliche, ganz andere, rein ideelle Bedeutung. So war vieles, was ich rein persönlich gethan hatte, merkwürdigerweise gerade das, was ich als Schriftsteller thun sollte. Es war mir ein Rätsel, daß ich so oft durch scheinbar kleine Zufälligkeiten in meinem Leben, die freilich in meiner Phantasie große Bedeutung gewannen, in einen bestimmten Zustand versetzt wurde; ich verstand mich selber nicht, wurde schwermütig — und sieh, so entwickelte sich daraus eine Stimmung, und zwar gerade die, die ich für die jeweilige Arbeit und gerade für die Stelle, an der ich eben stand, brauchte. Es gab darum in meinem Schaffen auch nicht den mindesten Aufenthalt; was ich brauchte, war immer bei der Hand, eben auf den Augenblick, wo ich es brauchte. Meine ganze Arbeit hat in gewissem Sinn den ununterbrochenen, gleichmäßigen Fortgang gehabt, als ob ich weiter nichts zu thun hätte, als jeden Tag ein bestimmtes Stück aus einem gedruckten Buch abzuschreiben.

Doch muß ich in diesem meinem Rechenschaftsbericht den Anteil der Vorsehung an meiner schriftstellerischen Thätigkeit noch genauer bestimmen. Wollte ich nämlich hingehen und sagen, ich habe vom ersten Augenblick an den Ueberblick über den ganzen dialektischen Bau meines schriftstellerischen Schaffens gehabt, oder ich habe in jedem Augenblick Schritt für Schritt in vorausgreifender Reflexion die Möglichkeiten so erschöpfend erwogen, daß die nachfolgende Reflexion mich nichts mehr gelehrt, mir nie zu verstehen gegeben hätte, daß ich zwar das Richtige gethan, aber selbst erst nachträglich das richtige Verständnis davon gewonnen habe: wollte ich so sagen, so wäre es eine Verleugnung Gottes und eine Unredlichkeit gegen ihn. Nein, um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich sagen: ich kann

das Ganze nicht verstehen, gerade weil ich das Ganze bis auf's Kleinste und Unbedeutendste verstehen kann; nicht verstehen kann ich aber, daß ich es jetzt verstehen kann und doch keineswegs sagen darf, daß ich im Augenblick des Beginns ein so genaues Verständnis gehabt hätte, und daß doch ich es bin, der das Ganze ausgeführt und jeden Schritt mit Reflexion gethan hat. Mit Geschwätz könnte man das leicht erklären; man sagt dann eben, was man auch wirklich von mir gesagt hat, ohne eine Vorstellung vom Ganzen meiner schriftstellerischen Thätigkeit zu haben, ich sei ein Reflexionsgenie. Aber gerade weil ich die Richtigkeit dessen erkenne, daß man mir Reflexion zuschreibt, eben darum muß ich auch bemerken, daß ich zu reflektiert bin, um nicht zu erkennen, daß mit dieser Zusammenstellung von Reflexion und Genie nichts erklärt ist; denn soweit einer Genialität hat, hat er nicht Reflexion und umgekehrt, da Reflexion gerade die Negation der Unmittelbarkeit ist.

Soll ich nun diesen Anteil der Vorsehung an meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit so bestimmt als möglich auf die Kategorie bringen, so ist dies der bezeichnendste oder entscheidendste Ausdruck: die Vorsehung hat mich erzogen, und die Erziehung hat ihren Wiederschein in dem Verlauf meines schriftstellerischen Schaffens. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Darstellung im Vorangehenden nicht ganz wahr, wonach die ganze ästhetische Schriftstellerei ein Betrug wäre; denn dieser Ausdruck räumt meinem Bewußtsein etwas zu viel ein. Indes ist der Ausdruck doch auch nicht ganz unwahr, denn ich hatte während der Erziehung, und zwar von Anfang an, ein Bewußtsein davon. Der Verlauf ist der: eine dichterische und philosophische Natur wird beiseite geschafft, damit der Mensch zum Christen werden kann. Das Ungewöhnliche aber ist, daß die Bewegung gleichzeitig beginnt und daher der Prozeß ein bewußter ist; man bekommt den Hergang zu sehen; es liegt zwischen den beiden Stadien keine Reihe von Jahren. So sind freilich die ästhetischen Schriften ein Betrug, doch andererseits eine notwendige Ausleerung. Das Religiöse ist bereits vom ersten Augenblick an entscheidend zur Stelle; es hat entschieden die Uebermacht, wartet aber geduldig ein wenig, daß der Dichter sich ausreden kann, und wacht dabei andererseits mit Argusaugen darüber, daß es vom Dichter nicht betrogen werde und das Ganze ein Dichter bleibe.*)

*) Daß „der Dichter" fortmuß, hat auch schon in „Entweder — Oder" seinen Ausdruck gefunden, wiewohl natürlich das, daß man vom „Dichter"

Nach meiner Meinung zeigt sich die Bedeutung, die meine schriftstellerische Thätigkeit für die Zeit hat, von diesem Gesichtspunkt aus am besten. Unserer Zeit fehlt, wenn ich mein Urteil über sie in einem Wort aussprechen soll, die religiöse Erziehung. Ein Christ zu werden und zu sein ist zur Trivialität geworden, das Aesthetische hat offen die Oberhand; weil ja jeder schon Christ ist, so ist man weiter gegangen und dadurch auf ein durch einen Zusatz von Christentum raffiniertes ästhetisches und intellektuelles Heidentum zurückgekommen; den Meisten in der Christenheit ist die Aufgabe zu stellen: „gehet weg vom ‚Dichter'; pfleget nicht länger den Umgang mit seinen Gestalten; hört auf, euer Leben in dem zu haben, was er euch vorträgt; gehet weg von der Spekulation; gebet den phantastischen und zugleich unmöglichen Versuch auf, euer Leben darin zu haben, daß ihr über das Dasein spekuliert, anstatt in ihm zu existieren: werdet Christen." Die erste Bewegung, „weg vom Dichter", vollzieht in meiner schriftstellerischen Thätigkeit als Ganzem die Reihe der ästhetischen Schriften; die zweite Bewegung vollzieht die Abschließende Nachschrift. Indem sie nämlich die ganze ästhetische Schriftstellerei in sich hineinzieht und für sich redigiert, um an derselben ihr Problem zu beleuchten („wie man Christ wird"), macht sie dieselbe Bewegung in einer andern Sphäre: von der Spekulation, dem System u. s. w. weg, damit man Christ wird. Also ist mit einem Wort die Bewegung in meiner Schriftstellerei die: **zurück;** und wiewohl das Ganze ohne „Autorität" vorgetragen wird, so liegt doch in der Tonart etwas vom Gebaren eines Dienstmanns, der bei einem Auflauf ruft: „zurück!" Daher sagt auch mehr als einer der Pseudonymen von sich selbst, er sei ein Dienstmann, ein Aufsichtsbeamter.

Und nun ich, der Verfasser, welche Stellung habe nach meinem Urteil ich zur Zeit? Bin ich vielleicht der „Apostel"? Abscheulich, zu einem solchen Gedanken habe ich nie Anlaß gegeben; ich bin ein armer, geringer Mensch. Bin ich denn der Lehrer, der Erzieher? Nein, auch das nicht. Ich bin einer, der selbst erzogen wurde; oder, wenn meine schriftstellerische Thätigkeit ausdrückt, wie

---

weg- oder zurückgehen soll, als integrierende Idee meiner ganzen Schriftstellerei einen viel tieferen Sinn hat, als der zweite Teil von „Entweder — Oder" nachweisen konnte. Daß es sich mit „Entweder — Oder" so verhält, ist bereits in der Abschließenden Nachschrift (S. 228 f) bemerkt; ja der Uebergang, der in „Entweder — Oder" vollzogen wird, ist eigentlich der: von einer Dichterexistenz zu einer ethischen Existenz

man zum Christen erzogen wird, so sage ich: wenn und je nachdem die Erziehung auf mich drückt, drücke ich wieder auf die Zeit; aber Lehrer bin ich nicht, nur Mitschüler.

Um den Anteil der Vorsehung an meiner schriftstellerischen Thätigkeit noch weiter zu beleuchten, muß ich eine Erklärung (soweit mir eine solche zu Gebot steht) davon geben, wie es kam, daß ich Schriftsteller wurde.

Ueber meine vita ante acta (d. h. die Zeit von meiner Kindheit an, bis ich Schriftsteller wurde) kann ich mich hier nicht weiter verbreiten, so merkwürdig es für mich auch ist, wie ich von meiner frühesten Kindheit an und Schritt für Schritt in meiner ganzen Entwicklung gerade für die Art Schriftstellerei vorbereitet wurde, die ich später ausübte. Muß ich um des Folgenden willen gleichwohl ein paar Züge geben, so thue ich es mit Schüchternheit, wie es jedem geht, wenn er rein persönlich von sich selbst reden soll.

Von Kind auf war ich unter dem Bann einer ungeheuern Schwermut, deren Tiefe ihren einzig wahren Ausdruck in der mir vergönnten, ebenso ungeheuren Fertigkeit findet, dieselbe unter scheinbarer Munterkeit und Lebensluſt zu verdecken. Von jeher fand ich (soweit überhaupt meine Erinnerung zurückreicht) darin meine einzige Freude, daß niemand entdecken konnte, wie unglücklich ich mich fühlte. Dabei deutete ja die genaue Proportion zwischen der Schwermut und Verstellungskunst darauf hin, daß ich auf mich selbst und auf das Gottesverhältnis angewiesen war. — Als Kind wurde ich streng und ernstlich im Christentum erzogen, menschlich geredet, unsinnig erzogen: an Eindrücken, worunter der schwermütige Greis, der sie auf mich legte, selbst erlag, hatte ich mich schon in frühester Jugend verhoben. Ich war ein Kind, dem unsinnigerweise die Rolle eines schwermütigen Greises zugemutet wurde. Schrecklich! Was Wunder da, wenn mir das Christentum zu Zeiten als die unmenschlichste Grausamkeit vorkam, wiewohl ich nie (auch als ich ihm am fernsten stand) die Ehrerbietung vor ihm verlor und (besonders für den Fall, daß ich mich selbst nicht für das Christentum entscheiden sollte) fest entschlossen war, nie jemanden in die Schwierigkeiten einzuweihen, die ich kannte, von denen ich aber nie gelesen oder gehört hatte. Niemals aber habe ich mit dem Christentum gebrochen oder

es aufgegeben; einen Angriff auf dasselbe zu machen kam mir nie in den Sinn, — vielmehr war ich, sobald überhaupt von der Anwendung meiner Kräfte die Rede sein konnte, fest entschlossen, zu seiner Verteidigung oder jedenfalls zur Darstellung desselben in seiner wahren Gestalt alles aufzubieten. Denn schon sehr bald konnte ich, dank meiner Erziehung, die Ueberzeugung gewinnen, wie selten das Christentum in seiner wahren Gestalt dargestellt wird, wie gar oft die, welche es verteidigen, zum Verräter an ihm werden, und wie selten die Angriffe es eigentlich treffen, während sie dagegen (das ist noch jetzt meine Anschauung) die bestehende Christenheit oft äußerst sicher treffen, die wohl am ehesten die Karikatur des wahren Christentums heißen sollte oder ein ungeheures Quantum Mißverständnis, Sinnestäuschung und dergl. mit einer spärlich kleinen Dosis wahren Christentums versetzt. — So liebte ich das Christentum in gewisser Weise; es war mir ehrwürdig, obgleich es mich freilich, menschlich geredet, höchst unglücklich gemacht hatte. Das hing mit meinem Verhältnis zu meinem Vater zusammen, dem Menschen, den ich am höchsten geliebt habe — und was will das sagen? Dazu gehört gerade, daß er mich unglücklich gemacht hat — aber aus Liebe. Sein Fehler lag nicht im Mangel an Liebe, aber er nahm ein Kind für einen Greisen. Daß man den liebt, der einen glücklich macht, ist für die Reflexion ein mangelhafter Begriff von Liebe; liebe ich den, der mich böswillig unglücklich machte, so ist das Tugend; aber den zu lieben, der aus Liebe, also infolge eines Mißverständnisses, aber wirklich aus Liebe mich unglücklich machte: das ist die meines Wissens bis jetzt nie beschriebene, aber normale Formel der Reflexion für die Liebe.

So trat ich ins Leben hinaus, durch Geistesgaben und äußere Verhältnisse auf jede Weise begünstigt; es war und wurde alles gethan, um meinen Geist so reich als möglich zu entwickeln. In gewissem Sinne zuversichtlich, doch mit entschiedener Sympathie und Vorliebe für das Leiden und alles in irgend einer Weise Unterdrückte und Leidende, mit einer fast dummdreist stolzen Haltung, trat ich ins Leben hinaus; keinen Augenblick meines Lebens war ich von dem Glauben verlassen: man kann, was man will — nur eines nicht, sonst unbedingt alles, das eine aber nicht: die Schwermut heben, in deren Bann ich war. Niemals (andere mögen das wohl für Einbildung halten, was für mich doch Wahrheit war und ebenso wahr wie das Nächstfolgende, was andere wieder für eine Einbildung halten werden) — niemals ist mir der Gedanke gekom-

ien, daß zu meiner Zeit jemand lebte oder geboren würde, der
ir überlegen wäre — und in meinem Innersten war ich mir selbst
er elendeste von allen; und niemals ist mir in den Sinn gekommen,
aß ich nicht auch das Dummdreisteste siegreich vollbringen könnte
– nur eines nicht, sonst unbedingt alles, aber das eine nicht: dieser
chwermut Herr zu werden, von deren Druck ich kaum einen Tag
anz frei gewesen bin. Indessen ist das doch so zu verstehen, daß
h frühzeitig dieses Siegen im Sinne der Unendlichkeit verstand
nd in den Gedanken eingeweiht war, daß es im endlichen Sinne
n Leiden sein werde. So stimmte das wieder mit meinem inner-
en, schwermütigen Gedanken, daß ich eigentlich im endlichen Sinn
nichts tauge. — Was mich, den so unglücklich, so qualvoll Ge-
ngenen, mit meinem Schicksal und mit meinem Leiden versöhnte,
as war die mir beschiedene unbegrenzte Freiheit, mich verstellen zu
innen: ich hatte und erhielt die Erlaubnis, mit meinem Schmerz
nbedingt allein zu sein. Freilich, das versteht sich, es blieb immer
och genug übrig, um mich bei mir selbst meines sonstigen Könnens
enig froh werden zu lassen. — Unter diesen beiden Voraussetzungen
ines solchen Schmerzes und solcher Verstecktheit) ist es Sache der
dividuellen Besonderheit, welcher Seite der Mensch sich zuwendet,
) er zur Aeußerung und Befriedigung dieser einsamen, inneren
ual dämonisch die Menschen haßt und Gott verflucht, oder gerade
ngekehrt. Dieses letztere war bei mir der Fall. Soweit mein
rinnern zurückreicht, war ich mit mir selbst über das eine im rei-
n, daß für mich bei andern kein Trost noch Hilfe zu suchen sei;
tt von dem Vielen, das mir sonst vergönnt war, als Mensch
ch dem Tod verlangend, als Geist das längste Leben wünschend,
tte ich in schwermütiger Liebe zu den Menschen den Gedanken,
nen behilflich zu sein, Trost für sie zu finden, vor allem Klarheit
Denken und besonders Klarheit über das Christentum. Sehr weit
icht in meiner Erinnerung der Gedanke zurück, daß in jeder
eneration zwei oder drei sind, die an die andern geopfert wer-
n, in schrecklichen Leiden entdecken sollen, was den andern zugut
mmt: so verstand ich schwermütig mich selbst, daß ich dazu aus-
sehen sei.

So ging ich dahin im Leben — in allen möglichen Lebensge-
ß eingeweiht, ohne eigentlich je zu genießen; je schwerer vielmehr
r Druck meiner Schwermut war, desto mehr suchte und fand ich
eine Lust in der Bemühung, den Schein des Genusses zu erwecken
– so ging ich dahin im Verkehr mit allen möglichen Menschen.

Daß ich aber jemand zum Vertrauten gehabt hätte, ist mir nie eingefallen, so wenig als es wohl je einem einfiel, daß er mein Vertrauter wäre. Ich wurde, was ich werden mußte, Beobachter; wurde als solcher und als Geist durch solch ein Leben außerordentlich mit Erfahrungen bereichert; bekam jenen umfassenden Inbegriff von Genüssen, Leidenschaften, Stimmungen, Gefühlen u. s. w. ganz in der Nähe zu sehen; erwarb mir eine Gewandtheit, einen Menschen innen und außen zu studieren und ihn nachzuahmen; meine Phantasie und meine Dialektik hatte stets Stoff genug zu bearbeiten und Zeit genug, um frei von aller Geschäftigkeit müßig zu schweifen; lange habe ich alle Zeit ganz auf dialektische Uebungen mit Zusatz von Phantasie verwendet, um so mich auf meinem Geist zu versuchen, wie man ein Instrument stimmt: aber ich lebte eigentlich nicht. — Ich tummelte mich im Leben und wurde von sehr vielen, von den verschiedenartigsten Versuchungen umgetrieben, geriet leider auch in Verirrungen, ja auch auf den Weg des Verderbens, so daß ich mit 25 Jahren mir selbst eine rätselhaft entwickelte, außerordentliche Möglichkeit war, die ich trotz der eminentesten Reflexion, die womöglich alles verstand, in ihrer Bedeutung und Bestimmung nicht verstehen konnte. Nur eines verstand ich, daß Buße die richtigste Anwendung war, die ich von meinem Leben machen konnte. Aber gelebt hatte ich eigentlich nicht, außer als Geist; Mensch war ich nicht gewesen, am allerwenigsten Kind und Jüngling.

Da starb mein Vater. Die mächtigen religiösen Eindrücke meiner Kindheit gewannen in idealisierter, milderer Gestalt von neuem Macht über mich; nunmehr soviel älter geworden, paßte ich jetzt auch besser für meine Erziehung, deren Unglück eben das war, daß sie mir erst in einem Alter von 40 Jahren recht zugute kommen wird. Denn ich war einmal nicht Mensch; das war von Geburt an mein Unglück, und dieses Unglück wurde durch meine Erziehung erst vollständig. Wenn man aber Kind ist — und die andern Kinder spielen, scherzen, oder was sie sonst thun; ach, und wenn man Jüngling ist — und die andern Jünglinge lieben, tanzen, oder was sie sonst thun: da Geist zu sein, obgleich man Kind und Jüngling ist — fürchterliche Qual, noch fürchterlicher, wenn man mit Hilfe seiner Phantasie das Kunststück versteht, auszusehen, als wäre man der Jugendlichste von allen. Dieses Unglück ist aber im vierzigsten Jahre bereits geringer und ist in der Ewigkeit nicht mehr vorhanden. Ich habe keine Unmittelbarkeit gehabt und habe darum, einfach menschlich verstanden, nicht gelebt; mit Reflexion habe ich begonnen

und nicht erſt ſpäter ein wenig Reflexion geſammelt; ich bin eigentlich lauter Reflexion von Anfang bis zuletzt. In den beiden Perioden der Unmittelbarkeit, als Kind und Jüngling, habe ich, um einen Ausweg nicht verlegen, wie das die Reflexion nie iſt, mich mit einer Imitation beholfen und, über die mir vergönnte Gabe ſelbſt noch nicht klar, den Schmerz durchgelitten, nicht wie die andern zu ſein, für was ich natürlich damals alles gegeben hätte, wenn ich es auch nur auf kurze Zeit hätte ſein dürfen. Ein Geiſt kann ſich trefflich darein finden, nicht zu ſein wie die andern, ja, das iſt gerade des Geiſtes negative Beſtimmung; aber Kindheit und Jünglingsalter leben das Leben der Art, des Geſchlechts, und empfinden es eben deshalb als größte Qual, in dieſer Zeit nicht zu ſein wie die andern oder, wie z. B. ich, durch eine ſonderbare Umkehrung mit der Exiſtenz als Geiſt zu beginnen, welche in jeder Generation nur einige ſchließlich, die meiſten aber nie erreichen, da ſie nur die Momente der ſeeliſch-leiblichen Syntheſe durchleben. Dafür habe ich jetzt aber auch in einem ganz andern Sinn das Leben vor mir. Nichts iſt mir unbekannter und fremder als dieſes wehmütige Sehnen nach Kindheit und Jugend; ich danke meinem Gott, daß das überſtanden iſt, und fühle mich jetzt mit jedem Tag, den ich älter werde, glücklicher, aber ſelig doch nur in dem Gedanken an die Ewigkeit; denn die Zeitlichkeit iſt und wird nie das Element des Geiſtes, ſondern bildet in gewiſſem Sinne immer ſein Leiden.

Ein Beobachter wird bemerken, wie dialektiſch alles in Bewegung geſetzt war. Ich hatte einen Pfahl im Fleiſch, ſodann geiſtige Begabung (zumal Phantaſie und Dialektik) und Bildung im Ueberfluß, eine enorme Entwicklung der Beobachtungsgabe, eine in Wahrheit ſeltene chriſtliche Erziehung, eine ganz eigene dialektiſche Stellung zum Chriſtentum; erzogen war ich von Kind auf im Gehorſam, in abſolutem Gehorſam, ausgerüſtet mit dem faſt dummdreiſten Glauben, ich vermöge alles, außer dem einen, auch nur auf einen Tag ein freier Vogel zu werden oder mich dem Netze der Schwermut zu entwinden, worin eine andere Macht mich gefangen hielt; endlich war ich mir ſelbſt ein Büßender. Auf mich macht das nun den Eindruck, als hätte eine andere Macht dies vom erſten Augenblick an mit angeſehen und dabei wie etwa der Fiſcher vom Fiſche geſagt: „Laß ihn nur, es iſt noch zu früh zum Ziehen.“ Und verwunderlich! es geht auch das ſehr weit in meiner Erinnerung zurück, ohne daß ich doch zu ſagen weiß, wann ich damit begonnen habe oder wie mir ſo etwas in den Sinn kam: daß ich nämlich ſtets,

tagtäglich Gott bat, er möge mir Eifer und Geduld zu dem Werke geben, das er mir selbst anweisen würde.

So wurde ich Schriftsteller.

Vor dem Beginn meiner eigentlichen schriftstellerischen Thätigkeit liegt eine Begebenheit oder richtiger ein Faktum; denn eine Begebenheit wäre vermutlich nicht genug gewesen; darum war es ein Faktum, bei dem ich selbst ein Handelnder sein mußte. Eine nähere Aufklärung, worin jenes Faktum bestand, wie schrecklich dialektisch kombiniert, und andererseits wieder, wie ganz einfach es war und worin die Kollision eigentlich lag, kann ich nicht geben; ich bitte den Leser nur, nicht an Offenbarungen und dergl. zu denken, da für mich alles dialektisch ist. Dagegen will ich die Folgen jenes Faktums darstellen, soweit das meine schriftstellerische Thätigkeit beleuchten hilft. Es war ein Doppelfaktum. Wiewohl ich in einem andern Sinne viel gelebt hatte, hatte ich eigentlich, menschlich geredet, die Kindheit und Jugend übersprungen. Das mußte nach der Meinung der Vorsehung vermutlich hereingeholt werden. Für die Jugend, um die ich gekommen war, erhielt ich die Wiederholung der Jugend: ich wurde Dichter. Für mich aber bei meinen Voraussetzungen für das Religiöse, ja mit meiner entschiedenen Religiosität, wurde dasselbe Faktum zugleich eine religiöse Erweckung, wodurch ich mich selbst im entscheidendsten Sinne in dem Religiösen, in der Religion verstehen lernte, mit welcher ich schon früher als mit einer für mich in Betracht kommenden Möglichkeit ein Verhältnis gehabt hatte. Das Faktum machte mich zum Dichter. Wäre ich nicht der gewesen, der ich war, die Begebenheit dagegen und meine Handlungsweise in ihr so, wie sie wurden, so wäre es nicht zu weiterem gekommen; ich wäre Dichter geworden und dann vielleicht im Verlauf mancher Jahre dem Religiösen näher gerückt. Bei meiner vorhandenen religiösen Entwicklung aber griff das Faktum viel tiefer und vernichtete gewissermaßen in religiöser Ungeduld den Dichter, der ich geworden wäre, oder jedenfalls kam ich so ganz gleichzeitig dazu, in einem Nu an zwei Orten einzusetzen. Dabei war mir der Dichter eigentlich etwas Fremdes, etwas, das ich durch ein anderes geworden war; die religiöse Erweckung dagegen war mir zwar gewiß nicht durch mich selbst, aber in Gemäßheit meines Selbst geworden. Das heißt: in „dem Dichter“ erkannte ich in tieferem Sinne nicht mich selbst wieder, wohl aber in der religiösen Erweckung.

Hiernach kann sich der Leser leicht die Duplizität in meiner schriftstellerischen Wirksamkeit erklären, nur muß er beachten, daß diese zugleich in das Bewußtsein des Schriftstellers aufgenommen wurde. Was war da zu thun? Ja, das Dichterische mußte ausgeleert werden, anders ging es nicht. Das Religiöse aber hatte das ganze ästhetische Schaffen mit Beschlag belegt; es fand sich in diese Ausleerung, trieb aber immer fort an, als wollte es sagen: bist du noch nicht bald fertig?*) Während der Produktion seiner dichterischen Werke lebte der Verfasser in entscheidenden religiösen Bestimmungen.**)

---

*) Nun wird man vielleicht auf das aufmerksam werden, was ich selbst frühzeitig als das Unglück (menschlich geredet) meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit erkannte: sie ist zu großartig, sie paßt in keinen Augenblick der Wirklichkeit hinein, teils wegen der ungeheuren Hast, womit gearbeitet wurde, teils weil sie eine so entscheidende Entwicklung, wie die vom Aesthetischen zum Religiösen, zum Christlichen, zurücklegt. Bei „Entweder — Oder" als der Erstlingsschrift war das noch verdeckt; es war noch kein Maßstab gegeben und die Duplizität noch nicht gesetzt. Man sah in „Entweder — Oder" die Frucht mehrjähriger Arbeit. Das half; diese Sinnestäuschung, neben manchem anderen, half „Entweder — Oder". Deshalb, d. h. mit Hilfe der Sinnestäuschung, konnte das Publikum den großen Fleiß bemerken, der auf das Stilistische verwendet war — obgleich doch „Entweder — Oder" buchstäblich in kürzester Zeit geschrieben und auf seinen Stil vielleicht am wenigsten Fleiß verwendet ist. Aber das versteht sich, das Publikum konnte auch sehen, daß der erste Teil von „Entweder — Oder" vielleicht mehrere Jahre vor dem zweiten geschrieben war — und doch ist im Gegenteil gerade der zweite Teil vor dem ersten geschrieben. So mit „Entweder — Oder". Als dann aber die Täuschung unmöglich gemacht und der Maßstab gegeben war, da sah man, daß alles nur hingeworfenes Zeug war, auf das man sich nicht einlassen konnte — natürlich, zu der Arbeit, die ich in 5 Jahren vollendete, hätte ich der Ordnung nach 15 brauchen sollen. — Man wird es nun vielleicht auch verstehen und mir darin recht geben, daß ich keine Rezension wünschte, weil ich eine auf das Wesentliche eingehende Würdigung nicht erwarten durfte; wie konnte ich auch in dem kleinen Lande auf einen Zeitgenossen rechnen, der die Bedingungen und zugleich die Zeit gehabt hätte, um eine so schlau bewußte Produktivität zu überschauen? — und direkte Mitteilung durfte ich niemand geben, da ich das Schweigen als meine religiöse Pflicht erkannt hatte. Oder ist es wohl jemand, der „Entweder — Oder" zu Gesicht bekam, wirklich einen einzigen Augenblick in den Sinn gekommen, daß er da einen religiösen Schriftsteller vor sich habe, oder daß er durch meine Schriften im Laufe von 2—3 Jahren in eine Auseinandersetzung mit den entscheidendsten christlichen Anschauungen sollte verflochten werden?

**) Man wird hier sehen, was die „Pseudonyme" zu bedeuten haben,

In gewissem Sinne war es gar nicht mein Gedanke, religiöser Schriftsteller zu werden. Ich gedachte so rasch als möglich das Dichterische auszuleeren — und dann hinaus auf eine Landpfarrei. Nach diesem Kurs wollte ich steuern. Mich mutete die ganze dichterische Produktion fremd an, aber ich konnte nicht anders. Wie gesagt, mein Gedanke war ursprünglich nicht, religiöser Schriftsteller zu werden. Der jähe Uebergang hinaus auf eine Landpfarrei schien mir der schärfste Ausdruck dafür zu sein, daß ich religiöses Subjekt und die Pseudonyme mir fremd seien.

Indessen war der Drang der Produktivität in mir so groß, daß ich nicht anders konnte; ich ließ die zwei erbaulichen Reden erscheinen, und ich fand mich im Einverständnis mit der Vorsehung. Es wurde der dichterischen Produktion wieder eine Zeit eingeräumt, aber stets unter der Kontrolle des Religiösen, das ungeduldig wartete und gleichsam sagte: „bist du nicht bald fertig?" — und ich verstand mich selbst darin, das Religiöse dadurch zu befriedigen, daß ich religiöser Schriftsteller wurde.

Die Vorsehung hatte mich nun einmal gebunden; ich bin vielleicht als verdächtige Person auf schmale Kost gesetzt worden. Ich bin so zu leben gewohnt, daß ich mir höchstens noch ein Jahr in Rechnung nehme; mitunter, nicht selten lebe ich, wenn die Spannung recht stark sein soll, auf acht, ja auf eines Tages Sicht. Und Gewalt hatte die Vorsehung in jeder Hinsicht über mich. Mein ästhetisches Schaffen konnte mich nicht in der Weise vom Kurs abbringen, daß ich schließlich selbst mein Leben im Aesthetischen gehabt hätte. Jener Pfahl im Fleisch hätte mir das verwehrt, auch wenn das Religiöse nicht im Hintergrund gewesen wäre. Und mein religiöses Schaffen konnte mich nicht zur Ueberhebung verleiten, da mich die Vorsehung durch das Bewußtsein großer Verschuldung im Zügel hielt.

Und nun komme ich auf einen Ausdruck, den ich von mir als Schriftsteller im Selbstgespräch über mich zu gebrauchen pflege, einen Ausdruck, der zugleich den inversen Gang meiner ganzen Schriftstellerei (daß ich nicht mit der Bestimmung des Ziels den Anfang machte) und meine Eigenschaft als Beobachter und mein eigenes

---

und warum ich alle ästhetischen Schriften Pseudonymen zuschreiben mußte. Ich hatte mein eigenes Leben in ganz anderen Kategorien und erkannte von Anfang an in diesen Arbeiten etwas Interimistisches, einen Betrug, eine notwendige Ausleerung.

bewußtes Bedürfnis nach Erziehung charakterisiert: daß ich nämlich gleichsam als Spion in höherem Dienste, im Dienste der Idee stehe und als solcher auf dem Gebiete der Intellektualität und Religiosität Umschau zu halten und auszuspionieren habe, wie sich mit dem Erkennen das „Existieren" und mit dem Christentum die „Christenheit" reimt. Denn ich habe ja nichts Neues zu verkündigen, ich bin ohne Autorität, gehe, selbst in einen Betrug gehüllt, nicht direkt, sondern indirekt, hinterlistig zu Werk, bin kein heiliger Mann; kurz, ich bin wie ein Spion, der selbst der strengsten Aufsicht unterstellt ist, während er durch die Ausspionierung aller Mißlichkeiten, Sinnestäuschungen und verdächtigen Erscheinungen Aufsicht führt. Sieh, die Polizei braucht ja auch derlei Leute; ohne dazu gerade solche zu nehmen, deren Leben immer das rechtschaffenste war, sieht sie vielmehr nur darauf, daß sie geriebene, listige, intrigante, verschmitzte Köpfe bekommt, die alles ausschnüffeln, überall eine Spur finden und alles aufdecken können. So hat die Polizei auch nichts dagegen, wenn sie so einen durch sein früheres Leben in der Hand hat und ihn so zwingen kann, sich unbedingt in alles zu finden, zu gehorchen und kein Aufheben von seiner Person zu machen. So ist es auch mit der Vorsehung [Regierung]; nur ist zwischen ihr und der weltlichen Polizei der unendliche Unterschied, daß die Vorsehung [Regierung] als die erbarmende Liebe solch einen Menschen aus Liebe verwendet, ihn rettet und erzieht, während er alle seine Klugheit braucht, und daß auch diese hiebei geheiligt und geweiht wird. Als der Erziehung selbst bedürftig, weiß ein solcher Mensch sich zu dem unbedingtesten Gehorsam verpflichtet. Ganz gewiß kann Gott von jedem Menschen unbedingt alles fordern und verlangen, daß er sich unbedingt in alles finde; ebenso gewiß aber kann das Bewußtsein früherer Verirrungen die Hurtigkeit und Willigkeit in dieser Hinsicht bedeutend fördern.*)

---

*) Wollte einer sagen: „Ist es wirklich so, wie du meinst, bist du wirklich gleichsam ein Spion, so ist ja deine ganze Thätigkeit als Schriftsteller eine Art misanthropische Verräterei, ein Verbrechen gegen die menschliche Existenz" — so würde ich erwidern: Da hast du eine ganz scharfsinnige Bemerkung gemacht; allerdings, es ist ein Verbrechen, das nämlich, daß ich Gott *christlich* geliebt habe. Ich habe nie auch nur den kleinsten Bruchteil der mir vergönnten Kräfte darauf verwendet, um dem Ausdruck zu geben (das wäre dann vielleicht Liebe zu den Menschen gewesen), daß die Welt gut sei, das Wahre liebe, das Gute wolle; daß Wahrheit sei, was die Zeit fordere, daß der Zeitgeist das Wahre sei oder wohl gar Gott, und daher die sittliche Aufgabe (goethisch-hege-

Das ist aber doch wohl offenbar, daß das Christentum sich in Reflexion und Klugheit verlaufen hat. Unmittelbares Pathos, selbst Aufopferung des Lebens in unmittelbarem Pathos, hilft nicht; man verfügt über zu viel Reflexion und Klugheit, um nicht die ganze Bedeutung desselben zersetzen zu können. Selbst ein Märtyrer müßte in unserer Zeit Reflexion haben, um Nutzen zu schaffen, um die Zeit so an sich festlaufen zu lassen, daß sie wirklich hängen bliebe, indem sie ihn tötete — damit es dann zur Erweckung kommen könnte.

Meine schriftstellerische Thätigkeit, wie ich mich in ihr verstehe, macht die Sinnestäuschung mit der Christenheit offenbar und schafft den Blick dafür, daß man erst Christ werde. Ob es einen so hohen Grad von Religiosität giebt, daß meine ganze ästhetische Schriftstellerei von ihr aus als eine Schuld betrachtet werden muß, die zu bereuen ist, nicht als eine notwendige Ausleerung, als heiliger Betrug, das weiß ich nicht; ich selbst habe die Sache nie so verstanden, und es wird kaum jemand auf diesen Gedanken verfallen sein, ehe ich ihn selbst hier aussprach. Da aber bei mir alles Reflexion ist, so ist mir natürlich auch dieser Gedanke nicht entgangen. Ich kann ihn mir als Einwendung eines Menschen denken, der von der Pflicht, die Wahrheit zu sagen, eine skrupulöse und kleinliche Vorstellung hat, die konsequenterweise dazu nötigte, aus Furcht vor

---

lisch) darin bestehe, seine Zeit zu befriedigen. Im Gegenteil, ich wollte ausdrücken, daß die Welt, wo nicht schlecht, doch mittelmäßig ist; daß die „Forderung der Zeit" stets Eitelkeit und Thorheit ist; daß die Wahrheit in den Augen der Welt eine lächerliche Uebertreibung oder eine Unnot ist, die nur einem Sonderling einfallen kann; daß das Gute leiden muß. Ich wollte ausdrücken, daß es ein heidnisches Mißverständnis ist, die Existenz des Menschen und gar das Ideal derselben unter der Kategorie zu betrachten, daß der Mensch nur Produkt und Glied des „Geschlechtes" sei, da doch das Genus Mensch nicht bloß durch die Vorzüge der Art von einer Tierart sich unterscheidet, sondern durch dieses Menschliche, daß jeder Einzelne (nicht ein einzelner Ausgezeichneter, sondern jedweder Einzelne) im Geschlecht mehr ist als das Geschlecht, und zwar kraft des Gottesverhältnisses und kraft des Christentums, dessen Kategorie gerade der von einer hochgeehrten, christlichen Gegenwart als Sonderbarkeit verlachte Einzelne ist, weil ein Verhältnis zu Gott etwas viel Höheres ist als das Verhältnis zum Menschengeschlecht oder als ein erst durch das Menschengeschlecht vermitteltes Verhältnis zu Gott. Das ist es, was ich habe ausdrücken wollen. Ich habe dabei nicht deklamiert noch gedonnert, nicht doziert, sondern offenbar gemacht, daß es auch heutzutage so steht, daß es mit dem Guten und Wahren, mit der Zeit und unserer Zeit traurig und verwirrt

der Möglichkeit einer unwahren Aussage ganz zu verstummen, und, mit absoluter Konsequenz durchgeführt, auch das Schweigen unmöglich machte, da auch dieses unwahr sein kann, sodaß man schließlich bei dem Satz anlangte: „thue es oder thu' es nicht, schweige oder rede, es ist gleich schlimm". Allein solche Aengstlichkeit bis zum Wahnwitz hat keinen Anspruch, ein höherer Grad von Religiosität zu sein. Die teleologische Suspension der Wahrheit bei der Mitteilung derselben (daß man vorläufig etwas verschweigt, damit das Wahre nur um so wahrer werde) ist geradezu Pflicht gegen die Wahrheit und in die Verantwortung eingeschlossen, die ein Mensch für die ihm vergönnte Reflexion vor Gott ablegen muß.

Während ich mit dem innerlichen Leiden, das mit dem Christwerden verbunden ist, wohl vertraut und streng darin erzogen war, wäre mir die andere Seite der Sache fast entgangen. Hier half die Vorsehung und zwar so, daß die Folge dessen, was ich that, mir und meiner Sache in Wahrheit zum Besten diente und ich (wenn man die geistige Begabung mit einem Saitenspiel vergleichen will) nicht nur nicht

---

bestellt ist; mit aller mir zu Gebot stehenden List und Verschlagenheit habe ich das offenbar machen wollen. Im Gegensatz zu der Betrachtungsweise und dem Leben, das nur menschlich und menschlich selbstgefällig die menschliche Existenz liebt und Gott verrät, habe ich das Verbrechen begangen, daß ich Gott liebte, und habe auf alle Weise, aber indirekt, als Spion, die Verräterei bloßzustellen gesucht. Angenommen, ich hätte über meine Gaben ganz frei verfügt (so daß also nicht eine andere Macht, falls ich nicht gutwillig folgte, mich jeden Augenblick hätte zwingen können), so hätte ich gleich vom ersten Augenblick an meine ganze schriftstellerische Thätigkeit dem Zeitgeist dienstbar machen können; ich hätte es in meiner Macht gehabt (wenn ich nicht zur Strafe für diesen Verrat vernichtet worden wäre), zu werden, was die Zeit forderte, und wäre dann goethisch-hegelisch ein Beweis weiter dafür geworden, daß die Welt gut ist, das Geschlecht das Wahre und die Gegenwart die Instanz, das Publikum der Erfinder und Beurteiler der Wahrheit u. s. w.; denn durch solche Verräterei hätte ich außerordentlich Glück in der Welt gemacht u. s. f. Statt dessen wurde ich (auch gezwungen) Spion. Etwas Verdienstliches liegt hierin nicht; meine Seligkeit baue ich darauf gewiß nicht. Aber ich empfinde doch eine kindliche Freude darüber, daß ich so gedient habe, während ich Gott diese meine ganze Wirksamkeit mit mehr Scham und Schüchternheit darbiete, als sie ein Kind empfindet, das seinen Eltern schenkt, was diese ihm geschenkt haben. Werden da wohl die Eltern, anstatt freundlich das Kind anzusehen und auf seine Idee einzugehen, daß das ein Geschenk sei, die Gabe dem Kinde abnehmen und grausam sagen: „das ist ja unser Eigentum"? So grausam ist auch Gott nicht, wenn man ihm als Gabe darbringt, was — sein eigen ist.

verſtimmt wurde, ſondern eine Saite mehr auf mein Inſtrument bekam, die Frucht der vollſtändigeren Erziehung in der chriſtlichen Exiſtenz. Denn als ich im entſcheidenden Augenblick vor Erſcheinen der „Abſchließenden Nachſchrift“ meine Exiſtenzverhältniſſe anders geſtaltete, da bekam ich Gelegenheit, die chriſtliche Wahrheit zu erleben, die man doch nie recht glaubt, ſo lange man ſie nicht erlebt hat: daß der Liebevolle gehaßt wird. Wahrlich, ich war jederzeit nichts weniger als vornehm: ſelbſt von geringer Herkunft, liebte ich den gemeinen Mann oder was man die niedere Klaſſe nennt; ich weiß, das habe ich gethan, denn darin fand ich ſchwermütig meine Freude, — und doch hat man gerade dieſe Leute auf mich gehetzt und ihnen beigebracht, ich ſei vornehm. Wäre ich wirklich vornehm geweſen, ſo wäre mir das nie begegnet. Sieh, das ſind gerade die chriſtlichen Proportionen; und ich erlebte dabei gerade ſo viel, um das Chriſtliche von dieſer Seite beleuchten zu können. Der Vorwurf, der vom bloß menſchlichen, nicht vom chriſtlichen Standpunkte aus gegen meine Lebensweiſe erhoben werden könnte, dürfte nur dahin lauten, daß ich nicht genug auf mich gehalten habe, nicht vornehm geweſen ſei, im Leichtſinn (d. h., chriſtlich verſtanden, aus Gottesfurcht) mit Ehre und Anſehen vor der Welt geſpielt und durch möglichſte Schwächung meines eigenen weltlichen Anſehens zugleich eine Schwächung des weltlichen Anſehens überhaupt veranlaßt habe. Ich würde es, wie ſchon geſagt, in der Ordnung finden, wenn die Vornehmen und Angeſehenen eben deshalb etwas ungünſtig gegen mich geſinnt geweſen wären, und ich anerkenne es umſomehr, daß gerade das Gegenteil der Fall war und noch iſt. Daß mir aber meine Lebensweiſe gerade bei dem gemeinen Mann Haß eingetragen hat und ich alſo dafür, daß ich nicht vornehm genug war, von dem gemeinen Mann, nicht von den Vornehmen, Angriffe zu erfahren hatte: das iſt Wahnwitz — und das ſind die chriſtlichen Proportionen.

* * *

Alſo: meine ganze ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit bewegt ſich darum wie man in der Chriſtenheit Chriſt wird; und daß ich, der Schriftſteller, ſelbſt, und zwar von Anfang an mit dem Bewußtſein davon, in der beſchriebenen Weiſe auferzogen wurde: das iſt der Ausdruck für den Anteil, den die Vorſehung an meiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit gehabt hat.

Epilog.

„Aber, was haſt du da gemacht?“ höre ich einen ſagen; „ſiehſt du denn nicht, was du durch dieſe Erklärung und Kundgebung in den Augen der Welt verloren haſt?“ Ja gewiß, das ſehe ich ſehr gut; ich verliere damit alles weltlich Intereſſante, deſſen Beſitz im Sinne des Chriſtentums für Schaden zu achten iſt. Ich verliere das Intereſſante, die berückende Verführungskunſt der Luſt zu verkünden, den Lebensgenuß, die frohe Botſchaft des raffinierteſten Lebensgenuſſes und den Uebermut des Spottes. Ich verliere das Intereſſante, eine intereſſante Möglichkeit zu ſein: ob der ebenſo begeiſterte und warme Vertreter des Ethiſchen nicht vielmehr doch entweder auf die eine oder auf die andere Weiſe das gerade Gegenteil ſei, da man (wie intereſſant!) von mir nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen wußte, was ich eigentlich ſei. Ich verliere das Intereſſante, ein Rätſel zu ſein: ob dieſe bis aufs Aeußerſte getriebene Verteidigung des Chriſtentums nicht etwa die liſtigſte Form des Angriffs ſei, die man erſinnen kann. Um all dies, was mich intereſſant machte, komme ich, und an ſeine Stelle tritt die nichts weniger als intereſſante direkte Mitteilung, daß es ſich um das Problem handelte und handelt, wie man Chriſt wird. Das Intereſſante habe ich in den Augen der Menge, der Welt verloren — wenn es anders dabei ſein Bewenden haben und man nicht gar darüber raſend werden wird, daß ein Menſch ſich ſolche Hinterliſt erlaubt hat.

Allerdings, es geht (chriſtlich verſtanden vorwärts) in gewiſſem Sinne rückwärts mit mir. Ich begann als Schriftſteller mit einer ungeheuren Force: im Stillen wurde ich faſt für einen Schurken angeſehen, galt aber eben deshalb für liebenswürdig und beſonders für ſo ungeheuer intereſſant und pikant. Das war nötig, um die „Menge“ der Chriſten etwas mit zu bekommen. Selbſt ein Heiliger dürfte ſich nicht von Anfang als ſolchen geben; er würde eben damit alles verſcherzen; denn in der Zeit der Reflexion, in der wir leben, pariert man ſofort, und auch ſein Tod richtet nichts aus. In der Sphäre der Reflexion muß alles umgekehrt gethan werden. So machte ichs. Damals ſtand ich am beſten mit der Menge der Menſchen, d. h. (denn wir leben in der Chriſtenheit, wo alle Chriſten ſind) mit der Menge, der ungeheuren Menge von Chriſten, mit allen Romanleſern und -Leſerinnen, den äſthetiſch Gebildeten, den Schöngeiſtern, die alle zugleich Chriſten ſind.

Das war der Anfang. Nach und nach, als ich dann weiter

vorrückte und jenes Publikum von Christen aufmerksam wurde oder Verdacht schöpfte, den seltsam verkehrten Verdacht, ich sei vielleicht doch nicht ganz so schlimm: da fiel das Publikum mehr und mehr ab; und ich begann so Schritt für Schritt unter die langweiligen Bestimmungen des Guten mich zu stellen — während ich, mit erbaulichen Reden nebenhergehend, meine Freude daran hatte, daß jener Einzelne, „den ich mit Freude und Dank meinen Leser nenne," mehr als einer, eine etwas größere Anzahl wurde, wenn auch ganz richtig kein Publikum. Und als ich dann in meinem Handeln ein klein wenig christliche Entschiedenheit anbrachte, mit einer That, die nach meiner Ueberzeugung für das kleine Dänemark eine wahre Wohlthat war und mich in meiner Todesstunde unbedingt freuen wird; als ich mich nämlich der sich erhebenden Pöbelhaftigkeit als Opfer entgegenwarf: da wurde ich vom Publikum für einen Narren und Sonderling angesehen und fast als ein Verbrecher beurteilt — nun natürlich, an dieser That war ja auch nicht das mindeste von Schurkerei und Büberei zu bemerken. Wie alles doch zusammenpaßt; ich glaube nicht, daß man von einem Spion mehr verlangen kann.

Und nun, nun bin ich denn gar nicht mehr interessant. Sollte das wirklich der Grundgedanke meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit sein, „wie man Christ wird" — wie langweilig! Und das „Tagebuch des Verführers", diese ungeheuer pikante Leistung*)! Nun, das gehörte auch zur Sache. Wollte mich jemand um mein rein ästhetisches Urteil über die ästhetischen Schriften befragen, so

---

*) Es ist psychologisch bedeutsam und vielleicht auch der Aufbewahrung wert, daß ein Gewisser, dessen Namen ich hier, um ihn mitzunehmen, einen Platz einräumen will, daß Herr P. L. Möller in dem „Tagebuch des Verführers" ganz richtig den Mittelpunkt meiner ganzen Schriftstellerei erkannte. Ich werde dadurch so lebhaft an das Motto zu den „Stadien auf dem Lebenswege" erinnert. Denn gerade diese Schrift ist es ja, die er vom Standpunkt des Tagebuchs aus überfiel, oder über welche er fiel. Dieses Motto habe ich daher seinerzeit auch in einem kleinen, abweisenden Artikel an ihn in Erinnerung gebracht; es wird aber hier vielleicht nicht unpassend wiederholt werden, da es als Epigramm an das ästhetische und kritische Verdienst erinnert, das sich Herr P. L. Möller um meine schriftstellerische Thätigkeit erworben hat: „Solche Werke sind Spiegel; wenn ein Affe hineinguckt, kann kein Apostel herausſehen."

[P. L. Möller, Mitarbeiter des „Korsaren", gab durch eine Kritik der „Stadien" in seinem „ästhetischen Jahrbuch", der „Gäa", S. K. die Veranlassung oder Gelegenheit, zu verlangen, daß er auch einmal „in den Korsaren komme"]

verhehle ich nicht, daß ich meine Leistung sehr wohl zu würdigen weiß, füge aber auch hinzu, daß eben der ästhetische Wert dieser Leistung für mich in tieferem Sinne eine Hinweisung darauf ist, wie unendlich wichtig die Entscheidung ist, daß man Christ wird. In der Sphäre der Unmittelbarkeit wird man ganz direkt Christ; dagegen wird die Wahrheit und Innerlichkeit des Reflexionsausdruckes beim Christwerden gerade daran gemessen, wie wertvoll dasjenige ist, was in der Reflexion weggeworfen wird. Denn man wird nicht durch Reflexion Christ; daß man aber in Reflexion Christ wird, schließt in sich, daß erst ein anderes abgeworfen werden muß: man reflektiert sich nicht in das Christentum hinein, aber aus anderem heraus, um Christ zu werden, und das gilt besonders in der Situation der Christenheit, wo man sich erst aus dem Schein, als wäre man schon Christ, herausreflektieren muß. Die Beschaffenheit dieses Anderen entscheidet über die Tiefe und Bedeutung der Reflexionsbewegung. Für diese ist gerade das bestimmend, daß man von weit her, und wie weit her man kommt, um Christ zu werden. Oder, bestimmend für sie ist die Schwierigkeit, die ja um so größer ist, je wertvoller und bedeutender das ist, was man dran giebt.

So meine ich der Sache des Christentums gedient zu haben, während ich selbst dabei auferzogen wurde. Er, an dem man bewundernd hinaufsah, fast als an dem Klügsten (dies war durch „Entweder — Oder" erreicht worden), er, der „Interessante", dem man willig den Ehrenplatz einräumte (dies war durch „Entweder — Oder" erreicht worden) — gerade er war dem Christentum zu Dienst verpflichtet und hatte sich diesem Dienste vom ersten Anfang jener pseudonymen Schriftstellerei an geweiht*); gerade er kämpfte in sich selbst und als Schriftsteller, um diesen einfältigen Gedanken hervor

*) Schon früher hatte ich gelobt, auch wenn ich selbst es nie dazu brächte, Christ zu werden, so wolle ich doch vor Gott alle meine Zeit und allen meinen Fleiß dafür aufbieten, wenigstens Klarheit über das Wesen des Christentums und über den Sitz der Verwirrung in der Christenheit zu schaffen, eine Arbeit, zu der ich mich im Grunde schon von frühester Jugend auf vorbereitet habe. Menschlich geredet war das gewiß ein hochherziger Entschluß. Allein das Christentum ist eine zu große Macht, um ohne weiteres den hochherzigen Entschluß eines Menschen benutzen zu wollen (der bei mir zudem zunächst dem Verhältnis zu meinem Vater entsprang); das Christentum oder die Vorsehung nahm sich daher die Freiheit, mir mein späteres Leben so anzulegen, daß der schon von Anfang an eigentlich ausgeschlossene Zweifel nie aufkommen konnte, ob ich das Christentum brauche, oder das Christentum mich.

zu ſtellen: wie man Chriſt werde. Der Weg geht nicht von dem Einfältigen zum Intereſſanten, ſondern vom Intereſſanten zu dem Einfältigen, daß man Chriſt wird, wo dann als „Wendepunkt“ in der ganzen Schriftſtellerei die „Abſchließende Nachſchrift“ liegt, die „das Problem“ ſetzt und durch indirektes Gefecht und ſokratiſche Dialektik ihrerſeits wieder „das Syſtem“ tödlich verwundet — von rückwärts, indem ſie gegen das Syſtem und die Spekulation dafür kämpft, daß „der Weg“ nicht vom Einfältigen zum Syſtem und zur Spekulation, ſondern von Syſtem und Spekulation zurück führt, daß man in Einfalt Chriſt wird; indem ſie alſo kämpft und durchhaut, daß man den Weg zurückfindet. Man hat alſo hier nicht einen früheren Aeſthetiker, der ſich ſpäter von der Welt abkehrt, ſondern einen Menſchen, der ſich entſchieden von der Welt und der Weisheit der Welt abgewendet hatte. Man muß freilich ſagen, daß er von der früheſten Zeit her ganz außerordentliche Vorausſetzungen hatte, um Chriſt zu werden; aber dieſe waren doch dialektiſch. Auch in dieſem Augenblick fühlt er kein Bedürfnis, weiter zu gehen als dazu, daß er Chriſt werde; mit ſeiner Vorſtellung von der Aufgabe und ſeinem Bewußtſein ſeiner großen Unvollkommenheit hat er nur das eine Bedürfnis, darin weiter zu gehen, daß er Chriſt werde.

Hat nun der wohlwollende Leſer dieſes Schriftchen aufmerkſam geleſen, ſo weiß er, was ich als Schriftſteller bin.*) So ſtelle ich mich ſelbſt dar; ſollte meine Zeit mich nicht verſtehen wollen, nun wohl, ſo gehöre ich der Geſchichte an, und ich weiß, daß ich in ihr meinen Platz finden werde und welchen ich finden werde. Demütig vor Gott weiß ich auch — und ich weiß zugleich, daß es meine Pflicht iſt, es gerade hier nicht zu verſchweigen, ſondern es herauszuſagen; denn ſind Stolz und Hochmut, die ſich etwas anmaßen, Gott ein Greuel, ſo nicht minder feige Menſchenfurcht, die in lügenhafter Beſcheidenheit ſich ſelbſt herunterſetzt — ich weiß auch, wer ich, menſchlich geredet (in der Vergangenheit — denn es ſteht ja in Gottes Macht, jeden Tag und noch heute es zu ändern), war, daß mir (in Bezug auf Genialität) das Außergewöhnliche vergönnt war.

Mit dieſem Schriftchen, das in dieſem Sinne ſelbſt auch der Vergangenheit angehört, ſchließe ich meine ganze frühere ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ab und gehe nun als ihr Schriftſteller (nicht

*) Denn daß ich ſelbſt eine rein perſönliche nähere Erklärung meiner Perſönlichkeit beſitze, iſt ja ganz in ſeiner Ordnung.

als Schriftsteller, sondern als ihr Schriftsteller) der Zukunft entgegen: wie sie zunächst werden wird, ich weiß es nicht; wie die darauffolgende, die geschichtliche werden wird, das weiß ich. Was ich aber in dieser Hinsicht auch weiß, es würde mich das doch nicht trösten, wenn ich nicht zwar mit Demut, ja in Reue, aber doch mit Glauben und Vertrauen der Zukunft entgegenginge, die am allernächsten und in jedem Augenblick gleich nahe ist, der Ewigkeit. Mag die Zeit, falls ich noch länger leben soll, mir alles rauben, mag die Folgezeit mir volle Genugthuung schaffen: was kann mir das doch eigentlich schaden oder nutzen? Wenn ich nur darauf bedacht bin, daß ich ein Abwesender bin, so schadet mir jenes nicht, und dieses nutzt mir nicht, da ich ja dann ein Abwesender geworden bin.

Schluß.

Weiter habe ich nichts zu sagen; nur will ich zum Schlusse noch einen andern reden lassen, meinen Dichter. Wenn er kommt, wird er mir einen Platz unter denen anweisen, die für eine Idee gelitten haben, und sagen:

„Das Martyrium, das dieser Schriftsteller litt, läßt sich ganz kurz so beschreiben: er war Genie in einer Kleinstadt. Der Maßstab, den er in Beziehung auf Begabung, Fleiß, Uneigennützigkeit, Aufopferung, die Absolutheit der Denkbestimmungen u. s. w. anlegte, war dem Durchschnitt seiner Zeitgenossen viel zu groß, schraubte den Preis zu schlimm in die Höhe und drückte ihren Preis zu sehr herunter, so daß fast der Schein erweckt wurde, als hätte die Kleinstadt und die Majorität in derselben nicht die absolute Herrschaft, als gäbe es gar einen Gott. So unterhielt man sich erst eine Zeitlang unter einander, man räsonnierte und räsonnierte darüber, warum er doch diese außerordentlichen Gaben bekommen haben, warum er unabhängig sein sollte und also so fleißig sein könnte, und warum er das dann wäre — darüber räsonnierte man so lange und ärgerte sich zugleich an der einen und andern Sonderbarkeit in seiner Lebensweise, die doch eigentlich nicht sonderbar war, sondern ganz sonderlich seinem Lebenszwecke dienen mußte, bis man als summa summarum fand: das macht sein Stolz; aus seinem Stolz läßt sich alles erklären. Darauf ging man weiter, vom Räsonnieren zum Handeln. Bei

seinem Stolze, hieß es, ist jeder versteckte Widerstand, jede Frechheit und jede Mißhandlung ihm gegenüber nicht allein zulässig, sondern geradezu Pflicht gegen Gott; es ist ja sein Stolz, der gestraft wird. O unschätzbare Kleinstadt, wie heilig wirst du, wenn es zugleich für Gottesdienst gelten kann, durch jegliche Art von Mißgunst, Roheit und Pöbelhaftigkeit sein gemeines Gelüste befriedigen zu dürfen! Wie stand es nun aber mit seinem „Stolz"? Lag etwa der Stolz in den großen Gaben? Das wäre ja, wie wenn man der Goldammer vorwürfe, sie trage aus Stolz ihren goldenen Schmuck. Oder war es Stolz, daß er so fleißig war? Wenn ein sehr streng erzogenes Kind in der Schule mit andern zusammen arbeitete, wäre es dann nicht wunderlich, ihm seinen Fleiß für Stolz auszulegen, selbst wenn die andern es ihm wirklich nicht gleichthun könnten? Doch kommt ein solcher Fall wohl selten vor; denn dann versetzt man das Kind in eine höhere Klasse. Aber leider, wenn einer durch seine Entwicklung in mancher Beziehung in die Klasse der Ewigkeit gehören würde — es giebt hier eben nur eine Klasse, die der Zeitlichkeit, und in dieser muß er vielleicht lange verbleiben.

„Dies war sein Martyrium. Dafür sehe nun aber auch ich, sein Dichter, das Epigramm, die Satire, nicht die eine und andere, welche er schrieb, sondern die, welche sein ganzes Leben war. Er konnte ja freilich mit allen den vielen ‚wirklichen' Menschen auf keine Weise den Vergleich aushalten, besonders wenn nach ‚den Beinen' nicht etwa der Wert eines Tieres, sondern die Würde des Menschen bemessen werden soll;*) nun aber modern ihre Beine gleich den seinen im Grabe; nun ist er in der Ewigkeit angekommen, wo (in parenthesi bemerkt) die Dünne oder Dicke der Beine nicht den Ausschlag giebt, wo er (in parenthesi bemerkt) der Gemeinschaft mit der Bestialität gottlob auf ewig entnommen ist. Und nun zeigt sich auch, daß alle diese wirklichen Menschen wesentlich mit dazu gehören und den Chorus abgeben, einen unbezahlbaren Chorus von Kleinstädtern, der sich an das hielt, was er verstand, an seine Hosen, die zur ‚Forderung der Zeit' wurden, oder (noch kostbarer) einen Chorus, der den Ironiker — ironisieren wollte. Wenn ich nur daran denke, so kann ich ganz laut auflachen. Ihm aber ist es ein Trost in der Ewigkeit, daß er das erlitten hat, daß er sich dem freiwillig ausgesetzt, seine Sache nicht mit einer Sinnestäuschung unterstützt,

*) [Der „Korsar" machte sich besonders viel mit Kierkegaards Hosen zu schaffen.]

icht ſich ſelbſt hinter eine Sinnestäuſchung verſteckt, ſondern ſich urch Leiden in gottesfürchtiger Klugheit Sparpfennige für die Ewig=eit geſammelt hat: die Erinnerung an überſtandene Leiden; daß er ch ſelbſt und ſeiner erſten Liebe treu blieb, worin er nur das liebte, as in der Welt zu leiden hatte. Ob zwar demütig, wird er ch doch nicht ſchleichend jenen Herrlichen nahen —, nicht ſchleichend, edrückt von dem beſchämenden Bewußtſein, daß ihr Leben durch in irdiſches Leben entweder zu einer Zufälligkeit oder zu einer nwahrheit geſtempelt oder des Mangels an Reife beſchuldigt wurde, ndem er bei ſeinem Wahrheitsdienſte große Ehre und Anſehen ge=rntet und überall Geiſt und Verſtändnis gefunden hatte, jene da=egen nur Beſtialität und Mißverſtändnis.

„Gleichwohl fand auch er hier in der Welt, was er ſuchte: war s ſonſt niemand, ſo war er ſelbſt ‚jener Einzelne' und wurde es mehr und mehr. Er diente der Sache des Chriſtentums, und dar=uf war ſein Leben von Kind auf verwunderlich angelegt. So voll=endete er das Werk der Reflexion, das Chriſtentum, das Chriſt=werden ganz und gar in Reflexion zu ſetzen. Seines Herzens Rein=heit war, nur Eines zu wollen. Der Vorwurf ſeiner Zeit gegen ihn, daß er nicht feilſchen, nicht nachlaſſen wollte, iſt gerade die Lobrede der Folgezeit über ihn: er feilſchte nicht, er gab nicht nach. Das großartige Werk bethörte ihn aber nicht; während er dialektiſch als Schriftſteller über das Ganze hinſchaute, verſtand er chriſtlich, daß das Ganze für ihn die eigene Erziehung im Chriſtentum be=deutete. Den dialektiſchen Bau, den er aufführte, deſſen einzelne Teile bereits Werke ſind, konnte er keinem Menſchen zueignen, noch weniger wollte er ihn ſich ſelbſt zueignen; wenn irgend jemand, ſo hätte er ihn der Vorſehung zueignen müſſen. Ihr aber war er ja ohnedies Tag um Tag und Jahr um Jahr von dem Schriftſteller zugeeignet, welcher hiſtoriſch an einer tödlichen Krankheit ſtarb, dich=teriſch aber an der Sehnſucht nach der Ewigkeit, um fortan nichts anderes zu thun, als ununterbrochen Gott zu danken."

Digitized by Google

Beilage.

„Der Einzelne.“

Zwei „Bemerkungen“ zu meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit.

Von

S. Kierkegaard.

Digitized by Google

Vorwort.

In diesen Zeiten ist alles Politik. Das Religiöse hat eine davon himmelweit (toto coelo) verschiedene Anschauung, wie auch der Ausgangspunkt und das Endziel ein himmelweit (toto coelo) anderes ist, da das Politische auf Erden beginnt, um auf Erden zu bleiben, während das Religiöse von oben kommend das Irdische verklären und dann zum Himmel erheben will.

Ein ungeduldiger Politiker, der nur einen flüchtigen Blick in diese Blätter wirft, wird freilich nur wenig zu seiner Erbauung finden: so sei dem so. Wollte er dagegen gutwillig sich etwas Geduld auferlegen, so bin ich überzeugt, auch er wird schon durch die kurzen Andeutungen in diesen Blättern darauf aufmerksam werden, daß das Religiöse das Idealbild dessen wiedergiebt, was einem Politiker (wenn er anders das Menschenleben und die Menschen wirklich liebt) in seinem glücklichsten Augenblick vor Augen schwebt, nur daß er das Religiöse zu hoch und zu ideal und darum unpraktisch finden wird.

Das kann den Religiösen nicht irre machen. Denn er weiß wohl, daß das Christentum die praktische Religion ist und heißt, weiß aber zugleich auch, daß das „Vorbild" und alle ihm regelrecht nachgebildeten relativen Vorbilder, das eine wie das andere, durch vieljährige Anstrengung, Arbeit, Uneigennützigkeit es nur dahin brachten, daß sie in der Welt zu nichts wurden, verlacht, verhöhnt u. s. w.; und wenn das dem Politiker höchst unpraktisch vorkommen muß, so war doch sogar ein Heide, und zwar gerade der „praktische Philosoph" des Altertums, ein erklärter Freund und Liebhaber dieses unpraktischen Wesens.

Obschon „unpraktisch", ist aber das Religiöse doch die durch die Ewigkeit erklärte Wiedergabe des schönsten Traums der Politik. Keine Politik und keine Weltlichkeit hat es vermocht und vermag es, den Gedanken bis zur letzten Konsequenz durchzudenken oder zu verwirklichen, daß die Menschen gleich seien. Es liegt schon im Begriff der „Weltlichkeit", daß in ihrer Sphäre die vollkommene Gleichheit unmöglich realisiert werden kann. Denn für die Welt ist es wesentlich, daß Unterschiede da sind; soll die vollkommene Gleichheit „weltlich" realisiert werden, so werden notwendig zugleich Unterschiede geschaffen, d. h. sie wird nicht realisiert. Sollte vollkommene Gleichheit erreicht werden, so müßte die „Weltlichkeit" unbedingt weg; und ist jene erreicht, so ist diese aufgehoben. Ist's aber dann nicht wie eine fixe Idee bei der „Weltlichkeit", daß sie nämlich vollkommene Gleichheit erzwingen will, und sie weltlich

erzwingen will — in Weltlichkeit!*) Nur das Religiöſe kann mit Hilfe der Ewigkeit die Gleichheit der Menſchen bis zur letzten Konſequenz durchführen, die fromme, weſentliche, nicht-weltliche, wahre, die einzig mögliche Gleichheit zwiſchen den Menſchen; und daher iſt auch das Religiöſe, was zu ſeiner Verherrlichung geſagt ſein ſoll, die wahre Humanität.

Nur noch ein Wort möge man mir geſtatten. Was die Zeit fordert — ja, wer könnte das je aufzählen, nun da die Weltlichkeit infolge ihrer weltlichen Reibung an der Weltlichkeit durch Selbſtentzündung Feuer gefangen hat. Was dagegen der Zeit im tiefſten Grunde nothut, das läßt ſich in einem einzigen Wort vollſtändig ausdrücken: ſie braucht Ewigkeit. Das Unglück unſerer Zeit iſt, daß ſie zur bloßen „Zeit", zur Zeitlichkeit geworden iſt, die ungeduldig nichts von der Ewigkeit hören will und ſodann, wohlmeinend oder raſend, durch eine erkünſtelte Nachäffung gar das Ewige ganz überflüſſig machen will, was doch in alle Ewigkeit nicht glückt; denn je mehr man das Ewige entbehren zu können glaubt oder ſich darin verhärtet, daß man es entbehren könne, deſto mehr bedarf man im Grunde ſeiner. **S. K.**

---

*) [Im Original iſt hier ein unüberſetzbares Wortſpiel: Weltlichkeit = Verdslighed = Verds-Lighed = Weltgleichheit.]

I.

Zur Widmung an „jenen Einzelnen“.*)

1846

Mein Lieber! Nimm dieſe Zueignung entgegen; ſie wird gleichſam blindlings, dafür aber auch durch keine Rückſicht beirrt, in Aufrichtigkeit dargeboten! Wer du biſt, weiß ich nicht; wo du biſt, weiß ich nicht; wie dein Name lautet, weiß ich nicht. Dennoch biſt du meine Hoffnung, meine Freude, mein Stolz, als unbekannt meine Ehre.

Es tröſtet mich, daß jetzt die günſtige Zeit für dich gekommen iſt; was ich während meiner Arbeit und mit ihr redlich angeſtrebt habe. Denn wenn es weltlich Schick und Brauch würde (falls das je möglich wäre), meine Schriften zu leſen oder doch zu thun, als hätte man ſie geleſen, weil man hoffen könnte, damit etwas in der Welt zu gewinnen: das wäre nicht die günſtige Zeit für dich; da hätte im Gegenteil das Mißverſtändnis geſiegt, und es hätte zugleich mich bethört, falls ich ſo etwas nicht zu verhindern geſucht hätte.

Was ich hier ausſpreche, iſt teils eine (wie mir ſelbſt erwünſcht iſt) möglicherweiſe noch der Veränderung unterworfene Seelen- und Gemütsſtimmung, die für weiter nichts gelten will, darum auch keine Forderung erhebt, ſondern eher zu Zugeſtändniſſen neigt, teils eine durchdachte und wohlbedachte Anſchauung vom „Leben“, von der „Wahrheit“, vom „Wege“.

---

*) Dieſer (hier überarbeitete und bedeutend vermehrte) Aufſatz ſollte urſprünglich die Widmung an „jenen Einzelnen“ begleiten, die in den „erbaulichen Reden in verſchiedenem Geiſt“ (Kopenhagen 1847, Frühjahr) ſich findet.

Es giebt eine Anſchauung vom Leben, die meint, wo die Menge iſt, ſei auch die Wahrheit, und daß es der Wahrheit ein Bedürfnis ſei, die Menge für ſich zu haben.*) Nach einer andern Lebensanſchauung iſt überall, wo die Menge iſt, die Unwahrheit, ſo daß (die Sache einen Augenblick auf die äußerſte Spitze getrieben) ſogar etwa die Einzelnen alle, jeder für ſich, die Wahrheit im Stillen haben könnten, die Unwahrheit aber gleichwohl ſofort ſich einſtellen würde, wenn dieſe Einzelnen in Menge zuſammenkämen, d. h. ſo, daß die „Menge" irgendwie durch Abſtimmung, Geſchrei und Lärm entſcheidende Bedeutung bekäme.**)

Denn die „Menge" iſt die Unwahrheit. Ewig, fromm, chriſtlich betrachtet gilt nämlich Pauli Wort: „Nur Einer erreicht das Ziel" — und er erreicht es nicht verhältnismäßig, denn in dem „Verhältnis" ſind ja doch die „andern" mit dabei. Das will ſagen: jeder kann dieſer Eine ſein; dazu will Gott ihm helfen — allein nur Einer erreicht das Ziel; und das will wieder ſagen: jeder ſoll nur mit Vorſicht ſich mit den „andern" einlaſſen und weſentlich nur mit Gott und mit ſich ſelbſt reden — denn nur Einer erreicht das Ziel; und das will wieder ſagen: der Menſch iſt verwandt mit der Gottheit, oder ein Menſch ſein heißt mit der Gottheit verwandt ſein. Weltlich, zeitlich, geſchäftig, geſellig-freundſchaftlich heißt es: „Wie ungereimt, daß nur Einer das Ziel erreichen ſoll! Es iſt doch weit wahrſcheinlicher, daß mehrere zuſammen das Ziel erreichen; und wenn unſer viele ſind, ſo iſt es ſicherer und geht zugleich für jeden einzelnen leichter". Ganz gewiß, das iſt viel wahrſcheinlicher, und es iſt

---

*) Vielleicht iſt es doch das Richtigſte, daß ich ein für allemal bemerke, was ſelbſtverſtändlich iſt und von mir ja nie beſtritten wurde, daß bei allen zeitlichen, irdiſchen, weltlichen Zwecken die Menge ihre Bedeutung, ja die entſcheidende Bedeutung haben und die Inſtanz ſein kann. Von derlei rede ich ja aber nicht, ſo wenig als ich mich damit befaſſe. Ich rede vom Ethiſchen, vom Ethiſch-Religiöſen, von der „Wahrheit", und davon, daß ethiſch-religiös betrachtet die Menge die Unwahrheit iſt, wenn ſie Inſtanz für die „Wahrheit" ſein ſoll.

**) Vielleicht iſt doch die Bemerkung, wiewohl ſie mir faſt überflüſſig vorkommt, am Platz, daß es mir natürlich nicht einfallen könnte, etwas dagegen einzuwenden, daß z. B. vor einer großen Verſammlung (und wenn ſie hunderttauſende zählte) gepredigt oder die „Wahrheit" verkündigt werde. Nein aber wenn es eine Verſammlung von nur 10 wäre, und es ſollte da abgeſtimmt werden, d. h. es ſollte die Verſammlung Inſtanz ſein und die Menge den Ausſchlag geben, ſo iſt die Unwahrheit da.

auch wahr gegenüber allen irdischen und sinnlichen Zielen, und es wird zum einzig Wahren, wenn man diese Betrachtungsweise frei walten läßt; denn dann schafft sie Gott und Ewigkeit und „des Menschen" Verwandtschaft mit der Gottheit ab; sie schafft das ab oder verwandelt es in eine Fabel und setzt dafür das Moderne, d. h. die alte heidnische Weisheit ein, wonach ein Mensch sein bedeutet, als Exemplar einem verstandbegabten Geschlecht anzugehören, so daß das Geschlecht, die Art, höher ist als das Individuum, oder daß es nur Exemplare, keine Individuen giebt. — Die Ewigkeit aber, sie wölbt sich hoch über der Zeitlichkeit, ruhig wie der nächtliche Himmel; und Gott im Himmel, der von der Seligkeit dieser erhabenen Ruhe aus, ohne daß es ihm nur im mindesten schwindelt, diese zahllosen Millionen überblickt und jeden einzelnen kennt, er, der große Examinator, er sagt: nur Einer erreicht das Ziel, d. h. jeder kann es erreichen und jeder sollte dieser Eine werden, aber nur Einer erreicht das Ziel. — Wo daher eine Menge ist, oder wo dem, daß es eine Menge ist, entscheidende Bedeutung beigelegt wird, da wird nicht für das höchste Ziel gearbeitet, gelebt und gestrebt, sondern nur für das eine oder andre irdische Ziel; denn um das Ewige, Entscheidende kann nur gearbeitet werden, wo Einer ist; und dieser Eine zu werden, der alle werden können, heißt sich von Gott helfen lassen — die „Menge" ist die Unwahrheit.

Die Menge — nicht die oder jene, die jetzt lebende oder eine verstorbene, eine Menge von Geringen oder von Vornehmen, von Reichen oder von Armen u. s. f., sondern die Menge rein begrifflich verstanden*) — ist die Unwahrheit; denn daß man in Menge ist, entbindet entweder von Reue und Verantwortung, oder schwächt doch die Verantwortung für den Einzelnen ab, weil sie diesem an der Verantwortung immer nur ein Bruchteil zukommen läßt. Sieh, es fand sich kein einzelner Soldat, der die Hand an Cajus Marius zu legen wagte; das war die Wahrheit. Aber nur drei oder vier Frauenzimmer, die sich als Menge fühlten und einigermaßen hoffen könnten, daß niemand bestimmt sagen könne, wer es war oder wer den Anfang machte: die hätten den Mut gehabt — welche Unwahrheit! Die erste Unwahrheit ist hiebei die, daß „die Menge" thue,

*) Der Leser wolle also daran denken, daß hier „Menge", „die Menge" der rein formelle Begriff ist, nicht was man sonst unter „der Menge" versteht, eine vermeintliche Qualifikation, da ja die menschliche Selbstsucht, irreligiös, die Menschen in „die Menge" und die Vornehmen u. dergl. einteilt. Gott im

was entweder nur der Einzelne in der Menge thut, oder in jedem Fall jeder Einzelne thut. Denn eine Menge ist ein Abstraktum, das keine Hände hat; dagegen hat in der Regel jeder Einzelne zwei Hände, und wenn er dann als Einzelner seine beiden Hände an Cajus Marius legt, so sind es die beiden Hände dieses Einzelnen und doch wohl nicht die Hände seines Nachbars, und noch weniger die der Menge, die keine Hände hat. Sodann ist die zweite Unwahrheit die, daß die Menge den „Mut" zu etwas haben soll, während doch selbst der Feigste unter allen Einzelnen niemals so feig war, wie es die Menge immer ist. Denn jeder Einzelne, der sich in die Menge hineinflüchtet und also feige nicht der Einzelne zu sein wagt und weder soviel Mut hat, um Hand an Cajus Marius zu legen, noch soviel, um zu bekennen, daß er den Mut nicht hat: er schießt seine Portion Feigheit zu „der Feigheit" zu, welche das Wesen der Menge ausmacht. — Nimm das Höchste, denke dir Christus — und das ganze Menschengeschlecht, alle, die geboren sind und je geboren werden; es sei aber die Situation die der Vereinzelung, daß einer als Einzelner, in Einsamkeit mit ihm allein, zu ihm trete und ihn anspeie — der Mensch ist nie geboren und wird nie geboren, der den Mut oder die Frechheit dazu besäße; das ist die Wahrheit. Als sie aber zur Menge wurden, hatten sie den Mut dazu — fürchterliche Unwahrheit!

Die Menge ist die Unwahrheit. Darum hat im Grund auch niemand mehr Verachtung für den Menschen als die, welche es professionsmäßig betreiben, sich an die Spitze der Menge zu stellen. Es wende sich ein Einzelner an einen solchen Volksmann — ja, was kümmert sich der um ihn, das ist ihm viel zu wenig; stolz weist er ihn ab; es müssen mindestens ihrer hundert sein. Und sind es 1000, so windet er sich vor der Menge mit Komplimenten und Bücklingen — welche Unwahrheit! Nein, gegen einen einzelnen Menschen soll man die Wahrheit zum Ausdruck bringen, indem man das, daß er Mensch ist, respektiert; und wäre es vielleicht (wie man grausam sagt) ein armer, elender Mensch, so sollte man ihn in sein bestes Zimmer einladen und, wenn man über mehrere Stimmen verfügt, die liebreichste und freundlichste gebrauchen; das ist die

---

Himmel, wie sollte das Religiöse auf solche unmenschliche Zerspaltung der Menschheit verfallen! Nein, die „Menge" ist die Zahl, das Numerische; ein Numerus von Adeligen, Millionären, Großwürdenträgern u. s. f. wird ebenso gut zur „Menge", sobald durch das Numerische gewirkt werden soll.

Wahrheit. Wären dagegen Tausende und noch mehr versammelt und wollten über die „Wahrheit“ abstimmen, so sollte man zum wenigsten in einem stillen Vater-Unser bitten: „erlöse uns von dem Bösen“, oder besser gottesfürchtig zum Ausdruck bringen, daß die Menge als ethische und religiöse Instanz die Unwahrheit ist, während es ewig wahr bleibt, daß jeder der Eine sein kann. Das ist die Wahrheit.

Die Menge ist die Unwahrheit. Darum wurde Christus gekreuzigt, weil er nichts mit der Menge zu thun haben wollte, obwohl er sich an alle wandte; weil er in keiner Weise eine Menge zur Hilfe haben wollte; weil er in dieser Beziehung unbedingt abstoßend sich verhielt, nicht Partei stiften wollte, keine Abstimmung zuließ, sondern sein wollte, was er war, die Wahrheit, die den Einzelnen angeht. — Und darum ist jeder, der in Wahrheit „der Wahrheit“ dienen will, eo ipso so oder so Märtyrer; könnte einer schon in Mutterleib den Entschluß fassen, in Wahrheit „der Wahrheit“ zu dienen, so ist er eo ipso schon in Mutterleib ein Märtyrer, mag dann sein Martyrium dies oder das werden. Denn die Menge zu gewinnen ist keine so große Kunst; dazu braucht es nur etwas Talent, eine gewisse Dosis Unwahrheit, und etwas Vertrautheit mit den menschlichen Leidenschaften. Will aber einer Wahrheitszeuge sein — und das sollten wir ja doch alle sein, du und ich —, so darf er sich mit der Menge nicht einlassen. Dem Wahrheitszeugen, der natürlich mit Politik nichts zu schaffen hat und sich vor allem mit äußerster Kraft davor hütet, daß er nicht mit einem Politiker verwechselt werde, liegt die gottesfürchtige Arbeit ob, womöglich mit allen sich einzulassen, aber stets nur wie mit Einzelnen, auf Straßen und Gassen mit jedem besonders zu reden, um zu isolieren, oder zur Menge zu reden, aber nicht, um eine Menge zu schaffen, sondern damit doch der eine und andere Einzelne von der Versammlung heimgehe und zum Einzelnen werde. Die „Menge“ dagegen, wenn sie als Instanz für „die Wahrheit“ behandelt wird und ihr Urteil das Urteil sein will, verabscheut der Wahrheitszeuge mehr als das junge sittsame Mädchen ein Tingeltangel. Und die zur „Menge“ als Instanz reden, sind in seinen Augen Werkzeuge der Unwahrheit. Denn, wie gesagt, was in der Politik und auf ähnlichen Gebieten mitunter vollständig, mitunter teilweise seine Berechtigung hat, das wird mit der Uebertragung auf intellektuelle, geistige und religiöse Gebiete zur Unwahrheit. Und in vielleicht übertriebener Vorsicht nur noch das: unter „Wahrheit“ verstehe ich stets die „ewige Wahrheit“. Politik und dergleichen hat aber mit „ewiger Wahrheit“ nichts zu schaffen. Eine

Politik, die im Sinn der „ewigen Wahrheit“ ernſtlich die „ewige Wahrheit“ in die Wirklichkeit einführen wollte, würde ſich ſofort im höchſten Grade als ſo abſolut „unpolitiſch“ erweiſen, wie man überhaupt nur ſein kann.

Die Menge iſt die Unwahrheit. Und ich könnte weinen, jedenfalls kann ich Sehnſucht nach der Ewigkeit lernen, wenn ich an die Erbärmlichkeit unſerer Zeit denke, welche die heilloſeſten Zuſtände des Altertums weit überbietet. Denn toller, als es je zuging, macht es jetzt die Tagespreſſe und die Anonymität mit Hilfe des „Publikums“, das eigentlich das Abſtraktum iſt, welches die Inſtanz für „die Wahrheit“ bilden will; — Verſammlungen, die ſolche Anſprüche machen, finden ja wohl keine ſtatt. Daß ein Anonymus durch die Preſſe von einem Tage zum andern auch in intellektuellen, ethiſchen und religiöſen Dingen aufſtellen kann, was er nur will, wovon er vielleicht als Einzelner auch nicht das mindeſte perſönlich zu vertreten ſich getrauen würde; daß er, ſo oft er ſeinen Schlund (Mund kann man da nicht mehr ſagen) aufthut, mit einem Schlag ſich an 1000 mal 1000 wenden kann; daß er 10,000 mal 10,000 zum Nachſchwatzen verführen kann — ohne daß jemand die Verantwortung hat; daß nicht einmal, wie im Altertum, die relativ reueloſe Menge die Allmacht hat, ſondern ein Niemand, der abſolut nichts von Reue weiß, ein anonymer Autor, ein anonymes Publikum, mitunter ſogar anonyme Subſkribenten, alſo niemand! Niemand! Gott im Himmel, und da nennen ſich die Staaten noch chriſtliche Staaten! Man ſage nicht, „die Wahrheit“ könne ja durch die Preſſe die Lüge und den Irrtum wieder einholen. Der du ſo redeſt, frage dich doch ſelbſt: wagſt du zu behaupten, daß die Menſchen, in Menge genommen, ebenſo raſch wie nach der ſtets lecker zubereiteten Unwahrheit auch nach der nicht immer wohlſchmeckenden Wahrheit greifen, vollends wenn ſie zuerſt das Geſtändnis verlangt, daß man ſich betrügen ließ? Oder darfſt du auch nur behaupten, daß „die Wahrheit“ ſich ebenſo ſchnell verſtehen läßt wie die Unwahrheit, die keine Vorkenntniſſe, keine Schule, keine Zucht, keine Enthaltſamkeit, keine Selbſtverleugnung, keine aufrichtige Selbſtbekümmerung, keine bedächtige Arbeit verlangt? Nein, „die Wahrheit“ hat keine ſo flinken Beine; denn ſie verabſcheut auch dieſe Unwahrheit, nur auf möglichſte Ausbreitung bedacht zu ſein. Sie kann erſtens nicht durch das Phantaſtiſche wirken, in welchem gerade die Unwahrheit liegt: denn der ſie mitteilt, iſt nur ein Einzelner. Und dann iſt ihre Mitteilung wieder nur für den Einzelnen; denn dieſe Betrachtung

des Lebens, „der Einzelne", ist gerade die Wahrheit. Die Wahrheit kann nicht mitgeteilt und empfangen werden, außer gleichsam vor Gottes Augen, durch Gottes Hilfe, so, daß Gott dabei ist, daß er die Zwischenbestimmung ist, wie er die Wahrheit ist. Daher kann sie auch nur vom „Einzelnen" mitgeteilt und empfangen werden. Dieser könnte aber der Sache wegen jeder lebende Mensch sein. Denn es handelt sich hier nur um den Gegensatz der Wahrheit gegen das Abstrakte, Phantastische, Unpersönliche (die „Menge" — das „Publikum"), das Gott als Mittelbestimmung ausschließt (denn der persönliche Gott kann nicht Mittelbestimmung in einem unpersönlichen Verhältnis sein) und damit auch die Wahrheit ausschließt, da Gott die Wahrheit und deren Mittelbestimmung ist.

Und daß man jeden einzelnen Menschen, unbedingt jeden Menschen ehrt, das ist die Wahrheit und ist Gottesfurcht und Nächstenliebe; wenn aber ethisch-religiös die „Menge" als Instanz für die „Wahrheit" anerkannt wird, so ist das Gottesleugnung und kann so unmöglich „Nächsten-"liebe sein. Und der „Nächste", das ist der absolut wahre Ausdruck für die Gleichheit der Menschen; liebte jeder in Wahrheit den Nächsten als sich selbst, so wäre die Gleichheit zwischen den Menschen unbedingt vollkommen erreicht; jeder, der in Wahrheit den Nächsten liebt, drückt unbedingt die Gleichheit der Menschen aus; wer darauf aufmerksam geworden ist, daß die Aufgabe in der Nächstenliebe liegt (ob er auch mit mir bekennen müßte, daß sein Streben schwach und unvollkommen sei), der ist doch auch darauf aufmerksam geworden, was die Gleichheit der Menschen ist. Niemals aber habe ich in der heiligen Schrift das Gebot gelesen: du sollst die Menge lieben, noch weniger das: du sollst ethisch-religiös in der Menge die Instanz für die „Wahrheit" anerkennen. Doch es versteht sich, die Nächstenliebe ist Selbstverleugnung, die Liebe zur Menge oder daß man thut, als liebte man sie, daß man sie zur Instanz für die „Wahrheit" macht, das ist der Weg, um sinnlich die Macht zu gewinnen, der Weg zu allerlei zeitlichen und weltlichen Vorteilen — zugleich aber auch die Unwahrheit; denn die Menge ist die Unwahrheit.

Wer sich aber zu dieser gewiß selten vorgetragenen Anschauung bekennt (denn das kommt freilich öfter vor, daß einer glaubt, die Menge sei in der Unwahrheit befangen; will diese, die Menge, aber

nur en masse seine Meinung annehmen, so ist alles im reinen), der gesteht ja selbst, daß er schwach und ohnmächtig ist; wie sollte auch ein einzelner gegen die vielen stehen können, die die Macht haben! Und das darf er ja nicht wünschen, die Menge auf seine Seite zu bekommen, um seine Anschauung durchzusetzen, daß die Menge als ethisch-religiöse Instanz die Unwahrheit ist; damit würde er sich ja selbst verspotten. Ist aber somit diese Anschauung von Anfang an ein Bekenntnis der Schwachheit und der Ohnmacht: scheint sie vielleicht darum so wenig einladend, und läßt sie sich vielleicht aus dem Grunde so selten hören: so hat sie das Gute, daß sie alle gleich behandelt, niemanden verletzt, nicht einen einzigen, mit keinem eine Ausnahme macht, mit keinem einzigen. Die Menge setzt sich ja aus Einzelnen zusammen, es muß also in der Macht eines jeden stehen, zu werden, was er ist, ein Einzelner; niemand ist davon ausgeschlossen, ein Einzelner zu werden, außer dem, der sich selbst ausschließt, indem er „Menge" sein will. Zur Menge zu zu werden, die Menge um sich zu sammeln, das ist von den ungleichen, besonderen Verhältnissen des Lebens abhängig; selbst der Wohlwollendste kann einen Einzelnen leicht verletzen, wenn er davon redet. Sodann hat die Menge Macht, Einfluß, Ansehen und Herrschaft — d. h. sie erzeugt Vorzugsstellungen im Menschenleben, die herrisch den Einzelnen als den Schwachen und Ohnmächtigen übersehen, zeitlich-weltlich die ewige Wahrheit übersehen, d. h. den Einzelnen.

Anmerkung. Der Leser wolle sich erinnern, daß dieser Aufsatz (dessen Beginn auch die Stimmung jenes Augenblicks verrät, da ich mich freiwillig der Roheit des litterarischen Pöbels aussetzte) ursprünglich im Jahre 1846 geschrieben ist, wiewohl er später überarbeitet und bedeutend vermehrt wurde. Das Dasein hat seit der Zeit, allmächtig, wie es ist, ein Licht auch auf den Satz fallen lassen, daß die Menge als ethisch-religiöse Instanz die Unwahrheit ist. Wahrlich, damit ist mir wohl gedient: wie mir selbst damit zum sichreren Verständnis meiner selbst verholfen wurde, so werde ich gewiß jetzt auch ganz anders verstanden werden als damals, wo meine schwache, einsame Stimme wie eine lächerliche Uebertreibung sich anhörte, während sie jetzt in der lauten Sprache des Daseins, das vom selben redet, kaum vernommen werden wird.

II.

Ein Wort über das Verhältnis meiner schriftstellerischen Thätigkeit zu „dem Einzelnen“.*)

Eine Kleinigkeit fristet wie bekannt ein verachtetes und unbeachtetes Dasein — aber sie rächt sich wieder dafür; denn dem Mißverständnis, besonders wenn es leidenschaftlich und bösartig ist, liegt natürlich eine Kleinigkeit zu Grunde — sonst wäre es ja auch kein Mißverständnis, sondern eine wesentliche Uneinigkeit. Was das Mißverständnis constituiert, ist das, daß dem einen bedeutend vorkommt, was dem andern unbedeutend erscheint, doch so, daß die Differenz im Grunde in der Kleinigkeit besteht, daß die in dem Mißverständnis Entzweiten sich keine Zeit genommen haben, einander erst zu verstehen. Denn aller „wirklichen Uneinigkeit“ liegt ein Verstehen zu Grunde; die Grundlosigkeit des Mißverständnisses besteht darin, daß das vorläufige Verständnis fehlt, ohne das beides, Einigkeit und Uneinigkeit ein Mißverständnis ist. Das Mißverständnis kann daher gehoben werden und zu Einigkeit und Einverständnis werden; es kann aber auch gehoben werden und zu wirklicher Uneinigkeit werden; denn die wirkliche Uneinigkeit zwischen zweien ist kein Mißverständnis; eben weil sie einander verstehen, sind sie wirklich uneinig.

Gewiß greife ich nicht sehr fehl, wenn ich annehme, daß die Uneinigkeit zwischen verschiedenen meiner Zeitgenossen und mir über meine schriftstellerische Thätigkeit zum Teil von „jenem Einzelnen“ herrührt; es würden ohne Zweifel verschiedene meine Schriften lesen, wenn dieser Einzelne nicht wäre; und die Menge ließe mich wohl ganz in Ruhe, wenn dieser Einzelne nicht wäre.

Wäre nun das mit „jenem Einzelnen“ für mich eine Kleinigkeit, so könnte ich es ja wegfallen lassen, thäte es auch mit Vergnügen und würde mich schämen, wenn ich nicht mit größter Zuvorkommenheit dazu bereit wäre. Allein das ist keineswegs der Fall;

*) Dieser Aufsatz ist im Jahre 1847 verfaßt, später aber überarbeitet und erweitert worden.

für mich ist, nicht aus persönlichen Gründen, sondern um des Gedankens willen, das mit „jenem Einzelnen“ durchaus entscheidend. So bleibt also nur diese Möglichkeit, das Mißverständnis zu heben: den Einzelnen womöglich einleuchtend zu machen, daß es sich wahrlich um keine Kleinigkeit handelt; dann wäre ja doch die Uneinigkeit gehoben. Was nämlich hinderlich im Wege steht, ist das, daß man in der Sache eine Kleinigkeit sieht und daß ich dann von einer Kleinigkeit so viel Aufhebens mache. Also eins oder das andere: entweder haben die andern recht, daß es sich um eine Kleinigkeit handelt, die ich somit aufzugeben hätte; oder handelt es sich, wie ich meine, um etwas sehr Wesentliches, so daß man sich nicht darüber aufzuhalten braucht, wenn ich aus dem Wesentlichen ein solches Wesen mache, und sich vielmehr aus guten Gründen mit ernstem Nachdenken dabei etwas aufhalten dürfte. Was von meiner Seite nicht versäumt werden durfte, wurde auch nicht versäumt; ich habe einmal (in einem kleinen Artikel von Frater Taciturnus im „Vaterland“*) die Sache bis zur Spitze der Sonderbarkeit getrieben — wahrlich nicht aus Sonderbarkeit. Ich war mir vielmehr darüber äußerst klar, was ich that und daß ich damit eine Verantwortung auf mich nahm; dieser war ich mir klar bewußt, dessen nämlich, daß es unverantwortlich gewesen wäre, nicht so zu handeln. So that ich es (und gerade in einer Zeitung, und gerade in einem Zeitungsartikel, der mit dem Ende und Anfang des Stadtklatsches in Berührung kam), weil mir soviel daran lag, die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt hinzulenken. Denn das erreicht man weder durch zehn Bücher über die Lehre vom Einzelnen, noch durch zehn Vorlesungen darüber, vielmehr ist in unserer Zeit das einzige Mittel hiezu, daß man das Gelächter auf sich zu ziehen versteht,**) daß man die Leute etwas aufsätzig macht, so daß sie spottend einem immer und immer wieder das, gerade das vorwerfen, was man eingeschärft und womöglich

*) Man vergesse übrigens nicht, daß er von einem Pseudonymus war, und daß ich so die Schwierigkeit hatte, die bei einem polemischen Artikel besonders groß war, daß der Artikel eine dichterische Replik werden mußte, die dem Charakter des Pseudonymus entsprach.

**) Und zwischen dem Lachen und mir besteht — recht verstanden — ein heimliches, glückliches Einverständnis. Ich bin — recht verstanden — ein Freund und Liebhaber des Lachens und war es gewissermaßen, d. h. ganz im Ernst, am meisten und wahrsten eben in dem Augenblick, als die andern, alle die Tausende und aber Tausende, ironisch wurden und ich — ironisch genug — allein mich auf Ironie nicht verstand.

zur allgemeinen Kenntnis gebracht haben will. Das ist unbedingt die sicherste Art Repetitorium. Wer aber etwas wirken will, muß seine Zeit kennen, — und dann den Mut haben, daß er sich in die Gefahr hineinwagt, das sicherste Mittel zu verwenden.

Dieses Mittels habe ich mich bedient, während die Dialektik des „Einzelnen" stets in ihrer Doppelbewegung und Zweideutigkeit durchgeführt wurde. Jede der pseudonymen Schriften bringt in der einen oder andern Weise den Einzelnen; hier ist er aber vorwiegend „der Einzelne" im ästhetischen Sinne, der durch Vorzüge Hervorragende, der Ausgezeichnete und dergl. Meine erbaulichen Schriften bringen alle, und zwar so offiziell als möglich, den „Einzelnen"; hier aber ist er, was jeder Mensch ist oder sein kann. Der Ausgangspunkt der Pseudonymen liegt nämlich in dem, was ein Mensch vor dem andern in Beziehung auf Intellektualität und Bildung u. s. w. voraushaben kann, während die „erbaulichen Reden" von dem Erbaulichen, also dem allgemein Menschlichen ausgehen. Dieser Doppelgedanke ist aber gerade die Dialektik des „Einzelnen". Der „Einzelne" kann einen Einzigen unter allen, und er kann jeden bedeuten. Um nun dialektisch die Aufmerksamkeit zu wecken, muß man die Kategorie „der Einzelne" stets in ihrer Doppelstellung vorführen. Das Stolze, das einmal darin liegt, reizt die einen, das Demütige in der andern Auffassung schreckt andere ab; das Verzierende aber in diesem Doppelgedanken reizt die Aufmerksamkeit dialektisch; und wie gesagt: dieser Doppelgedanke ist gerade die Idee des „Einzelnen". Doch glaube ich, daß man am meisten auf den „Einzelnen" aufmerksam geworden ist, wie er in den Pseudonymen auftritt, und mich ohne weiteres mit den Pseudonymen zusammengeworfen hat; daher auch all das Gerede von meinem Stolz und Hochmut, ein Vorwurf, durch den die Ankläger eigentlich nur sich selbst verraten haben.

Eingeschärft ist es denn worden, dieses „jener Einzelne", bis es fast zum Sprichwort wurde, — und ich Armer, ich mußte das Gelächter aushalten. Hätte ich alle Menschen mit Thränen gebeten und beschworen, sie möchten doch vor allem und um Gottes willen diesen Ewigkeitsgedanken beachten, — es hätte sich bei Gott niemand darum gekümmert.

Nun da der „Einzelne" eingeschärft ist, will ich einen Versuch machen, das Meine dazu beizutragen, um wenigstens zum Teil das Mißverständnis zu heben. Eigentlich kann es doch nur für die obwalten, die sich mit den Schriften nicht eingehender bekannt gemacht

haben. Jeglichem Mißverständnis ganz vorbeugen zu wollen (falls man sich überhaupt dagegen etwas vornehmen will), könnte aber wohl nur einem Jüngling einfallen. Mit Mißverständnissen soll man sich in acht nehmen, das will sagen, man soll sich davor in acht nehmen, ihnen ganz vorbeugen zu wollen. Nichts wächst einem Menschen so leicht über den Kopf, und nichts wird so leicht mißverstanden wie ein Mißverständnis; selbst wenn er sich sonst gar nichts vornehmen wollte als das eine, wie er dem Mißverständnisse vorbeuge, so würde er vermutlich am schlimmsten mißverstanden werden.

Daß ich von Anfang an weit mehr als einen Leser gehabt habe, weiß ich natürlich gut. „Dänemark ist ein kleines Land"; das Volk mit seiner Sprache für sich ist nicht zahlreich; die litterarischen Verhältnisse sind so eng und klein, daß nicht einmal eine litterarische Zeitschrift existiert oder geraume Zeit keine solche existiert hat, daß sich die Litteratur vielmehr mit der Aufmerksamkeit begnügen mußte, welche die Tagespresse, besonders Herr Nathanson [Redakteur der Berling'schen Zeitung], nach dessen eigenen Worten ihr „schenkt"; als Schriftsteller habe ich mit ungewöhnlicher Anstrengung und ungewöhnlich rasch gearbeitet; im Dienste der Wahrheit habe ich stets einen Teil meiner Kraft und Aufmerksamkeit darauf verwendet, nicht die Verbreitung der Schriften, aber eine auf einem Mißverständnis beruhende Verbreitung zu verhindern. Wird dies alles in Rechnung gebracht, so bin ich sogar viel gelesen. Das weiß ich wohl, und ich weiß das auch nicht mit undankbarem Sinn; ja ich habe meine Dankbarkeit vielleicht aufrichtiger und wahrer damit gezeigt, daß ich diese meine Dankbarkeit nie dazu mißbraucht habe, um Käufer oder Leser anzulocken. Deshalb konnte nur Thorheit und Empfindlichkeit auf die Meinung verfallen, ich wünsche aus irgend welchem Grund meine populäreren Schriften nicht womöglich von allen gelesen und verstanden; und nur Mißgunst konnte einen solchen Gedanken dazu benutzen, noch mehr zu verwirren, (was ja keine Kunst ist, und sich von selbst macht) und womöglich die Wohldenkenden, die Besseren, die Einsichtsvolleren gegen mich zu verbittern. Doch, das geht nicht so ganz von selbst von statten und ist (Gott sei gelobt) sogar weit über meine Erwartung mißglückt, indem zu einer mir wahrhaft erbaulichen Freude gerade das Gegenteil der Fall gewesen ist.

Jeder ernstere Mensch, der einigen Blick für unsere Zeitverhältnisse hat, wird leicht sehen, wie wichtig es ist, daß man von Grund aus und gehorsam gegen jede Konsequenz, unter dem Druck einer ungeheuren Verantwortung, aber auch kein Extrem, sofern es wahr ist, scheuend, freimütig einer unsittlichen Verwirrung entgegenarbeite, die philosophisch und sozial „die Einzelnen" durch das Reden von der „Menschheit" oder durch phantastische Theorien über die „Gesellschaft" demoralisieren will; einer Verwirrung, die für die erste Bedingung aller Religiosität, für das, ein einzelner Mensch zu sein, eine unfromme Verachtung lehren will. Dieser Verwirrung kann man nur dadurch steuern, daß man womöglich die Menschen in eine Lage bringt, in der jeder als einzelner auf sich stehen muß — jeder Mensch ist aber doch wohl ein einzelner Mensch! Jeder ernstere Mensch, der weiß, was Erbauung ist, er mag im übrigen sein, wer er will, hoch oder nieder, weise oder einfältig, Mann oder Weib; jeder, der sich je erbaute und Gott sich gegenwärtig fühlte, wird mir doch wohl unbedingt darin recht geben, daß man unmöglich en masse erbauen oder erbaut werden kann, daß das noch unmöglicher ist, als en quatre oder en masse verliebt zu sein: da Erbauung noch bestimmter als Liebe Sache des Einzelnen ist. Der Einzelne, nicht der im Sinn der Auszeichnung und besonderen Begabung, sondern der Einzelne, wie er jeder, unbedingt jeder Mensch sein kann und soll, er soll seine Ehre darein setzen, wird aber wahrlich auch seine Seligkeit darin finden, daß er ein Einzelner ist. Jeder Einzelne von den Vielen, die meine erbaulichen Schriften — zur Erbauung gelesen haben, jeder, auf den ich als erbaulicher Schriftsteller vielleicht einigen Einfluß ausgeübt habe, ist es sich selbst, wenn er urteilen will, und vielleicht doch auch mir (da ich oft genug da habe herhalten müssen, wo nicht eben die Weisheit zu Gericht sitzt) schuldig, sich in einer stillen Stunde redlich die Frage vorzulegen, ob ich ihn durch diese Rede von dem Einzelnen betrog, ob ich ihn dadurch betrog, daß ich um dieses Gedankens willen — um nämlich die Idee scharf durchzuführen und den Leser womöglich zu strenger Aufmerksamkeit zu nötigen — mich zeitweilig dem Gelächter der Menge und der Mißgunst, die es mannigfach benützte, ausgesetzt habe.*) Dann wird er — nicht mir (das ist ja nicht er-

*) Daß auch noch andere Motive mitbestimmend waren, will ich hier nicht ausführen, auch das nicht, daß ich die Gegenwart, womöglich auf eine für das kleine Land nur allzu schrecklich um sich greifende litterarische Unsitt-

forderlich), aber sich selbst — gestehen, daß ihm gerade das mangelt, daß er noch nicht recht der Einzelne geworden ist. Ich selbst behaupte ja nicht von mir, daß ich er sei; denn ich habe zwar darum gekämpft, habe es aber noch nicht ergriffen und werde beim Fortkämpfen stets wieder daran erinnert, daß es über Menschenkräfte geht, im höchsten Sinne der „Einzelne" zu sein.

„Der Einzelne" ist die Kategorie, durch die in religiöser Hinsicht die Zeit, die Geschichte, das Geschlecht hindurch muß. Und so sicher, wie ich vor diesem Engpaß „der Einzelne" gestanden bin, um doch wenigstens auf ihn aufmerksam zu machen, stand jener Held bei Thermopylä nicht. Er sollte nämlich den Scharen den Durchgang durch den Engpaß wehren; drangen sie durch, so hatte er verloren. Meine Aufgabe bringt mich wenigstens weit weniger in die Gefahr, niedergetreten zu werden; denn ich hatte nur als geringer Diener (jedoch, wie ich von Anfang an und immer wieder erklärte: „ohne Autorität") womöglich die Vielen zu veranlassen, einzuladen, zu bewegen, daß sie durch diesen Engpaß, „der Einzelne", hindurchdringen, durch den doch wohlgemerkt keiner kommt, ohne daß er „der Einzelne" wird, da ja das Gegenteil durch den Begriff selbst ausgeschlossen ist. — Und doch, wenn ich eine Inschrift auf mein Grab verlangen sollte, so soll sie nur lauten: „jener Einzelne"; findet sie auch jetzt noch kein Verständnis*), gewiß, man wird sie noch verstehen. — Mit der Kategorie „der Einzelne" zogen die Pseudonyme seinerzeit, als alles bei uns System und nur System war, gegen „das System" zu Feld**): heutzutage ist vom System so gut wie

---

lichkeit aufmerksam machen wollte. Ich, der arme Magister der Ironie — weihte mich gleichsam freiwillig eine Zeitlang zum Opfer jenes Gelächters. In gewissem Sinne erfüllte das meine Seele doch mit tiefer Wehmut — Ironie und Wehmut sind ja in Wahrheit auch ein und dasselbe; denn es hat in Kopenhagen kaum viele gegeben, die in christlichem Sinn den „gemeinen Mann" so aufrichtig liebten, wie ich es that — nur daß ich freilich, das versteht sich, weder Journalist noch Agitator war!

*) Der Leser wird sich erinnern, daß dies im Jahre 1847 geschrieben ist. Die Weltumwälzung im Jahre 1848 hat das Verständnis um ein Bedeutendes näher gerückt.

**) Es braucht einer nur ein wenig Dialektik, um zu sehen, daß man das „System" von einem Punkt innerhalb des Systems aus nicht angreifen

gar nicht mehr die Rede,*) wenigstens ist es nicht mehr Stichwort und die Forderung der Zeit. Mit der Kategorie „der Einzelne" bezeichnete ich den Beginn meiner Schriftstellerei unter eigenem Namen; und wurde das als stehende Formel stereotyp wiederholt, so war also diese Losung „der Einzelne" nicht eine spätere Erfindung von mir, sondern das, womit ich begann. An die Kategorie „der Einzelne" ist meine etwaige ethische Bedeutung unbedingt geknüpft. Hatte es mit dieser Kategorie seine Richtigkeit; erkannte ich es richtig als meine (keineswegs angenehme und dankbare) Aufgabe, darauf aufmerksam zu machen; war das zu thun mir vergönnt, wiewohl in inneren Leiden, wie sie selten erlebt werden, und unter äußeren Opfern, zu denen sich nicht alle Tage ein Mensch willig findet: dann stehe ich und meine Schriften mit mir.

Diese Kategorie, sie gebraucht zu haben, und zwar so entscheidend, und so persönlich, das giebt ethisch den Ausschlag; ohne diese Kategorie und ohne den Gebrauch, den ich von ihr gemacht habe, würde meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit die Reduplikation fehlen. Denn daraus, daß in meinen Schriften gesagt, dargestellt, entwickelt, ausgesprochen ist, was alles in ihnen ausgesprochen ist, und zwar vielleicht mit Phantasie und Dialektik, psychologischem Scharfsinn und dergl. — daraus würde durchaus nicht ohne weiteres folgen, daß der Verfasser seine Zeit verstanden hatte und es verstanden hatte, mit einem einzigen Wort absolut entscheidend auszudrücken und zugleich handelnd auszudrücken, daß er seine Zeit und sich in ihr verstanden hatte: **daß es nämlich eine Zeit der Auflösung war.****)

Einen „Wahrheitszeugen" nennt sich der Verfasser darum doch nicht, nein, noch lange nicht. Unter einem solchen ist in Wahrheit nicht jeder zu verstehen, der etwas Wahres sagt; ja, ich danke, da bekämen wir Wahrheitszeugen genug. Nein, bei einem „Wahrheitszeugen" muß man ethisch auf das Verhältnis der persönlichen Existenz zu dem Gesagten sehen, darauf, ob das persönliche Existieren das Gesagte ausdrückt — diesen Gesichtspunkt hat ganz richtig das Systematisieren und Dozieren und die Charakterlosigkeit unserer Zeit

---

kann. Außerhalb giebt es aber nur einen, freilich entwicklungsfähigen Punkt: „der Einzelne", ethisch und religiös, existenziell accentuiert.

*) Und jetzt, im Jahre 1848!

**) Ueber die Auffassung der Gegenwart vergleiche unter anderem „eine litterarische Anzeige von S. K." Kopenh. 1846, letzter Abschnitt.

höchſt unrichtig abgeſchafft. Das Leben des Schriftſtellers hat nun freilich ziemlich genau das ausgedrückt, was ethiſch markiert wurde: ein Einzelner zu ſein; er hatte mit Unzähligen Verkehr, ſtand aber ſtets allein und ſtritt in ſeinem Streit zugleich dafür, allein ſtehen zu dürfen, während in ſeiner Umgebung ſo gut wie alles in eitel Komite-Aufſtellung und Abſetzung aufging. Er hat auch ſeiner Kategorie zulieb mehr denn ein Opfer gebracht, ſich der einen und andern Gefahr ausgeſetzt, und wohlgemerkt gerade der Gefahr, die der Kategorie des Einzelnen entſpricht: er hat ſich der „Menge", dem „Publikum" preisgegeben. Allein er hat, wenn auch ſonſt nichts im Wege geweſen wäre, nicht um ſein Auskommen arbeiten müſſen. Schon dieſe Vergünſtigung iſt genug, ihn ethiſch in eine niedrigere Klaſſe hinab zu rücken. Außerdem aber hat er auch zu viel Phantaſie und viel zu viel von einem Dichter gehabt, um in ſtrengerem Sinne ein Wahrheitszeuge heißen zu können; er hat auch nicht von Anfang an ſelbſt alles überſchaut, ſondern erſt nach und nach ſich ſelbſt darin verſtehen gelernt, daß er richtig gegriffen habe. Daher war er oft veranlaßt, die glücklich ausgedrückte, weiſe Mahnung Leſſings zu beherzigen: „Laßt uns nicht weiſe ſein wollen, wo wir nichts als glücklich geweſen!" oder der Pflicht zu gedenken, Gott zu geben, was Gottes iſt. Er hat zu viel mit dem Ethiſchen zu thun gehabt, um ein Dichter zu ſein; ſeine Perſon erinnert in dieſer Hinſicht an jenes erſte und ſpäter wiederholte Wort des Aeſthetikers in „Entweder — Oder", daß er nicht „Dichter" ſein wolle*), an den Nachdruck, womit der Ethiker das gutheißt**), weil ein Menſch aus der „Dichter-"exiſtenz heraus und in das Exiſtenzielle, in das Ethiſche hinein müſſe***) — er iſt aber gleichwohl zuviel Dichter.

*) Vergl. „Entweder — Oder" S. 17 [I, 1]; erſtes Diapſalma; vergl. auch S. 37 [I, 23]: „Vergebens kämpfe ich dagegen. Mein Fuß gleitet. Mein Leben wird doch eine Dichterexiſtenz" u. ſ. w.

**) Vergl. „Entweder — Oder", 502 [II, 217] und dazu „Abſchließende Nachſchrift" S. 228 f.

***) Dieſe Bewegung vom „Dichter" zur religiöſen Exiſtenz iſt im Grunde die Bewegung in der ganzen Schriftſtellerei, als Totalität betrachtet; man vergl. in „Leben und Walten der Liebe" [I. Teil II, A. B.] den Gebrauch, der dort wieder vom „Dichter" gemacht iſt: er iſt terminus a quo für die chriſtlich-religiöſe Exiſtenz. Die Bewegung vom Philoſophiſchen, Syſtematiſchen zum Einfältigen, d. h. zu dem Exiſtenziellen, wie ſie in einer Reihe von Schriften beſchrieben wird, iſt weſentlich dieſelbe, wie die vom Dichter zur religiöſen Exiſtenz, nur in einer andern Beziehung aufgefaßt.

um Wahrheitszeuge zu sein. Er steht auf der Grenzscheide zwischen beiden und hat so gerade die kategorisch richtige Stellung zum Fortschritt der Geschichte.

„Der Einzelne" ist die Kategorie des Geistes, der geistigen Erweckung und Belebung, und ist der Politik so sehr, als wohl überhaupt möglich ist, entgegengesetzt. Irdischer Lohn, Macht, Ehre u. s. f. ist mit ihrer rechten Anwendung nicht verbunden. Denn selbst wenn sie im Interesse des Bestehenden gebraucht wird, so hat die Welt doch kein Interesse für die Innerlichkeit; und wenn sie katastrophisch gebraucht wird, so interessiert sie die Welt wieder nicht. Denn diese hat kein Interesse dafür, daß man Opfer bringt, sich opfert, was man doch wohl muß, wenn man nicht sinnliche Macht werden will.

„Der Einzelne"; das ist die christlich entscheidende Kategorie, und sie wird auch für die Zukunft des Christentums entscheidend werden. Die Grundverwirrung, was man den Sündenfall der Christenheit nennen könnte, das ist dies: daß sie von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert (ohne selbst ganz zu wissen, was sie wollte, und wesentlich ohne zu wissen, was sie that) Gott das Eigentumsrecht an das Christentum wegschmuggeln und sich in den Kopf setzen wollte, das Menschengeschlecht habe das Christentum selbst oder doch fast wie selbst erfunden. Wie im Staat herrenloses Gut nach einer gewissen Anzahl von Jahren, da sich kein Eigentümer meldete, dem Staat anheimfällt, so hat das Geschlecht, durch sein triviales Wissen um das Christentum als etwas, das nun einmal da ist, verwöhnt, etwa so gedacht: Gott hat nun schon so lange von sich als Eigentümer und Herr nichts mehr hören lassen, — so ist das Christentum uns zugefallen, und wir können es nun entweder ganz abschaffen, oder es nachgerade als unser Eigentum und unsere Erfindung ad libitum zustutzen; wir brauchen es nicht als etwas zu behandeln, das in gehorsamer Unterwerfung unter Gottes Majestät geglaubt werden **soll**, sondern es soll zusehen, wie es mit Hilfe von „Gründen" „die Zeit", das „Publikum", „diese geehrte Versammlung" u. s. f. befriedige, um Annahme zu finden. Jeder Auf-

ruhr in der Wissenschaft — gegen die Zucht, jeder Aufruhr im sozialen Leben — gegen den Gehorsam, jeder Aufruhr im Politischen — gegen das weltliche Regiment hängt mit diesem Aufruhr des Geschlechts gegen Gott und das Christentum zusammen und entspringt daraus. Diese Empörung (der Mißbrauch der Kategorie des „Geschlechts") erinnert übrigens nicht an die Empörung der Titanen, sondern gehört der Reflexion an, ist die schleichende Empörung, die von Jahr zu Jahr, von Geschlecht zu Geschlecht sich hinzieht. Die Reflexion nimmt immer nur ein ganz kleines Stück auf einmal; und von diesem ganz kleinen Stück kann man stets sagen: „bei dieser Kleinigkeit kann man denn auch nachgeben" — bis die Reflexion endlich alles genommen hat, ohne daß man darauf aufmerksam wurde, weil es nach und nach geschieht „und man bei einer solchen Kleinigkeit schon nachgeben kann". Darum müssen die Menschen Einzelne werden, um den christlich pathetischen Eindruck vom Christentum zu gewinnen; der Einzelne, jeder Einzelne hütet sich wohl davor, mit Gott im Himmel zu prozessiern, wer von beiden, unbedingt und bis auf das kleinste Tüttelchen hinaus, das Eigentumsrecht an das Christentum hat. Gott muß wieder recht die Zwischenbestimmung werden können; Gott als Zwischenbestimmung entspricht aber der „Einzelne". Soll das „Geschlecht" die Instanz oder auch nur die Zwischeninstanz sein, so ist das Christentum abgeschafft, wenn auch lediglich nur durch die verkehrte, unchristliche Form, die man der christlichen Mitteilung giebt. Der in alle Schliche der listigsten Polizei eingeweihte Spion derselben kann für die Richtigkeit seines Rapports nicht sicherer einstehen, als ich, ein ärmlicher Privatmann, ein Spion, si placet, für die Richtigkeit dieser Worte einstehen will.

„Der Einzelne"; mit dieser Kategorie steht und fällt die Sache des Christentums, nachdem die Entwicklung der Welt soweit in der Reflexion gekommen ist, wie das jetzt der Fall ist. Ohne diese Kategorie hat der Pantheismus unbedingt gesiegt. Sie werden daher schon kommen, die diese Kategorie ganz anders dialektisch zu spannen wissen — sie haben auch nicht die Arbeit gehabt, sie hervorzuziehen; aber die Kategorie „der Einzelne" ist und bleibt der feste Punkt, welcher der pantheistischen Verwirrung standhalten kann, sie ist und bleibt das Gewicht, das aufgelegt werden kann.

Nur müssen die, welche mit dieser Kategorie arbeiten und operieren sollen, die Dialektik derselben um so sicherer handhaben, je größer die Verwirrung wird. Man kann sich verpflichten, jeden Menschen, den man unter diese Kategorie bringen kann, zum Christen zu machen — soweit überhaupt ein Mensch das für den andern zu thun vermag; also richtiger: man kann ihm dafür einstehen, daß er es werden soll. Als der „Einzelne" ist er allein, allein in der ganzen Welt — allein vor Gott; da geht es schon mit dem Gehorchen. Aller Zweifel (der, nebenbei bemerkt, schlecht und recht eben Ungehorsam gegen Gott ist, wenn man ihn ethisch betrachtet und nicht wissenschaftlich vornehm Aufhebens von ihm macht) hat schließlich seinen Halt in der Sinnestäuschung der Zeitlichkeit, als sei man nun schon eine Anzahl rechter Leute oder als sei nun die ganze Menschheit einig und könne so zuletzt Gott imponieren und selbst Christus sein; und der Pantheismus ist ein akustischer Betrug, der die vox populi und die vox Dei verwechselt, eine optische Täuschung. ein aus den Nebeln der Zeitlichkeit gebildetes Dunstbild, eine von ihrem Reflex gebildete Lufterscheinung, die das Ewige sein soll. Die Sache ist aber die, daß diese Kategorie nicht doziert werden kann; sie ist ein Können, eine Kunst, eine ethische Aufgabe, und zwar eine Kunst, deren Ausübung dem Künstler seinerzeit das Leben kosten könnte. Denn was göttlich das Höchste ist, das wird das eigenmächtige Geschlecht und die Schar der Verwirrten als ein Majestätsverbrechen gegen das „Geschlecht", die „Menge", das „Publikum" u. s. f. ansehen.

Der „Einzelne"; diese Kategorie ist nur einmal, ihr erstes Mal, von Sokrates entscheidend dialektisch gebraucht worden, zur Auflösung des Heidentums. In der Christenheit wird sie das zweite Mal gerade umgekehrt dazu dienen, die Menschen (die Christen) zu Christen zu machen. Es handelt sich nicht um die Kategorie, welche der Missionar, der den Heiden das Christentum verkündet, zu benutzen hat, sondern um diejenige, welche der Missionar, der das Christentum in die Christenheit einführen muß, in der Christenheit selbst anwenden muß. Wenn er, „der Missionar" kommt, wird, er diese Kategorie gebrauchen. Denn wenn die Zeiten einen Heros erwarten, so warten sie gewiß vergebens. Es wird vielmehr einer kommen, der

in göttlicher Schwachheit die Menſchen Gehorſam lehrt — indem ſie in gottloſem Aufruhr ihn, den gegen Gott Gehorſamen, tot ſchlagen; der indeſſen, nur in einem unendlich größeren Maßſtabe, doch dieſe Kategorie brauchte — und zwar mit „Autorität". Doch nicht weiter hievon: ich bleibe (im einen wie im andern Sinn dankbar gegen die Vorſehung) bei der offenbar in jeder Hinſicht unendlich untergeordneten Aufgabe: wenigſtens auf dieſe Kategorie aufmerkſam zu machen.

Nachſchrift.

Das hier Geſagte gilt von dem Vergangenen, dem hinter uns Liegenden, was der Leſer wohl ſchon an den Zeiten bemerkt haben wird, die gebraucht wurden; und die Kategorie iſt: aufmerkſam zu machen. Das wiederhole ich, um meinerſeits bis zuletzt alles zu thun, ein Mißverſtändnis zu verhindern.

(1849.)

Zu den „zwei Bemerkungen."

Nachschrift.

März 1855. S. Kierkegaard.

Indem ich nun diese zwei Aufsätze durchlese, will ich doch Folgendes hinzufügen.

Freilich hatte, um das Höchste zu nennen, die Wahrheit selbst, Jesus Christus, Jünger; und um aus der Sphäre des Menschlichen ein Beispiel zu nennen: auch Sokrates hatte Schüler.

Wenn ich also die ideale Betonung des Einzelnen noch höher zu steigern scheine, wie verstehe ich das? Ich erkenne darin einesteils eine Unvollkommenheit bei mir, und andernteils eine Folge meiner ganz eigentümlichen Aufgabe. Ich erkenne darin eine Unvollkommenheit an mir; denn meine ganze schriftstellerische Thätigkeit ist, wie ich des öfteren gesagt habe, zugleich meine eigene Entwicklung, worin ich mich selbst auf meine Idee, meine Aufgabe tiefer und tiefer besonnen habe; so lange es aber so mit mir stand, war ich ja noch nicht reif genug, um einzelne näher an mich ziehen zu können, auch wenn ich das gewollt hätte. — Sodann hängt es mit der Eigentümlichkeit meiner Aufgabe zusammen. Denn es ist meine Aufgabe, einer vorhandenen verkehrten Ausbreitung entgegen zu arbeiten (also nicht etwas auszubreiten), so zu sagen den Rauch zu verzehren; da ist es aber wichtig, daß ich mit großer Vorsicht darob wache, wie weit ich mich mit einzelnen einlasse, damit das Rauchverzehrende nicht wieder eine unwahre Verbreitung gewinne. Es ist nicht meine Aufgabe und kann in der „Christenheit" nicht wahrhaft die Aufgabe sein, noch mehr Titularchristen zu schaffen oder die Millionen in der Einbildung, sie seien Christen, bestärken zu helfen; nein, die Aufgabe ist gerade, diesen Schurkenstreich zu beleuchten, der (wie raffiniert!) in christlichem Eifer und Ernst, in Wahrheit aber im Interesse der Kirchenfürsten, der Pfaffen und der Mittelmäßgkeit diese Millionen zustande gebracht hat; es gilt, diesen

Schurkenſtreich zu beleuchten, in ihn hineinzuzünden, um es klar ans Licht zu bringen, daß chriſtlicher Eifer und Ernſt gerade in der undankbaren (alſo chriſtlichen — denn das Chriſtliche iſt an dem Undank kenntlich, den man dafür hat, wie das Weltliche an dem Profit) Arbeit liegt, das Chriſtentum von einigen dieſer Bataillone von Chriſten zu befreien.

Nur noch ein Wort. Allerdings hatte Chriſtus Jünger, und um ein Beiſpiel aus der Sphäre des Menſchlichen zu nehmen, auch Sokrates hatte Schüler. Aber mein Satz, wie ich ihn aufſtellte, behält doch ſeine Wahrheit: daß ethiſch, ethiſch-religiös betrachtet, die Menge die Unwahrheit iſt, daß es Unwahrheit iſt, durch die Menge, durch das Numeriſche wirken zu wollen und das Numeriſche als Inſtanz über das, was Wahrheit iſt, entſcheiden zu laſſen. Und in dieſem von mir bekämpften Sinn hatte weder Chriſtus noch Sokrates Schüler.

Richtet ſelbſt!

Zur Selbſtprüfung der Gegenwart anbefohlen.

Zweite Reihe.

Von

S. Kierkegaard.

[1851. 1852.]

Digitized by Google

Vorwort.

Die Welt will betrogen sein, das weiß ich wohl, ja nur allzu wohl. Insofern hätte ich vielleicht Bedenken tragen können, eine Schrift, wie die gegenwärtige, zu veröffentlichen.

Warum habe ich denn doch keine? Weil ich gar nichts mit der Welt zu thun habe. Ich wende mich an den Einzelnen, an jeden Einzelnen, oder an jeden als Einzelnen; gebe Gott, daß alle lesen wollten —, aber jeder als Einzelner.

Wenn denn jeder Einzelne es so hält, wie ich es beim Schreiben gehalten habe, und seine Thüre schließt und für sich liest in der vollen und richtigen Ueberzeugung, daß ich ihm nicht im entferntesten habe zu nahe treten oder zu andern von ihm habe reden wollen, da ich vielmehr nur an mich selbst gedacht habe; wenn er als Einzelner so liest, daß er nicht im entferntesten an andere statt an sich selbst denken will: so brauche ich wahrlich nicht zu fürchten, daß er ob meiner Worte auf mich böse werden könnte.

Denn was heißt es, der Einzelne zu sein und sein zu wollen? Es heißt dies, daß man Gewissen habe und haben wolle. Wie sollte aber ein gewissenhafter Mensch übel aufnehmen, daß man ihm etwas Wahres mitteilt? Eher müßte er über das Gegenteil böse werden. Sage es selbst: ist es verletzend, wenn man einen Menschen nicht bloß als ein Vernunftwesen, sondern als einen Menschen mit Gewissen behandelt, dem man den wahren Sachverhalt sagt? Ich glaubte, es wäre verletzend, wenn man in eingebildeter Klugheit die Menschen wie Kinder behandelte, die es nicht ertragen können, das Wahre zu erfahren, oder wie Thoren, denen man durch etwas Schmeichelei alles einbilden kann; ich glaubte, gerade die Vertuschung der Wahrheit, der Betrug müsse verletzen, und der Betrogene müßte eben dann in Wahrheit am tiefsten verletzt sein, wenn er sich bei dem Betrug wohlbefindet.

Mein lieber Leser, lies womöglich laut. Thust du das, so nimm meinen Dank dafür; thust du es nicht bloß selbst, sondern bewegst du auch andere dazu, so danke ich ihnen, jedem besonders, und dir wieder und wieder.

Digitized by Google

I.

1 Petri 4, 8: **So ſeid nun nüchtern.**

Von der Nüchternheit.

Gebet.

Vater im Himmel! Du biſt Geiſt, und wer dich anbeten will, ſoll dich im Geiſt und in der Wahrheit anbeten — wie aber im Geiſt und in der Wahrheit, wenn wir nicht nüchtern ſind oder doch vor allem nüchtern werden wollen! So ſende denn deinen Geiſt in unſre Herzen; er wird ſo oft angerufen, daß er komme und Mut und Leben, Kraft und Stärke bringe; ja, ſende uns deinen Geiſt, damit er uns vor allem nüchtern mache, damit dann auch das Uebrige uns werden und zum Segen werden könne!

Andächtiger Zuhörer! Als die Apoſtel am Pfingſtfeſt auftraten, zum erſtenmal des heiligen Geiſtes voll, da „entſetzten ſich alle und wurden irre und ſagten: was will das werden? Die andern aber hatten es ihren Spott und ſprachen: ſie ſind voll ſüßen Weins.“ (Apoſtelgeſch. 2, 13.) Es hatte oder wagte alſo niemand eine Erklärung deſſen, was hier geſchehen war: Entſetzen und Zweifel ergriff alle; nur die Spötter verſuchten eine Erklärung: die Apoſtel ſollten betrunken ſein, und zwar ſo früh am Tage, um neun Uhr vormittags. Das war die Erklärung. Doch reicht ſie nicht hin; denn zum Wunder waren ſie es nicht bloß des Morgens, nein — wenn ſie anders trunken waren, ſo waren ſie es auch noch am Abend; und ſie waren es nicht bloß dieſen Morgen, nein — wenn ſie

anders trunken waren, so waren sie es auch noch am nächsten Morgen und den Abend darauf; und noch nach einem Monat, nach 20 Jahren, ja noch in ihrer Todesstunde waren sie — trunken von dem süßen Wein, den sie nach der Erklärung der Spötter (welche ja allein die Pfingstgeschichte zu erklären vermochten) an jenem Morgen getrunken haben müssen. Welch tiefer Spott über die Erklärung der Spötter!

Es zeigt sich hier wie überall, daß die Vorstellungen, die Welt und Christentum haben, direkte Gegensätze sind. Die Welt sagt von den Aposteln, von dem Apostel Petrus als Wortführer: „er ist trunken" — und der Apostel Petrus ermahnt: „werdet nüchtern". Der weltliche Sinn sieht also in dem Christentum eine Art Rausch, und das Christentum sieht in dem weltlichen Sinn eine Art Rausch. „Nimm doch Vernunft an, komm zu dir selbst, sieh zu, daß du nüchtern wirst", so lautet der Zuruf des weltlichen Sinnes an den Christen. Und der Christ sagt zu dem weltlichen Sinn: „Nimm doch Vernunft an, komm zu dir selbst, werde nüchtern." Denn der Unterschied zwischen Welt und Christentum besteht nicht darin, daß sie [bloß] verschiedener Meinung sind; nein, ihre Meinungen stehen einander stets als direkte Gegensätze gegenüber, so daß der eine Teil gut nennt, was der andere böse, der eine Liebe, was der andere Selbstsucht, der eine Frömmigkeit, was der andere Gottlosigkeit; und was der eine Nüchternheit nennt, das nennt der andere Trunkenheit. Gerade der Betrunkene, der „Apostel", findet gegen die natürlich nüchterne Welt die Einschärfung am Platze, sie solle „nüchtern werden".

Und eben diese Mahnung ist vielleicht am allermeisten wie darauf berechnet, den verhärteten, weltlichen Sinn zu treffen, der sich sonst nicht so leicht verletzen oder außer Fassung bringen läßt. Denn dieser weltliche Sinn kann sich auch in etwas und in vieles finden, er kann sich allerlei nachsagen lassen, nur das nicht, daß er ein Rausch sei. „Ich halte mich", sagt dieser weltliche Sinn, „ich halte mich an das Gewisse; ich bin kein Schwärmer oder Träumer oder Narr, weder trunken noch toll. Ich halte mich an das Gewisse: ich glaube nichts, gar nichts, außer, was ich greifen und tasten kann; und ich glaube niemand, meinem eigenen Kinde, meiner Gattin, meinem besten Freunde nicht, ich glaube nur, was bewiesen werden kann — denn ich halte mich an das Gewisse. Ich halte mich an das Gewisse und lasse mich darum nicht von weitem mit diesen hochtrabenden Worten ein, von einem Jenseits, von einer Ewigkeit

und dergleichen, was die Pfarrer Frauenzimmern, Kindern und Einfältigen, nicht umsonst, einbilden; denn ‚man weiß, was man hat, und weiß nicht, was man bekommt': daran halte ich mich. Ich halte mich an das Gewisse; ich thue daher nie in dem Spiele mit, aus dem die Leute unter dem Namen der Liebe soviel Wesens machen, wo man doch stets zum Narren wird, falls man nicht selbst die andern narrt; nein, ich liebe nicht einen einzigen Menschen, d. h. einen Menschen, den liebe ich; ich liebe ihn nicht ‚höher als mich selbst' (das klingt so schwärmerisch, und ich schwärme nicht), aber ich liebe ihn gerade so hoch als mich selbst, denn ich bin es selbst; den Menschen liebe ich, das ist gewiß, und ich halte mich an das Gewisse. Man kann mich nun egoistisch, herzlos, gemein, nichtswürdig nennen; man kann mich meinetwegen einen Schurken, einen Schuft nennen: das kann mich gar nicht beirren, denn ich halte mich an das Gewisse. Mich könnte, glaube ich, bloß das einen Augenblick aus der Fassung bringen, wenn mich einer betrunken, berauscht nennen wollte, mich, der ich doch der kälteste, ruhigste und klarste Verstandesmensch bin." Gleichwohl sagt der Apostel: „werde nüchtern!" und sagt damit zugleich: „Du bist betrunken; Unglücklicher; wenn du dich selbst sehen könntest, so würdest du schaudern, denn du würdest sehen, daß du wie ein Berauschter bist, der (wie abscheulich!) kaum einem Menschen mehr gleicht: in dem Grade bist du betrunken."

So verhält sich das Weltliche zum Christlichen. „Sie sind voll süßen Weins", so hieß es nicht bloß von den Aposteln und nicht bloß am Pfingstfest, nein, so lautete und lautet das Urteil der Welt über das Christliche, und so wird es immer lauten. Und das Christentum seinerseits ist der Meinung, daß gerade die Apostel, und zwar gerade am Pfingstfest, im höchsten Sinne nüchtern, nur Geist waren. Und das Christentum ist der Meinung, daß gerade der wahre Christ nüchtern ist, daß hingegen jeder um so mehr trunken ist, je weniger er ein Christ ist. Das Christentum ist der Meinung, seine oder des Geistes erste Wirkung in einem Menschen bestehe darin, daß er nüchtern werde. Alles Christliche ist nämlich eine Verdoppelung, oder jede Eigentümlichkeit des Christlichen beginnt mit ihrem Gegenteil, wogegen im Gebiet des bloß Menschlichen oder Weltlichen etwas nur einfach ist, was es ist. Ein Geist, der lebendig macht, ist im Gebiet des bloß Menschlichen ein lebendig machender Geist, nicht weiter; im Christlichen ist er zuerst der Geist, der ertötet, welcher abzusterben lehrt. Erhebung ist im Gebiet des bloß Menschlichen nur Erhebung, nicht weiter; christlich ist sie zuerst Demütigung.

So ist auch die Begeistung im Gebiete des bloß Menschlichen eben Begeistung; christlich ist sie zuerst Ernüchterung.

Und hievon wollen wir reden:

Vom Nüchternwerden.

Nach der bloß menschlichen Unterscheidung zwischen geistiger Nüchternheit und geistiger Trunkenheit denkt man bei der Nüchternheit an Verständigkeit, Besonnenheit, Klugheit und dergl., bei der Trunkenheit dagegen an Begeisterung, an die Lust, zu wagen und sich über das Gebiet des Wahrscheinlichen hinaus zu wagen. In den Augen der Verständigen, Besonnenen, Klugen, nach ihrer Meinung Nüchternen sind so die Begeisterten mit ihrem Wagen die Trunkenen, wie man sie zum Spott nennt, vor denen man andere warnt, daß sie sich nicht sollen von ihnen verleiten lassen.

Und vielleicht haben sie in gewissem Sinne recht, sogar nach der Meinung des Christentums. Denn dieses will durchaus nicht jede Begeisterung, alles Wagen empfehlen, so wenig wie Christus selbst. Er forderte ja, der „Jünger" solle alles verlassen, um ihm nachzufolgen, solle alles den Armen geben, sogar die Beerdigung des verstorbenen Vaters andern überlassen; gleichwohl sagt er (um zugleich anzudeuten, daß er nicht unbedingt jeden zum „Jünger" pressen will): „will einer einen Turm bauen, so sitzt er zuvor und überschlägt die Kosten, ob er es habe hinauszuführen". (Luk. 14, 28.)

So giebt es denn auch nach der Meinung des Christentums wirklich ein Wagen, das dummdreistes Wagen ist, wie es nur einem Trunkenen beikommt und nicht empfohlen werden darf.

So ist also das Christentum einer Ansicht mit jenen Verständigen, Besonnenen, Klugen, den in Menschenaugen „Nüchternen"? Nein, durchaus nicht; nein, nicht mit einem einzigen von ihnen! Nicht mit einem einzigen. Diese „Nüchternen" sind sich nämlich nicht alle gleich. Manche verwenden ihre ganze Verständigkeit, Besonnenheit, Klugheit dazu, sich selbst ganz zu verweichlichen, so daß sie elende Halbmenschen werden, die vergessen (was freilich der Christenheit in jeder Predigt in Erinnerung gebracht werden sollte), daß nicht bloß Diebe, Räuber, Mörder, Hurer, sondern auch Weichliche, Verzagte nicht ins Himmelreich eingehen können — ach, wenn einmal die Scheidung innerhalb des Menschengeschlechts vollzogen werden wird, so wird die Zahl der Weichlinge größer sein, als die der Diebe, Räuber und Mörder zusammen. So steht es mit einigen

jener Nüchternen. Andere hingegen haben doch eine größere Willenskraft, heftigere Leidenschaften, tieferen Drang zum entschlossenen Handeln; sie machen von ihrer Klugheit und Besonnenheit einen etwas andern Gebrauch. Sie wagen sich weiter hinaus, strengen ihr Leben mehr an, fliehen nicht jede Gefahr; eins aber steht ihnen fest: die Wahrscheinlichkeit, über die wagen sie sich nie hinaus. Innerhalb der Wahrscheinlichkeit dehnen sie den Spielraum des möglichen Handelns weiter aus als die andern; sie nötigen der Wahrscheinlichkeit (denn auch diese ist spröde, zurückhaltend) Zugeständnisse ab, die sie den Blöden versagt; eins aber steht ihnen fest, unerschütterlich fest: sie geben die Wahrscheinlichkeit nicht aus der Hand, denn „das, sagen sie, thut nur ein Trunkener."

Da siehst du den unendlichen Abstand von allem Christlichen; denn für die christliche, ja schon für die bloß religiöse Beurteilung gilt, daß einer sich nie mit Gott einließ, so lange er die Wahrscheinlichkeit nicht aufgab. Alles religiöse, vollends alles christliche Wagen geht über die Grenze des Wahrscheinlichen hinaus und liegt erst darin, daß man die Wahrscheinlichkeit aus der Hand giebt.

So ist also doch das Christliche eitel Dummdreistigkeit, und die Verständigen sagen mit Recht, daß es ein Rausch sei? Nein! Freilich meinte schon mancher im christlichen Sinne zu wagen, weil er die Wahrscheinlichkeit zu überspringen wagte, und doch war es, auch nach der Meinung des Christentums, bloße Dummdreistigkeit. Denn das Christentum macht seinen besonderen Vorbehalt. Es giebt so zu sagen „leicht gebaute" Menschen, die nicht sonderlich viel Klugheit, Verstand und Besonnenheit haben, um an sich zu halten; ihnen fällt es nur allzu leicht, sich über die Wahrscheinlichkeit hinwegzusetzen und zu wagen. Dies ist nach christlichem und nach bloß menschlichem Urteil ein Handeln im Rausch. Mitunter aber meinen solche, alles werde ganz anders, wenn sie ihr Wagen vor Gott bringen, damit es im Vertrauen auf Gott geschehe. Und unleugbar würde damit die Sache auch eine ganz andere. Darum handelt es sich eben, daß vor und in dem Wagen im Auge behalten wird, ob man wirklich im Vertrauen auf Gott wagt. Denn es ist wirklich leicht, nur allzu leicht für die Leichtgebauten, mit ihren Wünschen, Bestrebungen und Plänen Gottes Namen zu verbinden; daraus folgt aber nicht, daß sie im Vertrauen zu Gott wagen. Nein, indem einer die Wahrscheinlichkeit verläßt, um im Vertrauen auf Gott zu wagen, muß er sich ja selber eingestehen (denn das liegt im Verzicht auf die Wahrscheinlichkeit): daß nun, da er wagt, das Unterliegen ebenso möglich,

genau ebenso möglich ist wie der Sieg. Daß man im Vertrauen zu Gott wagt, verschafft nämlich keine unmittelbare Gewißheit des Siegs; die Leichtgebauten meinen, ihr Vertrauen zu Gott verbürge ihrem gewagten Schritte den Sieg, und darin gerade liegt das Mißliche bei ihrem Wagen. Das heißt aber nicht im Vertrauen auf Gott wagen, das heißt Gott eitel nehmen. Und hievon soll dich eben das zurückschrecken, daß du redlich und aufrichtig dich selbst in deinem Thun verstehst: wenn du unter Verzicht auf die Wahrscheinlichkeit, im Vertrauen auf Gott wagst, so muß man eben so gut von dir sagen können, du habest dich in deinen Untergang gestürzt (menschlich gesprochen, denn der ewige Sieg ist dir sicher), wie, du habest dir den Weg zum Siege gebahnt. Und sieh, das schreckt zurück, nicht davon, daß man im Vertrauen auf Gott wage, sondern davon, daß man Gott eitel nimmt. Erst wenn du dich hierin recht verstanden hast, erst dann kannst du im Vertrauen zu Gott wagen. Du hast die Wahrscheinlichkeit aus der Hand gegeben; insofern kann, menschlich geredet, dein Unterliegen sogar der wahrscheinliche Fall sein. Trotzdem willst du hinaus, vorwärts, den Schritt — in Gottes Namen wagen. Glück auf! Aber nicht wahr, du hast dann auch verstanden, daß du Gott nicht des Sieges halber anriefest, sondern daß du (falls Gott dich nicht wollte siegen lassen, — denn unmöglich ist der Sieg nicht, da Gott alles möglich ist; ja unmöglich darf er auch nicht sein, sonst wäre dein Wagen Vermessenheit) mit Gott im Einverständnis sein mußt, er werde dich so stärken, daß du dein Unterliegen für eine gute Sache, bei einem Wagnis im Vertrauen zu Gott, tragen kannst. Diese Erkenntnis ist aber abschreckend; und wie kein Lebender an jenem hundertköpfigen Ungeheuer, das den Eingang zum Totenreich bewachte, vorüberschlich und kein Vogel über das Tote Meer fliegen konnte, so kommt keine bloß menschliche Dummdreistigkeit an dieser schrecklichen Erkenntnis vorbei. Hast du nicht darauf geachtet, daß diese todbringende Erkenntnis deinem vertrauensvollen Wagen vorangehe, so hast du Gott eitel genommen, dein dreistes Wagen ist Dummdreistigkeit, daß du im Vertrauen zu Gott wagst, ist Einbildung.

Dagegen steht für den Christen fest, daß das wahre christliche Wagen die Wahrscheinlichkeit aufgiebt. Es ist nicht wahr, was Feigheit, Weltlichkeit, Weichlichkeit nur erdichtet und lügenhaft für Christentum ausgegeben hat: solches Wagen ist kein Gottversuchen. Welch abscheuliche Verlogenheit, welch elende Verleumdung aller Glaubenshelden, Märtyrer, Wahrheitszeugen und Vorbilder! Allein so treibe

wir's immer! Den Gefahren, Anſtrengungen und allem, was dem Fleiſch und Blut zuwider iſt, möchten wir gern entnommen ſein. Nun, auch das Chriſtentum iſt mild, es kann in Form eines Zugeſtändniſſes — wohlgemerkt, in Form eines Zugeſtändniſſes! — den Einzelnen mit vielem verſchonen, wenn er demütig den wahren Zuſammenhang zugeſteht; es kann ihn auch mit dieſem eigentlich chriſtlichen Wagen verſchonen, wenn er demütig zugeſteht, wie die Sache zuſammenhängt. Allein unſere Weltlichkeit iſt wahrlich damit nicht zufrieden; ſie giebt ſich nie zufrieden, ehe ſie das Verkehrte, das Gottloſe faſt zum Glaubensartikel, zur Pflicht, zum Dogma, zum wahren Chriſtentum geſtempelt hat — damit wir dann das wahre Chriſtentum als Gottloſigkeit aufgeben können. So mit jener weltlichen Rede der Chriſtenheit vom Gottverſuchen. Ich will gute Tage haben, ich will mich ſelbſt ſchonen; das will ich aber nicht einmal geſtehen, nein, ich kehre das Chriſtentum um und ſage: „Sich über die Wahrſcheinlichkeit hinaus zu wagen, heißt Gott verſuchen. Pfui, ſollte ich, ein Chriſt, mich unterſtehen, Gott zu verſuchen!“ Und ſollte ich, — ich, ein ſchlauer Tropf! — nicht ſolches Wagen laſſen, wenn ich auf die Weiſe aller Anſtrengung ledig werde und zugleich um einen Spottpreis hineinſchlüpfe und für einen gottesfürchtigen, frommen Chriſten gelte!

Nein, nein, ſo nicht! Es ſoll für Chriſten feſtſtehen — o mein Gott, halte du mich, daß ich feſt ſtehe, um es feſt machen zu können! — denn es ſoll feſt ſtehen: daß dies, gerade dies, Chriſtentum iſt, im Vertrauen auf Gott die Wahrſcheinlichkeit zu überſpringen, und daß es nur ein demütigendes Zugeſtändnis iſt, wenn einem, der Chriſt ſein will, dieſes Wagnis erlaſſen wird. Das ſoll feſtſtehen, — o mein Gott, mache du es feſt: wie dem Chriſtentum Hurerei, Mord, Dieberei und alles den Menſchen ſonſt Befleckende ein Greuel iſt, ſo kennt es noch eine Art Befleckung: die feige Klugheit und weichliche Verſtändigkeit, die elende Sklaverei im Dienſte der Wahrſcheinlichkeit, — chriſtlich verſtanden vielleicht die gefährlichſte Befleckung. Dies wird daher auch in der heiligen Schrift eingeſchärft, allein dieſe Stellen hört man nie nennen; es wird eingeſchärft, denn es wird von den Feigen, den Weichlichen immer ganz in derſelben Weiſe geredet wie von Räubern, Mördern und Hurern; und von allen mit einander heißt es, ſie werden das Reich Gottes nicht ererben. Ja, wahrhaftig, das Chriſtentum verabſcheut, und zwar als eine Befleckung, was die Welt preiſt und als das Höchſte preiſt: das, immer klug zu handeln; und das Chriſtentum verabſcheut dieſe Befleckung

wie die bei seinem ersten Auftreten verabscheute Abgötterei — aber diese Vergötterung der Klugheit in unserer Zeit ist gerade die Abgötterei unsres Geschlechts, dem Christentum ein Greuel, wiewohl es gegen die Klugheit als Vermögen, als Gabe nichts hat. Nein, durchaus nicht! Auch verkennt das Christentum nicht, wie schwer es einem Klugen wird, nicht klug handeln zu wollen. O, ist es schwierig und glückt es selten, ein Laster, dem man sich ergab, ganz abzulegen, wieviel schwieriger, daß einer jeden Augenblick die Klugheit bei sich hat und mit seinen klugen Augen sieht, was das Klügste ist und wieviel Vergnügen die Klugheit bereitet, — und so dann das klug Handeln sich versagt! Dennoch ist das die Forderung des Christentums. Denn das wäre eine wirklich christliche Lobrede, wenn man von einem sagen könnte: Er war der verständigste Mensch seiner Zeit, der klügste Mann im Reich; suchte man den klügsten Rat in einer schwierigen und verwickelten Sache, so wußten alle, daß man nicht umsonst sich an ihn wandte, daß man nur umsonst Rat suchte, wenn man zu einem andern ging — selbst aber hat er nie klug gehandelt, niemals! Mit jungfräulicher Reinheit, wie mit der Schamhaftigkeit eines errötenden Jünglings hat er das kluge Handeln verabscheut. Sein Leben war jenseits der Grenze des Wahrscheinlichen; *da* lebte er, *da* atmete er, *da* wagte er im Vertrauen auf Gott — er, der verständigste von allen!

Das ist Christentum! Und nun dreht sich der Unterschied zwischen dem, was, geistig verstanden, Nüchternheit und Trunkenheit ist, gänzlich um. Wir begannen damit, daß wir unter der Nüchternheit die Verständigkeit, Besonnenheit und Klugheit verstanden, wogegen wir einen, der wagt und wagend die Wahrscheinlichkeit aufgiebt, trunken nannten. Das Christentum aber macht alles neu. So auch hier: im Vertrauen auf Gott einen Schritt zu wagen, mit dem man die Wahrscheinlichkeit überschreitet, das heißt *gerade* christlich nüchtern sein — wie es die Apostel am Pfingsttage waren und es nie *mehr* waren, als da sie, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, nur Werkzeuge für Gott waren, o, christliche Nüchternheit! Dagegen ist Verständigkeit, Besonnenheit und Klugheit, christlich genommen — ja, sie sind, christlich genommen, tadelnswert — das ist aber nicht das eigentlich Sonderbare und Neue: sie sind, christlich verstanden, tadelnswerte Trunkenheit. Doch, was Wunder auch! Denn das Ewige oder Gott, oder daß man sich selbst vor Gott durchsichtig wird: das berauscht nicht; wie wäre das auch möglich! Die berauschenden Getränke sind stets zusammengesetzt, gärend —

wie gerade das Wahrscheinliche, woran Verständigkeit, Klugheit und Besonnenheit sich hält.

Wir gehen nun weiter in dieser christlichen Rede vom Nüchternwerden und sehen näher zu, was das bedeutet.

Nüchternwerden heißt: zu sich selbst kommen in Erkenntnis seiner selbst, vor Gott, als nichts vor Gott und Gott doch unendlich, unbedingt verpflichtet.

Zu sich selbst kommen. Also wenn einer in vollkommener Unkenntnis über sich selbst hinlebt oder sich selbst ganz mißversteht oder in blindem Vertrauen auf eigene Kräfte u. dergl. sich hinauswagt, so kommt er (wie auch für die bloß menschliche Betrachtung) nicht zu sich selbst; er ist berauscht. Wenn er nun aber in genauer Kenntnis und kluger Berechnung seiner eigenen Kräfte, Fähigkeiten, Voraussetzungen und Möglichkeiten hinlebt, gleichmäßig vertraut mit dem, was Menschen- und Weltkenntnis die Eingeweihten lehrt, kommt er damit zu sich selbst? Ja, nach der bloß menschlichen Betrachtung, nicht aber nach der christlichen. Denn mit all dem kommt einer nicht zu sich selbst, sondern zu dem Wahrscheinlichen; weiter kommt man auf dem Wege nie. Und wer zum Wahrscheinlichen kommt, ist auf dem Wege, mehr und mehr trunken, mehr und mehr verwirrt im Kopf, mehr und mehr schwerfällig und unsicher in seinem Gang zu werden, und all das in der Einbildung, er sei ganz nüchtern. Denn an der Wahrscheinlichkeit trinkt man sich nicht nüchtern; ist sie nur aus einer sehr oberflächlichen Menschen- und Weltkenntnis zusammengebraut, so wird die Berauschung weniger gefährlich; je tiefer aber die Menschen- und Weltkenntnis ist, woraus die Wahrscheinlichkeit gleichsam herausdestilliert worden ist, desto gefährlicher ist die Trunkenheit. Das Wahrscheinliche ist gleichmäßig aus der Kenntnis des Guten und Bösen gemischt; und scheint es auch ganz klar das Wahrscheinliche zu sein, in Wahrheit wurde es nie abgeklärt. Wer nach dem Wahrscheinlichen fragt, und zwar nur, damit er sich daran halte, der fragt nicht, was recht und unrecht, was das Gute und Böse, was Wahrheit und Unwahrheit sei. Nein, er fragt gleichmütig: was ist das Wahrscheinliche, daß ich es glauben kann? — ob es das Wahre ist, das ist gleichgültig oder doch so nicht wichtig; was ist das Wahrscheinliche, an das ich mich anschließen, mit dem ich halten kann? — ob es das Böse, ob es unrecht ist, das ist gleichgültig oder doch nicht so wichtig, wenn es nur das Wahrscheinliche ist, oder das, was wahrscheinlich die Oberhand gewinnt. Die Kenntnis

des Wahrſcheinlichen bringt einen Menſchen ſich ſelbſt im tieferen Sinne nicht näher; je tiefer ſie iſt, deſto weniger thut ſie das, deſto mehr entfernt ſie ihn von ſeinem tieferen Selbſt und bringt ihn nur im Sinne der Selbſtſucht ſich ſelbſt immer näher. — Das heißt dann die bloß menſchliche Betrachtung eine Ernüchterung, die chriſtliche aber nennt es Berauſchung.

In Selbſterkenntnis zu ſich ſelbſt kommen. In Selbſterkenntnis. Denn in allem andern Erkennen biſt du von dir ſelbſt weg, vergiſſeſt dich ſelbſt, biſt abweſend von dir, nicht bei dir ſelbſt. Doch eben das nennt die bloß menſchliche Betrachtung nüchtern werden. Wenn einer ſich ſelbſt vergißt, nicht zu ſich, ſondern von ſich ſelbſt abkommt, weil er im Erkennen, Begreifen, Denken, künſtleriſchen Schaffen u. ſ. w. ſich ſelbſt verliert, ſo ſagt man von ihm gerade, er ſei nüchtern. Chriſtlich iſt das Trunkenheit. Und iſt es nicht doch ſo? Sagt man nicht von einem, der ſich dem Trunke ergiebt, er vergeſſe ſich ſelbſt, er ertränke ſich ſelbſt oder ſein Selbſt? Und iſt ihm das ganz geglückt, iſt er ſich ſelbſt ganz los geworden, ſo ſagt man nicht: nun ſei er recht nüchtern geworden: nein, man ſagt das Gegenteil. So auch mit dem Erkennen. Nur eine Art Erkenntnis bringt den Menſchen ganz zu ſich ſelbſt, die Selbſterkenntnis; in ihr, in der reinen Durchſichtigkeit beſteht die Nüchternheit. Hingegen meint die bloß menſchliche Betrachtung, Selbſterkenntnis ſei Trunkenheit, ſie erzeuge, was das Berauſchende erzeugt, Schwindel. Dem iſt aber nicht ſo. Nein, dann gerade ſchwindelt es im ſinnlichen Sinne vor einem, wenn er ſich ſelbſt im Trinken vergeſſen hat; und im geiſtigen Sinne ſchwindelt es dann vor einem Menſchen, wenn er im Erkennen von anderem, im „objektiven" Erkennen, wie man's nennt, ſich ſelbſt verloren hat. Rufe ihm nur, und du ſollſt ſehen, es iſt, als erwachte er aus einem Traum; er muß gleichſam die Augen reiben, ſich auf ſich ſelbſt beſinnen, nachdenken, wie er heißt, ganz wie ein Berauſchter.

Zu ſich ſelbſt kommen in Selbſterkenntnis vor Gott. Denn wenn die Selbſterkenntnis nicht zur Selbſterkenntnis vor Gott führt, ja, dann hat die bloß menſchliche Selbſtbetrachtung nicht ſo unrecht mit ihrer Behauptung, dieſe Selbſterkenntnis führe zu einer gewiſſen ſchwindelerregenden Leere. So ganz zu ſich ſelbſt zu kommen, daß er in Nüchternheit ſich ſelbſt durchſichtig wird, das iſt einem Menſchen nur möglich, wenn er vor Gott iſt. Nach der bloß menſchlichen Betrachtung iſt das Gegenteil der Fall; da iſt es ganz gewiß Trunkenheit, daß man ſich mit Gott, mit dem Unendlichen einläßt.

Der Blick vom Schiff in die Wogen, der Blick von einem erhabenen Standort in die Tiefe unten oder von der Niederung in den unendlichen Raum, wo nichts das Auge anhält, muß jedem Schwindel erregen. Wie sollte da nicht vielmehr den der Schwindel erfassen, der sich mit Gott einläßt? Ja, das sollte man wirklich denken; und doch verhält es sich nach der Meinung des Christentums gerade umgekehrt: der Verkehr mit Gott ist gerade der Weg zur vollen Nüchternheit. So macht ja das stärkere Getränk den durch ein schwächeres Berauschten wieder nüchtern, obgleich es natürlich durch einen schrecklichen Mißbrauch zu noch schlimmerer Berauschung führt.

In Selbsterkenntnis vor Gott, *als Nichts* vor Gott, zu sich selbst kommen. Nach der bloß menschlichen Betrachtung muß man erst etwas werden, um nüchtern zu werden; für das Christentum ist gerade das, zu nichts werden — vor Gott, der Weg zur Nüchternheit. Trunkenheit dagegen oder Mißbrauch des ernüchternden stärkeren Tranks ist es also, vor Gott etwas sein zu wollen; vor Gott nichts zu werden macht nüchtern.

Zu nichts werden vor Gott, *und ihm doch unendlich, unbedingt verpflichtet*. Für die bloß menschliche Betrachtung gehört umgekehrt zur Nüchternheit wesentlich das Maßhalten in allem, so daß man bei allem dieses nüchterne „bis zu einem gewissen Grade" beobachtet. So auch bei der Pflicht; „es wäre ja der gewisse Weg, im Kopfe verwirrt, berauscht und verrückt zu werden, wenn man sich einem Unbedingten hingeben und dann natürlich unbedingt hingeben wollte". Nach dem Christentum ist gerade das Unbedingte, und es allein, oder der Eindruck, der Druck des Unbedingten im stande, einen Menschen ganz nüchtern zu machen, wenn er nämlich sich unbedingt in seine Macht giebt —, wo nicht, so hat er ja den Eindruck des Unbedingten nicht gewonnen; dagegen ist gerade dieses „bis zu einem gewissen Grade" berauschend, betäubend, macht schwerfällig, schläfrig, träge und stumpf, einem Trunkenbold gleich, von dem man sagt, er gehe in beständigem Dusel umher.

So verhält es sich doch wohl auch, daß gerade das Unbedingte einen Menschen allein ganz nüchtern machen kann. Laß dir das im Bilde darstellen und laß dich nicht stören, wenn dir die Rede vielleicht nicht feierlich genug scheint; — sie ist mit Absicht so gewählt, damit du einen um so wahreren Eindruck von der Sache gewinnest. Wenn du einen Karrenführer, einen Droschkenkutscher, einen Postknecht, einen Pferdevermieter fragen würdest, wozu man die Peitsche brauche, so würden sie dir alle antworten: „natürlich zum Antreiben des

Pferdes“. Frage den königlichen Hofkutſcher, wozu der Kutſcher die Peitſche brauche, ſo wirſt du die Antwort bekommen: „hauptſächlich ſoll ſie die Pferde zum Stehen bringen.“ Das macht den Unterſchied zwiſchen gewöhnlichem und gutem Fahren aus. Nun weiter. Haſt du ſchon geſehen, wie der Kutſcher des Königs es angreift? oder wenn du es noch nicht geſehen haſt, ſo will ich es dir beſchreiben. Er ſitzt hoch auf ſeinem Bock; und weil er ſo hoch ſitzt, hat er die Pferde um ſo mehr in ſeiner Gewalt. Indeſſen iſt ihm das noch nicht genug, wenn es ſich darum handelt, die Pferde augenblicklich zum Stehen zu bringen. Er erhebt ſich im Sitz; er ſammelt ſeine ganze Leibeskraft in ſeinem muskelſtarken Arm, der die Peitſche lüpft — nun fällt ein Schlag; es war fürchterlich. In der Regel genügt ein Schlag; bisweilen macht das Pferd vielleicht einen verzweifelten Satz, — noch ein Schlag. Das genügt. Er ſetzt ſich nieder. Aber das Pferd? Zuerſt geht ein Beben durch ſeinen ganzen Leib, es ſieht wirklich aus, als vermöchte dieſes feurige, kraftvolle Geſchöpf nicht auf den Beinen zu ſtehen; das iſt das erſte. Nicht ſowohl der Schmerz iſt es, was es erbeben macht, als vielmehr das, daß der Kutſcher — das kann auch nur des Königs Kutſcher — mit aller Kraft dem Schlag Nachdruck gegeben hat, ganz in dem Schlag iſt, ſo daß das Pferd nicht ſowohl am Schmerz als an ſonſt etwas ſpürt, von wem der Schlag kommt. Dann nimmt dieſes Beben ab; es iſt jetzt nur ein leiſes Zittern, aber es iſt, als zitterte jeder Muskel, jede Faſer. Nun iſt es überſtanden — nun ſteht das Pferd ſtill, unbedingt ſtill. Was war dies? Es bekam den Eindruck des Unbedingten; darum ſteht es unbedingt ſtill. Wenn ein Pferd, das der königliche Kutſcher fährt, ſtille ſteht, ſo iſt das etwas ganz anderes, als wenn ein Droſchkengaul ſtille ſteht; denn bei dieſem heißt das eigentlich bloß, daß er nicht geht, was keine Kunſt iſt; beim erſteren aber iſt das Stillſtehen eine Handlung, eine Anſtrengung, die größte, und auch des Pferdes höchſte Kunſt; und es ſteht unbedingt ſtill. Unbedingt ſtill! Wie ſoll ich das beſchreiben? Ich will ein anderes Bild gebrauchen, das uns auf dasſelbe führt. Wir reden ſo für gewöhnlich von ſtillem Wetter; deshalb kann es aber wohl etwas winden oder doch luftig ſein, und es iſt trotzdem ſtilles Wetter. Haſt du aber nicht ſchon auf eine andere Art Stille geachtet? Vor einem Gewitter tritt mitunter eine ſolche Stille ein; ſie iſt ganz anderer Art: nicht ein Blatt rührt ſich, nicht ein Lüftchen; es iſt als ſtünde die ganze Natur ſtill, während doch ein faſt unmerkliches, leiſes Zittern durch alles geht.

Was hat die unbedingte Stille dieſes unmerklichen Zitterns zu bedeuten? Sie bedeutet, daß das Unbedingte im Anzug iſt, der Sturm — und das Pferd ſteht unbedingt ſtill, nachdem es den Eindruck des Unbedingten empfangen hat.

Hievon redeten wir ja aber, daß der Eindruck des Unbedingten nüchtern macht, ganz nüchtern, und zugleich wach, wie der Apoſtel in unſerem Text hinzufügt — iſt nicht jenes Pferd gleichſam ein Sinnbild davon? Es bekam den Eindruck des Unbedingten, und es ſtand unbedingt ſtill, wurde gleichſam ganz nüchtern und wach. Vielleicht war es ein ganz junges Pferd, das ſo des Eindrucks des Unbedingten bedurfte, vielleicht war es ein älteres Pferd, das nun aber in ſeinen alten Tagen klug, in ſeinem Sinn nüchtern und darum der Meinung geworden war, man müſſe alles nur „bis zu einem gewiſſen Grade“ treiben, ſo auch das Stillſtehen, ſo daß man nicht eben unbedingt ſtilleſtehen müſſe, ſondern ſichs etwas bequem machen dürfe, weil es zu anſtrengend ſei, wirklich unbedingt ſtill zu ſtehen. Jedenfalls war der königliche Kutſcher anderer Meinung als das Pferd; er brachte ihm den Eindruck des Unbedingten bei. Und das thut des Königs Kutſcher immer. Wer nur ſo gewöhnlich fährt, klatſcht nicht einmal mit der Peitſche; von einem Droſchkenkutſcher oder Karrenführer hörſt du keinen richtigen Peitſchenknall; wozu auch dieſer Luxus, er braucht lieber den Peitſchenſtiel. Der Herrſchaftskutſcher aber klatſcht, zumal wenn er die Herrſchaft fährt; und wenn er ſtill hält, ſo ſitzt er und ermuntert die Pferde mit ſeinem Klatſchen. Das ſagt, daß er gut fährt, das Unbedingte aber drückt er nicht aus. Des Königs Kutſcher klatſcht nicht mit der Peitſche, er drückt das Unbedingte aus; die königliche Majeſtät darf nicht erſt zufällig merken, daß er fährt. Er hält — unbedingt ſtill. Dann kommt er heim; er wirft die Zügel weg — ſofort verſtehen die Pferde, daß „er“ nicht mehr fährt. Hierauf kommen einige Stallknechte — und ſieh, jetzt iſt das Unbedingte für diesmal vorbei; man verkühlt ſich oder machts ſich's je nach Umſtänden behaglich, man iſt nicht mehr, feierlich, ganz ſein eigenes wirkliches Selbſt, ganz nüchtern; das Unbedingte iſt für diesmal vorbei.

Denn nur das Unbedingte macht ganz nüchtern.

Das ſind wir aber wohl alle; wir haben doch wohl alle den Eindruck des Unbedingten? den unbedingten Eindruck von ihm? Denn was iſt Chriſtentum? Chriſtentum iſt das Unbedingte — und wir ſind ja alle Chriſten! Und was heißt denn das, das

Christentum verkündigen? Es heißt das Unbedingte verkündigen — und wir haben ja 1000 Pfarrer!

Dennoch habe ich nie jemand gesehen, von dem ich sagen durfte (so wenig als von mir selbst), sein Leben habe den unbedingten Eindruck von dem Unbedingten ausgedrückt, oder er sei ganz nüchtern gewesen. Wir haben leider alle bis zu einem gewissen Grade mehr oder weniger die Sucht nach diesem Berauschungsmittel, nach dem „bis zu einem gewissen Grade", nur mit gewissen Gradunterschieden, die sich auch unter den Trinkern finden. Manche fröhnen offen dem Trunke, ohne es verbergen zu wollen; andere, die Schlimmsten, ergeben sich dem „stillen Suff"; so gestehen manche auch ohne weiteres zu, daß ihr Leben nur dieses „bis zu einem gewissen Grade" ausdrückt, ihr Christentum also auch nicht eigentlich Christentum ist; andere aber, deren Leben ebenfalls nur dieses „bis zu einem gewissen Grade" ausdrückt, suchen den Schein aufrecht zu erhalten, als seien sie wahre Christen, als sei ihr Christentum ganz in der Ordnung, das wahre Christentum.

Wünschest du ein Bild von dem Leben in der Christenheit und willst du sehen, wie weit es dem Christlichen ähnlich ist, so will ich dir ein solches vorführen und dir zeigen, in wie weit wir christlich leben, oder wie weit unser Leben sich mit dem Christlichen, dem Unbedingten deckt. Und laß dich nicht beirren, als wäre meine Darstellung vielleicht nicht ernsthaft und feierlich genug; glaube mir, die Feierlichkeit feierlicher Sonntagsredner nährt, christlich angesehen, durchaus nicht den Ernst, leitet vielmehr die Aufmerksamkeit von dem „Ernste" ab, d. h. davon, wie die Wirklichkeit aussieht, wie unser Leben ist, wo wir stehen. Glaube auch nicht, ich rede so, weil ich mich für besser als andere hielte; nein, nein; ich habe einmal von mir selbst zugestanden und wiederhole es, daß ich wie alle andern verweichlicht bin, wie auf der andern Seite mein Leben allezeit aufrichtige Teilnahme mit der Versuchung durch die menschlichen Mühsale und Kümmernisse ausgedrückt hat, die einen armen Menschen so sehr plagen können. Aber die Forderung des Christentums an uns ist doch, daß wir Geist seien, daß wir streben, dies zu sein; und der „Ernst" ist: wie wir leben. Nicht wahr, so willst du auch gutwillig, redlich und aufrichtig, mit Ernst und Sammlung, nicht mit Spott über mich, also zerstreut, dich dieser Untersuchung hingeben. Denke dir einen theologischen Kandidaten. Nimm mich dafür, ich bin ja auch theologischer Kandidat. Er ist bereits eine Reihe von Jahren Kandidat gewesen und nun in die Jahre gekommen,

wo es von ihm heißt: er sucht. „Ein theologischer Kandidat" — „sucht"; es bedarf wohl keiner sehr lebhaften Einbildungskraft, um aus diesen zwei Bestimmungen sofort zu erraten, was er „sucht", natürlich Gottes Reich (Matth. 6, 33). Und doch — fehl geraten; nein, er sucht etwas anderes, ein Amt, ein Einkommen — fast sucht er es unbedingt, so wenig im übrigen dieses Suchen dem Unbedingten zugekehrt ist, noch den Eindruck des Unbedingten verrät. Er sucht. Suchend eilt er von Herodes zu Pilatus, empfiehlt sich dem Minister wie dem Sekretär; er schreibt und schreibt einen Bogen Kanzleipapier nach dem andern voll — denn die Bittschriften müssen dieses Format haben; vielleicht siehst du hierin eine Spur des Unbedingten, sonst hat es hier nichts zu thun. So geht das Jahr hin; über diesem Laufen und Suchen, das doch wohl nicht im Dienste des Unbedingten war, außer sofern er, wie gesagt, „unbedingt alles" wollte, hat er sich fast zu Tode gehetzt. Endlich bekommt er das Gesuchte; er findet das Wort der Schrift bestätigt: „suchet, so werdet ihr finden"; doch fand er nicht das Unbedingte, sondern nur eine kleine Stelle — das Unbedingte suchte er aber wohl auch nicht. Er ist doch zufrieden; und er bedarf wahrlich nach dem vielen Suchen nun auch der Ruhe und Erholung für sich und seine Beine. Indessen erkundigt er sich genauer nach den Einkünften seiner Stelle und entdeckt zu seinem Schrecken, daß sie ein paar 100 Thaler weniger trägt, als er geglaubt hatte. Das ist für ihn äußerst fatal, was man ja, menschlich geredet, nur zu wohl verstehen und ihm einräumen kann. Es ist ihm doppelt unangenehm, weil er zugleich eben jetzt noch etwas anderes, das er beiläufig auch suchte, gefunden hat, eine Frau; und dies hat eine mit jedem Jahr bedeutungsvollere Beziehung zu seinem Einkommen. Er ist verstimmt. Er kauft sich wieder einen Stoß Kanzleipapier, ist schon wieder auf den Beinen, um durch eine Bittschrift die Anstellung rückgängig zu machen. Doch gelingt es einigen Freunden, ihn von diesem Schritt zurückzuhalten. So ist denn die Sache entschieden. Er wird Pfarrer. Er soll nun vom Dekan investiert werden und selbst die Antrittspredigt halten. Der Dekan ist ein Mann von Geist und Wissenschaft, nicht ohne einen Blick für die Weltgeschichte, was ihm und den Gemeinden nicht wenig zu gut kommt. Er stellt den neuen Pfarrer der Gemeinde vor, hält eine Ansprache und wählt zum Text die Worte des Apostels: „wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt." Hierüber redet er, und das mit Salbung und Nachdruck; er zeigt, daß zumal im Blick auf unsere unruhige Zeit die Diener des Worts darauf ge-

faßt sein müssen, alles, selbst Leben und Blut zu opfern — und dabei weiß Seine Hochwürden, daß der junge Mann, den er investiert (und den wir ja, wie gesagt, sehr gut verstehen können; denn er ist ein Mensch; den Herrn Dekan dagegen können wir weniger verstehen), im Begriff war, diese Anstellung wegen der paar 100 Thaler wieder rückgängig zu machen. Hierauf besteigt der neue Pfarrer die Kanzel. Und das Evangelium des Tages lautet sehr passend: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes". In Wahrheit: wenn man sich dessen erinnert, was dieser junge Mann bei dem Jahre langen, mühsamen Suchen aushalten mußte — so ist dieses „Trachtet am ersten" das letzte, woran man bei ihm denkt. Er hält seine Predigt. Und es war in jeder Hinsicht eine gute Predigt; selbst der Prälat, der anwohnte, sagt: „es war eine treffliche Predigt und ausgezeichnet vorgetragen; er ist wirklich ein Redner." „Ja, aber nun das christliche Urteil?" „Ach, bewahre, die Predigt war durchaus christlich; es war ja die gesunde, unverfälschte Lehre, und es war wirklich ergreifend, wie er das hervorhob, daß man am ersten nach Gottes Reich trachten müsse." „Ja, aber nun das christliche Urteil, d. h. wie weit stimmte das Leben des Predigers mit seiner Rede? Ich konnte den Gedanken nicht ganz los werden, daß vom Redner — für mich ist er ein wahres Bild von uns allen — nicht gerade mit Wahrheit behauptet werden kann, er habe am ersten nach Gottes Reich getrachtet." „Das ist auch nicht nötig." „Doch verzeihen Sie, eben davon predigte er ja, daß wir am ersten nach Gottes Reich trachten sollen." „Ganz richtig; gerade so soll er predigen, das wird von ihm verlangt. Das ist die Lehre, und auf die kommt es an; die Lehre soll rein und unverfälscht verkündet werden."

Sieh, das ist ungefähr das Verhältnis der Christenheit zum Christlichen, zum Unbedingten. Nach 17, 18 Umwegen und Gängen bekommt einer (ach, nachdem er, menschlich geredet, genug durchgemacht) sein gesichertes Auskommen für diese Welt, und dann bekommen wir eine Predigt: „trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes."

Ist das Nüchternheit oder Trunkenheit? Für die bloß menschliche Betrachtung ist das Nüchternheit, daß man zuerst sich das Endliche sichert, und dann predigt, „trachtet zuerst nach dem Reich Gottes." Wir halten die heilige Schrift ja hoch in Ehren, gehen aber doch recht sonderbar mit ihr um. Um z. B. dem Eide eine rechte Feierlichkeit zu geben, legen wir die Hand auf die heilige Schrift zum Schwur — den sie verbietet. Hat sich einer zuerst nach langem Suchen das Endliche gesichert, so schwört er, die Hand auf

dem Buch, welches das Trachten nach Gottes Reich zum Ersten macht. Und dies halten wir Menschen für Nüchternheit, dies, daß man sich zuerst das Endliche sichert; ich mache mich selbst nicht besser.

Ja, wahrlich, bei ernstlicher Selbstprüfung habe ich mir das Geständnis machen müssen: wenn einer in meiner Zeit durch sein Leben das „Trachtet am ersten nach Gottes Reich", also das Unbedingte darstellte und er sich wirklich unbedingt zum Unbedingten verhielte, d. h. „Geist" wäre, für alle zeitlichen, endlichen, irdischen Rücksichten verloren, ihnen entfremdet und abgestorben, so könnte ich nicht mit ihm aushalten; es würde alle Augenblicke einen Zusammenstoß geben, daß ich mich versucht fühlte, ihn, den einzig Nüchternen, trunken zu nennen.

Denn die Sache hat in Wahrheit folgenden Zusammenhang. Wir Menschen sind alle, mehr oder weniger, berauscht. Es ist aber mit uns wie mit einem Betrunkenen, der nicht so ganz betrunken ist, daß er das Bewußtsein verloren hätte; nein, er ist sich gerade bewußt, daß er etwas zu viel hat, und ist eben deshalb darauf bedacht, es vor andern und womöglich vor sich selbst zu vertuschen. Was thut er da? Er sucht sich an etwas zu halten und hält sich so den Häusern entlang und geht so kerzengerade, ohne zu schwindeln — ein nüchterner Mann. Ueber einen großen Platz zu gehen, würde er aber doch nicht wagen; denn dann würde er verraten, was er selbst so ziemlich weiß, daß er zuviel hat. So steht es, geistig verstanden, mit uns Menschen. Wir haben Mißtrauen gegen uns selbst, sind im Stillen uns bewußt, daß es mit unserer Nüchternheit nicht ganz richtig ist. Da kommt uns aber die Klugheit, Verständigkeit und Besonnenheit zu Hilfe, indem sie uns etwas darbietet, woran wir uns halten können, das Endliche. Und so gehen wir aufrecht und selbstbewußt unseres Weges, ohne zu taumeln — wir sind ganz nüchtern. Wenn aber das Unbedingte unbedingt seinen Blick auf uns richtete (doch diesem Blick entziehen wir uns; wie Adam unter den Bäumen, verstecken wir uns vor ihm in der Endlichkeit und unter Endlichkeiten); oder wenn wir unsern Blick unbedingt auf das Unendliche richteten (doch daran verhindern wir uns und stellen unsere Augen geschäftig in den Dienst der Endlichkeit): wenn aber das Unbedingte wirklich auf uns blickte oder wir auf das Unbedingte, so würde unsere Trunkenheit offenbar. Das ist der wahre Zusammenhang der Sache. In unserer Schelmensprache drücken wir das aber anders aus; wir behaupten, daß wir kluge, verständige, besonnene Menschen sind, daß wir nüchtern sind, und

daß gerade das Unbedingte uns berauschen würde. Es ist, wie wenn jener Betrunkene sagte: „ich bin nüchtern; wollte ich aber über einen großen Platz gehen, so würde der große Platz mich betrunken machen.“ „Aber mein Lieber, ein großer Platz ist doch nichts zum Trinken! Wie kann man von ihm betrunken werden? Und ein Nüchterner kann gut über einen großen Platz gehen, ohne betrunken zu werden.“ Das heißt: der große Platz oder der Versuch, über ihn zu gehen, macht nur offenbar, daß der Mann zu viel hat; der Mann aber sagt, der Platz bewirke das, und er sei nüchtern. Denn wenn man sich an den Häusern hindrückt oder höchstens durch schmale Gäßchen, wo die Häuser einen doch halten, in der Mitte des Wegs dahingeht, so fällt es nicht auf, daß man zuviel hat.

Das ist die Meinung des Christentums. Nicht das Unbedingte macht trunken, aber das Unbedingte verrät unsere Trunkenheit, von der wir wohl selbst wissen, und daher unser kluges Hängen an den Endlichkeiten, unser Dahinschleichen an den Häusern, unsere Vorliebe für die Gäßchen, unsere Scheu davor, sich in die Unendlichkeit hinaus zu wagen. Und des Christentums Meinung ist, daß gerade das Unbedingte nüchtern macht, nachdem es erst unsre Trunkenheit geoffenbart hat. Wie schlau sind doch wir Menschen, und wie schlau wissen wir die Sprache zu handhaben! Wir reden die Sprache der Wahrheit so gut und geläufig, daß es fast ist, als redeten wir die Wahrheit. „Das Unbedingte verrät uns“, diese kleine Zwischenbestimmung lassen wir aus und sagen dann: „das Unbedingte macht trunken“ — die richtigen Schelmen. Das Christentum sagt: „das Unbedingte verrät deine Trunkenheit, und nur das Unbedingte kann einen Menschen ganz nüchtern machen.“

Die Apostel, die am ersten Pfingsttage redeten, waren nie nüchterner als eben an diesem Tag, da ihr Leben ganz unbedingt das Unbedingte ausdrückte und sie in Selbsterkenntnis ganz zu sich selbst gekommen waren, als nichts vor Gott, d. h. als bloße Werkzeuge in seiner Hand, für jede Rücksicht verloren und jeder Rücksicht bar, ausgebrannt zu Geist, ganz nüchtern. Der Spott aber sagte: „sie sind voll süßen Weins“; und die kluge, verständige, besonnene, bloß menschliche Betrachtung mußte sagen: sie sind berauscht.

Nüchtern werden heißt: sich selbst in seinem Verstehen, seinem Erkennen so nahe kommen, daß alles Erkennen sich im Handeln umsetzt.

Die bloß menschliche Betrachtung ist natürlich hier wieder der

ganz entgegengesetzten Meinung, als wäre solches gerade Trunkenheit, wogegen es Nüchternheit sein soll, daß der Kluge, Verständige, Besonnene darauf aus ist, sich sein Verstehen, sein Erkennen, in gehörigem Abstand von seinem Leben oder sein Leben in gehörigem Abstand von seinem Erkennen zu halten, damit dieses keine Macht über ihn bekommt. — „So etwas kann nur einem Halbnarren, einem Betrunkenen einfallen.“ Denn das „Erkennen“ ist Genuß; und kein Verständiger, kein Gebildeter will dafür gelten, er wisse nicht, was das Richtige sei; es wäre eine Beleidigung, wenn jemand ihm nachsagte, er wisse es nicht — aber danach zu thun ist eine Anstrengung. Das „Verstehen“ ist Genuß; auch das, daß man die List und Schlauheit des Menschen und das gewandte Reden vom Guten durchschaut, ist Genuß; kein Gebildeter ließe sich nachsagen, er durchschaue das nicht und wisse solches nicht selbst gründlich und treffend zu kennzeichnen; denn auch die Vertrautheit mit den Geheimnissen der Hinterlist ist Genuß. Selbst nun aber im Ernste der Redliche, der Aufrichtige, der Uneigennützige sein zu wollen — nein, das wäre ja eine Anstrengung. Dagegen ist selbst die größte Anstrengung beim Erkennen und Verstehen Genuß, wie dem Jäger Anstrengung, Schweiß und Mühe beim Erlegen des Wildes und wie dem Fischer Ausdauer beim Fischen Genuß ist; aber nach dem, was man erkennt und versteht, zu thun, das ist Anstrengung.

Darum halten wir Menschen in unsrer gewöhnlichen Schlauheit gegenüber Gott und göttlicher Wahrheit unsre ganze Aufmerksamkeit auf das Verstehen und Erkennen gerichtet; wir thun, als läge die Schwierigkeit im Erkennen und als verstünde es sich von selbst, daß wir das Richtige sofort auch thun, sobald wir es nur verstehen. O trauriges Mißverständnis, o schlaue Ausflucht! Nein, unendlich weiter als von der gründlichsten Unwissenheit bis zum klarsten Verständnis, unendlich weiter haben wir vom klarsten Verständnis bis zur Ausführung des Verstandenen; ja im ersten Fall besteht nur ein Gradunterschied, im letzteren Fall ein Wesensunterschied. Alle meine Erkenntnisarbeit berührt mein Leben, seine Lüste, seine Leidenschaften, seine Selbstsucht gar nicht und läßt mich ganz unverändert — meine Handlung verändert mein Leben. Mag daher eine frühere Zeit in der Christenheit noch so viel gefehlt haben, so hatte sie christlich doch gegen unsere Zeit durchaus recht, wenn sie das Christliche sofort ins Thun übersetzte, worin die eigentliche christliche Einfalt besteht. Denn unsere Zeit redet ja auch davon, daß die Darstellung des Christlichen nicht gekünstelt, hochtrabend,

sondern einfältig sein müsse — man streitet auch im Gedankenaustausch darüber, man schreibt Bücher, man schafft eine eigene Wissenschaft dafür; vielleicht zieht man sogar sein Einkommen aus dieser und wird Professor derselben, vergißt aber oder verschweigt, daß die eigentliche Einfalt, die wahre einfältige Darstellung des Christlichen, darin besteht, — daß man es thut.

Doch dieses Thun ist eine Anstrengung, welche dem Todeskampf gleich kommt, da es ein Absterben ist; und die Darstellung des Christlichen ist Genuß. Und wenn du „das Christliche" thust, so wirst du der Menschen Freundschaft verlieren oder gar die Verfolgung durch sie herausfordern — kein Wunder: wie sollten Lebende, die mit ihrer ganzen Seele an diesem Leben und seinem Zubehör hängen, sich ruhig darein ergeben, daß ein Abgestorbener unter ihnen ist! Mit der bloßen Darstellung des Christlichen dagegen (zumal wenn du dir dabei deinen Vorteil sicherst, so daß du ganz populär wirst, und durch den Nutzen, den du hast, allen durchaus verständlich) kannst du sogar großes Glück unter den Menschen machen. Denn als Möglichkeit ist das Christliche leicht — o, daß ich eine Stimme hätte, die sich Gehör verschaffte und so ins Herz dränge wie die Stimme eines Sterbenden! o, daß mein Wort fort tönte, denn es gilt! — ja, als Möglichkeit ist das Christliche leicht. In der bloßen Darstellung, als Möglichkeit, gefällt es den Menschen; in Wirklichkeit ist es so schwer, und in die Wirklichkeit übersetzt, als Handeln, hetzt es die Menschen gegen dich auf. Wie oft bin ich nicht auf diesen Punkt zurückgekommen! Triffst du einen Redner, der nur mit einiger Begabung das Christliche darstellt, es aber auch nur als Möglichkeit darstellt und nicht weiter thut, so wird er von den Menschen geehrt, angesehen, geliebt, fast vergöttert. Wie nahe liegt da der Schluß: wieviel mehr derselbe geliebt werden müßte, wenn er eben dasselbe auch noch mit seinem Leben darstellen würde! O nein, mein Lieber, er möge sich nur davor hüten!

Und das, eben das versteht der Verständige, Kluge, Besonnene; darum ist er (nüchtern, wie er ist) so vorsichtig und befestigt eine gähnende Kluft zwischen seinem Erkennen, seinem Verstehen, das er darstellt, und seinem Leben; denn er ist nüchtern.

Das Christentum aber sagt: er ist trunken und bleibt im Rausch — da es ihn schaudert, die Folgen der Nüchternheit auch nur für *einen* Tag auf sich zu nehmen. Und wie ein Trunkener nicht weiß, was er selbst thut, so weiß er, der Kluge, Verständige, nicht, was er thut, daß er nämlich sein Erkennen, sein Verstehen nur

zu seinem eigenen Verderben so pflegt; denn der Mensch ist, wie ein nüchterner Mann gesagt hat, stolz auf sein Erkennen und bedenkt nicht, daß er danach gerichtet wird. Je mehr einer verstanden und je besser er es verstanden hat, um so strenger das Urteil, wenn er nicht danach gethan, ja um so strenger, wenn einmal die Ewigkeit ihn ernüchtern wird. Nüchtern ist er aber wahrlich nicht, so wenig einer darum nüchtern ist, weil er mit großer Klugheit genau zu berechnen weiß, durch welche Mittel er sich gegen jede Beunruhigung durch das Erwachen des Bewußtseins zu sichern vermag. Er erweitert sein Erkennen, sein Verstehen; nach seiner Meinung ist hieran nichts, was wie Trunkenheit aussieht. Er sichert sich gegen sein Erkennen; ungeheuer klug weiß er sich gegen sein Erkennen zu sichern — daran ist doch wohl nichts, meint er, was auf Trunkenheit deutet! Warum aber wehrt er sich gegen sein richtiges Erkennen? Warum? Weil er im Grunde weiß, daß es ihm seine Trunkenheit offenbaren würde, wie das ja geschehen wird, wenn einmal die Ewigkeit ihm seine Vorsicht unmöglich machen wird.

Der wahre Sachverhalt ist dieser. Jeder Mensch hat ein gewisses Vermögen, zu erkennen; und jeder Mensch, der unterrichtetste wie der beschränkteste, ist mit seinem Erkennen dem, was er in seinem Leben ist oder was sein Leben ausdrückt, weit voraus. Doch beschäftigt dieses Mißverhältnis uns Menschen weniger. Auf das Erkennen dagegen legen wir einen hohen Wert, und jeder sucht sein Erkennen mehr und mehr zu erweitern.

„Nun aber", sagt der Verständige, „muß man darauf achten, welche Richtung das Erkennen einschlägt. Kehrt sich mein Erkennen einwärts, gegen mich selbst, verhindere ich das nicht beizeiten, so ist das Erkennen das gefährlichste Berauschungsmittel, der Weg zur gänzlichen Trunkenheit; denn es entsteht dann eine berauschende Verwechslung zwischen der Erkenntnis und dem Erkennenden, so daß der Erkennende dem Erkannten ähnlich, das Erkannte selbst werden will. Das ist Trunkenheit. Daß dem so ist, sollst du bald entdecken. Denn nimmt dein Erkennen diese Richtung nach innen und giebst du nach, so wird es bald damit enden, daß du taumelnd wie ein Berauschter in die Wirklichkeit trittst, dich rücksichtslos in rücksichtsloses Handeln hineinstürzst, bevor der Verstand und die Klugheit Zeit zur gehörigen Rücksichtnahme, ob das klug, vorteilhaft, lohnend ist, gewonnen hat. Sieh, darum warnen wir, nüchtern, nicht vor dem Erkennen, auch nicht vor der Erweiterung deines Erkennens; nur, daß dein Erkennen sich nicht einwärts kehre, da es

sonst berauschend wirkt." So reden Schelmen. Es heißt, das Erkennen wirke durch seine Richtung einwärts die Trunkenheit, während es doch gerade hiedurch offenbaren würde, daß man trunken ist, trunken durch das Hängen an diesem irdischen Leben, dem Zeitlichen, Weltlichen, Selbstischen. Und vor dieser Aufklärung fürchtet man sich gerade, während man dem Erkennen die Schuld zuschiebt, daß es berausche. Man fürchtet von dem einwärts sich kehrenden Erkennen, es könnte den inneren Zustand der Trunkenheit beleuchten und verraten, daß man am liebsten in diesem Zustand bliebe; es könnte gar einen aus diesem Zustand herausreißen und durch die Folgen dieses Schritts die Rückkehr in den geliebten Zustand der Trunkenheit unmöglich machen.

Nach der Auffassung des Christentums dagegen verhält es sich so: gerade das, daß das Erkennen sich nach innen gegen den Menschen selbst kehrt, macht ihn nüchtern; es ist also nur der ganz nüchtern, dessen Verstehen und Erkennen ein Handeln ist; man braucht deshalb auf die Entwicklung der Erkenntnis durchaus nicht so viel zu verwenden, wenn man ihr nur die Richtung nach innen zu geben strebt; die Verwendung aller Aufmerksamkeit und Kräfte auf die bloße Entwicklung des Erkennens ist daher eine Hinterlist; und nüchtern ist man auch mit einer nur geringen Erkenntnis, wenn sie nur einwärts gekehrt ist und so zum Handeln treibt, dagegen gänzlich berauscht auch bei der allerhöchsten Erkenntnis, falls dieselbe die entgegengesetzte Richtung einschlägt.

Ein in dieser Hinsicht kompetenter Beurteiler hat gesagt, man treffe selten einen, der von der Demut demütig, vom Zweifel zweifelnd u. s. w. zu schreiben verstehe. Das will sagen: man trifft selten eine Darstellung, die wirklich zugleich das Dargestellte selbst ist, so daß z. B. der Zweifel in zweifelnder Form mitgeteilt wäre, wie es bei den Griechen der Fall war, während man in unserer Zeit als angestellter Professor und Ritter verschiedener Orden einer gläubigen Zuhörerschaft als Glaubenslehre mitteilt, daß man an allem zweifeln müsse, und zur Bekräftigung auf sein sicheres Auftreten sich verheiratet. Noch seltener aber als eine solche Darstellung, das Dargestellte zugleich selbst ist, noch seltener als sie findet man einen, der sein Verstehen zur That macht und seine Erkenntnis dessen, was zu thun ist, ganz einfältig (ja, wirklich die allerälteste Einfalt) dadurch erweist, daß er es thut!

Nein, es gibt doch nichts Hinterlistigeres als dieses menschliche Herz, und das zeigt sich vielleicht nie deutlicher als an diesem

Mißverhältnis zwischen unsrem Verstehen und unserem Handeln. Sehr streng genommen müßte das Urteil lauten, wir seien alle Heuchler. Der Apostel ist milder, er sagt nur, wir seien trunken — wir aber in unserer Klugheit, Verständigkeit, Besonnenheit, wir sagen: ganz im Gegenteil, wir sind nüchtern, und der Apostel ist trunken. Oder ist es nicht Trunkenheit, der Erkenntnis soviel Herrschaft über sich selbst einzuräumen, daß sie uns überwältigt — und damit unsere Trunkenheit verrät — und damit uns in die äußersten Entscheidungen hinausreißt? Statt nüchtern Genuß und Freude von seiner Erkenntnis zu haben, sollte man sie da ja eher verwünschen, da sie einen unglücklich macht, ganz wie einer im Zustand der Trunkenheit durch ein Geständnis, das er nüchtern niemals abgelegt hätte, sich unglücklich machen kann! Ganz so ist es, nur ist das Urteil verkehrt; der Verständige ist gerade so nüchtern, daß er seine Trunkenheit nicht zugeben wird, die doch thatsächlich vorhanden ist. Um also in Wahrheit nüchtern zu werden, muß man vor allem seine Trunkenheit eingestehen.

Denn ganz nüchtern ist man nach der Meinung des Christentums nur, wenn Verstehen und Handeln sich deckt. So sollte es sein. Dein Verstehen soll *sofort* That werden. Sofort! So ist es bei uns Menschen leider nicht! Haben wir etwas verstanden, so währt es noch lange, bis eine That daraus wird, bis eine Handlung den Gedanken wiedergiebt. Steht aber alles richtig, so folgt die That sofort, und ebendarum ist die Wiedergabe so genau, sein Verständnis so voll und ganz. Folgt die That nicht sofort, so wird die Handlung nur ein schlechter Abdruck deines Verstehens. So ist es leider mit unsern Handlungen. Wie entsprechen diese unserem Verständnis? Wie die Klangfigur, die du mit dem Strich des Bogens hervorbringst? wie der treue Abdruck dem Bilde? Nein, wie das Löschblatt sich ausnimmt neben der Schrift, auf der es liegen.

So hat denn einer verstanden, was nach seiner Meinung dem ganzen Menschengeschlecht nutzen soll; und vielleicht hat er Recht. Es sei Strenge, was notthut; er versteht es so deutlich, daß nur in der Strenge das Heil liegt, so deutlich, daß er so auch Mut hat, gegen alle streng zu sein, nur *einen* ausgenommen — nämlich sich selbst: ist das Nüchternheit? Ja, nach der bloß menschlichen Betrachtung ganz gewiß; wenn anders sein Vornehmen ihm glückt und er dabei nicht schlecht fährt, so legt man als Besonnenheit und Nüchternheit aus, daß er diesen schrecklichen Gedanken so durchzu-

führen verstand, daß alle von ihm verletzt wurden, nur er nicht. Nach der Meinung des Christentums dagegen ist er trunken, und nüchtern wäre er gewesen, wenn er sofort mit dem gewonnenen Einblick in die rettende Macht der Strenge sich gegen sich selbst gekehrt hätte.

So habe einer etwas Wahres verstanden; er hat es wirklich verstanden; o, es steht so lebendig, so überzeugend, mit einer Macht der Beredsamkeit vor ihm, daß er meint, er müsse die ganze Welt davon überzeugen können — und er thut das auch; es glückt ihm, er überzeugt seine ganze Zeit von der siegreichen Freude der Selbstverleugnung. Nur Einen überzeugte er nicht, und das war er selbst. Verkehrt bog er von seinem Verstehen oder davon, daß er verstanden hätte, ab, nicht hin zum durchführenden Handeln, sondern abseits, in die dichterische oder rednerische Darstellung hinein. In dem Augenblick, da es so lebhaft, so unwiderstehlich vor ihm stand, daß Selbstverleugnung die siegreiche Freude sei, eben da war eine kleine Selbstverleugnung von ihm gefordert. Hätte er hier gehandelt — vielleicht hätte er es zu dem Meisterstück seiner beredten Verherrlichung der Selbstverleugnung und ihrer siegreichen Freude gar nie gebracht, dafür aber zur Selbstverleugnung. Nun hingegen gelang ihm das Meisterstück — das nur keine Selbstverleugnung war. Heißt das nüchtern sein? „Ja", sagt die bloß menschliche Betrachtung; „denn", heißt es „wenn einer Tausende für die Selbstverleugnung gewinnen kann, so ist das doch wohl die Hauptsache, ob er gleich selbst sie nicht übte." Das Christentum meint, dieses Eine wäre die Hauptsache: jene kleine That der Selbstverleugnung, welche ausblieb; wenn sie erfolgt wäre, und zwar sofort als getreue Wiedergabe seines Verständnisses, so wäre das Nüchternheit gewesen.

Nehmen wir noch ein Beispiel. Es gab eine Zeit, da die Kunst sich in der Darstellung des Weltheilandes Jesus Christus versuchte. Es war freilich ein Mißverständnis; denn die Kunst kann ihn unmöglich darstellen, da seine Herrlichkeit unsichtbar, innerlich ist und er als Zeichen des Widerspruchs — welch ein Widerspruch, dieses malen zu wollen! — unter der entgegengesetzten äußeren Erscheinung verhüllt ist. Die Kunst wird sich also vergeblich daran versuchen. Wie aber, wenn sich die Kunst der Rede, des Worts daran versuchte? Denke dir einen Menschen von diesem Eindruck ergriffen; er will nun alles, was die Sprache vermag, aufbieten, um den Heiland der Welt darzustellen. Hiezu bedarf er aber, wie er sagt, der Ruhe, einer Umgebung, die solch eine Arbeit

begünſtigen kann; auch muß er, wie er ſagt, durchaus ungeſtört und ferner womöglich von allem unterſtützt ſein, was ihn in der rechten Stimmung zu erhalten vermag. So wählt er denn die lieblichſte Umgebung in der herrlichſten Gegend, er verſchönert ſich alles durch Kunſt und Geſchmack, und nie wurde ein Dichter durch alles ſo aufgemuntert wie er — iſt es ja doch auch die bedeutungsvollſte Aufgabe, die er ſich geſetzt hat. Berühmt iſt er ſchon im voraus, bewundernd ſieht man der Vollendung des Meiſterwerks entgegen, und die Zeitungen haben es bereits begrüßt und dabei einen Teil der Bewunderung vorausbezahlt — es handelt ſich ja auch um die ernſthafteſte Sache. Heißt das Nüchternheit? Ja, nach der bloß menſchlichen Betrachtung. Du hörſt es ja von den Blättern und ſiehſt es an dem allgemeinen Intereſſe für dieſes Werk, durch welches wir vermutlich für die perſönliche Gegenwart Chriſti vollkommen entſchädigt werden, mit dem uns deshalb auch aus andern Gründen in einer Hinſicht wohl gedient ſein wird, trotz der heißen Sehnſucht nach der Gegenwart Chriſti, von der die Pfarrer (wie merkwürdig!) ſo häufig Zeugnis geben. Das Chriſtentum aber iſt der Meinung, das ſei ein Rauſch, dem gegenüber auch die kleinſte Selbſtverleugnung für Nüchternheit gelten könne. Denn nach der Meinung des Chriſtentums biſt du nüchtern, wenn dein Verſtehen auch dein Handeln iſt; wie die Tempelſteuer in einer beſonderen Münze entrichtet wurde, ſo ſoll dein Verſtehen, ſowie du etwas verſtanden haſt, ſofort warm und voll und ganz, friſch aus erſter Hand als Handlung ausgemünzt und ausgegeben werden.

„Aber ſo nüchtern zu werden iſt ja ſchrecklich; darin iſt ja gar keine Begeiſterung!“ — „Wie?“ antwortet das Chriſtentum, „waren denn die Apoſtel nicht begeiſtert? war es die Schar der Märtyrer nicht? die Greiſe, die erſt da ſich recht begeiſtert fühlten und wieder wie Jünglinge wurden? die jungen Mädchen, die da erſt die rechte Begeiſterung lernten? Indeſſen, die Sache iſt, wie man ſie nimmt. Für einen, der ſonſt vom Wein ſich Begeiſterung holte, ſcheint das Waſſertrinken nicht begeiſternd zu ſein — wenn nun aber in dieſem Waſſertrinken doch Begeiſterung iſt! Für einen, dem das Begeiſternde Genuß iſt, ſcheint es wenig begeiſternd, daß die Selbſtverleugnung das Begeiſternde ſein ſoll — wenn nun aber in dieſer Selbſtverleugnung doch Begeiſterung iſt! Wer von ſeinem Verhältnis zu Gott ſich alles glaubte verſprechen zu dürfen, der wird es nicht begeiſternd finden, daß dieſes Gottesverhältnis verlangt, er ſolle allem entſagen — was iſt aber doch das Seligſte und alſo

am meiſten Begeiſternde: daß man mit Gottes Hilfe alles bekommen kann, oder daß man (und zwar auch mit Gottes Hilfe) alles ſoll entbehren können! Was in Wahrheit begeiſtert, ſind ja doch nicht die Gaben, ſondern Gott ſelbſt; im erſtern Falle aber wird dein Blick ſo leicht an dem weniger Begeiſternden, an dem, was du bekommſt, haften bleiben; im andern Falle mußt du notwendig allein auf Gott ſehen — was dich am meiſten begeiſtert."

* * *

Mein Zuhörer! Nüchtern zu werden, das war die Aufgabe; und „der Ernſt" liegt nun darin, wie die Wirklichkeit ausſieht, wo wir ſind.

Wo ſind wir? wie ſteht es um die Chriſtenheit? Die Antwort iſt nicht ſchwer, ſchwerer iſt es, Wandel zu ſchaffen.

Das Endliche und das Unendliche, das Ewige und das Zeitliche, das Höchſte und das Niederſte iſt bei uns ſo mit einander verquickt, daß man nichts mehr unterſcheiden kann; d. h. der ganze Zuſtand iſt der einer undurchdringlichen Zweideutigkeit. Im dichten verwachſenen Urwald durch einen Durchhau einen Ausblick zu ſchaffen wäre leichter als dem hellem Licht der Ideale Zutritt zu verſchaffen in dieſe Zweideutigkeit, wo wir „zwiſchen Tag und Dunkel" dahinleben, wo wir uns gegen die Ideale auch dadurch geſichert halten, daß wir eine verſtändige Betrachtung zwiſchen uns und ſie hineinſchieben, ſo daß wir einander wohl in jedem höheren Streben verſtehen, — das Vorteil bringt, ein wirklich höheres Streben aber, das auf die Vorteile verzichtet, für die allerlächerlichſte „Ueberſpanntheit" halten würden.

In Blättern und Büchern, auf Kanzeln, Kathedern, Lehrſtühlen und Verſammlungen herrſcht eine Feierlichkeit, ein Ernſt, als drehte ſich alles um Geiſt, um Wahrheit und Gedanken. Vielleicht iſt das auch ſo, vielleicht. Vielleicht aber dreht ſich vielmehr alles um das Einkommen, um die Karriere, vielleicht. Was begeiſtert den Kandidaten der Theologie? iſt es die Anſtellung, die Karriere? oder iſt's das Chriſtentum? Man weiß es nicht. Er nimmt die Beſoldung, und er *verſichert*, es ſei das Chriſtentum. Was begeiſtert den Kandidaten? die Anſtellung, die Karriere? oder die Wiſſenſchaft? Man weiß es nicht. Er nimmt die Beſoldung, wird Profeſſor und *verſichert*, es ſei die Wiſſenſchaft. Was begeiſtert den Zeitungſchreiber? iſt's die Zahl der Abonnenten? oder iſt's die

Sache? Man weiß es nicht. Er sammelt die Abonnenten zu Haufen und versichert, es sei die Sache. Was bestimmt jenen, daß er sich an die Spitze der Menge stellt? ist es die Liebe zu dem Volk? Man weiß es nicht. Er nützt den Vorteil seiner Machtstellung, das sieht man, und versichert, es geschehe aus Liebe.

Und bei all dem wird auf's geflissentlichste geltend gemacht, daß das Christentum unsere Religion ist, daß wir sogar alle Christen sind, so daß das Christentum wohl noch nie in solch fröhlichem Gedeihen stand wie eben jetzt. Woraus beweist man denn die Herrschaft des Christentums? Etwa aus den 1000 Pfarrern, die wir haben? Vortrefflich! Damit ist dann auch bewiesen, daß der „geschäftige Müßiggänger" nicht etwa, wie man bisher meinte, eine lächerliche Figur ist; nein, er hat recht, wenn er seine vielen Geschäfte daraus erweist, daß er sich vier Schreiber hält! Ja, sein Beweis darf sich sogar noch eher sehen lassen. Denn die vier Schreiber sind doch nicht gerade eine Widerlegung davon, daß er viele Geschäfte hat; unsere 1000 Pfarrer aber sind eher ein Beweis gegen die Herrschaft des Christentums als für dieselbe. Denn was beweist ihr Dasein? Daß es 1000 Pfarrstellen giebt, nicht mehr und nicht weniger. Ist das Christentum? Oder soll das dem Christentum Eingang schaffen in die Welt? Wird es nicht viel eher das Gegenteil thun? Denn die Gemeinde ist auch nicht so dumm. Der Pfarrer kann deklamieren, weinen, auf das Kanzelbrett schlagen, „versichern", — ja, Profit, ob die Leute daraus wohl einen Eindruck vom Christentum bekommen? Nein, die Gemeinde sagt ganz trocken, ohne Thränen: er lebt davon. Eine einzige Handlung, die wahre Selbstverleugnung und Weltentsagung darstellt, enthält unendlich mehr Erweckungskraft und mehr Christentum als 1000 oder 10 000 oder 100 000 oder eine Million Pfarrer, bei denen nie recht klar wird, was sie begeistert: ob es die Besoldung, die Karriere, der Vorteil ist oder das Christentum — wenn sie diese Zweideutigkeit auf sich ruhen lassen; denn wenn sie das erstere einfach zugestehen, so richten sie keinen Schaden an.

„So meinst du denn wohl, der Mensch könne von der Luft leben? oder meint vielleicht das Christentum, die Arbeit für das tägliche Brot sei unzulässig?" Nein, nicht im entferntesten. Dagegen soll und kann ein Mensch nach der Meinung des Christentums auseinanderhalten und offen hervortreten lassen, wo er für sein Interesse arbeitet und wo für die Sache, die Idee, den Geist, für das Höhere; um keinen Preis darf er dies beides sich verquicken oder zusammen-

Library of the Theological Seminary

fließen lassen, da doch dies beides so ungleichartig als möglich, unendlich, himmelweit von einander verschieden ist. Daß einer durch seinen Dienst für die Wahrheit zugleich seinen Vorteil sucht, mit seinem Wirken für die Idee zugleich seinen Vorteil sucht: das ist nach der Meinung des Christentums ein Unsinn und der Weg zur Heuchelei, denn das eine ist unendlich höher als das andere, und daß ich eine Besoldung bekomme und Karriere mache, ist weder der Wahrheit, noch der Idee, sondern einzig und allein mein eigenes Interesse. Das Christentum ist der Meinung, daß „Versicherungen" die niederträchtigste Erfindung des Vaters der Lüge sind, daß es für ein ernstes, ideales Streben nur Eine „Versicherung" giebt — meinen Lebenswandel, der die Versicherung unnötig macht und ohne den meine Versicherungen Geschwätz und der Weg zur Heuchelei sind.

„Hiebei verlierst du aber die Würde des Pfarrers ganz außer Augen!" Seine Würde! Ich will gewiß der Würde Seiner Hoch- oder Hochehrwürden nicht zu nahe treten; ich will ihm seine Würde, die ihm redlich und ehrlich zukommt, redlich und ehrlich zugemessen haben, doch auch nicht mehr. Hier zeigt sich aber wiederum eine Zweideutigkeit. Es giebt zwei Arten Würde. Wer unsträflich unter uns lebt, hat Anspruch auf achtungsvolle Behandlung. Benutzt er sein Talent, wenn er etwa zugleich besonders begabt ist, mit Fleiß und Geschick und erwirbt er sich damit sein Auskommen, so kann man ihm auch Würde zuschreiben. So z. B. einem Schauspieler. Dagegen ist mit dem Christentum ein ganz anderer, ihm eigentümlicher Begriff von Würde hereingekommen. Die gab es einst, als das Christentum von Aposteln verkündet wurde. Doch wollen wir das bei Seite lassen. Dann aber wurde es von Wahrheitszeugen verkündigt, ohne Besoldung — wie denn überhaupt das Christentum (unbegreiflich!) ohne Nachhilfe durch Besoldungen hereingekommen ist. Solch ein Lehrer des Christentums hatte Anspruch auf eine eigene Art Würde; sein Leben gab ihm das Anrecht darauf. Aber sieh, nach dieser Art von Würde schielen die Pfarrer noch immer, während doch ihr Leben von dem jener Herrlichen total verschieden ist und die Verkündigung des Christentums jeder anderen weltlichen Karriere und Erwerbsquelle gleich, eine ganz weltliche Sache geworden ist. Und Würde in diesem Sinn kommt ihnen nicht zu. Ein Pfarrer unsrer Zeit kann mit Wahrheit auf keine andere Würde Anspruch machen, als sie jeder andere durch Thätigkeit in seinem Beruf sich auch erwirbt. Ist er ein ausgezeichneter Prediger, gut, so kommt ihm dieselbe Würde zu wie z. B. dem ausgezeichne-

ten Arzt, Künstler, Schauspieler u. s. w.; ist er ein mittelmäßiger, so steht er in einer Linie mit dem mittelmäßigen. Die Ordination kann ihm kein persönliches Gewicht geben; denn wenn das Leben des Ordinierten ganz verweltlicht ist, so kann er sich für seine persönliche Würde nicht auf seine Ordination berufen, eher könnte dann der Schauspieler, Arzt, Künstler u. s. f. billigerweise auch eine Ordination verlangen. So stehen die Verhältnisse mitten in der Christenheit, wo man noch mitunter Bedenken hat, ob ein Schauspieler in christlicher Erde zu begraben sei, wogegen das Begräbniß der Pfarrer in christlicher Erde durchaus keinem Anstand begegnet.

„Dadurch wird aber doch alles auf den Kopf gestellt!" Durchaus nicht. Mir kommt die Sache ganz einfach vor. Meine Meinung ist diese. Demütig vor Gott, dabei aber kindlich froh und vergnügt, habe ich die volle Ueberzeugung, daß es die ehrlichste Sache von der Welt ist, wenn einer für sein Auskommen arbeitet. So will ich es thun. Ich will freimütig vor Gott und mit gutem Gewissen mein Brot z. B. durch die Verkündigung des Evangeliums verdienen. Aber, aber, aber meine Gemeinde soll keinen Anlaß bekommen, um mir unter der Hand zu verstehen zu geben, daß ich dafür ja bezahlt werde; denn ich gedenke selbst, direkt, so fröhlich und vertrauensvoll, daß es eine Freude ist, zu erklären: „ich habe meinen Lebensunterhalt davon; daß ich mir meinen Unterhalt erwerbe, das thue ich nicht um des Christentums willen, sondern um meinetwillen." Wahrlich, es hat gar keine Gefahr, wenn die Gemeinde zu wissen bekommt, was sie doch weiß, daß ich auch ein Mensch bin, der nicht von der Luft leben kann. Es hat auch keine Gefahr, wenn die Gemeinde zu wissen bekommt, was Wahrheit ist: daß ich nicht so stark im Glauben, so lebendig im Geiste bin, um in Ernst das Christentum verkündigen zu können, was diesem freilich das liebste wäre. Es ist gar nicht gefährlich, wenn die Gemeinde zu wissen bekommt, worum es sich eigentlich handelt. Nein, nein, das ist nicht nur nicht gefährlich, es ist der einzige Weg zur Wahrheit, zum Heil und zum Christentum. Gefährlich wäre es, vornehm sich des Verdienstes halber genieren zu wollen — während ich doch im Stillen genau darauf paßte; denn bin ich so vornehm, so stark, nun dann muß ich es auch damit zeigen, daß ich verzichte. Gefährlich ist es, daß ich mich mit einer Feierlichkeit und Würde umkleide, als gehe alles nur um des Christentums willen — wie wenn die Rücksicht auf dieses erforderte, daß ich eine Besoldung bekomme und

Karriere mache, während doch vielmehr ich vom Christentum dafür Nachsicht brauche, daß ich so mein Predigen zur Erwerbsquelle mache; gefährlich ist es, daß ich mich mit dieser Feierlichkeit und Würde umgebe, während doch die Leute sich ob mir in die Faust lachen und den Sachverhalt sehr wohl verstehen und wissen, um was es sich eigentlich handelt. Kurz und gut; ob das, daß ich davon lebe, christlich bedeutet, daß ich ein Lump sei — was doch eine ungeheure Unwahrheit ist: nun wohl, gefährlich ist das nie, daß so die Gemeinde zu wissen bekommt, ich sei ein Lump. Wenn ich das wäre, so wäre das Gefährliche nur, daß die Gemeinde es nicht offiziell und direkt zu wissen bekäme. Und man mag es drehen und wenden, wie man will: der war nie ein Lump, der Mut und Herz zu dem Bekenntnis hatte: ich bin es. Nein, den Menschen, den du recht eigentlich einen Lumpen nennen müßtest, den wirst du am sichersten in die Lumpen der Feierlichkeit und Würde gehüllt finden.

Ihr ehrwürdigen Gestalten, welche das Christentum rührte und bewegte, so daß euer Sinn von ihm und von euch selbst überwunden wurde und ihr beschloßet und den Beschluß hieltet, in Armut und Niedrigkeit das Christentum, das wahre Christentum zu verkündigen — ich dränge mich nicht frech in eure Reihen, nein, ich stehe weit, weit ab, in Demut mich beugend, im übrigen aber kindlich froh und vergnügt, freimütig, mit gutem Gewissen. Eins aber werde ich nie thun — ich würde mir ein Gewissen daraus machen, und hätte ich es gethan, so hätte es mir mein Gewissen beschwert — nie werde ich euch um das bringen, was euch rechtlich zukommt. Mit Gottes Beistand soll es mir gerade gelingen, eure Herrlichkeit ins Licht zu stellen, ihr ehrwürdigen Gestalten — ja, auf meine Kosten sie ins Licht zu stellen! Nie werde ich an der verwirrenden, vertuschenden Rede teilnehmen, die heutzutage gäng und gäbe ist: „die Lehre, das Objective ist ja die Hauptsache; ob ich zugleich von dem Lehren lebe und damit Karriere mache, ob es einer umsonst besorgt, ein anderer für Geld und Rang, einer in freiwilliger Armut, während ein anderer ein blühendes Geschäft daraus macht, ob einer dafür Opfer und Accidenzien bekommt, ein anderer selbst zum Opfer wird: das thut nichts davon noch dazu; die Lehre ist und bleibt ja dieselbe." Welch abscheuliche Lüge! Ja, abscheulich! Gerade von dem hat man abgesehen, was eigentlich das Entscheidende ist; oder wer sollte es in seinem Herzen nicht wissen, bei sich selbst und mit allen anderen nicht wissen, daß das dem Menschen am allermeisten ausmacht, ob er von

seinem Streben Vorteil oder gerade das Gegenteil haben soll? Und welche Lüge! Denn es ist nicht wahr, daß die Lehre dieselbe bleibt und ist; dort ist die Verkündigung die Lehre, dieselbe Lehre, die Wahrheit ist und im Verkünden Wahrheit wird; hier macht die Art der Verkündigung dieselbe Lehre zur Unwahrheit — so daß doch die Lehre nicht wirklich dieselbe bleibt.

Um aber wieder auf den Beginn dieser letzten Erörterung zurückzukommen: der Zustand unserer Zeit ist eben der, daß sie das Unendliche und das Endliche, das Höchste und das Niederste so mit einander verquickt hat, daß eine undurchdringliche Zweideutigkeit herrscht. So thut es wohl not, daß man nüchtern werde, wenn man aus diesem Taumel herauskommen soll.

Ferne von mir sei die profane Meinung, wie man sie etwa zu hören bekommt, als sollten die Gemeinden vielleicht an den Pfarrern sparen und von ihren Einkünften abzwacken — o welche Erbärmlichkeit! Hätte ich zu befehlen, so müßte man eine Ehre darein setzen, sie weit reichlicher zu besolden. Dagegen muß dieser Anspruch auf „christliche Würde" im Interesse der Wahrheit aufgegeben werden. Eins oder das andere: entweder ein angestrengtes Leben voll Selbstverleugnung und Entsagung, angestrengt dadurch, daß man in der „Wirklichkeit" (nicht bloß durch Deklamationen in stillen Stunden, welche alle Sinnestäuschungen sorgfältig stehen lassen) Zeugnis ablegt für die Wahrheit und gegen die Lüge — und dann Anspruch auf christliche Würde; oder die milden Formen und Weisen, wobei eines Pfarrers Leben nicht angestrengter ist als das jedes andern — und dann Verzicht auf die christliche Würde; beides verbunden ist eine Unwahrheit. Zu dieser Entscheidung wird es schließlich kommen. Jeder tüchtigere Pfarrer sieht das gewiß selbst, jeder jüngere wird es in seiner Ordnung finden und bereitwillig darauf eingehen. Mag dann der eine oder andere in dieser unwahren Würde und Feierlichkeit sich so festgesetzt haben, daß er sich zu Zugeständnissen nicht entschließen kann, daß er vielmehr trotz der (in unsrer für das Christentum so kritischen Zeit) möglicherweise gefährlichen Folgen lieber alles belassen will, so ist das seine Sache.

Soweit aber müssen wir schließlich kommen. Wir müssen nüchtern das Eingeständnis machen, auf welchem Punkt wir stehen und wo das Christentum steht. Man erklärt, das Christentum sei eine „Lehre", und erzählt dann, „diese Lehre hat die Welt umgeschaffen". O wir Thoren! oder: wie listig sind wir doch! Nein, nie hat eine Lehre — bedient von Rangspersonen und besoldeten Beamten, die nur als

Gewicht an ihr hängen und sie in die Endlichkeit herniederziehen — die Welt umgeschaffen, so wenig als man einen Drachen mit Hilfe eines Gewichts, das nur niederzieht, steigen lassen kann; nie hat eine Lehre, so bedient, auch nur eine kleine Verfolgung hervorzurufen vermocht, ohne die doch von einer Umgestaltung der Welt nicht die Rede sein kann — davor werden die Betreffenden sich schon hüten. Nein, aber von Wahrheitszeugen bedient — das ist es, wodurch diese Lehre zu etwas anderem als einer Lehre wird — von Wahrheitszeugen bedient, die mit Verzicht auf jeden Nutzen aus dieser Lehre alles für diese Lehre opferten, von Wahrheitszeugen, die nicht (und gar mit Familie!) von dieser Lehre lebten, sondern für die Lehre lebten und starben: so wurde das Christentum eine Macht, und wurde die Macht, die eine Welt umzuschaffen vermochte. So bediente man es wohl gegen 300 Jahre; dadurch wurde das Christentum die „Macht" in der Welt. Es war nun so zu sagen ein ungeheures Betriebskapital eingesetzt; es fragte sich nur, wie man es nutzbar machen wollte. Ach, aber schon hier beginnt der Rückschritt, der Betrug: statt die Welt umzugestalten beginnt man das Christentum zu verunstalten. Die weltliche Klugheit verfiel darauf, das Leben jener Zeugen, ihre Leiden, ihr Blut, zu Geld, zu Ehre und Ansehen zu machen; klug verschonte man sich selbst mit Leiden, wogegen die Verkündiger aus den Leiden der Verstorbenen Kapital schlugen. Und es glückte ihnen nur allzu gut; viele Jahrhunderte gingen hin, und die gutmütigen, arglosen Völker merkten nicht, was geschehen war: daß die Ehre und der Preis und Lohn, den man auf alle Weise zollte, nicht den Toten zukam, die die Opfer gebracht und den Undank geerntet hatten, sondern einer listigen Rotte, die den Lohn entgegennahm. Und dabei blieb es. Und die Klugheit erfand mit zunehmender List neue, immer sinnreichere Betrugsweisen, die mir die Leiden ersparen und dafür stäten Geldvorteil gewähren, dazu die Ehre und das Ansehen für die Mißhandlung, den Kreuzes- und Feuertod u. s. f., den andere erlitten haben. Der Betrug griff es immer klüger an. Unglücklicherweise aber wurde auch die Klugheit, die die betrügerischen Künste durchschaute, immer größer — womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß diese Klugheit, die den Betrug durchschaut, besser sei als die Betrüger selbst.

Nein, aber die Klugheit im Betrügen ist mit einer ebenso großen Klugheit im Durchschauen zusammengetroffen. Punktum. Das ist die Lage, worin wir jetzt stecken. Das in 300 Jahren mühsam erworbene Betriebskapital ist aufgebraucht, meine Herren

und Damen; es läßt sich mit weiterem Betrug nichts weiter heraus-pressen, denn die Klugheit, die den Betrug durchschaut, ist ihm nun gerade gewachsen. Das Betriebskapital ist aufgezehrt, das ist der status; die Stockung ist da, das ist die Situation; das Christentum ist zu dem Punkt gekommen, wo es sagen muß: „Nun soll ich also von vorne anfangen; kann ich niemand bewegen, daß er sich bezwingt und das Christentum richtig verstehen will, daß nämlich sein Verkündiger ein Opfer sein und leiden wollen muß?“ Wenn es einen, wenn es mehr solche findet, so beginnt das Christentum wieder eine Macht zu werden, was „diese Lehre“ in vielen Zeiten nicht gewesen ist, was sie auch nicht würde, wenn gar schon dem bloßen Christen (nicht bloß dem Pfarrer oder Professor) ein Auskommen und weltliche Karriere in Aussicht gestellt würde.

Hier also stockt sich's. Um diese Stockung im Interesse der Nüchternheit und Wahrheit zu nutzen, sollte man nun mit allem Eifer darüber Klarheit schaffen, daß eine Stockung eingetreten ist, damit nicht etwas anderes, Aeußerliches, eine weltliche Umwälzung daraus entstehe. Es sollten daher keinem einzigen (denn wahrlich, das interessierte das Christentum nur sehr wenig und würde seiner Sache nur sehr wenig dienen) auch nur vier Pfennig von seinen gesetzlichen Einkünften, keiner von seinen Titeln und Würden entzogen werden, nein, durchaus nicht; nur das Eine sollte offenbar und kund werden: daß er sich ihren Besitz um seinetwillen, nicht um des Christentums willen gesichert hat; daß er sie auch nicht durch das Christentum erlangt hat, da vielmehr der Verzicht darauf Christentum wäre und der Erwerb und Besitz derselben dieses erst um Nachsicht angehen muß. Vor allem aber thut Wachsamkeit not, um der schrecklichsten Art von Verwirrung vorzubeugen, dem nämlich, daß man reformieren wollte und dabei das Reformieren zum Genuß und Profit u. s. f. würde, während das Reformieren im höchsten Sinn aus Opfer- und Leidensbereitwilligkeit hervorgehen muß.

Man hat schon (ein wirkliches Kunststück!) gesagt: das Christentum ist eine objektive Lehre; es ist gleichgültig, wie man ihm dient; die Lehre“ ist alles. Damit ist das Christentum abgeschafft, wie nicht zu verstehen ist. Das Christentum hat im Leben dessen, der Christ sein will, seine bestimmte Voraussetzung, von der es in keiner Weise losgelöst werden kann. Diese besteht darin, daß man abserbe. Versuch' es nun einmal, ob die Sache stimmt! Da kommt einer, der das Christentum verkündigt — diese Verkündigung ist aber sein Brot, seine Karriere — und sagt zu einem Mann: „Du sollst

absterben — es kostet 10 Thaler!" „„Wie? 10 Thaler? an wen?"" „An mich, denn das ist mein Brot, das verspricht mir eine Karriere, daß ich verkündige, man müsse absterben." Zwischen Gott (der das „Absterben" fordert) und mich, den Einzelnen, den elenden Menschen, der nun in den sauren Apfel beißen und absterben soll, wird also zur Uebermittelung von Gottes Forderung an mich ein wohlbesoldeter Vermittler angebracht, der sich mit Familie von dem Geschäfte der Mitteilung nährt, dazu Kanzleiratsrang und Aussicht auf Avancement hat. Das ist aber eine Unmöglichkeit; diese Art von Mitteilung widerspricht sich selbst. Und wollte die ganze Menschheit sich der Sache annehmen, es hilft nicht, denn es ist eine Unmöglichkeit, etwas, das schlechthin nicht gethan werden kann. Darum zum ersten, zweiten und drittenmal: es ist unmöglich; laß den Hammer fallen, laß es ewig entschieden sein: es ist unmöglich. Und da bekanntlich und begreiflicherweise eine Darstellung durch den Wandel eine 100 000mal stärkere Wirkung ausübt als die bloße Verkündigung mit dem Munde, so ist diese letztere Art am wenigsten dazu angethan, das Christentum einzuführen oder jemanden zum Absterben zu bewegen, da ja eben die 100 000mal größere Wirkung der Darstellung durch den Wandel zeigt, wie man dem Absterben ferne bleiben will, und sogar die Predigt vom Absterben einer von den vielen Wegen geworden ist, die dahin führen, wohin man eigentlich will: „Freut euch des Lebens weil, noch das Lämpchen glüht, pflücket die Rose, ehe sie verblüht!" Das geht nicht.

Man hat das selbst gemerkt. So wurde das Christentum milde — oder richtiger: die, welche die Verkündigung des Christentums zu ihrer Karriere machten, fanden es (aus Menschenliebe — um nicht zu sagen, aus Liebe zu sich selbst) notwendig, das Christentum zu einem Handelsartikel herzurichten. Es wurde so zum bloßen „Trost". Eine Familie lebt inmitten aller möglichen Genüsse; da meldet sich ein Verkündiger des Christentums und sagt: „Haben Sie keinen Bedarf von dem milden Ewigkeitstrost? Ich darf ihn, ohne daß ich meine Waare rühmen will, wohl eine der größten Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens nennen, da er die Sorgen lindert und den Freuden ihre rechte Würze giebt — es kostet 50 Thaler." „Das läßt sich verstehen."

Aber so das Christentum als einen Trost auszuverkaufen, der das Leben zu nichts verpflichtet, das ist ein Abstrich an ihm, ein Feilschen mit dem Christlichen.

„Doch", sagt der Verkündiger, „wir predigen auch, daß man

darnach leben solle". „Mein Lieber, mag dein Mund dies oder das predigen, wenn dein Leben predigt, daß es dein Erwerb ist, der Weg zu reichlichem Auskommen für dich und deine Familie, der Weg zu Ehre und Ansehen in der Welt, so ist es eigentlich eine Spiegelfechterei, wenn du andere für das Leben zum ‚Absterben' verpflichten willst — denn im Besitz einer Besoldung, mit Hoffnung auf Avancement kann man nicht mit Nachdruck verkündigen, man solle absterben."

Und hier ist wieder der Knoten. Beim Christlichen ist streng genommen das Absterben das erste und das letzte, wie das auch bei den Verkündigern des Christentums in seiner ersten Zeit zum Ausdruck kam — sie waren Abgestorbene. Nun gilt das Gegenteil: die Verkündigung des Christentums, oder die Verkündigung, daß das Christentum das Absterben fordere, ist zum geraden Gegenteil des Absterbens geworden. Das geht nicht.

Ich darf wohl die Zustimmung aller voraussetzen, wenn ich behaupte, daß eine Sache *entweder* auf die eine, *oder* auf die andere Weise einen Sinn haben muß, wenn sie Fortgang haben soll. Verhält es sich so, und soll es mit unserem Christentum überhaupt weitergehen, so ist vor allem das Eingeständnis nötig, daß diese Christentumsverkündigung, die weltlich (durch weltliche Einrichtung, weltliche Normierung, weltliche Garantien u. s. f.) dem Verkündiger Lebensunterhalt und Karriere sichert, eigentlich kein Christentum ist, mag dieses auch noch so wahr als die „gesunde Lehre" verkündet werden. Ich bin nur ein Dichter ohne „Autorität", der, wenn er's hoch bringt, auf das Bekenntnis unserer Schwachheit hindrängen kann; der Mann der „Autorität" müßte uns ganz anders aburteilen. Ich aber bin nur ein Dichter, und als solcher will ich nur von dem einen Mißstand reden, daß man nicht schon lange das Eingeständnis machte, diese ganze Einrichtung mit den 1000 Pfarrern sei eigentlich nicht Christentum, sondern nur eine gemilderte Lehre, verglichen mit dem eigentlichen Christentum eine ganze Qualität herabgestimmt. Wir wollen durchaus nicht sagen, eine solche Verkündigung könne gar keinen Segen stiften; etwas ganz anderes aber ist es, und das wollen wir wirklich sagen, daß das Christentum, um seine Majestät zu behaupten und Ordnung im Dasein zu halten, das Eingeständnis fordern muß, *das* sei eigentlich nicht Christentum.

Es hat Zeiten gegeben, da war eine solche Verkündigung des Christentums zwar auch nicht unbedingt zu loben (das ist sie niemals), aber doch minder anstößig; es waren die Zeiten, wo die Gemeinde noch

einfältiger war, das Verhältnis zwischen einem Interesse für das Unendliche und einem Interesse für das Endliche noch nicht so durchschaute, und darum noch nicht so klug verstand, was die „Versicherungen" eigentlich zu bedeuten haben. Wie die Sache heute liegt, kann der Verkündiger des Christentums gegenüber der nur zu aufgeklärten Gemeinde keine Freimütigkeit, kein gutes Gewissen gewinnen, so lange er es nicht deutlich zum Bewußtsein gebracht hat, um was es sich handelt und was er eigentlich will, das Endliche oder das Unendliche. Dieses „Zugleich", daß man zugleich das Unendliche will oder zugleich das Endliche will, daß man den Mund mit Mehl voll haben und zugleich blasen will, das ist nicht bloß zugleich, sondern einzig und allein Unsinn. Die Versicherungen, man wolle das Unendliche, während man nach dem Endlichen greift, helfen nicht; sie verdecken nicht, daß der Verkündiger und die Gemeinde die Sache doch durchschauen; und thun sie das, so ist es unanständig, wenn die Situation nicht durch eine wesentliche Veränderung offen aufgedeckt wird; d. h.: dann muß man *entweder* auf das Endliche und die endlichen Vorteile verzichten, *oder* zugestehen, daß diese Art Verkündigung des Christentums doch eigentlich nicht Christentum ist. Es ist hiemit wie mit der Schamhaftigkeit: es giebt *eine* Art Schamhaftigkeit, wie man sie einem kleinen Kinde gegenüber hat; sobald aber das Kind groß genug ist, um ein Wissen zu haben, so wird die Schamhaftigkeit eine ganz andere; ist einmal ein Wissen vorhanden, haben also beide, wie man annehmen muß, ein Wissen und weiß jeder von dem andern, daß er dieses Wissen hat, und will man auch dann noch jene erste Art Schamhaftigkeit beibehalten, so ist das nicht bloß keine Schamhaftigkeit, sondern eine äußerst schlimme und verderbliche Art Unsittlichkeit. Die Verkündiger des Christentums haben pekuniär und hinsichtlich des Ansehens, der Ehren, Titel und Würden lange genug davon *gelebt* — daß es solche *gegeben hat*, die alles für das Christentum opferten. Die Kunde, daß es solche gab, ist für eine wissende, aufgeklärte Gemeinde nicht mehr überzeugend; aufrichtig gesprochen, man kann ihr das auch nicht verdenken. Daß ein und derselbe Mensch vor meinen Ohren die Wahrheit des Christentums mit dem Nachweis beweist, daß solche lebten, die alles für das Christentum opferten, und vor meinen Augen davon lebt und im Genuß und Besitz der mancherlei irdischen Güter steht und so seinen Beweis widerlegt: — wie sollte ein solcher Widerspruch mich überzeugen? Wenn das Wissen in der Gemeinde wie im Ver-

kündiger vorhanden ist und ein Teil den andern durchschaut, so ist es gefährlich, daß man da nicht mit der Sprache herauswill, daß man die Sache durch einen höheren, feierlicheren Ton, dessen Unwahrheit ein offenes Geheimnis ist, verdecken und halten will; das ist gefährlich, demoralisierend. Die Gemeinde bedarf dessen, daß ihr jener wahre Beweis vor Augen geführt werde — denn daß sie sieht, wie ich davon lebe, daß andere alles für das Christentum geopfert haben, wird ihr nicht weit helfen — jedenfalls (ich, ein Dichter ohne Autorität, der nur zu sehr an diesem Leben hängt, und zugleich ein Schalk, wie Dichter es gerne sind, muß wohl beim Leichteren bleiben, habe aber auch den Mut, den Dichter nicht immer haben, dies ehrlich zu bekennen), jedenfalls braucht die Gemeinde (was wohl jeder so gut wie ich muß leisten können) die Wahrheit, das der Wahrheit entsprechende Geständnis, statt daß wir sie mit Versicherungen abspeisen, die bei klugen Leuten nicht mehr ziehen. Und der Verkündiger hat doch wohl auch das Bedürfnis, wirklich die Wahrheit zu sagen, um doch ein klein wenig nutzen zu können. Und wahrlich, er kann nach meinen Begriffen viel nutzen, wenn er so aufrichtig ist und gesteht, das sei eigentlich kein Christentum, daß die Verkündigung des Christentums ihm und seiner Familie alles Irdische, und zwar verhältnismäßig reichlich, verschafft und ihm Aussicht auf Karriere in dieser Welt gewährt. Also eins oder das andere; *entweder* verzichtet man wirklich auf das Irdische, um unter Opfern und Leiden das Christentum zu verkündigen — das ist die höhere Form; *oder* man sichert sich das Irdische, das Zeitliche, macht jedoch das Zugeständnis, daß diese Art Verkündigung eigentlich kein Christentum ist. Die erste, höhere Stufe darf der eine Mensch dem andern nicht zumuten, aber *sich selbst* darf er sie zumuten. Das andere dürfen wir Menschen von einander verlangen; denn es soll doch Wahrheit darin sein, und ein Ende muß es doch einmal haben, das zweideutige Spiel mit Versicherungen unter solchen, die ganz genau Bescheid wissen. Also weg mit den Versicherungen aus dem Munde solcher, die die Bedeutung der Versicherungen ganz genau kennen, und gegenüber von solchen, die nur allzugut wissen, was Versicherungen bedeuten, denen man aber den wahren Zusammenhang der Sache verschweigt!

Denn ach, diese „Versicherungen"! Von Geschlecht zu Geschlecht hat man es, dabei ohne Unterlaß, ruhig mit dem Erwerb und Besitz des Irdischen beschäftigt, mit diesen Versicherungen fortgetrieben: „Wenn es von mir verlangt würde, so wäre ich bereit, um des

Christentums willen alles zu verlassen, alles zu opfern.“ Und der Einzelne hat es, ohne sich in seinem ruhigen Erwerb und Besitz des Irdischen stören zu lassen, 20, 30, 40 Jahre, kurz ein ganzes Leben lang mit der Versicherung fortgetrieben: „wenn es von mir gefordert würde, so wäre ich bereit, für das Christentum alles zu verlassen, alles zu opfern.“ Inzwischen hat die Welt eine fast vollständige sittliche Auflösung erlebt — aber keiner von den Versichernden fand, daß nunmehr die Forderung an ihn herantrete; er fuhr blos fort zu versichern: „wenn, wenn . . .“ Er fuhr also fort, das Irdische zu erwerben, zu erstreben, zu besitzen; er war aber zugleich ein Held: daß man davon nichts zu sehen bekam, war nicht seine Schuld. Wenn es gefordert würde .... wäre er bereit dazu; er versicherte: daß, wenn ... In meiner Jugendzeit kannte ich einen jungen Mann, der es nie zum ersten Examen brachte, aber jedesmal sagte: das nächste mal komme ich; schließlich nannten wir ihn nur noch mit dem Spitznamen „das nächste mal.“ So ist es mit den Versicherungen; nur konnte man es mit den christlichen Versicherungen länger forttreiben als jener junge Mann, den man schon nach einigen Jahren durchschaut hatte.

Doch nun ist die Zeit der Versicherungen vorbei! Die unsterblichen Thaten von drei Jahrhunderten, ja was Wunder, wenn sie so zu sagen einen ungeheuren Fond aufgehäuft haben, wovon man (wiewohl es stets Unsinn und Konfusion ist, wenn man von den Heldenthaten eines andern zehren will) mit Hilfe der Versicherungen zehren, so lange zehren konnte, bis es recht deutlich wurde, wie sinnlos das ist. Allein dieser Versicherungsfond, dieser Barbestand, den eine Bank, um sich zu halten, immer besitzen muß, das eingezahlte Aktienkapital der christlichen Bank, es ist rein aufgezehrt, meine Herrn und Damen! Statt Wechsel auf die Bank zu ziehen, muß man erst neues Kapital zusammenschießen, und zwar durch Handlungen, durch Erweise von Charakter, die hier allein Kurswert haben.

Kann ich das nicht, gut, so kann ich eines, und eines soll ich, und dies eine will ich: ich will wenigstens mich der „Versicherungen“ enthalten, durch die ich mir nur etwas erlüge und euch, ihr Herrlichen, um euer rechtmäßiges Guthaben, um die Bewunderung und den Dank für euer Leben und eure Thaten bringe. Diese hinterließet ihr ja dem Geschlechte doch nicht dazu, daß etliche Kluge falschmünzerisch Geld u. drgl. daraus machen, sondern damit wir Späteren uns zur Nachahmung erwecken ließen. Ich werde keine „Versicherung“ geben. Tauge ich nicht zum Helden, und das thue ich

in keiner Weise, gut, so will ich jedenfalls nicht versichern: „wenn, wenn nur . .“ d. h., ich werde nicht den Schein erwecken, als könnte ich mich als der Held, der ich bin, nur deshalb nicht zeigen, weil die Umstände es nicht erlaubten, mich nicht dazu aufforderten; ich werde mir nicht den Schein geben, als sei ich im Grunde der Held und warte nur auf den Anlaß, mich zu zeigen, während doch mein Leben ausdrückt, daß ich nur allzu gut Gelegenheit finde, zu sein, was ich bin, nämlich ebenso geldgierig und ebenso ehrsüchtig wie jeder andere. Nein, tauge ich, wie gesagt, nicht zum Helden, so soll es auch offenbar werden, daß ich nicht dazu tauge, daß das der wahre Sachverhalt ist, und daß es mit diesem „wenn es gefordert würde“ eitel Geschwätz ist, zumal in einer Zeit der sittlichen Auflösung, wie sie das Altertum nicht gesehen hat, wie sie auch beim Eintritt des Christentums in die Welt nicht war. Will also sonst niemand es sagen, so will ich es sagen, und ich wage es im Namen des Christentums und Gottes zu jedem zu sagen, der immer nur „wenn . . . wenn . . .“ versichert; ich will ihm sagen: wenn dir sonst nichts im Wege steht, als der Held aufzutreten, der du bist, wenn du nur glaubst, das werde nicht von dir verlangt . . . o, mein teurer, höchst geehrter Freund, das wird von dir nicht bloß erwartet, nein es ist die höchste Zeit dazu, falls es nicht bereits zu spät ist; drum eile! eile!

Also die Zeit der Versicherungen ist vorbei, der Versicherungen, dieser gefährlichsten aller heuchlerischen Erfindungen, die gefährlicher ist als pharisäische Werkgerechtigkeit; denn ein pharisäisch strenger Wandel ist doch immer etwas Wirkliches, Versicherungen aber sind gar nichts und wollen doch lügnerisch das Höchste sein. Und ist ihre Zeit dahin, dann nur kein Geschwätz, kein Schwanken, womit man nur wieder in ihnen hängen bleibt, sondern ein rascher Entschluß: fort mit ihnen, fort mit den Versicherungen, dieser allergefährlichsten Art von Trunkenheit! Laßt uns nüchtern werden! Drückt mein Wandel immerfort, von Jahr zu Jahr aus, daß ich bin, wie die Leute eben sind, so soll ich wenigstens mit den Versicherungen: „wenn, wenn . . .“ den Mund halten.

Doch möchten vielleicht die Schüler, die Zuhörer, die Gemeinden, oder ganz genau ausgedrückt, es möchte das christliche Publikum Verschiedenes gegen die Abschaffung der Versicherungen einzuwenden haben; vielleicht möchte man sogar etwas Anstrengung nicht scheuen, um die „Versicherungen“ wieder einzuführen. Denn freilich sind es die Verkündiger, welche die Versicherungen im Gebrauch haben; aber

vielleicht ist es gerade die Zuhörerschaft, die Welt, die sich dabei am besten stellt, daß sie die Verkündiger in diese Unwahrheit hineintreibt, damit das Christentum nicht zu ernst werde.

Als man in älterer Zeit sich doch wirklich an die Vorbilder hielt und sie entweder einfach als das nahm, was sie in Wahrheit sind, als Vorbilder zur Nachahmung, oder sie doch, ob man sich auch selbst schonte, ernstlich hoch in Ehren hielt (oft nur zu hoch, so daß man sie fast anbetete und sich so auf ganz listige Weise wieder von der Nachfolge dispensierte): in jener älteren Zeit nun forderte man vom Verkündiger, sein Leben müsse die Lehre ausdrücken, und nannte das Ernst und sah darin sozusagen die Kaution, die der Verkündiger zu stellen hatte. In unsern Zeiten hat eine ganz weltliche Verständigkeit sich zwischen die Vorbilder und uns hineingeschoben, d. h. sie uns weggenommen oder sie mit dem Makel der Lächerlichkeit behaftet und dadurch uns entrückt, da uns ein solches Leben und Streben bei einem Zeitgenossen doch als die lächerlichste Uebertreibung erscheinen müßte; in unserer Zeit könnte darum freilich die Verkündigung des Christentums nach jener alten Weise für das christliche Publikum eine zu ernsthafte Sache werden. So will man denn heutzutage eine andere Weise. Willst du mit deiner Verkündigung des Christentums in der Welt Glück machen, so muß dein Leben ungefähr das Gegenteil der Verkündigung ausdrücken und dadurch den Leuten die Garantie bieten, daß die Verkündigung ein Kunstgenuß, eine dramatische Vorstellung mit Thränen und Gestikulation ist u. s. w.

Nehmen wir einige Beispiele. Willst du als christlich geltend machen, daß der Christ der Welt Ehre und Ruhm, Rang und Titel, Stern und Band verachte — und du selbst bist buchstäblich nichts, — es ist vielleicht zudem bekannt, daß dein Sinn nach solchen Gütern gar nicht steht, obgleich du sie hättest haben können: dann kannst du, mein Lieber, von so was nicht reden. Es könnte ja wie Ernst aussehen, und das christliche Publikum würde wie rasend werden bei dem Gedanken, das Christentum habe das Recht, uns zu etwas zu verpflichten — statt ein Trost zu sein, ein Trost z. B. für solche, die trotz alles eifrigen Strebens nicht so glücklich waren, es zu Rang und zu Titel u. s. f. zu bringen. Wie gesagt, von so was kannst du dann nicht reden. Nein, sieh erst, wie du selbst einen hohen Rang gewinnst, schaffe dir dann einige, oder besser nicht einige wenige, sondern viele Sterne und Orden, je mehr desto besser — und dann predige mit Macht und Nachdruck davon, wie der Christ

Rang und Titel, Orden und Sterne verachtet. Dann haſt du beim chriſtlichen Publikum vorn und hinten, hinten und vorn Beifall, du kannſt es, wenn es dir beliebt, in Thränen baden; denn dein Leben giebt die Garantie dafür, daß die Verkündigung eine Aufgabe für den Künſtler iſt, und im Theater weint man leichter als in der Kirche. — Willſt du die doch nicht zu leugnende Vorliebe des Chriſten für den eheloſen Stand darſtellen — du biſt aber ſelbſt unverehlicht: mein Lieber, dann iſt das kein Gegenſtand für dich; das chriſtliche Publikum wäre im Stande zu glauben, es ſei Ernſt, und dann gnade dir Gott! Nein, thu gemach; ſieh erſt, daß du eine Gattin bekommſt — und dann predige davon, daß das Chriſtentum eine Vorliebe für den eheloſen Stand hat; weine etwas dazu, und das chriſtliche Publikum weint in der ſtillen Stunde gerührt mit; denn dein Leben giebt die Garantie, daß die Verkündigung eine Aufgabe für den Künſtler iſt. — Willſt du beſprechen, daß das Chriſtentum meint, man ſolle ſich nur einmal verehlichen — und du biſt ſelbſt erſt einmal verheiratet, ſo iſt das noch kein Thema für dich; vielleicht kannſt du noch lange warten müſſen, bis du, mein Lieber, von ſo was predigen kannſt, und vielleicht taugſt du nie dazu. Jedenfalls mußt du warten. Iſt aber einmal deine erſte Gattin tot und du haſt dich wieder verheiratet, ſo iſt der Augenblick gekommen: nun predige von der Meinung des Chriſtentums, man ſolle ſich nur *einmal* verehlichen! Du haſt den Beifall des chriſtlichen Publikums; denn dein Leben bietet die Garantie für die Objektivität deiner Verkündigung.

Ja wahrlich, man will ſo gerne die Schuld auf die Verkündiger des Chriſtentums ſchieben und den Fehler bei ihnen ſuchen, und wer das thun würde, müßte gewiß der Liebling des chriſtlichen Publikums werden; vielleicht iſt es aber doch eher eben dieſes chriſtliche Publikum, das den Verkündigern (die ſich freilich nicht ſo einſchüchtern laſſen ſollten) in ihrer Menſchenfurcht Zwang anthut, daß ſie dieſes chriſtliche Publikum betrügen. Die Welt fordert ja überall Garantien, und ſo hat ſie ſich auch dagegen ſicherſtellen wollen, daß das Chriſtentum durch die Verkündigung nicht eine Macht werde, die mit Autorität den Wandel der Menſchen in Pflichten nimmt; und eben darum verlangt dieſe Welt die zuverläſſige Garantie, daß die Verkündigung durch den Wandel des Verkündigers zu einem Fechten in der Luft wird. Denn die Welt *will* betrogen ſein, nicht bloß wird ſie betrogen (o, da wäre die Sache nicht ſo gefährlich), nein, ſie *will* betrogen ſein; heftiger, ungeſtümer, leidenſchaftlicher vielleicht, als je

ein Wahrheitszeuge für Wahrheit gekämpft hat, kämpft die Welt dafür, daß sie betrogen werde; dankbarst lohnt sie, die betrogen sein will, jeden, der sie betrügen will, mit Beifall, mit Geld, mit Ansehen. Und nie vielleicht that der Welt so sehr wie in unsern Tagen eine Ernüchterung not.

Denn kurz und gut: nach der bestimmtesten Aussage des Neuen Testaments muß das Christentum und der wahre Christ dem natürlichen Menschen im höchsten Grade zum Aergernis sein; dieser muß das Christentum für den ärgsten Verrat, den wahren Christen für den elendesten Verräter an der menschlichen Existenz ansehen, so daß für ihn keine Strafe hart genug sein kann. — Es ist auch leicht einzusehen, daß das Christentum als Leben im „Geist“ jedem, der nicht durch Absterben zum „Geist“ wiedergeboren ist, in diesem Lichte erscheinen muß.

Nun habe ich noch nie einen einzigen Menschen gesehen, dessen Leben nach dem Eindruck, den ich von ihm gewann (von den „Versicherungen“, durch die ich einen Strich ziehe, sehe ich ab), auch nur entfernt ausgedrückt hätte, daß er abgestorben und zu Geist geworden war, so wenig als ich selbst ein solcher zu sein glaube: wie in aller Welt ist es dann aber zugegangen, daß ganze Staaten und Länder christlich sind? daß wir millionenweise Christen sind? daß man sich darum drängt und reißt, Lehrer im Christentum zu werden?

Das findet nur darin seine Erklärung, daß wir das Christentum zu etwas ganz anderem gemacht, oder — so müßte sagen, wer mit Autorität reden dürfte — daß wir das Christentum verraten haben.

Sobald denn einer das Christentum in seiner Wahrheit geltend machen wollte, sobald würde der Ruf wider ihn ertönen: er ist ein Verräter an uns. Aha! Wie schwach und milde, ohne Autorität zu brauchen, habe ich das Christentum in eine etwas wahrere Beleuchtung zu stellen versucht: und gleichwohl bin ich überzeugt, daß manche schon so in ihrem stillen Sinn von mir urteilen, ich sei ein Verräter an ihnen, ich verrate sie. Sie sagen es nicht laut; vielleicht halten sie es nicht für klug, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, da sie fürchten, es könnte ich oder doch die Sache in noch weitergehende Erörterungen hineingetrieben werden. Ich bin nicht Geist und kann nicht schärfer auftreten; allein, wenn ich es könnte, wenn ich die Wahrheit des Christentums noch rücksichtsloser geltend machen könnte, und wenn ich es wirklich thäte, so würde sofort das Urteil laut sich hören lassen: „das ist Verrat an uns!“ Aha! Wir haben

das Christentum in etwas ganz anderes verkehrt, als was es in Wahrheit ist, daher erfährt es jetzt auch eine ganz andere Beurteilung. Sobald man das Christentum wieder in seiner Wahrheit auftreten läßt, so regt sich auch das wahre (vom Neuen Testament vorausgesagte) Urteil wieder, es sei Verrat am Menschen. Das ist so sicher, daß kein Gelehrter den Lauf der Gestirne sicherer voraus berechnen kann. So geben wir unserer Zeit auch das rühmende Zeugnis, daß das Christentum nicht mehr verfolgt werde. Das glaube ich: es ist gar nicht da. Träte es in seiner Wahrheit auf, so würde die Verfolgung diesem Verrat am Menschen augenblicklich auf dem Fuße folgen.

Das verstehe ich ganz vortrefflich, eben weil ich nicht Geist bin. Zugleich verstehe ich, daß ich darum den Leser ruhig einladen kann, er möge mir folgen und sich mir anvertrauen; denn ich werde die Sache nur bis zu einem kleinen Zugeständnis treiben, so daß mich niemand des Verrats beschuldigen kann, außer wer ganz in Unwahrheit verloren und wahrscheinlich zugleich mit Blindheit geschlagen ist. Sonst müßten sie sehen (was ihnen leicht wie eine körperliche Züchtigung den Kopf ausputzen könnte), daß die Sache noch eine ganz andere wird, wenn der profane Sinn seinen Protest gegen die gegebene Christenheit erhebt, bevor diese sich durch eine Konzession gesichert hat. Der Durchschnittsmensch, wie ich selbst einer bin, hat soviel Wahrheitsliebe, daß er der Erkenntnis, unser sogenanntes Christentum sei eigentlich kein Christentum, sich nicht verschließen, sondern sich zu ihr hergeben wird, wenn man sie ihm nur richtig nahelegt und dann keine weiteren Anforderungen stellt. Denn würde nur an mich und die anderen die Forderung gestellt, daß wir wirklich Geist werden müßten, so würden freilich alle zusammen auf's äußerste erbittert.

Soweit treibe ich die Sache aber nicht. So wunderlich eine Rechtfertigung auch ist, mit der ich im Grunde mein Ankläger bin: ich kann doch in Wahrheit sagen, daß ich keinen Verrat an uns Menschen begehe; denn ich bin selbst nicht Geist.

Doch, wenn es nun so mit einer christlichen Welt, christlichen Staaten u. s. f. sich verhält, ist es dann nicht Wahrheit, daß uns Ernüchterung im höchsten Grade not thut? Und ist der Vorschlag, daß wir das nur eingestehen sollten, nicht so milde als möglich! — wie ja ich, ein schwacher Dichter, ohne Autorität, freilich nur das

Mildeſte vorſchlagen darf. Und was kann es uns doch eigentlich in der Ewigkeit einſt nützen, wenn wir im Taumel der Sinnestäuſchung es hier ſo fortgetrieben haben? Wahrlich, ich fühle es ſelbſt nur allzu tief, wie elend und dürftig es iſt, was ich ſo erreichen will; allein es hat doch Sinn. Wenn ich bis zu der Zeit nicht weiter gekommen bin, ſo will ich in der Ewigkeit ſagen: „Was wir Chriſtentum nannten, war doch eigentlich nicht Chriſtentum, ſondern eine bedeutende Abſchwächung, etwas, das nur eine ziemlich entfernte Beziehung zum Chriſtentum hatte; das habe ich aber eingeſtanden, ich habe laut und vernehmlich bekannt, es ſei eigentlich nicht Chriſtentum — ſo handle du, o Gott, mit mir nach deiner Gnade! Wie ich wohl weiß, hat es jederzeit, und ſo auch in meiner Zeit, ſolche gegeben, die Anſpruch darauf machten, Chriſten im ſtrengeren Sinn zu ſein: ich habe mich ihnen nicht anſchließen können. Nein, mir erſchien es wahrer, eine mildere Form, eine Abſchwächung zu wählen — dann aber zuzugeſtehen, es ſei eigentlich nicht Chriſtentum. So komme ich! Nüchtern — das fühle ich wohl — nüchtern bin ich nicht; denn nur der ‚Geiſt' iſt nüchtern. Allein ich komme doch auch nicht ſo ganz verwirrt im Kopf, daß ich im Taumel der Sinnestäuſchung meinte, dieſe Abſchwächung ſei das wahre Chriſtentum, noch habe ich die trunkene Einbildung von mir ſelbſt, als wäre ich gegenüber dieſer Abſchwächung, in der die meiſten unter dem Namen von Chriſten leben, der wahre Chriſt. Nein, ich komme mit dem Eingeſtändnis [nicht wirklich Chriſt zu ſein,] und ich komme ja zu deiner Gnade, o Gott!“ Das heißt noch nicht Nüchternheit (denn wäre ich nüchtern, ſo müßte mein Leben viel ſtrenger geworden ſein, den „Geiſt“ zum Ausdruck bringen und doch unbedingt zur Gnade hinfliehen, während ich die „Gnade“ auch anderswo verwende, dazu nämlich, in menſchlichem Mitleiden mit mir ſelbſt mir Schonung zu verſchaffen). — Das heißt noch nicht Nüchternheit, aber ſo tritt man zu der Nüchternheit doch in eine wirkliche, ernſte Beziehung.

Kein redlicher Menſch kann in Wahrheit ſagen, das ſei zu ſtreng, zu hart. Was hilft es aber, unredlich ſich für einen Chriſten auszugeben — in der Ewigkeit, wo die Sache erſt im Ernſte wichtig wird und zur Entſcheidung kommt, iſt doch Unredlichkeit unmöglich! Nein, zu hart und ſtreng iſt das nicht! Eine ganz andere Frage iſt, ob nicht Gott im Himmel ſagen wird: es iſt zu milde. Jedenfalls aber handelt es ſich dabei doch wirklich darum, daß man nüchtern werde; und wenn man thut, als wäre wahres Chriſtentum da,

und zwar in allen dieſen Millionen Chriſten und in den Tauſenden von Pfarrern, ſo iſt es doch dem gegenüber etwas weſentlich anderes, daß man eingeſteht, dieſes alles ſei eigentlich nicht Chriſtentum, ſondern eine menſchliche Abſchwächung, die aber gerade als offenes Eingeſtändnis (ohne das wäre die Abſchwächung ein Bruch mit dem Chriſtentum) zum wahren Chriſtentum in eine [wirkliche, ernſthafte] Beziehung tritt und ein Schritt auf dem Wege zur Nüchternheit iſt.

II.

Christus als das Vorbild.

Gebet.

Herr Jesus Christus! Nicht um uns Menschen zu quälen, sondern uns zu erretten, sagtest du das Wort „niemand kann zweien Herren dienen!“ Möchten wir es denn auch uns aneignen, indem wir darnach thun, das heißt, indem wir dir nachfolgen! Hilf du uns allen und jedem besonders; du willst und kannst ja, der du beides bist, das Vorbild und der Versöhner, und ebenso wiederum der Versöhner und das Vorbild! Darum, wenn einer in seinem Streben vor dir, dem Vorbild, wie vernichtet und fast verzweifelnd hinsinkt, so richtest du als Versöhner ihn wieder auf; du bist aber doch im selben Augenblick auch wieder das Vorbild, daß er im Streben erhalten werde. Du hast, o Versöhner, durch dein heiliges Leiden und Sterben für alle und für alles genug gethan; so kann und soll die ewige Seligkeit niemals verdient werden — sie ist schon verdient. Doch hinterließest du uns deine Fußstapfen, du heiliges Vorbild des ganzen Geschlechts und jedes Einzelnen, damit wer jeden Augenblick durch deine Versöhnung die Erlösung fand, auch Vertrauen und Freimütigkeit finden möchte, um dir willig nachzufolgen.

Unser Text steht geschrieben im Evangelium Matthäi,

Kapitel 6, Vers 24 bis Schluß:

Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den andern lieben; oder wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: sorget nicht für euer

Leben, was ihr eſſen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr denn die Speiſe? und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheunen; und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn ſie? Wer iſt unter euch, der ſeiner Länge Eine Elle zuſetzen möge, ob er gleich darum ſorget? Und warum ſorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen; ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht. Ich aber ſage euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelbigen eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, das doch heute ſtehet, und morgen in den Ofen geworfen wird: ſollte er das nicht viel mehr euch thun, o ihr Kleingläubigen! Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen: Was werden wir eſſen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmliſcher Vater weiß, daß ihr des alles bedürfet. Trachtet am erſten nach dem Reich Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit; ſo wird euch ſolches alles zufallen. Darum ſorget nicht für den andern Morgen, der morgende Tag wird für das Seine ſorgen. Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe.

„Niemand kann zwei Herren dienen" heißt es in unſerm Evangelium. Nimm einmal dies Wort, geh mit ihm hinaus in die Welt, achte, wenn es möglich wäre, auf das Leben aller dieſer Millionen und ſieh, welchen Sinn und Gedanken es ausdrückt; denke dir ferner einen, der mit allen den abgeſtorbenen Geſchlechtern gelebt und auf das Leben aller dieſer Millionen Menſchen geachtet hätte, welchen Sinn und Gedanken es ausdrückt — nun, was bringt es wohl zum Ausdruck? Wie mit Einem Munde ſagt es, was oft auch der Mund ausſpricht: „Es hat nie ein Menſch gelebt, der nicht mehr oder weniger zwei Herren gedient hätte. Und daß es nach dem Wortlaut des Evangeliums ſich nicht ſollte machen laſſen („niemand *kann* zwei Herren dienen"), das muß wohl ein Mißverſtändnis

ſein; denn das läßt ſich gerade ſehr gut machen, wie die Erfahrung der ganzen Welt beſtätigt. Beſſer ließe es ſich verſtehen, wenn das Evangelium lautete: niemand *darf* zwei Herren dienen — daß das aber niemand *möglich* ſei, nein, das iſt unrichtig; was niemand kann, iſt vielmehr das, was das Evangelium verlangt. Das andere läßt ſich gut machen; und willſt du in dieſer Welt etwas werden, ſo mußt du darauf bedacht ſein, einzuſchlagen und zwei oder mehreren Herren zu dienen. Denn wer im Ernſte nur Einem Herrn dienen will, nehme ſich wohl in acht; es iſt eine halsbrechende Arbeit." Doch vielleicht ſind es auch ganz verſchiedene Dinge, wovon die Welt und das Evangelium redet. Die Welt redet natürlich von dieſer Welt, einzig und allein von dieſer Welt, ſie weiß nichts von einer andern Welt und will nichts von ihr wiſſen — eine andere Welt wäre ja auch für „dieſe Welt" eine lebensgefährliche Entdeckung. Das Evangelium redet die Sprache der Ewigkeit von dieſer andern Welt, von der Ewigkeit. Niemand kann zwei Herren dienen, nein, in alle Ewigkeit kann er das nicht; und kann es niemand im Sinne der Ewigkeit, ſo kann es ja niemand; denn wenn es auch in den paar Sekunden dieſer Zeitlichkeit möglich ſchiene oder ſogar wirklich möglich wäre, ſo änderte das [illegible] Frage, ob man's in Wahrheit thun kann oder nicht thun kann, gar nichts. Die Frage, wie es einem Menſchen in dieſer Welt geht, mag in Novellen und Romanen und ſonſtigem erlogenen Zeug und Zeitvertreib eine Lebensfrage ſein; das Evangelium aber verliert ihrethalb keinen Augenblick. Denn vor ihm ſind die 70 Jahre nur wie ein Augenblick und ſeine Rede eilt der Entſcheidung der Ewigkeit zu: ewig unverändert verkündet es darum die ewige Wahrheit, „niemand kann zwei Herren dienen", und verſchmäht [illegible] dem Menſchen glänzende Ausſichten für dieſes Leben und die Welt vorzugaukeln.

„Niemand kann zwei Herren dienen"; ſo lautet das Evangelium. Nimm nun das Wort, achte auf die, welche es doch gerne ſo verſtehen möchten, wie es verſtanden ſein will, und vielleicht auch ihm zu folgen verſucht haben; achte auf ſie, und du wirſt ſehen, daß ihr Leben es einſtimmig bekennt, wenn ihr Mund es auch vielleicht nicht ausſpricht: „Es iſt für uns Menſchen doch zu hoch; es läßt ſich nicht machen, daß man nur Einem Herrn diene; nein, das kann niemand" — wogegen das Evangelium ewig unverändert ſagt: niemand kann zwei Herren dienen. Und achte nun genauer auf dieſe Menſchen, achte auf ſie im Augenblick des Mißmuts: wenn

ſie dann auch das Wort gewaltſam zurückhalten, ſo drückt doch ihr Leben es aus: „Es iſt uns Menſchen zu hoch; ja, es iſt eine Grauſamkeit, ſo was von uns zu fordern, und nie hat ſich etwas mit weniger Recht eine frohe Botſchaft genannt als eben das Evangelium! Lieber noch das Geſetz mit ſeiner unbeugſamen Strenge als dieſe lächelnde Grauſamkeit: eine Forderung, welche die des Geſetzes womöglich noch überbietet und doch eine frohe Botſchaft ſein ſoll!“ Das iſt das Aergernis; wenn der Mund auch ſchweigt, aber doch der Mißmut in der Seele aufſteigt, ſo iſt das Aergernis nicht mehr ferne, und derlei Gedanken wohnen in einem, der Aergernis genommen hat. Und ſie ſollen nur heraus, dieſe Gedanken, damit wir ſie womöglich hinaus bringen — nicht hinaus in die Welt, ſondern hinaus aus der Welt oder doch hinaus aus dem Herzen! Denn wenn du nicht ſoviel über dich vermagſt, ſolche Gedanken überhaupt fahren zu laſſen, ſo verſchlägt es wenig, ob du auch deine Zunge ſchweigeſt oder unter Umſtänden gar das Gegenteil ſagen läſſeſt. — Iſt denn die Forderung auch wirklich ſo grauſam? oder iſt das Evangelium wirklich keine frohe Botſchaft? Steht es wirklich ſo, daß niemand zwei Herren dienen kann; iſt das eine [illegible]ahrheit (nicht bloß als ein Wort des Evangeliums, ſondern auch, weil es ſich jedem redlichen Menſchen als ſolche erweiſt): wie ſollte dann das Evangelium, die Wahrheit, etwas anderes ſagen, oder ſollte es das verſchweigen können? oder wie ſollte es eine Grauſamkeit ſein, daß es dir die Wahrheit ſagt? Bedenke es wohl: wäre es nicht gerade Grauſamkeit, wenn man es dir verſchwiege? Unerfahrener! glaubſt du nicht, daß das Evangelium weiß, was ein Menſch iſt? daß es unſere Schwachheit kennt und weiß, wie unendlich viel bei jedem Menſchen dazu fehlt, daß er in Wahrheit nur einen Herren diente? Eben darum aber, ſagt das Evangelium, verkünd[illegible] ich eine Verſöhnung: iſt das nicht eine frohe Botſchaft? Wenn aber, ſagt das Evangelium weiter, mein Erſtes nicht wahr wäre, nicht ewig feſtſtünde, daß „niemand zwei Herren dienen kann“, ſo gäbe es eigentlich auch kein tiefergehendes Bedürfnis nach einer Verſöhnung und dieſe frohe Botſchaft wäre nie gehört worden. Iſt alſo dieſes „niemand kann zwei Herren dienen“ nicht doch eine frohe Botſchaft? Wenn doch ich, das Evangelium, es ſage? Denn mit dieſem Wort breche ich freilich über alle, unbedingt über alle, den Stab, im ſelben Atemzug aber rufe ich alle, unbedingt alle zu mir und verkündige, daß nach Gottes Willen alle erlöſt werden ſollen und daß das das Evangelium iſt. Wie ſollten aber alle er-

löſt werden, wenn ſie nicht alle der Erlöſung bedürften? und wie ſollten ſie alle der Erlöſung bedürfen, wenn die Forderung nicht für alle unerfüllbar wäre?

„Niemand kann zwei Herren dienen," ſo lautet das Evangelium. Nimm denn das Wort und achte auf das Leben derer, denen man das Zeugnis geben muß, daß ſie in ihrem Streben nach Erfüllung dieſes Worts, menſchlich geredet, ſehr weit gefördert ſind, ſo daß wir andern im Vergleich mit ihnen faſt wie gar nichts ſind und ſie verſucht ſein könnten, zu glauben, ſie hätten die Vollkommenheit faſt erreicht; achte auf ihren Wandel, und du wirſt ſehen: in Zeiten der Anfechtung, wenn auch kein Wort über die Lippen kommt, ſo drückt ihr Wandel es aus: „Die Forderung iſt doch für einen Menſchen zu hoch. Wie bei einem Verſchwender kein Geld anſchlägt und alles, was man ihm giebt, wie in einen bodenloſen Abgrund geworfen iſt, ſo erſchöpft kein, kein Streben auch nur entfernt dieſe Forderung. Wenn ich, menſchlich betrachtet, noch ſo weit gekommen bin, ſo bin ich in Gottes Augen Gott nicht um ein Milliontel eines Zolls näher gekommen als ein anderer, der ſie niemals zu erfüllen ſtrebte oder gar mit aller Macht das Gegenteil erſtrebte. O, wie matt, wie unmächtig iſt man, wenn man es mit dem Unendlichen, dem Unbedingten zu thun hat! Wie die Elemente der Menſchenwerke ſpotten und ſie als Kinderſpiel und Tand erweiſen, ſo ſpottet das Unbedingte unbedingt jedes menſchlichen Strebens. Das Unbedingte iſt doch nicht für einen Menſchen, es iſt ihm zu hoch." Kann aber, was demütigen ſoll, je zu hoch ſein? Oder kommt es nicht von der unrichtigen Stellung her, die er zu dem Unbedingten einnimmt, wenn es ihm zu hoch erſcheint? Hat er ſich denn nicht auf die falſche Seite desſelben geſtellt, ſo daß er den Druck an unrichtiger Stelle zu fühlen bekommt und nun die Forderung erdrückend auf ihn niederfällt, ſtatt daß ihr demütigender Druck für ihn zur Erhebung würde, die ſich „der Gnade" freut und durch „die Gnade" Freimütigkeit gewinnt? O, wenn du ſo verſucht biſt — ich kann dann wohl deine Rede brauchen, du bedarfſt nicht ebenſo der meinigen; doch laß das, und laß mich reden. Ich möchte ſagen: Was iſt denn Erhebung? Steht nicht alle Erhebung in geradem Verhältnis zum Druck der Demütigung? Kann dann aber der Druck der Demütigung je zu ſtark werden? Dann müßte man ja die Klage dahin deuten, daß die Erhebung zu hoch ginge! Man kann ja in der ſinnlichen Welt durch ein Gewicht Laſten heben. Wenn nun einer mißverſtändlich meinte, er müſſe das Gewicht aufheben, ſtatt durch

dasſelbe ſich in die Höhe heben zu laſſen, ſo bricht er freilich zuſammen. Das lag aber nicht am Gewicht, ſondern an ihm. So mit der unbedingten Forderung: ſoll ich ſie tragen, ſo werde ich erdrückt. So will es aber das Evangelium nicht; es will, daß ich durch die demütigende Forderung in Glauben und Anbetung erhoben und getragen werden ſoll — und dann bin ich leicht — wie der Vogel. Oder was erhebt am meiſten? der Gedanke an eigene gute Werke, oder der Gedanke an Gottes Gnade? Und wann gewährt dieſe die höchſte Erhebung, voll ſeligen Entzückens? nicht gerade dann, wenn mein beſtes Werk vor Gott in eine Niederträchtigkeit ſich verkehrt und die Gnade dadurch umſoviel größer wird? Nach dem trefflichen Wort eines trefflichen Mannes kann eine große Wohlthat nur durch großen Undank recht belohnt werden. Vortrefflich! Denn wird die große Wohlthat mit Dank, ja mit viel Dank gelohnt, vielleicht gar mit gleichwertigem Danke aufgewogen, ſo wird die Wohlthat kleiner. Die Belohnung mit Undank benimmt dagegen der Wohlthat ewig nichts von ihrer Größe. Und ſo giebt es weder im Himmel noch auf Erden, noch in irgend einem Verhältnis zwiſchen Menſch und Menſch eine Erhebung, welche der gleichkäme, daß ich, von meiner beſten That wie von einer Niederträchtigkeit gedemütigt und beſchämt, Ruhe finde in der „Gnade“. Mag der Heide mit ſeinem ſtolzen Nacken an den Himmel ſtoßen oder doch ſehen, ob es ihm nicht glücke: in dieſer Demütigung liegt allein die Erhebung, die ſelig in den Himmel eindringt. Die Anbetung Gottes beſteht nicht in guten Werken, noch weniger in Verbrechen, und ebenſo wenig in der Verſenkung in ein weichliches Träumen und völliges Nichtsthun. Nein, will ein Menſch Gott recht anbeten und von ſeiner Anbetung rechte Freude haben, ſo biete er alle ſeine Kräfte auf, gönne ſich ſelbſt keine Schonung Tag und Nacht, vollbringe ſo möglichſt viele Werke, die vor rechtſchaffener Menſchen Augen gut ſind. Und wenn er ſie dann nimmt und in tiefer Demütigung vor Gott ſie in Armſeligkeit und Niederträchtigkeit ſich wandeln ſieht: dann betet er Gott an, und das iſt Erhebung.

„Niemand kann zwei Herren dienen“ lautet das Evangelium; ewig unverändert wiederholt es ſich: niemand kann zwei Herren dienen. Wenn es nun aber ſo ſteht, daß niemals ein Menſch das geleiſtet hat, kann dann nicht doch zuletzt von der Menſchheit billigerweiſe verlangt werden, daß dieſe Forderung abgeändert, abgeſchwächt

werde? Und weil weniger aufgeklärte Zeiten ihre Ungereimtheit nicht eingesehen und sich daher in diese Ordnung der Dinge gefunden haben; weil das Menschengeschlecht einst, von dem Gesetz kujoniert und eingeschüchtert, nicht zu murren gewagt hat: folgt daraus für eine aufgeklärte, freisinnige, gebildete Zeit, daß sie sich dasselbe bieten lassen soll? Und wenn eine breite Masse auch wohl noch heute sich beschwatzen und einschüchtern läßt: soll darum ein aufgeklärtes, freisinniges, hochgeehrtes gebildetes Publikum sich ebenso immer noch in das Alte finden? Das Unbedingte von den Menschen zu fordern, ist im Grunde Wahnsinn, eine lächerliche Uebertreibung, die als solche (das sieht jeder Verständige leicht ein) sich damit rächt, daß sie das gerade Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervorbringt. Alle menschliche Weisheit liegt in dieser herrlichen und goldenen Mittelstraße: „bis zu einem gewissen Grade", „mit Maßen", oder in dem „sowohl — als auch", „das eine thun und das andre nicht lassen". Das Unbedingte ist Narrheit. Gerade darin offenbart sich der reife Ernst, daß er an die Forderung die Anforderung stellt, ihre Erfüllung müsse einem strebsamen Menschen vollauf gelingen können und ihn mit Lust und Befriedigung lohnen. Was keiner von uns gethan hat, kann also natürlich keiner von uns thun; und kann es keiner von uns leisten, so muß die Forderung dem nachweislich Möglichen, das von uns schon wirklich geleistet worden ist, angepaßt werden — darüber hinaus kann nichts gefordert werden. Und darum fordern wir ein Christentum, das sich mit unserem ganzen übrigen Dasein in Einklang bringen läßt und der Veränderung sich anschmiegt, die mit der Menschheit, oder doch jedenfalls mit deren Elite, dem gebildeten Publikum, dank der steigenden Aufklärung und Bildung und der Emanzipierung von allem unwürdigem Druck vorgegangen ist.

Diese Stimme — selbst wenn sie in der Welt sich nicht so laut vernehmen ließe, wie sie es doch oft und vernehmlich genug thut — sie findet unzweifelhaft bei Vielen einen Widerhall. Und sie soll sich nur hören lassen. Daß die Welt sich verändert hat, wer leugnet das! Ob aber zum Besseren? Ja, das ist eben die Frage! Daß die Welt eitel Verständigkeit geworden ist, wer leugnet das! Ob das ein Gewinn ist? Ja, das bleibt fraglich. Daß aber der Verständigkeit nichts so zum Aergernis ist wie das Unbedingte, das ist ewig gewiß und geht (damit wir bei unserem Gegenstand bleiben) sofort auch daraus hervor, daß die Verständigkeit nie eine Forderung unbedingt anerkennt, sondern immer erst selbst an die Forderung

Anforderungen ſtellen will, wie ſie lauten dürfe. Die Forderung der Abſchaffung des Chriſtentums oder die Losſagung von ihm iſt daher von dieſer Verſtändigkeit ganz korrekt. Aber an das Chriſtentum die Forderung zu ſtellen, daß es ſich verändere, das beruht auf Mißverſtändnis. Denn eine Veränderung läßt das Chriſtentum nicht zu; gerade darin zeigt es ſich wieder als direkten Gegenſatz zur „Verſtändigkeit", deren Geheimnis iſt, mit jedem Glockenſchlag ſich wieder anders geben zu können, ganz je nachdem Zeit, Publikum und Profit es vorſchreiben, oder je nachdem der Wind, das Blatt und die Blätter ſich wenden. Nein, eine Veränderung läßt das Chriſtentum nicht zu; und daß man überhaupt eine ſolche fordert, iſt ſchon ein Verſuch, es zu ändern, und iſt natürlich abſolut ohne Sinn und Wirkung. Wie ein Berg auf ein Kind blicken würde, das zu ihm hinträte und ſagte: „geh mir aus dem Wege", ſo muß das Chriſtentum auf ſolch eine Rede hören, die von ihm das ewig Unmögliche verlangt, daß es ſich verändere.

Das Chriſtentum läßt keine Veränderung zu; auch wenn alles ſich änderte und alle ſich veränderten: es macht die Veränderung nicht mit. Es kommt auch nicht etwa wie eine menſchliche Herrſchaft durch eine alle ergreifende Umwälzung in Verlegenheit — aber aufnötigen will ſich das Chriſtentum auch niemand und hat es nie gewollt. Hingegen will es und wollte es gleich von Anfang an unverändert in ſeiner ganzen Unbedingtheit dargeſtellt ſein, ſo daß jeder bei ſich ſelbſt erwägen kann, ob er mit ihm zu thun haben will oder nicht. Ob auch nicht Einer es annehmen will, das Chriſtentum bleibt unverändert, nicht um ein Tüttelchen giebt es nach; und wenn alle es annehmen, ſo darf auch nicht ein Tüttelchen daran verändert werden. Das Chriſtentum verkündet Gottes Liebe zu dem Menſchen; für jeden einzelnen Menſchen, für den ärmſten, elendeſten, verlaſſenſten hat Gott in Liebe gleichſam Himmel und Erde in Bewegung geſetzt; wenn aber alle Menſchen, die je lebten und noch leben, mit einander es nur ein Jota anders haben wollten: nein, niemals! Jeder einzelne, einſame Menſch, der ärmſte, verlaſſenſte, elendeſte, iſt, wenn er zu ſeinem Beſten will, wie Gott will, nach dem Chriſtentum Gott unendlich wichtig — welch' unbegreifliche Liebe! Andererſeits ſind die zahlloſen Millionen des Menſchengeſchlechts vor Gott nicht mehr als ein Mücklein und nicht einmal ſo viel, wenn ſie nicht wollen, wie er will.

Wie ſollten da die Verſtändigkeit und das Chriſtentum ſich verſtändigen können, ſie, die ſich wie entgegengeſetzte Pole abſtoßen!

Denn daß wir Menschen die Forderung nicht erfüllen, das bildet in diesen verständigen Zeiten nicht die Kluft, die das Christentum und die Menschen trennt. Darauf kann sich das Christentum wohl einlassen, wie es schon zu andern Zeiten der Fall war, die eine unendliche Vorstellung von der Forderung hatten, aber auch den guten Willen zum Eingeständnis der eigenen Unvollkommenheit, und zugaben, daß in dieser letzteren, nicht in der Unbedingtheit der Forderung der Fehler lag. Nein, der Differenzpunkt zwischen dem Christentum und den Menschen ist in diesen verständigen Zeiten der, daß diesen die Vorstellung der unbedingten Forderung abhanden gekommen ist. Ihr Kopf kann nicht fassen, wozu die Forderung unbedingt kategorisch sei, was dies helfen könne, wenn doch niemand sie erfülle; ihnen ist das Unbedingte eine ganz unpraktische Sache, eine Thorheit, eine Lächerlichkeit geworden; sie kehren aufrührerisch oder selbstklug das Verhältnis um, suchen den Fehler bei der Forderung und verlangen als solche, die selbst zu fordern haben, daß die Forderung des Christentums abgeändert werden müsse. „Das Unmögliche zu wollen," sagt man, „ist Narrheit; ein vernünftiger Wille will, was man vermag. Mit der Forderung des Unbedingten aber verlangt man, daß man das Unmögliche wolle, daran Kraft, Zeit und Leben verschwende, ohne doch je vom Platz kommen — und das ist Narrheit, eine lächerliche Uebertreibung." Die Verständigkeit ist ein Aufruhr gegen das Unbedingte. Sie läßt das zwar anfangs nicht laut werden, denn das wäre unklug, und aus gewissen Gründen lenkt eine feinere Verständigkeit die Aufmerksamkeit lieber nicht darauf hin; sie will, daß unsere Empörung unter uns bleibe und sorgfältig der Schein aufrecht erhalten werde, als wäre gar nichts geschehen. Langsam fortschleichend zersetzt diese Verständigkeit nach und nach das Unbedingte, untergräbt den Glauben daran und die Ehrfurcht vor ihm — bis sie zuletzt vielleicht ungeduldig mit der Sprache herausplatzt und laut ihre Weisheit verkündet, daß das Unbedingte Narrheit sei. Hand in Hand mit dieser wachsenden Verständigkeit greift eine gewisse Menschenkenntnis um sich. Man weiß und versteht, wie wir Menschen nun einmal sind oder in diesen Zeiten sind; eine naturwissenschaftliche Statistik macht den Zustand der menschlichen Sittlichkeit als Naturprodukt verständlich und erklärt ihn aus Lage, Klima, Wind, Regenmenge, Wasserstand u. s. w. Ob wir Menschen vielleicht von Geschlecht zu Geschlecht mehr entarten, darum kümmert sich diese Menschenkenntnis gar nicht; sie giebt nur genau an, wie wir sind, welches der jeweilige Kurs und Marktpreis ist — um in

kluger Kenntnis davon vor den Menschen sich zu hüten und sie auszunutzen, sein Glück zu machen, Vorteile in dieser Welt zu gewinnen, oder um seine eigene Aermlichkeit und Schlechtigkeit verteidigen und beschönigen zu können, oder um mit einer Art wissenschaftlich guten Gewissens Mißtrauen zu äußern, wenn dann und wann etwas Besseres auftreten will. Wie wir Menschen aber sein sollten, die Forderung Gottes, die Ideale — derlei kommt immer weniger in Frage, je höher die Verständigkeit steigt. Am Ende findet man gar diese Frage, wie die Menschen sein sollten u. drgl., wenn sie je sich hören läßt, etwas schal und abgeschmackt, wie „Gottes Wort vom Lande". „Solche Phantasterei mag wirklich kein verständiger Mensch mehr hören, und er darf es nicht, wenn er nicht seine Zeit und sein Leben vergeuden will. Außer es müßte denn ein Pfarrer sein, der von so was redete; ihm kann man es zu gut halten. Natürlich aber muß es ein Pfarrer sein, der geziemend das Decorum wahrt, sich darauf beschränkt, in stillen Stunden in der Kirche davon zu deklamieren — im übrigen aber sich nicht untersteht, sonst mit derartigem sich wichtig machen zu wollen. Unter dieser Voraussetzung kann man es dem Pfarrer zu gut halten; es ist nun einmal sein Brot, und so viel Billigkeit hat die Verständigkeit immer, daß sie ihm das nicht verkümmern will, wiewohl freilich ein Pfarrer, der sehr oft weder Poesie noch Kunst verrät, in noch ganz anderem Sinn als Poesie und Kunst ein Ueberfluß ist." Denn mag man je mit dem Christentum mißbräuchlich die Welt kujoniert haben, so hat sich jetzt gewiß das Blatt umgewendet, und die Welt mit ihrer Verständigkeit wird das Christentum kujonieren, die Pfarrer kujonieren, daß sie Schauspieler und Deklamatoren werden, nicht mehr und nicht weniger, um Duldung zu finden, — ach, manche braucht die Welt wohl nicht erst zu kujonieren, daß sie es werden, da sie vielleicht nur allzu leicht sich locken lassen.

Es soll also nur zum Ausdruck kommen und sich hören lassen, was ja doch so ist, daß nach der Meinung der „Verständigkeit" die Forderung sich dem Menschen, nach der des Christentums der Mensch sich der Forderung anpassen soll oder daß diese wenigstens unbedingt als unbedingte Forderung geltend gemacht werden soll, und daß diese beiden, die Verständigkeit und das Christentum, sich nie verständigen können. Ich für meine Person werde der Verständigkeit stets Dank wissen und es an ihr achten, wenn sie so redlich ist und ganz ohne Vorbehalt mit der Sprache herausrückt, daß ihr nämlich das Unbedingte eine Lächerlichkeit ist.

Das ist nicht das Gefährliche, wenigstens nicht das für das Christentum Gefährliche; denn um den wahren Sachverhalt zu wissen, ist nie gefährlich, am wenigsten für eine Macht, die die Wahrheit so auf ihrer Seite hat wie das Christentum. Hingegen kann es für das Christentum gefährlich sein, wenn man die Wahrheit zwar nicht in Ungerechtigkeit, aber doch in Zweideutigkeit aufhält. Wie wenn man z. B. auf den Gedanken verfiele, die Lesart sei zweifelhaft, oder die Worte, „niemand kann zwei Herren dienen", seien schwer zu verstehen, so daß es im letztern Falle eines tiefgehenden Ergründens, im erstern eines sich in die Länge ziehenden Forschens bedürfte und darum selbstverständlich (weil ja Ergründen und Forschen nicht jedermanns Ding ist) ein paar Professoren hermüßten, die dann das Grübeln oder Forschen zur Lebensaufgabe und zum Erwerbsmittel machen müßten und daher (um der Wissenschaft oder doch um des Einkommens willen) wohl dafür sorgen würden, daß das Grübeln oder Forschen nicht ausginge, so lange sie lebten. Doch glückt das in unsern Zeiten vielleicht weniger. Man kann ja aber auch auf andere Weise die Wahrheit in Zweideutigkeit aufhalten: man kann die unbedingte Forderung fortdauernd sich sagen lassen, aber so, daß dabei etwas ganz anderes herauskommt, daß man in der Wirklichkeit des Lebens mit derartigem gar nichts zu thun hat. Man macht die unbedingte Forderung zu einer Sonntagsfeierlichkeit, zu einer Unterhaltung, für die ein Pfarrer zu sorgen hat — und lebt übrigens in aller Sicherheit fort, ungestört von der schmerzlichen Unruhe, welche die unbedingte Forderung erregt. Damit entnervt man das Christentum, ersetzt das verlangte Sein durch einen Schein, und macht das Christentum zu einer Redensart, was es doch am allerwenigsten sein will.

Nein, es ist dem Christentum mit der unbedingten Forderung Ernst; und wenn es dann auch nicht ein einziger Mensch zur Erfüllung der Forderung gebracht hat, Einer hat sie doch erfüllt, unbedingt erfüllt: er, der das Wort gesagt hat: „niemand kann zwei Herren dienen"; er, der hier wie in jedem Falle die Wahrheit nicht bloß sagte, sondern war; er, der auch in dem Sinne „das Wort" war, daß er war, was er sagte.

Von ihm wollen wir denn handeln, von dem Vorbild. Er hat gesagt: „niemand kann zwei Herren dienen" — und sein Leben hat eben das ausgedrückt, daß er nur Einem Herrn diente. Der Blick auf sein Leben soll uns die unbedingte Forderung und deren Erfüllung zeigen. Indessen wollen wir nie vergessen, daß Jesus

Christus nicht bloß das Vorbild, sondern auch der Versöhner ist, damit er als das Vorbild uns nicht in die Verzweiflung hineinbringste; wir wollen auch jetzt den Versöhner nicht vergessen, da wir in der Hand des verlesenen Evangeliums reden:

Von Christus als dem Vorbild,

oder:

daß niemand zwei Herren dienen kann.

Wenn er darstellen soll, wie man nur Einem Herrn dient, so müssen wir fürs erste sehen, wie sein Leben gleich von Anfang angelegt war und bis zum Ende sein mußte; sodann, wie es ihm dabei in dieser Welt erging und unter uns Menschen ergehen mußte. Denn als Vorbild mußte er für jedermann deutlich zu machen suchen, wie man nur einem Herrn dient, konnte also nicht abseits in Verborgenheit leben. Wir alle aber dienen mehr oder weniger zwei Herren, und zwar so sehr, daß wir keinen unter uns ruhig gewähren lassen, der nur Einem Herrn dienen will, vollends nicht, wenn derselbe, statt in stiller Zurückgezogenheit zu leben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt und gar den Anspruch erhebt, der Vertreter der Wahrheit zu sein.—

Er läßt sich in Armut und Niedrigkeit, ja in Verachtung von einer verlobten Jungfrau gebären, deren rechtlich gesinnter Verlobter ihr eine Wohlthat erwieß, indem er sie nicht in der Stille verließ, wie er anfangs im Sinn gehabt hatte und was doch, menschlich geredet, bereits eine Schande gewesen wäre. So kam Christus zur Welt, in einer Weise, daß er schon durch seine Geburt außerhalb der Welt steht, sofort bei seinem Eintritt von der Welt ausgestoßen ist, „ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlechtsregister", nicht einmal durch die Geburt an einen einzigen anderen Menschen geknüpft. Doch, so war es ja in seiner Ordnung; so mußte er beizeiten darauf aufmerksam sein, „nur Einem Herrn zu dienen", was ja eben sein Leben ausdrücken sollte. Wie ein Wettläufer für die Rennbahn gekleidet sein muß; wie ein Kriegsmann für die Schlacht gewaffnet sein muß: so ist sein Leben gleich von Anfang darauf angelegt, daß ihm möglich würde, nur Einem Herrn zu dienen. Denn wenn ein Kind auch keinem altadeligen Geschlechte entstammt, auch nicht als Thronerbe geboren ist, gleichwohl ist schon die Geburt, durch welche es Glied einer Familie wird, ein Band, das diesen Menschen

sofort in engerer Gemeinschaft mit andern Menschen verknüpft; und die Verknüpfung mit der Welt und dem, was in der Welt ist, so auch die Verknüpfung mit andern Menschen, macht es so schwer, nur Einem Herrn zu dienen, und macht es unmöglich, wenn das Band nicht zerrissen wird, ob auch die Liebe bleibt. Dagegen das uneheliche Kind, das von Verwandtschaft nichts weiß und von keiner anerkannt wird, das als Auswürfling fern von den Menschen heimlich um Mitternacht hinter einem Busch geboren wird — so ließ er sich in einem Stall gebären (— aus Mangel an Raum, wie es wohl auch, weil die Welt keinen Raum für ihn hatte, später gekreuzigt wurde! —) und in eine Krippe legen (— denn die verachtete Jungfrau hatte ja keine Familienangehörigen, die die Windeln in Bereitschaft gehalten hätten —), in der Gesellschaft von Pferden, an die er sich halten mußte, wenn er überhaupt in einer Gemeinschaft sein sollte.

Allerdings bietet diese Geburt noch eine andere Seite der Betrachtung dar, die göttliche Seite; es ist himmlische Herrlichkeit, die ihren Glanz über diese Geburt ausgießt. Es ist nicht wie sonst, daß die Sterne der Nacht unwandelbar über der Erde leuchten: nein, seine Geburt — die freilich einem Ereignis hier auf Erden gar nicht gleich sah, — ist ein Ereignis im Himmel, ja das wichtigste, und so leuchtet ein Stern besonders über seiner Geburtsstätte und verbreitet (selig das Auge, das ihn sieht!) himmlischen Glanz über den Stall, die verachtete Jungfrau und den beschämten Mann, und über das Kind in der Krippe. Das ist übermenschliche Herrlichkeit. Wie aber das Christliche stets die Gegensätze zusammenfügt, so daß die Herrlichkeit nicht unmittelbar als Herrlichkeit zu erkennen ist, vielmehr gerade umgekehrt an der Armut und Niedrigkeit — und dem Kreuz, das bei allem Christlichen steht: so ist es auch hier. Denn das christliche Kreuz ist nicht bloße Oberfläche, Aeußerlichkeit, Ja und Nein, ohne Tiefe; es ist nicht bloße Dekoration, ein Kreuz in einem Stern. Nein, von der einen Seite gesehen ist es ganz buchstäblich, schrecklich buchstäblich, ein Kreuz, und kein Auge schaut Kreuz und Stern in einer höheren Einheit zusammen, so daß vielleicht der Glanz des Sterns etwas weniger herrlich, dafür aber auch das Leiden des Kreuzes etwas weniger qualvoll würde. Von der andern Seite sieht man umgekehrt den Stern; der Stern wird aber nicht getragen (eine spätere Erfindung!), ach nein, das Kreuz wird getragen (vergl. das Evangelium!); dieses, nicht jener ist das Ordenszeichen und

Kennzeichen. Das ist und war dem Verstande immer ein Aergernis und wird es stets bleiben. Denn der Verstand sagt: zu wenig und zu viel verderbt alles Spiel; Maßhalten, der Mittelweg und der Durchschnitt, das ist das Wahre. Der Verstand würde daher wohl vorschlagen, man könnte auf den Stern bei der Geburt als ein zu viel, das über verständige Ansprüche hinausgeht, verzichten, dagegen sollte das Kind in legitimer Ehe erzeugt und wenigstens in einer anständigen, wohlhabenden, bürgerlichen Familie geboren sein. Doch so ist das Christliche nicht; es verfügt stets über das Himmlische — aber über keinen Faden des Irdischen. Wenn z. B. Christus die Jünger aussendet, so hätte er sie ja wohl mit dem Nötigen versorgen können; aber nein, sie dürfen nichts besitzen; dagegen sagt er: „wer dieser Geringen einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt, weil er ein Jünger ist, wahrlich ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben" (Matthäi 10, 42.). Das ist vornehm; der mächtigste aller mächtigen Könige der Erde kann einen Trunk Wasser nicht so bezahlen, — er sorgt natürlich auch dafür, daß seine Gesandten oder Minister nicht wegen eines Glases Wasser in Verlegenheit kommen. Der Jünger dagegen ist unbedingt arm, buchstäblich bedürftig in Beziehung auf die ersten Lebensbedürfnisse, einen Becher Wasser — und Geld hat er nicht, er hat (so knapp kann Gott sein, um dann im nächsten Augenblick an demselben Menschen ein Wunder zu thun) nichts, gar nichts dafür zu geben. Doch allerdings, er hat eine Anweisung auf den Himmel, die recht besehen (also leider nicht in dieser Welt) mehr wert ist als alle Herrlichkeiten dieser Welt; allein Geld hat er nicht und nichts Irdisches, und das ist in dieser Welt ungut, wo doch (recht besehen!) Geld mehr wert ist als alle Herrlichkeiten des Himmels. Man erzählt von einem Reisenden, er sei auf dem Lande in Geldverlegenheit gekommen, wiewohl er eine sehr große Summe in Papier bei sich gehabt habe; denn es konnte ihm niemand wechseln. So geht es dem Jünger, dem Christlichen. Dem Verstande ist dies wie alles Christliche zum Aergernis. „Zu wenig und zu viel", sagt der Verstand, „verderbt alles Spiel". Verzichten wir auf diese himmlischen Anweisungen, da wir so viel nicht verlangen; dafür aber soll die Verkündigung des Christentums mindestens ein einfaches gutes Auskommen mit einem fixen Jahresgehalt und einem gewissen Ansehen in der Gesellschaft gewähren; das andere ist so oder so eine Uebertreibung. Warum sollen die Gegensätze in so schrecklicher Spannung aus einander gehalten werden? Warum kann nicht am Wunderbaren etwas abgestrichen und dafür einfach etwas

Wohlfahrt in dieser Welt zugegeben werden? Das wäre zwar etwas weniger göttlich, dafür aber um so viel menschlicher. Wozu ferner diese Vornehmheit, welche nur Umstände, und so sonderbare Umstände macht, den Besitz einer Mark verschmäht und dann durch Wunder Aushilfe schafft? Das ist nicht wahre Vornehmheit, sondern eine gesuchte und affektierte Uebertreibung; das Einfache und Natürliche wäre, den Jüngern etwas Geld mitzugeben. Soll ein Wunder her, nun ja, so möge eines geschehen, ein einmaliges Wunder, das ein für allemal einen Fond für immer schafft, so daß der Jünger versorgt ist und es keiner weiteren Wunder bedarf. Das andere ist doppelte Uebertreibung; es geschieht zu wenig und zu viel." Und nichts fürchtet der Verstand so sehr, vor nichts hütet er sich so sehr; nichts ist in seinen Augen so offenbarer Wahnsinn wie — Uebertreibung. Ohne Uebertreibung aber ist es unmöglich, nur Einem Herrn zu dienen; dagegen ist es mit Verstand leicht zu machen, verwachsen mit dem und jenem und mit der ganzen Welt und allem, was in der Welt ist, zweien und noch mehr Herren zu dienen.

Also, seine Geburt ist wie darauf berechnet, daß es ihm möglich sei, nur Einem Herrn zu dienen; er ist ohne Familie und Familienbande.

Doch der Stern am Himmel hat etwas verraten —, und wenn du den Verstand fragst, so wirst du zu hören bekommen (er weiß darüber prächtig Bescheid), daß himmlische Herrlichkeit für diese Welt kein wünschenswertes Gut, sehr oft sogar lebensgefährlich ist. Wie gesagt, der Stern hat etwas verraten, hat die Aufmerksamkeit des Königs im Lande erregt; und die verachtete Familie muß mit dem Kinde aus dem Lande flüchten. Die verachtete Familie; freilich, ein Menschenalter später, also nachträglich, heißt sie „die heilige Familie". Frage aber nur den Verstand, so wird er dir sagen: „Einer adligen und reichen Familie anzugehören, kann gut sein, doch steht mein Sinn nicht so hoch; mir genügt, von guter bürgerlicher Familie zu sein; dagegen für diese Welt zur heiligen Familie zu gehören, dafür danke ich, das wäre mir wirklich das letzte; denn das ist die sichere Qual und Bedrängnis. Allein die Scheinheiligkeit läßt die Verachtung, die die Familie zeitlebens auf Erden traf, längst vergessen sein; die Scheinheiligkeit macht mit der ‚heiligen Familie' Staat, sie bildet sich und andern gerne ein, der Stand der Niedrigkeit sei eigentlich Herrlichkeit und himmlische Herrlichkeit und irdische Herrlichkeit laufen auf eins hinaus. Und die Scheinheiligkeit ärgert sich bei der Darstellung der Niedrigkeit, die sie geniert, und nennt die-

ſelbe, um ſie unſchädlich zu machen, eine Gotteslästerung von uns Freigeiſtern.“

Die Familie, (wenn man ſie ſo nennen will, denn es iſt ja keine Familie) flüchtet denn mit dem Kinde. Und nun hat dieſes Kind auch kein Vaterland. So iſt es aber wohl in der Ordnung, damit es wirklich ausdrücken kann, wie man nur Einem Herrn dient. Wie ein Wettkämpfer für die Rennbahn beſonders gekleidet, wie ein Krieger für die Schlacht gewappnet ſein muß: ſo iſt ſein Leben gleich von Anfang an darauf angelegt, daß es ihm möglich werde, nur Einem Herrn zu dienen. Denn gleich nach dem Familienbande kommt das Band, das ein Volk verbindet.

Freilich ſcheint die Herrlichkeit gewiſſermaßen auch hier durch: dieſes unbedeutende Kind, das in einem Stall geboren wurde, gewinnt plötzlich eine ſolche Wichtigkeit, daß der Herrſcher alle Kinder unter zwei Jahren töten läßt, in der Hoffnung, es auch mit zu töten. „Wieder zu wenig und zu viel,“ ſagt der Verſtand, „wieder Uebertreibung. Soll ſeine Geburt ein Ereignis ſein, ſo füge ſie ſich doch nachher in die gegebene Ordnung der Dinge ein; ſo aber iſt die Geburt weniger als wenig und wird dann plötzlich eine ſo fürchterliche Begebenheit! Iſt die Geburt dieſes Kindes ſo wichtig, ſo iſt ja deſſen Geburt in einem Stall faſt unbegreiflich; es konnte ihm ja etwas zuſtoßen. Und andererſeits, was für eine ſchreckliche Uebertreibung, daß dieſes Kindes Bedeutung durch den Mord aller gleichaltrigen Kinder zum Ausdruck kommen ſoll! Davon ganz zu ſchweigen, daß es der Heiland der Welt ſein ſoll und ſein Eintritt gleich einem Häuflein Kinder das Leben koſtet!“

Das Kind iſt jetzt alſo ohne Vaterland. Indeſſen kehrt die Familie doch wieder zurück, muß aber verborgen leben. Bei einer Wallfahrt zum Feſt kommt das Kind in Jeruſalem abhanden. Und dies wird ein Vorkommnis, das trefflich dazu paßt und ſinnbildlich beſchreibt, daß dieſes Kind durch ſeinen Lebensgang ausdrücken ſoll, wie man nur Einem Herrn dient. Das Kind ſteht allein; es war ohne Familie, ohne Vaterland, nun iſt es aber auch ohne die zwei, bei denen es aufgehoben war; ſie ſuchen das Kind bekümmert und finden es — merkwürdigerweiſe — im Tempel, und das Kind ſagt — iſt das nicht merkwürdig? —: „wiſſet ihr nicht, daß ich ſein muß in dem, das meines Vaters iſt?“ Die Mutter verſteht dieſe Worte nicht — das war nicht zu verwundern; ſie bewahrt ſie tief im Herzen — das war ſchön.

Von nun an wird uns aus ſeiner Kindheit und Jugend nichts

weiteres berichtet. Er hat wohl mit den armen Eltern gespielt, ist ihnen unterthan und zu Diensten gewesen — was ihn in seinem Dienst gegen den Einen Herrn nicht hinderte, da man im Gegenteil diesem Einen gerade durch Gehorsam gegen die dient, denen man nach seinem Willen gehorsam sein soll. So ist er herangewachsen, Mann geworden; allein er war und wurde, wie wir sagen, nichts. Auch hat er nichts besessen oder zum Besitz erworben. Denn wie ein Wettläufer für die Rennbahn besonders gekleidet sein muß, wie ein Krieger für die Schlacht die gehörige Ausrüstung haben muß, so ist sein Leben gleich von Anfang an darauf angelegt, daß es ihm möglich werde, nur Einem Herrn zu dienen. Aber ach, in der Welt etwas zu werden, oder gar in ihr etwas sein zu wollen, in ihr etwas zu besitzen oder gar zum Besitz erwerben zu wollen: das verflicht notwendig mit der Welt und mit andern Menschen in der Welt und hält nur allzu leicht davon ab, daß man nur Einem Herrn diene. Wohl habe ich Predigten von Männern gelesen und gehört, die selbst in der Welt etwas geworden sind, Predigten darüber, daß man am ersten nach dem Reich Gottes trachten soll; ich gestatte mir aber zu glauben, daß diese Männer das Etwas, das sie in der Welt wurden, wohl durch etwas anderes geworden sind, als dadurch, daß sie am ersten nach dem Reich Gottes getrachtet haben. Ich bezweifle auch nicht, daß diese Männer wie jeder redliche Mann mit mir im Grunde darüber einig sind, daß einer in dieser Welt gewiß nichts wird, wenn er damit Ernst machte, am ersten nach dem Reich Gottes zu trachten. Denn diese hält eifersüchtiger als der Himmel darauf, daß wer finden will, suchen muß. Und bei dem großen Gedränge derer, die für diese Welt suchen (das Suchen für jene Welt bringt auch ins Gedränge, nur nicht ins Menschengedränge), werden ja nicht einmal alle, die suchen, zu etwas, wenn sie auch vielleicht doch immer noch etwas mehr werden, als ein anderer dadurch, daß er am ersten nach Gottes Reich trachtet; denn der letztere wird ganz gewiß in dieser Welt gar nichts. Nichts ist leichter darzuthun; Gott verhüte, daß einer so unredlich und frech sei, um erst einen Nachweis hievon zu verlangen. Ich will durchaus nicht besser sein als andere. In einer Hinsicht ist aus mir wohl nichts geworden — gerade das ist freilich verschiedenen zum Aergernis, weil sie meinen, ich hätte es schon zu etwas bringen müssen; in ihren Augen ist also aus mir nichts geworden. Indessen darf ich das, wenn im Sinne des Evangeliums geurteilt werden soll, nicht gelten lassen. Wenn dieses urteilen soll, so muß ich beschämt be-

kennen, daß aus mir etwas geworden ist, wenn auch nur wenig. Ich muß aber bezeugen, daß ich dieses etwas, das aus mir geworden ist, nicht dadurch wurde, daß ich am ersten nach dem Reich Gottes trachtete, und ich sehe mit Ruhe dem Beweise der Herren Pfarrer entgegen, daß einer in dieser Welt etwas werden kann, der — am ersten nach dem Reich Gottes trachtet. Denn wird zuerst nach Gottes Reich getrachtet, so geht dies Trachten stets allem anderen Trachten vor; und wird zuerst nach dem Reich Gottes getrachtet, so wird dies Trachten der Art der Welt und alles Weltlichen stets fremd gegenüber stehen und daher auch nicht den Erfolg haben, daß man in der Welt etwas wird.

Der Vorschlag der Verständigkeit, an der Forderung des Evangeliums zu ändern und abzustreichen, ist mir wie dem Christentum von ganzem Herzen zuwider. Ich will auch nichts davon wissen, daß man sich den Schein gebe, als kämen wir Menschen der Forderung auch nur entfernt nach. Nein, mein Gedanke ist dieser. Mit Gott zu thun zu haben, sollte doch eines Menschen Freude und Seligkeit sein, so daß er sich um ganz Europa, um das Publikum und um die Vergleichung mit den Menschen um ihn u. s. f. nichts kümmert, wenn man ihn nur in dem Einen gewähren läßt, daß er mit Gott zu thun habe. Dies ist ja nun nach dem Christentum jedem Einzelnen vergönnt; und ob dieser nun auch dabei täglich tief gedemütigt wird, so hat er doch dieses höchste Gut: er hat mit Gott zu thun. Soll ich aber mit Gott zu thun haben, so muß ich mich auch darein finden, daß die Forderung unbedingt ist; ist die Forderung nicht unbedingt, so habe ich auch nicht mit Gott zu thun, sondern lebe in der erstickenden Atmosphäre, welche „die andern", ich selbst, das Publikum u. s. f. bilden. Nein, nein, o Gott im Himmel, nimm um alles nie die unbedingte Forderung zurück! Denn wenn die Menschen die unbedingte Forderung abschaffen wollen, so wollen sie doch eigentlich dich abschaffen, und darum halte ich so fest an der Forderung und verwünsche die Verständigkeit, die mit der Abschaffung der unbedingten Forderung dich abschaffen will.

Nein, laß uns doch um alles die unbedingte Forderung! Wenn ich, den wahren Sachverhalt im übrigen anerkennend, etwas zu werden wünschen könnte; wenn ich mit Rücksicht auf endliche Bedürfnisse zusehen muß, daß ich etwas in der Welt werde: so ist das ja doch durchaus kein Versuch, die Forderung abzuschaffen; so kann ich ja gleichwohl die Verbindung mit dir aufrecht erhalten. Denn ich kehre die Sache nicht um, ich wende dir nicht den Rücken, ich mache

nicht, was ich in der Welt werden kann, zum Ernſte des Lebens. Nein, ich laſſe durch die unbedingte Forderung mich und was ich wurde ſtets in Spielerei und Aermlichkeit verwandeln — und kann auf dieſe Weiſe ja doch noch (ach, oder nicht?) mit dir zu thun haben, o Gott, in Verbindung mit dir bleiben!

Mag dann die Vernichtigung, die innere Vernichtigung vor Gott ihre Schrecken, ihren Schmerz mit ſich bringen, die Begeiſterung dürfte doch den Menſchen noch höher beſeligen. Schrecklich, ſchrecklich, wenn einer ſich der Unthätigkeit überlaſſen wollte, weil das redlichſte Streben vor dir nichts iſt, oder wenn er gar mit dir nichts mehr zu thun haben wollte, um von nun an ein ernſthafter Menſch zu werden, der ernſthaft, wie er iſt, es in dieſer Welt zu etwas bringen will.

Alſo das Leben deſſen, der das Vorbild iſt, ſollte ausdrücken, wie man nur Einem Herrn dient, und war gleich von Anfang an darauf angelegt. Er gehörte nichts und niemand an; er war an nichts und niemand gebunden, ein Fremdling in dieſer Welt, in Armut und Niedrigkeit, ohne Wohnſitz und Herberge, der nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegte. Gleich der geraden Linie, die den Kreis nur in Einem Punkt berührt, ſo war er in der Welt und doch außerhalb der Welt, nur Einem Herrn dienend.

So hätte er nun in aller Stille unbemerkt hinleben können, ſo daß ſein Leben eine verborgene Anbetung des Einen Herrn geworden wäre, dem er allein und ganz angehörte bis zum Tod.

Das war aber nicht ſein Sinn. Auch abgeſehen davon, daß er ſich ja gebären ließ, um das Menſchengeſchlecht zu erlöſen, um durch ſein Leiden und Sterben die Verſöhnung zu werden, — auch wenn er nur das Vorbild hätte ſein wollen, hätte er nicht in unbemerkter Stille dahinleben mögen. Nein, es war ſein Werk und es war ſeine Speiſe, nur Einem Herrn zu dienen; das wollte er aber in der Welt kund werden laſſen, und daher mußte er, wenn ich ſo ſagen darf, auf dem Schauplatz des Menſchengeſchlechts ſo auftreten, daß er womöglich aller Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er wußte ſelbſt nur allzu gut, was das zur Folge haben mußte. Denn die Aufmerkſamkeit der Leute auf ihn mußte ſein Leiden werden; ſeine Ungleichartigkeit mit den nächſten Angehörigen, vollends die unbedingte Ungleichartigkeit mit allen, in deren Mitte er doch verblieb, mußte ihm noch gefährlicher werden, als es dem Soldaten wird, wenn er in der Schlacht aus dem Schritt und dadurch in die Gefahr kommt, niedergetreten zu werden. Und er blieb in der Welt, er zog ſich

nicht aus der Welt zurück, — er blieb vielmehr da, um zu leiden. Das ist etwas anderes als eine gewisse Art Frömmigkeit, über welche gegenwärtig die Prediger Klage führen (was übrigens gerade in unserer Zeit, die ja selbst nie Gebrauch von ihr macht, sehr sonderbar klingt) . . . etwas anderes als jene Art Frömmigkeit einer entschwundenen Zeit, die eine abgelegene, dem Lärm der Welt und ihren Zerstreuungen und Gefahren entrückte Stätte suchte, um wo möglich in tiefer Stille Gott allein zu dienen. Man klagt jetzt diese Art Frömmigkeit an, man nennt sie Feigheit u. s. w. Darum machen wir Frommen von heutzutage es anders und besser: wir bleiben in der Welt, wie das Vorbild, das nicht feige sich zurückzog — und machen Karriere in ihr, glänzen in Gesellschaften, prunken mit der Weltlichkeit. O, welch tiefe Hinterlist! So in der Welt zu bleiben, daß man um Gott und das Göttliche sich nichts kümmert, sich und sein Leben der Weltlichkeit ganz gleich stellt, ganz Weltlichkeit wird, die Art — Frömmigkeit! — steht in der That nicht höher als jene Klosterfrömmigkeit. Aber man wendet sich durch diesen Betrug einen doppelten Nutzen zu: zuerst reißt man allen möglichen weltlichen Genuß an sich (auf den doch die stillen Bewohner des Klosters verzichteten), und dann ist man so frech und stempelt diese Weltlichkeit (wie raffiniert!) zu einer höheren Art (wem hat je von so was geträumt?) . . . einer höheren Art Frömmigkeit, die höher sein soll als die stille Verborgenheit des Klosters. Abscheulich! Nein! Gewiß ist es nicht das Höchste, einen abgelegenen Schlupfwinkel aufzusuchen, um womöglich Gott allein zu dienen; das ist nicht das Höchste; wir sehen es ja an dem Vorbild; wiewohl es aber nicht das Höchste ist (und das geht uns eigentlich gar nichts an, ob diese andere Art nicht das Höchste ist), so wäre doch möglich, daß jene Frömmigkeit für uns alle, die wir diesem verweichlichten und verweltlichten Geschlechte angehören, viel zu schwer wäre. Gleichwohl ist es nicht das Höchste. Das Höchste ist: daß man unbedingt ungleichartig mit der Welt doch in der Welt bleibt und vor aller Augen mitten in der Wirklichkeit Gott allein dient, so die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht — und dann aber auch der Verfolgung gewiß nicht entgeht. Und sieh, das ist christliche Frömmigkeit: daß man, auf alles verzichtend, Gott allein dient; daß man sich alles versagt, um Gott allein zu dienen — und daß man dann dafür leiden muß; daß man das Gute thut und dafür leiden muß. Das ist's, was dieses Vorbild ausdrückt, wie ja auch (um einen bloßen Menschen zu nennen,

Luther, den trefflichen Lehrer unserer Kirche) Luther immer und immer wieder einschärft, zum wahren Christentum gehöre das Leiden für die Lehre, daß man das Gute thue und dafür leide, und ein Christ könne in dieser Welt dem Leiden nicht entgehen.

Wir wollen nun zweitens sehen, wie es ihm erging, ihm, der nur Einem Herrn dienen wollte; wie es ihm erging, d. h. wie es ihm in dieser Welt ergehen mußte; denn wie es ihm erging, so mußte es ihm gehen, und so würde es ihm jederzeit in dieser Welt ergehen.

Er will ausdrücken, wie man nur Einem Herrn dient, und zwar will er es in einer Welt ausdrücken, wo alle mehr oder weniger zwei oder mehr Herrn dienen; und er will nicht in Verborgenheit leben, nein, er will es offenbaren, er will aller Aufmerksamkeit auf sich lenken: was wird daraus werden? Es muß einen feindlichen Zusammenstoß zwischen ihm und der ganzen Welt, ihm und jedermann geben, indem alle auf die verschiedenste Weise ihn bewegen, bereden, locken, reizen, bedrohen, zwingen wollen, daß er ihnen gleich, und sich selbst, seiner Aufgabe, seinem Einen Herrn untreu werde. Und die Welt wird das Aeußerste wagen, um ihren Kampf durchzuführen; sie läßt ihn nicht los, bis der schmählichste Tod seinem Leben ein Ende gemacht hat. Und was die Welt will, dasselbe will auch eine böse Macht, der Fürst dieser Welt, der Gott spielen will und deshalb den Dienst des Menschen ausschließlich für sich beansprucht. Aber darauf kann ja nicht eingehen, wer nur Einem Herrn dienen will; denn der Fürst dieser Welt ist ja nicht „der Herr", der Eine Herr, so daß jeder, der ihn zum alleinigen Herrn hat, doch nicht Einem Herrn dient. Dieser Zusammenstoß mit der Welt, mit dem von der bösen Macht aufgehetzten Menschengeschlecht, ist auch die Geschichte des Vorbildes.

Er dient nur Einem Herrn, und wie ein Wettläufer für die Rennbahn besonders gekleidet, wie ein Krieger für die Schlacht ausgerüstet sein muß, so ist auch sein Dasein darauf berechnet, daß es ihm möglich wird, nur Einem Herrn zu dienen.

Er ist unbedingt ein Fremdling in der Welt, ohne im mindesten mit etwas oder mit einem einzigen Menschen in der Welt zusammenzuhalten, wo im übrigen ja alles zusammenhält. Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Himmelreich komme; unmöglich aber ist es für einen, nur Einem zu

dienen, wenn er mit irgend etwas und irgend jemand auch nur im geringſten zuſammenzuhalten verbunden iſt.

Er iſt nicht als Mann an eine Frau gebunden, nein; er hat auch keinen Vater, keine Mutter, nicht Bruder, noch Schweſter, keine Verwandten, mit denen er verbunden wäre; nein, „dieſe (d. h. die Jünger) ſind mir Vater und Mutter, Bruder und Schweſter".

So hat er aber doch die Jünger? Die Jünger! Sind es die wahren Jünger, ſo handelt es ſich nicht um Parteizuſammenhalt, denn ſein Verhältnis zu dem Jünger iſt in jedem Augenblick zuerſt ſein Verhältnis zu Gott, dem er alleine dient; und wenn die Jünger eine Partei bilden wollen, ſo ſind ſie keine Jünger. Nein, gelingt es nicht leicht, einen glatten, ſchlüpfrigen Gegenſtand mit der Hand zu faſſen und feſtzuhalten, ſo iſt es dem Parteiweſen ganz unmöglich, ihn, der nur Einem Herrn dient, zu fangen.

Da er übrigens aller Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, ſo will man ihn natürlich auf alle Weiſe für ſich gewinnen; nur ſollte er die Uebertreibung aufgeben, daß er nur Einem Herrn dient.

Er tritt als Lehrer auf, und faſt in demſelben Augenblick iſt er in dem kleinen Lande der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit.

Er lehrt: „niemand kann zwei Herren dienen." „Nun, lehren könnte er das immerhin, wenn er nur nicht ſelbſt hingeht und danach thut; denn ſonſt kann man unmöglich mit ihm zuſammenhalten. Hingegen ließe es ſich ſehr gut machen, daß man als objektive, ſehr ernſthafte Lehre aufſtellte, es könne niemand zweien Herren dienen; dann gründete man ein Reich von dieſer Welt, wo er, der Lehrer, König und Fürſt würde und wir, die wir ihm zunächſt ſtanden, nun auch ſeinem Throne am nächſten ſtünden."

Er tritt als Lehrer auf in dem kleinen Volke, das, wie es ja Regel iſt, in zwei Parteien zerfällt, in die der Mächtigen und die des ſogenannten gemeinen Volkes. Beide Parteien haben ein Auge auf ihn: welcher Partei wird er angehören? welcher Partei wird es gelingen, ihn für ſich zu gewinnen? Weder durch Geburt, noch durch ſeine äußeren Verhältniſſe ſcheint er zu den Mächtigen in Beziehung zu ſtehen; dieſe aber ſehen ja ſchon, daß er eine Macht iſt. Durch Geburt und Lebensverhältniſſe ſcheint er dem gemeinen Volke am nächſten zu ſtehen, und dieſes ſieht froh in ihm eine Macht. Aber er dient einſam für ſich nur Einem Herrn, und das iſt, ach, der gewiſſe Weg zum Leiden, zum Untergang! Wer in leichteſter Sommerkleidung in einen Winterſturm gerät, iſt nicht ſo preisgegeben

wie einer, der als einzelner Mensch in dieser Welt leben will. Denn da ist alles Partei, und der Egoismus, der die Partei zusammen führt und hält, verlangt, daß jeder mit ihr gemeinsame Sache mache, bis der Einzelne durch Eintritt in eine Partei sich gegen einige andre Parteien sicher stellt. Wer aber sich merken läßt, daß er als Einzelner wirklich für sich stehen will, hat sofort alle sich gegenseitig befeindenden Parteien in großartiger Einträchtigkeit gegen sich; er steht allein gegen eine große Partei.

Er will nur Einem Herrn dienen, aber er ist — das kann jeder, und das können alle sehen — eine ungeheure Macht. Verwundert sieht seine Zeit auf ihn. In diesem Augenblick verlautet gar nichts von Feindschaft; auch der Neid ist noch nicht zu sich selbst gekommen. Nein, alles ist eitel Verwunderung, Verwunderung ob diesem Menschen, der fast allmächtig alle Möglichkeiten in seiner Hand hat und werden kann, was er nur will. Es ist wie ein Märchen, und die Verwunderung rät neugierig an dem Rätsel, was nun aus ihm werden wird. Etwas aber muß er doch sein wollen; und was es auch sein mag, er muß es erreichen können: und wenn er es sein will, so wird es etwas Großes — und dann wird die ganze Zeit oder ein großer Teil der Zeitgenossen in begeisterter Anerkennung sich ihm anschließen. Denn es ist mit der menschlichen Anerkennung wie mit der Liebe, Freundschaft u. drgl.: sie ist Selbstliebe. Wo die Höhe unmittelbar kenntlich hervortritt; wo weltliche Macht, Ehre, Ansehen, Gold und irdische Güter die Bedeutung eines Menschen verraten: da ist auch die menschliche Anerkennung sofort bei der Hand. Die Selbstsucht, die hiebei thätig ist, kommt vielleicht dem Einzelnen nicht immer so zum Bewußtsein, sie ist oft mehr eine natürliche Findigkeit für den eigenen Vorteil; aber das Rechenexempel ist ja ganz einfach und durchsichtig: meine anerkennende Aeußerung verschafft mir den Vorteil, daß ich auf die Seite des Mächtigen zu stehen komme und sein Interesse zu dem meinigen wird; und zugleich bin ich ein liebenswürdiger Mensch, dessen Seele nicht kleinlich zusammengeschrumpft, sondern in uneigennütziger Begeisterung ausgeweitet ist. Wo dagegen die Höhe nicht so unmittelbar kenntlich hervortritt oder geleugnet wird, da verspricht mir meine anerkennende Aeußerung keinen Nutzen, fordert vielmehr von mir Anstrengung und Opfer; und so hält man dieselbe lieber zurück, wie auch Liebe und Freundschaft gewöhnlich da ausbleibt, wo sie christlich sich erst deutlich als solche zeigen würde. Wenn Gott im Himmel geringe Knechtsgestalt an-

nähme, wenn er, göttlich verschwenderisch, so zu sagen mit Anweisungen auf den Himmel um sich würfe: mit einer derartigen Größe kann sich die menschliche Anerkennung nicht einlassen. Etwas echt menschlich Mittelmäßiges, das nun einmal in die Mode gekommen ist, das ist etwas für den spekulativen Geist menschlichen Anerkennungstriebes. Wenn in einer Familie ein Glied irgendwie etwas Ausgezeichnetes ist und es bringt es zu öffentlicher Auszeichnung, zu Ehre und Ansehen vor der Welt und einem europäischen Namen, zu Stern und Band, da ist natürlich die ganze Familie lauter — uneigennützige! — Begeisterung. Bleibt aber die äußere Auszeichnung des ausgezeichneten Gliedes der Familie aus, so wird dasselbe der Familie bald zur Last, zum Verdruß, und sie wollte lieber, es wäre ein ganz unbedeutender Mensch. So steht es mit der menschlichen Anerkennung — und er, der nur Einem Herrn dient, er will unbedingt nichts sein.

Er hat Allmachtskräfte, ja, die hat er, wiewohl er durch die Art des Gebrauchs derselben das vor den Augen vieler verdeckt; es ist ja auch Wahnwitz, Allmachtskräfte aufzubieten, um nichts zu werden — und mit diesen Allmachtskräften stellt er sich sicher, daß er nichts wird. Und so muß er dahin kommen, daß er mit allen Menschen bricht. Er muß sie, menschlich geredet, unglücklich, grenzenlos unglücklich machen, die wenigen, die ihm so teuer sind; die Mutter muß es wie ein Schwert empfinden, das ihr durch die Seele geht; die Jünger müssen es wie bittern Tod empfinden — und er, er hatte und hat alle Möglichkeiten in seiner Hand! O Seelenpein, so dem Mißverständnis ausgesetzt zu sein! Und er muß auch gegenüber den Liebsten, Besten, Redlichsten schließlich offenbar machen, daß jeder Mensch, auch der liebste (ach, der liebste!), auch der redlichste (ach, der redlichste!), wenn es gilt, doch ein feiger Wicht, ein Verräter, ein Heuchler ist. Fürchterlich! Was ist so wohlthuend im Leben und im Tode wie das, von einem Menschen einen guten Eindruck gewonnen zu haben! was ist trostloser, als von einem, den man liebte, dem man traute, den gegenteiligen Eindruck zu bekommen! O, mein Freund, bedenke das! Da ist ein junger Mann; er lernt ein Mädchen kennen, und das geliebte Mädchen wird seine Gattin; — sie werden 70 Jahre alt; es war ein schöner Sommertag, der Tag ihres Lebens, und wie es Abend wird, so stirbt sie, und er sagt gerührt: was auch andere erfahren haben mögen, ich habe erfahren, daß es treue Liebe giebt. Du Glücklicher! Erkenne denn vor allem, nicht nur, was du ge-

habt haſt, ſondern was du haſt, dein Glück, das Glück in deiner Trauer! O glückſelige Trauer, daß nur der Tod ſie nahm, der ja nicht die Treue von ihr, ſondern nur ſie mit ihrer Treue von dir nahm! Denn wenn er genötigt worden wäre, dieſes Mädchen in große Entſcheidungen hinauszuführen, ſo hätte er etwas anderes zu wiſſen bekommen, daß auch ſie, milde geredet, doch Geſchwätz war, daß er ſelbſt nichts anderes war, wie ich in großen Entſcheidungen es auch bei mir nicht anders finden würde. — Da leben zwei Jünglinge; ſie ſchließen ſich in den Tagen der Jugend innig an einander an, und das Alter findet alles unverändert, wie es ſo ihr ganzes, in ſtiller Zurückgezogenheit dahinfließendes Leben geweſen war. Dann ſtirbt der Freund, der Freund vom Freunde, und der Freund ſagt an ſeinem Grabe: was auch andere erfahren haben, ich habe erfahren, daß es noch Freundſchaft gibt. Der Glückliche! Beneidenswertes Glück, aus Erfahrung, aus einer ſo langen Erfahrung etwas Erfreuliches zu wiſſen! — Da iſt ein Mann, vielleicht älter als du, doch ſo, daß man dich noch zu ſeiner Zeit rechnen kann; in ihm ſiehſt du das Große, das Erhabene — und es iſt eine fortgeſetzte, ſtille Friedenszeit, die ihr miteinander durchlebt. Dann ſtirbt er, — und du ſagſt fröhlich an ſeinem Grabe: was auch andere erfahren haben, ich habe erfahren, daß es noch edle Charaktere giebt. Du Glücklicher! Denn wiſſe, was du eigentlich zu wiſſen bekamſt, das war, daß es eine ſtille Friedenszeit war; hätte es einen Sturm gegeben, ſo hätteſt du erfahren, daß auch er ſo haltlos war wie du und ich. O, das bitterſte aller Leiden, weit bitterer als die Entdeckung eigener Erbärmlichkeit, iſt es doch, an den Tag bringen zu müſſen, daß auch das Große und Erhabene, an dem man hinauf ſah, in Wahrheit jämmerlich haltlos war! Ach, und man hätte alles darum gegeben, daß man ſich in ihm nicht täuſche! Nein, erlaß mir das, erlaß mir's; ſoll es an den Tag kommen, ſo laß es irgendwie geſchehen, aber laß es nicht durch *mich* an den Tag kommen! Und das war dem, der nur Einem Herrn diente, beſchieden, wenn er bis zu Ende dabei bleiben ſollte, nur Einem Herrn zu dienen; er mußte das bei allen offenbar machen, auch bei denen — doch nein, hinaufſehen konnte er ja an niemand, aber auch bei denen, die er liebte, wie nur er lieben konnte, da er die Liebe war. O, du warſt ja eitel Liebe und Nachſicht, und ſie wollten ja alles für dich und mit dir leiden — hätteſt du denn nicht in Liebe ein klein wenig nachlaſſen können, um ſchonend ihnen den Eindruck zu erſparen: ich elender Tropf!

O Seelenqual, sie nicht schonen zu können! O, welche Marter, aus Liebe, gerade aus Liebe nicht das mindeste nachlassen zu können — weil man (es klingt wie Wahnwitz!) aus Liebe sie erlösen will!

Er dient nur Einem Herrn; er bietet Allmachtskräfte auf, um sich stets zu sichern, daß er nichts ist; er bietet ebenso große Kräfte auf, um nicht einen Zoll von der Stelle zu weichen, die er eingenommen hat, von seiner Stellung mitten in der Wirklichkeit, vor aller Augen, wo er ausdrücken will: „mein Reich ist nicht von dieser Welt"; und endlich, er bietet ebenso große Kräfte auf, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Es ist denn auch für das Gefühl seiner Zeitgenossen wie ein Versuch, die Leute um den Verstand zu bringen; er will ihnen aufnötigen oder sie dazu zwingen, „Geist" zu werden. Darin haben die Menschen aber immer eine Ueberflüssigkeit gesehen, und wenn man sie zu ernstlich anfaßt, so meinen sie, wie gegen eine wahnsinnige, diabolische Uebertreibung auf Leben und Sterben sich dagegen wehren zu müssen, und können von dem Urheber derselben nur denken, daß er „vom Teufel besessen" sei. Es ist, als sollte die Gegenwart um ihren Verstand gebracht werden. Denn wie das „Nichtssein" und die „Aufmerksamkeit" sich zu einander stellen, unterliegt bestimmten Gesetzen. Was nichts ist, gehört vernünftigerweise in den Hintergrund und soll keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Was etwas ist, darf die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; dann kommt diese, sieht nach und sagt: „Ja, ganz richtig, hier ist etwas, und da war es ganz in seiner Ordnung, daß man mich, die Aufmerksamkeit, herberief." Je größer etwas ist, desto größerer Anspruch auf Aufmerksamkeit; und daß man etwas ganz außerordentlich Großes ist, kann, ohne die Köpfe zu verwirren, die Aufmerksamkeit einer ganzen Zeit auf sich ziehen. Der bare Unsinn aber ist es, daß man nichts ist — und so alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das ist ja zum Verrücktwerden. Das ist ja ebenso wahnsinnig, wie wenn man mitten in dieser Welt ein Reich aufrichten will, das nicht von dieser Welt ist. Denn soll es nicht von dieser Welt sein, so ist es ja die reine Chikane oder Caprice, wie es auch die reine Narrheit ist, daß es seine Stätte gerade mitten in dieser Welt haben soll; man kann ja mit samt dem Reich in einer andern Welt ein Unterkommen suchen, oder man kann doch wenigstens für die Aufrichtung dieses Reichs, das nicht von dieser Welt ist, eine abgelegene Stätte in dieser Welt auswählen. Es aber mitten in dieser Welt aufrichten zu wollen, das ist ein hohes Spiel. Entweder ist er ein Narr, oder sind wir andern

alle es, und da geht es auf Leben und Tod: entweder siegt er, oder wir andern — einig werden wir nicht, so wenig als Feuer und Wasser.

Doch er dient nur Einem Herrn: er macht nicht die mindeste Konzession, daß er sich irgend dieser Welt gleichstellte oder eine Gleichartigkeit mit ihr sich aufzwingen ließe, indem er zu etwas in dieser Welt würde; auch läßt er sich in keiner Weise aus dieser Welt hinaus in die Einsamkeit drängen. Nein! So muß zuletzt die ganze Welt, alle wie ein Mann, zusammenstehen und sich gegen diesen Menschen wenden. Wie soll man ihn los werden?

Wie soll man ihn los werden? Daß man ihn einfach für wahnsinnig erklärte und dann ganz ruhig wieder seine Stellung einnähme und das Etwas wäre, das jeder Einzelne ist — nein, das läßt sich nicht machen; dazu ist er jedem einzelnen und der ganzen Zeit zu mächtig. Er hat sie zu tief verletzt; wie man selbst fühlt, wäre diese Art, ihn los zu werden, ebenso thöricht, wie wenn die Ameisen meinten, sie wären den Nachstellungen des Ameisenfressers dadurch entrückt, daß sie dieselben für Narrheit erklärten. So hat man denn keine andere Wahl: man muß ihm eine große Schuld nachweisen; man muß sein Leben für den schrecklichsten Egoismus, für den empörendsten Hochmut erklären. Doch das hilft auch noch nicht; er ist dem Menschengeschlecht zu stark. Da bleibt denn nur Einer übrig, Gott selbst. Wir Menschen, das ganze Geschlecht, wir ziehen uns vorsichtig hinter Gott zurück: und so zielen wir auf ihn und richten den Angriff auf ihn, mit Gott auf unserer Seite; und so ist es gefunden: er lästert Gott.

Das wird also die Anklage! Seine letzte Stunde kommt heran. Jünger hat er gehabt; im entscheidenden Augenblick, da er geängstet bis zum Tode kämpft, findet er sie ohne Angst: er findet sie schlafend — nicht eine Stunde konnten sie mit ihm wachen. Doch Einer von ihnen schlief nicht — er benutzte den Augenblick, ihn zu verraten und zu verkaufen. Dann wird er ergriffen — den Jüngern vergeht der Schlaf; sie reiben die Augen aus und fliehen; der treuste von ihnen verleugnet ihn.

Er steht vor seinen Richtern, angeklagt, oder wohl richtiger: verdammt, mißhandelt, auf alle mögliche Weise verhöhnt, verspottet, angespieen, — da kommt es ihm in den Sinn: du mußt doch auch einmal sagen, wer du bist; nun ist der Augenblick da, nun ist es allmächtig gesichert, daß es nicht für nichts genommen wird: also: „Ich bin doch ein König“. Daß der Mensch das jetzt sagt,

könnte einen wirklich um den Verstand bringen und rasend machen. Das erwarteten wir alle aus seinem Munde zu hören, und sofort wäre er es geworden, ohne jeden Zweifel — aber es scheint, er hat nur auf den Augenblick gewartet, da es unbedingt zu spät war, da er es selbst unbedingt unmöglich gemacht hatte, um dann zu erklären: „Ich bin doch ein König".

Noch konnte er mit dem Leben davonkommen; der Landpfleger hat die Güte, zu Gunsten des Angeklagten das so gepriesene menschliche Mitleiden anzurufen, das (wer weiß das!) vielleicht sich seiner angenommen hätte, wenn er nicht durch sein bis zum Schlusse hochmütiges Gebaren sich dessen unwert gemacht hätte. Denn er blieb unverbesserlich bis zum Schlusse; nicht durch das leiseste Zeichen deutete er auch nur von ferne an, daß er, dem Leben und der Welt wieder gewonnen, doch noch Lust verspürte, zu leben, um in der Welt noch etwas zu werden. Das Volk hat die freie Wahl, die Wahl, diesen Angeklagten oder einen Räuber frei zu bitten. Es wählt den Räuber. Natürlich: der andere war auch ein weit schlimmerer Räuber. Denn was will es doch heißen, vielleicht ein halbes Dutzend Reisende auf der Straße überfallen zu haben, was will das doch heißen gegen seinen Angriff auf das ganze Menschengeschlecht und auf das menschliche Dasein! Denn sieh, ein Dieb kann mir mein Geld stehlen; darüber bin ich natürlich nicht mit ihm einverstanden; in anderer Hinsicht aber sind wir ganz einig: wir haben beide, der Dieb und ich, die Meinung, Geld sei ein großes Gut. Und der Verleumder kann mir Ehre und Ansehen stehlen, aber der Verleumder hat doch mit mir die Meinung gemein, Ehre und Ansehen sei ein großes Gut; darum eben beraubt er mich desselben. Man kann aber auf eine weit listigere Weise uns allen gleichsam Geld, Ehre, Ansehen u. s. f. stehlen, uns Menschen das aus dem Leben entwenden, worin wir Menschen unser Leben haben. Und das that ja er, der Angeklagte. Er stahl nicht das Geld des Reichen — nein, aber er nahm diesem den Glauben, daß er in seinem Geld etwas habe. „O elender, verächtlicher Mammon", das brachte sein Leben zum Ausdruck, „elender Mammon! Wer ihn zusammenscharrt, befleckt sich mit ihm; wer ihn anhäuft, thut es zu seinem eigenen Verderben; wer ihn besitzt, geht durch ihn verloren und wird einst in der Hölle sich selbst ewig verfluchen. O, wenn du mich verstündest, so würdest du den Dieb, der dir alles stahl, für deinen größten Wohlthäter ansehen, welcher dir Hilfe brachte, wo sie dir not that — denn ein Kamel geht schwer durch ein Nadelöhr." Er war auch kein

Verleumder, der anderer Ehre und Ansehen schädigte, nein; aber er vernichtete die Vorstellung, die wir von Ehre und Ansehen bei Menschen haben. „O, elende Narrentracht", das drückte sein Leben aus, „elende Narrentracht, mit euerer ‚Ehre', um so elender, je höheren Rang sie zeigt, je höher sie strahlt und funkelt! Du weißt es nicht, aber es geht dir wie jenem König, der fehlgriff und statt des Krönungsmantels das Totenhemd ergriff: so greifst du freilich nicht fehl, du hast ganz richtig den Krönungsstaat an; aber sieh dich vor, eben er ist das Leichenhemd, das Leichenhemd, worin du zur Hölle fahren kannst, ohne befürchten zu müssen, daß dich jemand desselben berauben will; er gerade wird dir zur Marter sein; du mußt zur Strafe in ihm bleiben, wenn du ausgestoßen bist — weil du das hochzeitliche Kleid nicht anhattest." Was hilft es dann aber, daß ich das Geld behalten darf, daß ich Purpur, Sterne und Band behalten darf? Was hilft es, daß vor mir allerorten präsentiert wird, daß alles vor mir in die Kniee sinkt? Was hilft das mir, wenn er seinen Sinn durchsetzt? Er hat ja die hohe Vorstellung von diesen Ehren vernichtet, und siegt er, so werde ich vielmehr jedesmal zum Narren, so oft vor mir präsentiert wird und so oft man vor mir niederfällt. Ist es also vielleicht zu hart, Diebstahl und Raub mit dem Tode zu bestrafen, so giebt es doch für die Art Raub, die er gegen uns alle verübt hat, nur *eine* angemessene Strafe: die Todesstrafe.

Er wurde denn auch als Gotteslästerer zum Tode verurteilt: seine Schuld war — eine Warnung für etwaige Nachfolger! — daß er nur Einem Herrn dienen wollte. Daß das eine Schuld ist, steht in der menschlichen Gesetzgebung unverändert fest, denn es ist ein Verstoß gegen die allgemeine Sicherheit.

So wird er gekreuzigt. Während des Todeskampfes redet er mit sich selbst und mit Gott. Er sagt nicht viel; jede halbe Stunde sagt er ein Wort. Das Leiden überwältigt ihn, und er neigt sein Haupt; er ruft: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Doch so, mit gebeugtem Haupte, soll er nicht sterben. „Es ist vollbracht!" „Wovon redet er denn? Es ist ja freilich vollbracht; wenigstens kann es nicht mehr lange währen, so ist es vollbracht, denn sehr lange kann der Tod nicht ausbleiben!" „Es ist vollbracht!" Also, es ist vollbracht. Nun erhebt er sterbend sein Haupt zum Himmel: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!"

„Niemand kann zwei Herren dienen", dies ist sein Wort, und er war das Wort: er diente nur Einem Herrn. Er hat also nicht nur recht mit dem, was er sagt, sondern auch ein Recht, zu sagen, was er im Evangelium gesagt hat: „niemand kann zwei Herren dienen."

Doch damit die Sache nicht uns Menschen gar zu ernst werde und uns in Angst ertöte, leitet er unsere Aufmerksamkeit von sich ab auf etwas anderes hin, fast, als wollte er damit uns aufmuntern und zerstreuen. „Schauet die Lilien an auf dem Felde, sehet auf die Vögel unter dem Himmel." Er sagt nicht: „Niemand kann zwei Herren dienen . . . . sehet auf mich"; nein, er sagt: „Niemand kann zwei Herren dienen . . . . . sehet nur die Lilien auf dem Felde an, betrachtet die Vögel unter dem Himmel!" Er hätte mit Wahrheit, ja, wenn du so willst, mit unendlich größerer Wahrheit sagen können: „sehet auf mich". Denn Lilie und Vogel drücken doch eigentlich nicht etwas Bestimmtes aus, und nur er ist die Wahrheit von dem, was Lilie und Vogel sinnbildlich bezeichnen. Aber so wäre der Ernst uns tödlich geworden. Darum benützt er die Lilie und den Vogel. Doch bleibt der Ernst: denn den Ernst macht das, daß er es sagt. Bei aller Wahrheitsmitteilung muß, wenn die Mitteilung Wahrheit sein soll, zuerst nach dem Mitgeteilten gefragt werden, ob es wahr ist, sodann nach dem Mitteilenden, wer er ist, was sein Leben ausdrückt. „Sehet die Lilien auf dem Felde an, betrachtet die Vögel unter dem Himmel!" Das kann in dem Munde eines Leichtsinnigen, eines Verschwenders oder eines Geizhalses höchstens der Ausdruck einer augenblicklichen dichterischen Stimmung sein; aber das Wort ist bei ihm, so wahr es ist, doch nicht wahr, kein Ernst, sondern eitle Phrase. Im Munde „des Vorbildes" dagegen ist es Ernst; denn sein Leben ist die Wahrheit davon. Der Ernst aber wird durch die Beiziehung der Lilie und des Vogels fast zum Scherz gemildert. Zu lachen giebt es trotzdem nichts dabei — wenn es auch wunderlich ist, daß der Sperling nun sogar Professor geworden ist, und zwar in der ernstesten Wissenschaft oder Kunst, während er doch, hierin wenigstens von andern Professoren unterschieden, morgen für einen Pfennig verkauft, gebraten und verspeist wird — nein, zu lachen ist da nichts; denn die Gegenwart des Lehrers in der Lehrstunde macht, daß niemand lachen darf. Und er lachte nie, wie es in einem alten Liede heißt: „Warum weint der, der niemals lachte?" Uebrigens möchte man sich zu dem Gedanken versucht fühlen, er habe lächelnd

gesagt: „Sehet die Lilien auf dem Felde, betrachtet die Vögel unter dem Himmel“. O, es ist so mild, so göttlich mild — wenn man selbst der einzige ist, der es je ausgedrückt hat, wie man nur Einem Herrn dient; wenn man weiß, daß es einen das Leben kosten wird, und man kann all das gleichsam vergessen und sagen: „Wir wollen von Lilie und Vogel reden — nicht von mir!“ O, wenn es ihn das Leben kostet und Seelenpein jede Stunde jedes lieben Tages: dann noch so vergnügten Unterricht geben zu können! Bei einem Menschen ist das anders. Er darf nur etwas mehr als gewöhnlich zu denken bekommen, von einer damit etwa verbundenen Anstrengung und Aufopferung gar nicht zu reden, so mag er kaum mehr nach einem Sperling oder einer Lilie sich umsehen; in menschlich-dummer, schwerfälliger Wichtigthuerei ist ihm das etwas gar zu Unbedeutendes, etwas für Kinder, Frauenzimmer und Tagdiebe. Der Heiland der Welt aber sagt: „Sehet die Lilien auf dem Felde an, betrachtet die Vögel unter dem Himmel“; er sagt das, als wäre es an einem Sonntagnachmittag oder an einem Ferientag, wo man sonst nichts zu thun hat. Wie kindlich, wie gesund! Denn etwas ganz anderes ist ja das krankhafte Wesen, das man auch mitunter zu Gesichte bekommt: daß einer der Menschen müde geworden ist und fast selbst kein Mensch mehr sein mag, und nun in einer Art Verzweiflung darauf verfällt, lieber in der Gesellschaft von Sperlingen zu leben. So schwermütig das auch ist und so witzig sich diese Schwermut manchmal äußern mag, so ist das doch nichts weniger als Ernst.

So betrachte denn die Lilie und den Vogel! Nimm dir Zeit, recht Zeit; und doch andererseits: benutze den Augenblick — vergiß nicht, daß wir im Spätjahr stehen! Eine liebliche Zeit; aber wiewohl selbst eine Jahreszeit, ja, die schönste von allen, ist das Spätjahr doch zugleich wie eine Erinnerung an die nun entschwundene Zeit des Jahres oder eine Erinnerung daran, daß es nun bald gar dahin ist; also benutze den Augenblick! Es kommt der Winter, der lange Winter; da siehst du und hörst du nichts von Lilie und Vogel, da haben sie längst aufgepackt, diese reisenden Schulmeister, die hierin den andern reisenden Schulmeistern auf dem Lande ganz unähnlich sind, daß diese letzteren besonders die Winterszeit benutzen, dagegen im Sommer nicht sonderlich auf die Schule halten, vermutlich um nicht störend mit Lilie und Vogel zusammenzustoßen. Benutze den Augenblick, lerne eifrig — denn wegen der Lilie und des Vogels kannst du ruhig sein; ihnen merkt man gar nicht an, daß es nun so bald vorbei ist; mit derselben Sicherheit wie je im

Sommer tragen sie vor, was sie vorzutragen haben; ihr Unterricht ist wie das, was man von ihnen lernen kann, zum großen Vorteil des Menschen immer einfach, widerspruchslos, zuverlässig, keinem Wechsel der Stimmung unterworfen — sondern „dasselbe und über dasselbe und immer dasselbe", unbegreiflicherweise ewig unverändert und doch immer auf der Höhe der Zeit und passend für den Augenblick. O, wie wohlthuend ist die Ruhe da draußen! Sie ist doch des Menschen tiefstes Bedürfnis! Daß sie in ihm wäre, die Ruhe, die bei euch draußen und in euch ist, du Lilie auf dem Felde und du Vogel unter dem Himmel! Sie würde dem Menschen so manche wirklichen oder eingebildeten Sorgen, Kümmernisse und Plagen zerstören; denn in ihr ruht man sich aus, in ihr ruht man in Gott.

Achte denn auf den Vogel! Er singt und zwitschert sein Lied, und sein Zwitschern sagt zur Sorge (horche nur genau zu, so mußt du es verstehen!), wie es in einem alten Liede heißt: „Ja, ja, morgen". Und so freut sich der Vogel „heute". — Da denkt die Sorge: „Warte nur, ich will schon aufpassen: morgen vor Tagesgrauen, bevor du aus dem Neste steigst und bevor der Teufel noch die Schuhe anhat (denn ich bin noch früher auf als er; ich muß ihm als sein Diener und Vorläufer erst Eingang schaffen), da komme ich." Und morgen — der Vogel ist nicht mehr da! Wie, er ist nicht mehr da? Nein, er ist verreist, er ist fort. „Verreist? Sein Paß war ja mit Beschlag belegt, und ich weiß beim Teufel, daß er nicht ohne Paß gereist ist." Ja, so muß man nicht genügend acht auf ihn gegeben haben; denn verreist ist er: er ließ einen Gruß an Sie zurück; das letzte, was er sagte, war: „Sag' zur Sorge: ja, ja morgen." Du bist doch schlau, du beschwingter Wanderer, ein unvergleichlicher Professor in der Kunst zu leben! O, so zur Sorge sagen zu können: „ja, ja morgen", und dann heute noch fröhlich sein, fast doppelt so fröhlich aus lauter Freude, daß man es gesagt hat! Und dann die Sorge für Narren zu halten, nicht bloß ein paar Tage — denn was hülfe das? dann bliebe sie besser sogleich da! — nein, es solange zu sagen, bis die Sorge endlich im Ernst und — vergeblich kommt; sie jeden Tag, den einen wie den andern, mit der leeren Vertröstung ziehen zu lassen, „ja, morgen", und wenn es dann endlich Ernst werden sollte, sie im Ernst und — vergeblich kommen zu lassen! Und die Lilie! Sie ist gedankenvoll, sie neigt den Kopf etwas, sie schüttelt den Kopf, und so sagt sie zur Sorge: „ja, ja morgen". Und morgen, da hat die Lilie einen gesetzlichen Abhaltungsgrund, sie ist nicht da-

heim, sie ist fort; der Kaiser hat sein Recht verloren, wenn er je eins hatte, und die Sorge kann ebensogut sofort die Forderung in Stücke reißen, denn sie gilt nicht; und dabei bleibt es, ob die Sorge auch rasend wird und sagt: „das gilt nicht". O, so zur Sorge sagen zu können: „ja, ja, morgen"; und dabei so ruhig an Ort und Stelle bleiben zu können, reizend in sorgloser Freude, womöglich noch fröhlicher dadurch, daß man so mit der Sorge seinen Spaß haben kann: „morgen!" Nicht bloß ein paar Tage, eine Woche lang sie für Narren zu halten, nein, allemal wieder, so oft die Sorge sich meldet, zu ihr zu sagen: „es ist zu früh, du kommst zu bald", und das solange zu sagen, bis sie schließlich wiederkommt, nun aber — zu spät! O welche Meisterschaft in der Kunst zu leben! Man schaudert fast, während man den Meister bewundert; man schaudert fast, wie er so spielend Leben und Tod vertauscht. Man schaudert fast, und doch nein, des Meisters Kunst ist so groß, daß man — undankbar, wie man gegen den großen Künstler ist! — auch nicht das leiseste Schaudern verspürt, sondern sich dem Anblick der Kunst hingiebt wie dem anmutigsten, glücklichsten Scherze.

Achte darum auf Lilie und Vogel! Gewiß, es ist Geist in der Natur — zumal wenn das Evangelium sie durchgeistigt; denn dann ist die Natur eitel Sinnbild und eitel Lehre für den Menschen, da auch sie von Gott eingegeben und „nütze ist zur Lehre zur Besserung, zur Züchtigung". „Schauet die Lilien auf dem Felde; sie nähen nicht, sie spinnen nicht — und doch die geschickteste Näherin, die für sich selbst näht, und eine Prinzessin, die die kostbarsten Stoffe von der geschicktesten Näherin nähen läßt, und Salomo in aller seiner Herrlichkeit ist nicht bekleidet gewesen als derselben eine". So spinnt und näht also einer für die Lilien? Ja gewiß, Gott im Himmel. Der Mensch aber, er spinnt und näht. „Ja, die Not lehrt es ihn freilich; die Not lehrt ein nacktes Weib spinnen". Pfui, wie kannst du so gering von deiner Arbeit, von dem Menschenleben, von Gott, vom Dasein denken — als wäre das Ganze eine Strafanstalt! Nein, schaue die Lilien auf dem Felde, lerne von ihnen, lerne verstehen, was du weißt: du weißt, daß der Mensch spinnt und näht; lerne von ihnen verstehen, daß doch eigentlich Gott spinnt und näht, auch dann, wenn der Mensch die Arbeit thut. Glaubst du, die Näherin wäre darum weniger fleißig zur Arbeit oder bei ihrer Arbeit, wenn sie das verstünde? sie würde die Hände in den Schoß legen und denken: wenn doch Gott eigentlich spinnt und näht, so ist es das Beste, ich werde frei und gebe dieses un-

eigentliche Spinnen und Nähen auf? Wäre es so, dann ist diese Näherin ein thörichtes Mädchen, um nicht zu sagen ein naseweises Ding, an dem Gott und das selbst an den Lilien keine Freude haben kann; sie verdiente von unserem Herrn vor die Thüre gestellt zu werden, und dann könnte sie ja sehen, was aus ihr würde. Sie aber, unsere eigene liebe, unsere kindlich fromme, unsere liebenswürdige Näherin, sie versteht, daß Gott nur für sie nähen will, wenn sie selbst näht; und es macht sie zu ihrer Arbeit nur um so fleißiger, daß sie bei ihrem emsigen Nähen beständig verstehen muß, es sei — holder Scherz! — Gott, der jeden Stich näht; daß sie bei ihrem emsigen Nähen beständig verstehen muß, es sei — o Ernst! — Gott, der jeden Stich näht. Hat sie das aus der Unterweisung durch Lilie und Vogel verstanden, so ist des Lebens Bedeutung von ihr erfaßt worden und ihr Leben im höchsten Sinne bedeutungsvoll gewesen; und ist sie einmal tot, so darf man an ihrem Grabe mit größtmöglichem Nachdruck der Wahrheit gemäß sagen: sie hat gelebt; ob sie einen Mann bekam oder nicht, darauf kommt es gar nicht an.

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an!" Wie, du bist bekümmert? dein Sinn ist niedergebeugt? dein Auge zur Erde gekehrt? Was ist das? So schuf Gott den Menschen nicht, das kann dir ja jedes Kinderbuch sagen. Was den Menschen vor dem Tiere auszeichnet, ist der aufrechte Gang. Also, sei so gut, Kopf in die Höhe! „O laß mich doch nur im Frieden!" Nein, doch gehen wir behutsam vor. Es wäre vielleicht für deinen krankhaften Sinn eine zu starke Bewegung, ein zu schroffer Wechsel, wenn du mit einemmal von der Erde zum Himmel aufblicktest. So wollen wir den Vogel zu Hilfe nehmen. Er sitzt auf der Erde, an die dein Blick sich heftet. Nun erhebt er sich — das bißchen kannst du schon dein Haupt aufheben, daß dein Blick ihm folgt. Er steigt — so erhebe dein Haupt noch ein wenig, noch ein wenig. Nun ist es gut: nun ist der Vogel hoch droben unter dem Himmel — und auch du bist richtig gestellt: sieh nach dem Vogel unter dem Himmel! O gesteh dir doch selbst, so wenig das Himmelsgewölbe dich niederdrücken kann, so wenig drückt Gott dich nieder; nein, das Niederdrückende kommt von der Erde, oder vom Irdischen in dir; wie aber das Himmelsgewölbe erhebt, so will auch Gott erheben. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen." Gleichwohl lebt ja der Vogel nicht von der Luft, so wenig als wir Menschen. Es muß also einer für ihn säen und ernten und in die Scheune sammeln? Gewiß, das ist auch so.

Gott, der große Verſorger oder Vorſorger oder, wie wir ihn auch nennen, die Vorſehung, er ſät und erntet und ſammelt in die Scheunen, und die ganze Welt iſt ſeine große Vorratskammer. Langweilige Menſchen ſind auf den langweiligen Gedanken gekommen, ſie wollen die ganze Welt zu einem großen Lagerhaus machen, um Gott entbehren zu können. Das iſt eine thörichte Nachäffung. Nein, wenn Gott etwas thut, ſo iſt es eine Luſt — wie vergnügt iſt nicht der Vogel unter dem Himmel, der nicht ſät, nicht erntet, und nicht in die Scheune ſammelt! Das thut aber der Menſch: er pflügt, er ſät, er erntet und ſammelt in die Scheune. Lerne alſo nur vom Vogel unter dem Himmel verſtehen, was du ſchon weißt: du weißt, der Menſch ſät und erntet — lerne verſtehen, daß, wenn auch der Menſch das thut, doch eigentlich Gott es thut. „Was iſt das für ein Geſchwätz! Wenn ich im Schweiße meines Angeſichts auf das Feld gehe und ernte, daß der Schweiß an mir hinunterrinnt: ſo weiß ich doch mit Gewißheit, daß ich ernte; wenigſtens bin ich es, der ſchwitzen muß. Oder ſchwitzt vielleicht auch eigentlich Gott? Oder, wenn Gott doch erntet, warum muß dann ich ſchwitzen? Deine Rede iſt ein hochtrabendes, unpraktiſches Gewäſch.“ Menſch, Menſch, verhärteter Menſchenverſtand! Willſt du denn nie vom Vogel lernen, den Verſtand daran zu geben, um Menſch zu werden? Willſt du nie in göttlicher Erhebung, wie der Vogel, verſtehen lernen, was arbeiten heißt? Du wirſt freilich ſchon ſo der Wahrheit weit näher als bisher kommen, wenn du die Sache nur einmal umgekehrt betrachteſt: daß nämlich die Arbeit nicht ſowohl Mühe und Beſchwerde iſt, von der man am liebſten los und frei wäre; daß vielmehr Gott dem Menſchen mit der ihm zugeſtandenen Möglichkeit zu arbeiten ein Vergnügen, ein Selbſtändigkeitsbewußtſein gönnen wollte, das mit dem Schweiß des Angeſichts nicht zu teuer erkauft werden kann. Denn ob man ſchwitzt oder nicht, kann hier nicht den Ausſchlag geben; ein Tänzer ſchwitzt ja auch, ohne daß man das Tanzen darum Arbeit, Mühe und Beſchwerde nennte. Das iſt das einzige fromme Verſtändnis der Arbeit — dann klagt man aber durchaus nicht über den Schweiß des Angeſichtes. Nimm ein Kind und ſieh, wie die Eltern es mit ihm halten. Der kleine Ludwig wird jeden Tag in ſeinem Kinderwagen ſpazieren gefahren, ein Vergnügen von wohl einer Stunde; und daß das ein Vergnügen iſt, verſteht der kleine Ludwig gut. Und doch iſt die Mutter auf etwas Neues verfallen, das gewiß dem kleinen Ludwig noch mehr Freude machen wird: ob er den Wagen nicht ſelbſt ziehen kann? Und er kann!

Wie, er kann? Ja, sieh nur, Tante, der kleine Ludwig kann den Wagen selbst ziehen! Wir wollen nun Menschen sein und das Kind nicht stören. Denn wir wissen ja schon, daß der kleine Ludwig es nicht kann, daß eigentlich die Mutter den Wagen zieht und sie nur ihm zum Vergnügen so thut, als könnte es der kleine Ludwig selbst. Und der, er schnauft und stöhnt. Schwitzt er nicht auch? Ja wahrhaftig, er schwitzt; der Schweiß steht ihm auf der Stirn; im Schweiß seines Angesichtes zieht er den Wagen — aber sein Gesicht ist freudestrahlend, freudetrunken, möchte man sagen, und wird es womöglich noch mehr, so oft die Tante sagt: nein, sieh, der kleine Ludwig kann's selbst. Es war ein Vergnügen ohne gleichen. Das Schwitzen? Nein, daß er's selbst konnte. So ist es auch mit dem, arbeiten zu können; recht verstanden, fromm verstanden, ist es eitel Vergnügen, etwas, womit Gott dem Menschen ein Vergnügen machen wollte. Gott sagte zu sich selbst: das wird ihn bestimmt viel mehr freuen, als wenn man ihn immer im Kinderwagen führt. Die Auffassung der Sache giebt hier wie in allem den Ausschlag. Handelt es sich um deine Lust, um dein Vergnügen, so klagst du nicht, daß du schwitzen müsseſt; gut, so laß dir deine Arbeit deine Lust sein, verstehe sie dahin, daß dir Gott damit ein Vergnügen zugedacht hat! O, betrübe seine Liebe nicht; er glaubte, es werde dich recht freuen. So versteht man die Arbeit fromm. — Es giebt aber eine in noch höherem Sinn fromme Auffassung, die wir von dem Vogel lernen: daß es dann doch wieder Gott ist, der arbeitet, der säet und erntet, wenn der Mensch säet und erntet. Denk' an den kleinen Ludwig! Er ist nun ein Mann geworden und versteht es jetzt gut, daß einst in Wahrheit die Mutter den Wagen zog; dafür hat er nunmehr eine andere Freude bei dieser Erinnerung an seine Kindheit: daß die Liebe der Mutter auf solches verfallen konnte, um dem Kinde Vergnügen zu machen. Nun ist er aber ein Mann; nun kann er wirklich selbst; daß er es kann, wird ihm vielleicht sogar zur Versuchung — bis jene Jugenderinnerung ihn wieder daran mahnt, ob es ihm nicht vielleicht noch jetzt, nur in weit höherem Sinne, ganz ebenso geht wie einst dem Kinde, ob nicht auch jetzt, wenn er als Mann arbeitet, nicht doch ein anderer, Gott selbst, für ihn arbeitet. Glaubst du, er werde darum unthätig sich auf die Seite legen und sagen: wenn es doch Gott ist, der arbeitet, so ist es am besten, ich gebe die Arbeit auf? Thut er das, so ist dieser Mann ein Thor, um nicht zu sagen, ein unverschämter Schlingel, an dem Gott keine Freude haben und der selbst keine Freude am Vogel haben kann; dann verdient er,

von unſerm Herrn vor die Thüre geſetzt zu werden, um dann ſelbſt zu ſehen, was aus ihm wird. Dagegen der brave, rechtſchaffene, gottesfürchtige Arbeiter wird nur deſto ſtrebſamer, um deſto ſtätiger zu verſtehen, daß — o holder Scherz! — Gott Mitarbeiter iſt — o welch ein Ernſt! Zu Gottes Ebenbild geſchaffen, ſieht er mit erhobenem Haupte zum Himmel nach dem Vogel — dem Spaß-Vogel, von dem er den Ernſt lernt, daß Gott ſäet, erntet und in die Scheune ſammelt. Er verfällt aber nicht der Unthätigkeit; er ſieht ſofort darauf, daß er ſeine Arbeit thut — ſonſt bekommt er ja nicht zu ſehen, daß Gott es iſt, der ſäet und erntet und in die Scheune ſammelt.

Du Lilie auf dem Felde, du Vogel unter dem Himmel! Was verdankt doch dir nicht der Menſch! Etliche ſeiner beſten, ſeligſten Stunden. Denn als das Evangelium dich zum Vorbild und Lehrmeiſter einſetzte, da wurde das Geſetz abgeſchafft und dem Scherze ſeine Stelle im Himmelreich angewieſen, ſo daß wir nicht mehr unter dem Zuchtmeiſter ſtehen, ſondern unter dem Evangelium, das da lautet: „Schauet die Lilien auf dem Felde, ſehet die Vögel unter dem Himmel!“

— So wird aber vielleicht das Ganze mit der Nachfolge Chriſti zu einem Scherz? Er half uns ſelbſt dazu, indem er ſagte: „Schauet die Lilien, ſehet die Vögel an!“ ſtatt zu ſagen: „Sehet auf mich!“ Er wies von ſich ſelbſt weg, und wir leiſteten (was uns Menſchen doch nicht zu verdenken war) dem Winke nur allzu willige Folge; klug, wie wir alle ſind, wo es gilt, Fleiſch und Blut zu ſchonen, klug verſtanden wir nur allzugut, was uns durch ſolche Vorbilder zugeſtanden wurde; und unermüdlich malten wir ſie aus — nur heimlich mit einem gewiſſen Grauen an den Ernſt denkend, an die wirkliche Nachfolge Chriſti!

Nein, ganz ſo viel wird uns doch nicht zugeſtanden; das hieße das Evangelium ſo leicht machen, daß es im Grunde Poeſie würde, und das will die „Nachfolge Chriſti“ gerade abſichtlich verhindern.

Denn von Lilie und Vogel kann man allerdings in Wahrheit ſagen, daß ſie nur Einem Herrn dienen; allein das iſt doch nur ſinnbildlich, und die Verpflichtung des Menſchen zur „Nachfolge“ iſt hier nur ein dichteriſcher Ausdruck, wie ja auch Lilie und Vogel als Lehrmeiſter im ſtrengſten Sinne keine Autorität haben. Ferner, wenn ein Menſch entſprechend der gegebenen Darſtellung Lilie und Vogel ſich zu Vorbildern nähme, ſo daß ſich der Gedanke an Gott

mit allem verbände, so wäre das allerdings Frömmigkeit, und zwar eine so reine Frömmigkeit, wie sie unter Menschen wohl nie gesehen wurde. Allein Christentum im strengsten Sinne ist das noch nicht; es ist das vielmehr eigentlich altteſtamentliche Frömmigkeit — jüdiſche. Daß man zu leiden bekommt, wenn man sich an Gott hält, oder, wie es heißt, daß man für die Lehre leidet, daß man so im eigentlichen Sinne Christo nachfolgt: das erst ist das für das Christentum entscheidende Merkmal, und davon ist im Bisherigen noch gar nicht die Rede gewesen.

Ach ja, es ist in der Christenheit wie ganz vergessen, was Christentum ist. Es braucht es einer nur einigermaßen genau darzustellen, so bildet man sich fast ein, es sei eine Grausamkeit, eine selbsterſonnene Menschenquälerei; — so genau folgt also dem Christentum Leiden für das Wort oder die Lehre nach, daß schon eine einigermaßen wahre Darstellung des Christentums sofort sich die menschliche Ungnade zuzieht. Und, wie gesagt, trotz der Verbreitung des Neuen Testaments, die in die Millionen geht, trotzdem daß jeder das Neue Testament besitzt, getauft und konfirmiert ist und Christ heißt, und trotz der tausend Pfarrer, die das Evangelium allsonntäglich verkünden: trotz alle dem fehlt nicht viel, daß man einem eine ganz einfache Darstellung der klarsten Aussagen des Neuen Testaments als seine eigene menschliche Erfindung auslegt. Was deutlich genug und in klaren Worten geschrieben steht, haben wir Menschen von Geschlecht zu Geschlecht höchst ungeniert ausgelassen und dafür das, was wir als Christentum beibehalten haben, ungeniert für die reine, gesunde, unverfälschte Lehre ausgegeben.

Die „Nachfolge", „Christi Nachfolge" ist eigentlich der Punkt, gegen den das Menschengeschlecht sich sträubt; hier steckt die Hauptschwierigkeit; hier entscheidet es sich eigentlich, ob man das Christentum annehmen will oder nicht. Wenn man auf diesen Punkt drückt, und je mehr man auf ihn drückt, um so mehr schrumpft die Zahl der Christen zusammen. Gestattet man an diesem Punkt eine Abschwächung (so daß das Christentum intellektualistisch zur Lehre wird), so läßt sich eine größere Anzahl auf das Christentum ein; läßt man diesen Punkt ganz fallen (so daß das Christentum wie Mythologie und Poesie die Existenz nicht mehr beschwert und die Nachfolge eine Uebertreibung, eine lächerliche Uebertreibung wird), so gewinnt das Christentum eine solche Verbreitung, daß Christentum und Welt fast zusammenfallen oder alle Christen werden. Dann hat das Christentum vollkommen gesiegt, d. h. es ist abgeschafft!

O, daß man hierauf zeitig geachtet hätte! Dann wäre der Zuſtand der Chriſtenheit ein anderer, als er nun iſt. Da aber die Menſchen in ihrer Rechthaberei ſich das Gerede von der Nachfolge immer weniger gefallen ließen und immer drohender ſich gegen dasſelbe erhoben; da ferner Mietlinge und Menſchenknechte oder doch ſehr ſchwachgläubige Menſchen die Verkündigung des Wortes auf ſich nahmen: da wurde die Geſchichte der Chriſtenheit von Geſchlecht zu Geſchlecht zu einer immer weitergehenden Abſchwächung und Entwertung des chriſtlichen Lebens. Zuletzt wurde das Chriſtentum eine ſo ſpottbillige Sache, daß die Leute umgekehrt kaum noch mit dem Chriſtentum zu thun haben wollten, weil es durch dieſe unwahre Milde zum Ekel widerlich geworden war. Ein Chriſt zu ſein — das macht ſich ſchon: wenn man nur nicht buchſtäblich ſtiehlt, nicht buchſtäblich Diebſtahl zu ſeinem Gewerbe macht; denn ſein ehrliches Gewerbe diebiſch zu betreiben, das hindert den ernſten Chriſten nicht, jährlich einmal zum Tiſch des Herrn und ein paarmal im Jahre oder doch gewiß am Neujahr zur Kirche zu gehen. Ein Chriſt zu ſein — das macht ſich ſchon: wenn man nur die Hurerei nicht übertreibt, nicht die goldene Mittelſtraße verlaſſend in Exzeſſe verfällt; denn wahrt man nur das — Decorum! — d. h. ſündigt man heimlich, mit Geſchmack und Bildung, ſo iſt man immer noch ein ernſter Chriſt, der wenigſtens eine Predigt hört, bis er 14 Luſtſpiele und Romane lieſt. Es kann ſich einer auf jede Weiſe der Welt ganz gleichſtellen, alſo durch allerlei kluge Mittel ſich den größtmöglichen irdiſchen Vorteil, Genuß u. ſ. w. zu ſichern ſuchen und dabei unbeanſtandet ein ganz ernſter Chriſt ſein — denn daß ſich das nicht ganz gut miteinander vertrage, das zu behaupten, wäre eine lächerliche Uebertreibung, eine Unverſchämtheit, die ſich niemand bieten läßt, eine grenzenloſe Thorheit, da doch kein einziger Menſch ſich Gedanken darüber macht — was im Neuen Teſtament ſteht oder ob es darin ſteht. Dieſe wohlfeile Ausgabe des Chriſtentums, das iſt das wirkliche Chriſtentum; denn daß der Pfarrer am Sonntag in einer ſtillen Stunde von den hohen Tugenden u. ſ. f. deklamiert, verändert die Wirklichkeit am Montag um nichts, da man die Predigt vom Sonntag ſich daraus erklärt, daß der Pfarrer dafür angeſtellt und bezahlt iſt, und da manches Pfarrers Leben über das allgemeine Niveau des thatſächlichen Chriſtentums ſich nicht erhebt — was aber eigentlich predigt, das iſt die Exiſtenz; an dem, was Mund und Arme thun, iſt nichts gelegen.

Indeſſen hielten manche das Chriſtentum auch höher im Preiſe;

sie brachten es aber doch nie weiter als etwa zu jener stillen Frömmigkeit, die im milden Sonnenschein der Gnade öfter an Gott denkt, alles Gute von seiner väterlichen Hand erwartet und in der Not des Lebens bei ihm Trost sucht.

Das „Leiden für die Lehre" — die Nachfolge Christi: das ist ganz abgeschafft, längst, längst in Vergessenheit gebracht. Soweit man in der Predigt die Ermahnung zur Nachfolge nicht gut ganz umgehen kann (was freilich manche auch fertig zu bringen wußten), wird doch das eigentlich Entscheidende verschwiegen und durch etwas anderes ersetzt, so z. B. von der Geduld gehandelt, mit der man sich in des Lebens Widerwärtigkeiten finden müsse u. s. f.

Die „Nachfolge" aber ist abgeschafft. Die bestehende Christenheit würde gewiß, falls ihr nicht vor lauter Lachen das Hören verginge, mit tiefster Verwunderung vernehmen, daß nach dem Neuen Testament und der neutestamentlichen Lehre aller wahren Christen zum wahren Christen wesentlich das Leiden um der Lehre willen gehört. Für die Lehre zu leiden — so entschieden nur Einem Herrn zu dienen! so dem Vorbild nachzufolgen, daß man leiden muß, will man ein Christ sein! Für die Lehre zu leiden — „Nein, nun glaube ich", würde gewiß die Christenheit sagen, „nun glaube ich, daß der Mensch rein von Sinnen gekommen ist; zu fordern, daß man für die Lehre noch leiden soll! So dem Christentum zu verfallen, das ist noch viel dümmer, als wenn einer dem Spiel, dem Trunk, der Liederlichkeit verfällt. Man lasse es bei dem, was die Pfarrer sagen; das Christentum sei der milde Trost, eine Art Versicherungsanstalt für die Ewigkeit; so was läßt sich hören, dafür kann man willig sein Geld hergeben — und vielleicht kommt uns schon das durch die Kirchensteuer hoch genug zu stehen, so daß auch wir ‚für die Lehre leiden.' Nun aber sollen sie gar predigen, daß man für die Lehre noch leiden müsse, und wir sollen sie *dafür* noch bezahlen — nein, der Mensch ist rein verrückt!" Doch liegt die Schuld nicht an ihm: das „rein Verrückte" ist eigentlich, daß man in der Verkündigung des Christentums das dem weltlichen und irdischen Sinn Mißliebige ausgelassen und verschwiegen und dann diesen ganz weltlichen Menschen die Einbildung beigebracht hat, sie seien Christen.

O, daß man doch an diesem Punkte von der „Nachfolge" den Radschuh eingelegt hätte! Daß man, belehrt durch die Verirrungen früherer Zeiten, ihn hier richtig eingelegt hätte! Das ist nicht geschehen. So muß es denn geschehen. Wenn die Christenheit einen Sinn haben soll, so muß die „Nachfolge", für die Christus das

Vorbild ist, wieder geltend gemacht werden, jedoch wie gesagt so, daß man von den Verirrungen früherer Zeiten etwas gelernt hat.

Ohne Betonung der „Nachfolge" kann man des Zweifels nicht Herr werden. Darum steht es auch so mit der Christenheit, daß man den Zweifel anstelle des Glaubens gesetzt hat. Und dann will man dem Zweifel mit — Gründen begegnen; und noch hat man nicht gelernt, daß es verlorne Mühe ist, ja, daß man so den Zweifel nährt und ihn definitiv macht; noch ist man nicht darauf aufmerksam, daß die „Nachfolge" die einzige Macht ist, welche wie eine Polizeimacht den Aufruhr des Zweifels dämpfen, welche proklamieren und zwingen kann, daß man wenigstens heimgehe und den Mund halte, wenn man nicht „Nachfolger" werden will.

Die „Nachfolge", für die Christus das Vorbild ist, muß auf den Leuchter gestellt, geltend gemacht, in Erinnerung gebracht werden.

Gehen wir der Sache auf den Grund, doch nur in aller Kürze. Der Heiland der Welt, unser Herr Jesus Christus, ist nicht in die Welt gekommen, um eine Lehre zu bringen: er hat nie doziert. Da er keine Lehre gebracht hat, so war es ihm auch nicht darum zu thun, mit Gründen jemand für die Lehre zu gewinnen, mit Beweisen sie zu sichern. Seine Lehre war eigentlich sein Leben, sein Dasein. Wollte einer sein Jünger sein, so war sein Verfahren, wie ja auch das Evangelium zeigt, nicht das, daß er ihm etwas andozierte. Er sagte zu so einem ungefähr: wage eine entscheidende Handlung, so können wir beginnen. Was soll das heißen? Das heißt: Christ wird man nicht damit, daß man vom Christentum etwas hört, liest und sich darüber Gedanken macht, oder daß man wenn Christus zu dieser Zeit lebte, ihn von Zeit zu Zeit sähe oder hinginge und den ganzen Tag ihn angaffte; nein, es bedarf einer Situation — wage einen entscheidenden Schritt! Der Beweis geht nicht voraus, sondern folgt nach, ist in, kommt mit der Nachfolge, die Christo nachfolgt. Hast du nämlich den entscheidenden Schritt gethan, infolge dessen du dein Leben dem Leben dieser Welt entfremdest, in dem Leben dieser Welt dein Leben nicht mehr hast, oder dein Leben in Gegensatz zu dem Leben dieser Welt bringst: so wirst du nach und nach in eine solche Spannung versetzt werden, daß du auf das aufmerksam werden kannst, wovon ich rede. Vielleicht wird auch die Spannung so mächtig auf dich wirken, daß du verstehst, wie notwendig du zu mir deine Zuflucht nehmen mußt, um sie auszuhalten — und dann können wir beginnen. Konnte man es von der „Wahrheit" anders erwarten? Mußte sie nicht

ausdrücken, daß der Lernende des Lehrers, der Kranke des Arztes bedarf? Durfte sie (wie etwa das Christentum bei der später aufgekommenen Art der Verkündigung) umgekehrt dem Arzte gleichen, der die Patienten, dem Lehrer, der die Lernenden braucht, der darum natürlich wie ein anderer Händler dem geehrten Publikum nicht zumuten darf, daß es die Katze im Sack kaufe, der vielmehr mit Gründen, Beweisen, Empfehlungen von anderen aufwarten muß, welche Hilfe und Belehrung gefunden haben u. s. w.? Aber die göttliche Wahrheit! Sie muß doch anders verfahren, und das hat seinen Grund nicht in einer etwaigen „göttlichen Vornehmheit". Nein, nein, in dieser Hinsicht war der Heiland der Welt gewiß wie in allem zur Selbsterniedrigung bereit; aber es kann nicht anders sein.

Wir wollen jetzt nicht bei der allmählich sich vollziehenden Ausbreitung des Christentums in der Welt uns aufhalten; wir gehen auf einen bestimmten Punkt los, der für den Zustand der heutigen Christenheit entscheidend ist.

Wir bleiben einen Augenblick beim Mittelalter stehen. Seine Auffassung des Christentums hat trotz großer Verirrungen einen entscheidenden Vorzug vor derjenigen unserer Zeit. Das Christentum des Mittelalters ist wesentlich auf das Handeln, das Leben, die Umbildung der Existenz hingerichtet. Das ist das Preiswürdige an ihm. Etwas anderes ist es, daß es hiebei auf manche sonderbaren Handlungen verfiel; daß es meinen konnte, das Fasten an und für sich sei Christentum; daß ihm die wahre Nachfolge im Eintritt ins Kloster, in der Hingabe aller Habe an die Armen, vollends in der für uns jetzt fast lächerlichen Selbstpeinigung, im Rutschen auf den Knieen, im Stehen auf einem Bein u. s. w. bestehen konnte. Das waren Verirrungen. Und damit ging es hier, wie es eben geht, wenn man einmal einen verkehrten Weg eingeschlagen hat und diesen weiter verfolgt: man kommt immer weiter vom Wahren ab, immer tiefer in den Irrtum hinein, und es wird immer ärger. Eine zweite Verirrung, ärger als die erste, blieb nicht aus: man geriet auf die Verdienstlichkeit, glaubte von seinen guten Werken Verdienst vor Gott zu haben. Und es wurde noch ärger: man meinte, mit seinen Werken gar so viel Verdienst zu haben, daß es einem nicht bloß selbst zugute käme, sondern man als Bürge und Selbstzähler auch noch für andere einstehen könne. Und es wurde noch ärger: es wurde der reine Handel daraus; Leute, die sich solche sogenannten guten Werke zu thun nie hatten einfallen lassen, bekamen jetzt doch vollauf mit guten Werken zu thun, sofern sie

gleichsam als Händler sich anstellen ließen, welche die guten Werke anderer für Geld zu einer billigen Taxe an den Mann brachten.

Da trat Luther auf. Dieser Zustand, sagt er, ist Geistlosigkeit. Eine entsetzliche Geistlosigkeit, sonst müßten die, welche durch gute Werke die Seligkeit des Himmels zu verdienen meinen, darin den gewissen Weg entweder zur Vermessenheit, also zum Verlust der Seligkeit, oder zur Verzweiflung, also wieder zum Verlust der Seligkeit, erkennen. Denn willst du auf gute Werke bauen, so schaffst du nur Angst in dir, und immer nur neue Angst, je mehr du solche Werke thust, je strenger du gegen dich selbst bist. Der Mensch, falls er nicht ganz geistlos ist, bringt es auf diesem Wege nie zum Frieden für seine Seele und zur Ruhe, vielmehr nur zu Unfrieden und Unruhe. Nein, der Mensch wird gerecht allein durch den Glauben. Und darum in Gottes Namen zur Hölle mit dem Papst und allen seinen Helfershelfern; und fort mit dem Kloster mit samt eurem Fasten, Geißeln und dem ganzen Affenspiel, das unter dem Namen der Nachfolge aufgekommen ist.

Vergessen wir aber nicht, daß Luther darum die Nachfolge, auch die Freiwilligkeit nicht abschaffte, wie uns die Weichlichkeit so gerne von Luther einbilden möchte. Die Nachfolge, wie er sie anbrachte, bestand im Zeugnis für die Wahrheit und in der Menge von Gefahren, die er freiwillig auf sich nahm, ohne daß er ihnen eine Verdienstlichkeit zuschrieb. Luther wurde ja nicht vom Papste angegriffen, vielmehr griff Luther den Papst an; und wiewohl Luther nicht hingerichtet wurde, so hat er doch sein Leben, menschlich geredet, geopfert, geopfert im Zeugendienst für die Wahrheit.

Die heutige Christenheit, wenigstens soweit sie hier in Rede steht, schließt sich an Luther an; ein anderes aber ist, ob er sich zu ihr bekennen würde, ob nicht der von Luther eingeschlagene Weg nur allzu leicht auf einen Irrweg leitet, sobald kein Luther dabei ist, dessen Leben die wahre Richtung zur Wahrheit darstellt. Um den heutigen mißlichen Zustand zu erkennen, ist jedenfalls ein Rückgang auf Luther und den von ihm eingeschlagenen Weg das Richtigste, was wir thun können.

Die Ueberschätzung der guten Werke war die Verirrung, von der Luther sich abkehrte. Und er hatte recht, er griff nicht fehl: ein Mensch wird gerecht einzig und allein durch den Glauben. So redete und lehrte — und glaubte er. Und daß er damit die Gnade nicht eitel nahm, davon giebt sein Leben Zeugnis. Vortrefflich!

Allein schon das nächste Geschlecht ließ sich eine Abschwächung

zu Schulden kommen; es wandte sich nicht mit Schrecken von der Ueberschätzung der Werke (in der Luther ganz befangen gewesen war) ab, um sich in den Glauben einzuleben. Nein, es machte das Lutherische zur Doktrin; und so verlor auch der Glaube an Lebenskraft. So geht die Abschwächung von Geschlecht zu Geschlecht weiter. Von den Werken war, weiß Gott, richtig nicht mehr die Rede; es wäre Sünde, wenn man diese spätere Zeit der Ueberschätzung der Werke beschuldigen wollte; auch war man nicht so albern, daß man sich von den Werken ein Verdienst zuzuschreiben getraut hätte, von denen man sich dispensiert hatte. Nun aber der Glaube — ob er sich wohl auf Erden findet?

Der Situation, in die einer nach Christi Forderung notwendig kommen sollte, um Christ werden zu können, einer entscheidenden Handlung bedarf es nun nicht mehr. Man stellt sich der Weltlichkeit und dieser Welt wesentlich gleich; dann hört man vielleicht ein wenig von etwas, das vielleicht Christentum ist, man liest ein wenig, macht sich etwas Gedanken über das Christentum, hat dann und wann eine Stimmung darnach — und dann ist man ein Glaubiger und Christ, ja man ist es bereits im voraus: man wird, drollig genug, als Christ geboren und gar, was noch drolliger, als Lutheraner. Es ist unleugbar eine sehr mißliche Art und Weise, so ein Glaubiger und Christ zu werden; sie hat auch nur sehr wenig Aehnlichkeit mit der Art, wie Luther den Glauben fand: in Schrecken Jahre hindurch, ohne die Ruhe für seine Seele oder Ruhe von diesen Schrecken zu finden, sich selbst im Kloster zu martern, bis er endlich den seligen Ausweg des Glaubens fand, so daß es kein Wunder war, wenn nun dieser geprüfte Mann in Sachen des Seelenheils so stark wider das Vertrauen auf die Werke Zeugnis ablegte, nicht aber wider die guten Werke selbst — was nur ein Mißverständnis der listigen Welt war.

Da man nun aber nicht mehr durch einen entscheidenden Schritt Christ wurde, der die Situation schuf, worin sich entschied, ob man Christ sein wollte oder nicht: so machte man — um doch etwas zu thun — zum Ersatz dafür das Christentum zum Gegenstande des Denkens; man glaubte auf dem Wege ein Christ zu werden, und ging dann sogar weiter, über den Glauben hinaus. Denn man blieb beim Glauben nicht stehen — was wohl erklärlich ist, da man nicht wie Luther *von* der Ueberschätzung der Werke *zum* Glauben *kam*, sondern ohne weiteres mit dem Glauben begann, den „natürlich" jeder hat. Nennt man das mittelalterliche Christentum

das klösterlich-asketische, so könnte man unser heutiges Christentum das professorenhaft-wissenschaftliche nennen; alles konnte ja nicht Professor werden, aber alle bekamen doch einen professorenhaften, wissenschaftlichen Anstrich. Und wie in der ersten Zeit nicht alle Märtyrer wurden, alle aber sich und ihr Christentum auf das Martyrium bezogen und an ihm maßen; und wie im Mittelalter nicht alles in's Kloster ging, alle aber das Kloster als Möglichkeit in Rechnung nahmen und in dem Klosterbruder den wahren Christen sahen: so ist es in unserer Zeit der Professor, der für alle das Maß und Ideal ist; der Professor ist der wahre Christ. Und mit dem Professor kam die Wissenschaft, und mit der Wissenschaft der Zweifel, und mit der Wissenschaft und dem Zweifel das wissenschaftliche Publikum, und dann kamen die Gründe pro und contra, und man wurde zum pro und contra; „denn es läßt sich in der Sache viel pro und contra sagen".

Der Professor! Von diesem Mann ist im Neuen Testament gar nicht die Rede, woraus man für's erste sieht, daß das Christentum ohne Professoren in die Welt gekommen ist. Und wer ein Auge für das Christentum hat, sieht wohl schon, daß keiner besser darauf angelegt ist, das Christentum aus der Welt hinauszupraktizieren, als „der Professor". Denn der Professor verrückt den ganzen Gesichtspunkt für das Christentum.

Daher muß die Nachfolge zur Geltung gebracht werden. Dem Professor entspricht ein Christentum, das objektive Lehre, Doktrin*)

---

*) (Diese Anmerkung kann vielleicht angebracht werden.) Auch in besseren Zeiten gab es ja zum Teil eine christliche Wissenschaft; aber der Einzelne, der (als Ausnahme!) sich mit dieser Wissenschaft beschäftigte, hatte soviel christliche Nüchternheit, daß er zugleich seinen entschiedenen Entschluß, ein Christ zu sein, und die absolute Bedeutung dieses Entschlusses für ihn zum deutlichen Ausdruck brachte, indem er selbst als Asket lebte. Sein Leben drückte also weit stärker den Gegensatz zur Wissenschaft aus; es zeigte, daß das Christentum doch wesentlich etwas ganz anderes ist als die ganz unpersönliche Wissenschaft, Mathematik u. s. w., und daß es am aller-, allerwenigsten auf seinen Höhepunkt gebracht ist, wenn es, dieser Welt sich gleichstellend, von weltlich triumphierenden Dozenten als objektive Wissenschaft vorgetragen wird, oder wenn mit Rücksicht auf immer noch, und wieder in Aussicht stehende Resultate der Wissenschaft und vor lauter stets wachsender Gelehrsamkeit der entscheidende Schritt zum persönlichen Christwerden immer wieder hinausgeschoben wird — und es so bei dem Christentum bleibt, das bloß an seinen „Versicherungen" zu erkennen ist.

ist. Diese Auffassung des Christentums spielt mit Hilfe des Zweifels oder der Gründe dem Zweifel den Sieg in die Hände und verwandelt so die Entscheidung, auf welche das Christentum als auf das Entscheidende am meisten drängt, in ein zögerndes Erwägen, das den heutigen Tag, die Woche, den Monat, das ganze Jahr, das ganze Leben verzaudert. Wenn „der Professor" sein Ideal erreicht hat und die Christenheit im Professor sich selbst anschaut, wie sie einst im Kloster sich anschaute, so wird der Zustand in der Christenheit der sein: das Christentum ist eigentlich nicht da; der Prozeß schwebt noch, und man sieht stets dem Resultat entgegen, was das Christentum ist und was noch für Christentum gelten kann. Glaube ist nicht vorhanden, höchstens eine Stimmung, die bald sich des Christentums als eines Verschwundenen erinnert, bald es als etwas Zukünftiges erst erwartet. Die Nachfolge ist eine Unmöglichkeit. Denn da alles in der Schwebe gehalten ist, so kann man nie zu einem entscheidenden Schritt kommen, vielmehr treibt des Menschen Existenz so mit dem Strome dahin, und in natürlicher Selbstliebe macht man sich das Leben so behaglich als möglich. Der „Professor" kann nichts fest machen; was er kann, ist das, daß er alles in der Schwebe erhält. Manchmal sieht das, was der Professor vorträgt, wie die Zuversicht selbst aus. Es ist aber doch nur Schein und liegt mehr in der Miene und in den Versicherungen; bei genauerem Hinsehen ist auch das Festeste doch noch im Bereich des wissenschaftlichen Zweifels und also schwebend. Nur die Nachfolge vermag das Ende festzumachen. Wie jener König erbleichte, als eine unsichtbare Hand an die Wand schrieb: „Du bist gewogen und zu leicht erfunden", so erbleicht auch der Professor vor der Nachfolge; denn diese sagt ihm: Du mit deiner schweren, objektiven Wissenschaft, deinen schweren Folianten und Systemen bist gewogen und zu leicht erfunden. Natürlich; denn gerade die objektive Wissenschaft hat auf der Wagschale des Christentums nicht das mindeste Gewicht. — Wenn „das Kloster" die Verirrung ist, so muß der Glaube, wenn „der Professor" die Verirrung ist, so muß die Nachfolge zur Geltung gebracht werden.

Die Nachfolge muß in Erinnerung gebracht werden, doch (wie schon erwähnt) so, daß wir von den Verirrungen der Vergangenheit etwas gelernt haben.

Die mildeste Weise, die Nachfolge anzubringen, ist die, sie bloß als Möglichkeit, „dialektisch", geltend zu machen, durch sie als mögliches höheres Ideal den Zweifel zum Schweigen zu bringen

und an den Existenzen etwas Justiz zu üben. Wie ich in einer früheren Schrift angedeutet, geschieht dies ganz einfach so: nur derjenige darf sich mit dem Zweifel hervorwagen, dessen Leben den Stempel der Nachfolge trägt, oder der wenigstens durch eine entscheidende Handlung sich soweit hinauswagte, daß davon die Rede sein konnte, ob er wirklich Christ werden wollte. Jeder andere soll den Mund halten; er hat gar kein Recht, über das Christentum mit drein zu reden, am allerwenigsten, contra zu reden.

Das ist die mildeste Art, die „Nachfolge" geltend zu machen. Es wird bloß der „Professor" abgeschüttelt und die wissenschaftliche Wichtigthuerei in die Schranken zurückgewiesen; im übrigen wird jeder geschont, der zum Christentum in ein geziemendes Verhältnis tritt, er mag noch soweit zurück sein, noch so wenig in die Klasse der Nachfolger Christi gestellt werden können; es wird jeder geschont und niemand (das soll man aus der Verirrung einer entschwundenen Zeit lernen) geängstigt, bis er sich vielleicht über seine Kräfte hinauswagt — denn unter der „Gnade" atmet man frei und freimütig. Weiter geht mein Vorschlag nicht. Will einer in Wahrheit „Nachfolger" im strengeren Sinn werden, so mache ich ihm gewiß Platz und beuge mich vor ihm. Allein bei dem dermaligen Zustande der Christenheit und meiner selbst, der ich nicht besser bin als die andern, hätten wir nach meiner Meinung mit dem von mir Vorgeschlagenen schon etwas gewonnen. Und so wenig ich mir verberge, daß dies die Forderung des Christentums ist: im strengeren Sinn für die Lehre zu leiden, „Nachfolger" im strengeren Sinne zu werden, — so sehr habe ich für meine Person vor dieser Höhe ein ängstliches Bangen. Denn ach, mit dieser Strenge kann die Verdienstlichkeit so leicht wieder herein kommen, und davor ist mir doch am allermeisten bange. So lange man sein Leben so bequem und genußreich als möglich einrichtet und nie auch nur das mindeste zu opfern, nie auf etwas, das man haben kann, zu verzichten gedenkt, so lange ist es keine Kunst, sich kein Verdienst beizumessen. Opfert aber im Ernst einer etwas, oder gar viel, und muß dann in täglichem Leiden die Bitterkeit verzehren, die für ihn als Menschen immer darin liegt, in diesen Leiden seinen Lohn sehen zu müssen: wahrlich, da kann in einem schwachen Augenblick der Selbstvergessenheit leicht die Meinung in ihm aufsteigen, er habe vor Gott Verdienste; da kann er (um mich bildlich auszudrücken, wiewohl das Bild meinen Gedanken nur schwach wiedergiebt), der Unterthane, einen Augenblick dem Könige gegenüber sich selbst

vergessen und die Hand an den Degen legen. O, das ist menschlich nur allzu leicht zu verstehen! Aber wie schrecklich! Wenn einer tagtäglich sein Leben lang unzähligemal sich, wenn das möglich wäre, der allerschrecklichsten Verbrechen schuldig gemacht hätte, — aber doch noch den Trost behielte, zu Gott wieder sagen zu dürfen: „Gott, sei mir Sünder gnädig“: so bin ich mit Luther, ob er nun so oder anders sich ausgedrückt hat, so ganz einverstanden, um mit ihm zu sagen, daß ein solcher Mensch sich unbeschreiblich glücklich preisen dürfte, im Vergleich mit einem andern, der mit möglichst großer Selbstverleugnung ein langes Leben hindurch jedes Opfer für die Wahrheit gebracht hätte, dann aber einen Augenblick fehlsehen und meinen würde, er hätte ein Verdienst vor Gott. O schrecklicher Fluch, den ein Mensch auf sich selbst bringen kann: wenn er alles zu opfern und zu leiden wagt und das dann durch Vermessenheit gegen Gott sich selbst zur schrecklichsten Qual werden läßt! Das ist meine Meinung. Mitunter meine ich, man könne Luther von einer gewissen Schwermut nicht ganz freisprechen; aber gleichwohl bin ich ganz einig mit ihm. Und darum getraue ich mir nicht, aus der Nachfolge etwas mehr als eine schwere, gewichtige Möglichkeit zu machen, die den Zweifel zum Schweigen bringen und demütigend wirken soll. Das ist eine Milderung, ich gestehe es. Aber ich gedenke nicht, nur so ganz in der Stille das Christentum abschwächen zu wollen. Nein, ich bekenne und erkläre so feierlich als möglich, daß ich das thue. Man ist, selbst nach meiner milderen Anschauung, in der Abschwächung des Christentums unerlaubt weit gegangen. Nicht darüber halte ich mich auf; aber man hat das so geheim als möglich gethan, man hat bei sich selbst gesagt: daß es nur niemand merkt! Das ist in meinen Gedanken empörend. Vor wem sollte ich mich denn fürchten? Vor Menschen? Die fürchte ich nicht; die soll ich auch nicht fürchten. Vor Gott? Vor ihm hilft es aber doch nichts; er sieht es ja doch, wenn ich es noch so geheim thue: und dieses heimliche Wesen, das vergiebt er mir vielleicht gerade nicht.

Die Nachfolge muß geltend gemacht werden, damit sie einen demütigenden Druck ausübe. Ganz einfach in dieser Weise. Jeder soll am Vorbild, am Ideal gemessen werden. Fort mit all dem Gerede, das und das gelte bloß den Aposteln, und das bloß den Jüngern, und das nur den ersten Christen u. s. f. Christus will jetzt so wenig wie dazumal Bewunderer oder gar Schwätzer haben, sondern nur Jünger. Der „Jünger“ ist der Maßstab; die Nachfolge

und Christus als Vorbild muß angebracht werden. Daß ich dann im Examen durchfalle oder wieder Fuchs werden muß, darein finde ich mich demütig. Ich aber, und jeder andere, soll am Ideal gemessen werden; nach dem Ideal soll es bestimmt werden, wie ich bin. Es ist doch eine traurige, elende Kurzsichtigkeit, wenn man seine hohe Würde, als Fuchs zum Ideal in ein Verhältnis zu treten, verkauft, um sich mit andern zu vergleichen und so die eingebildete Zufriedenheit der Mittelmäßigkeit zu gewinnen; eine Kurzsichtigkeit wie die Esaus, als er sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht verkaufte. Aber gottlob, es soll nicht so sein. Wir Menschen dürfen die idealen Forderungen nicht mit der Erklärung abschaffen, sie seien nichts für uns; wir dürfen nicht einen gewissen Durchschnitt ausfindig machen, bei ihm einsetzen, ihn zum Maßstab machen und dann vielleicht sogar noch ganz ausgezeichnete Menschen werden — weil wir die Forderung uns auf den Leib geschnitten haben.

Ich will meine Meinung durch ein Bild anschaulich machen. Denke dir eine Schule, etwa eine Klasse mit 100 gleichaltrigen Schülern, die dasselbe lernen und nach demselben Maßstab beurteilt werden. Nr. 70 und die folgenden sind natürlich weit unten in der Klasse. Wie, wenn nun die 30 Schüler von dem siebzigsten an darauf kämen, ob sie nicht eine Klasse für sich besonders bilden dürfen! So würde Nr. 70 zu Nr. 1 und alle rückten entsprechend hinauf — ja, wenn man so will; für meine Begriffe aber kämen sie noch weiter hinab. Sie versänken in eine elende, lügenhafte Selbstzufriedenheit; denn man steht doch weit höher, wenn man sich aufrichtig darein findet, nach einer richtigen Beurteilung Nr. 70 zu sein, als wenn man so Nr. 1 ist. So in der Wirklichkeit des Lebens. Was ist Spießbürgerlichkeit? was ist Geistlosigkeit? Aenderung des Maßstabs durch Aufgeben der Ideale; Akkomodation der Forderung an das, was wir Menschen unserer Zeit und unseres Landes nun einmal sind. Ganz Europa kann spießbürgerlich sein, und ein abgelegenes Kleinstädtchen kann es vielleicht nicht sein. Es kommt ganz darauf an, ob der wahre Maßstab angelegt wird. Das sinnliche Wohlbehagen ist aber kein Freund des idealen Maßstabs.

Sieh, darum ist es mit der Christenheit rückwärts gegangen, weil man die Nachfolge abgeschafft und nicht einmal als Maß und Gewicht benützt hat. Wir haben in ihr das Schauspiel einer umgekehrten babylonischen Himmelsstürmerei. Einst versuchten die Menschen durch eine Empörung den Himmel zu stürmen — entsetzliche Vermessenheit, und doch der Art, wie man es gegenwärtig

treibt, weit, weit vorzuziehen. Denn jetzt versucht man umgekehrt, in Selbstklugheit und Selbstzufriedenheit vom Himmel und den Idealen abzufallen und sie so los zu werden. Denken wir uns eine christliche Stadt. Der Jünger, der Nachfolger ist der richtige christliche Maßstab. Nun findet sich freilich niemand in ihr, der diesem Maßstabe genügen kann. Hingegen lebt in ihr z. B. Pastor Jensen, ein begabter, kluger Mann, von dem sich viel Gutes sagen läßt. So wollen wir ihn zum Primus machen und uns nach ihm richten; das hat Sinn, da kann man doch etwas in der Welt werden. „Ja, allein nach dem idealen Maßstab ist Herr Jensen, um an jenes Bild zu erinnern, nur der siebzigste in der Klasse.“ Ach, geh mir mit den Idealen; soll man die bei sich haben, so kann sich ja kein Mensch seines Lebens freuen! Und was meint Herr Jensen? Er meint — und damit verrät er, daß er nicht einmal der siebzigste ist — er meint, er könne gut Maßstab und Muster abgeben, und diese übertriebenen Forderungen seien Phantasterei. Und so spielt man in der Stadt Christentum: Pastor Jensen, ein Gesellschaftsmann, für dieses Gesellschaftsspiel wie geschaffen, wird im Spiel der wahre Christ, ja Apostel, wird in den Zeitungen als Apostel besungen, wird in der Eigenschaft eines Apostels — vortrefflich! — mit allen Annehmlichkeiten des Lebens überhäuft, die er — als Apostel? — auch wohl zu schätzen weiß.

Sieh, so richtet man sich spießbürgerlich ein in vermeintlichem Christentum, d. h. man schafft das Christentum eigentlich ab. Was die Forderung des Christentums ist, steht nicht fest; das kommt auf die Leute an, unter denen man lebt. An Stelle der Nachfolge setzt man: daß man ist, wie die Leute eben sind; und ist man etwas besser, so ist man groß. Wird man aber so leichten Kaufs ein Christ, so kommen müßige Gedanken, und dann kommt der Zweifel, und dann kommt die wahre Wahrheit zum Vorschein: daß man gar nicht begreifen kann, wozu das Christentum eigentlich da ist. Und das ist ganz richtig. Denn wird nicht weiter gefordert, so wird ein Heiland, ein Versöhner, Gnade u. s. w. ein phantastischer Luxus; und soweit man das Christliche nicht fallen läßt, sondern auch ferner in seinen Ausdrücken sich bewegt, so wird man ebenso lächerlich wie ein Kind, das sich in des Vaters Kleider gesteckt hat. Die Voraussetzungen des Christentums: die Qualen eines zerknirschten Gewissens, das tiefgefühlte Bedürfnis nach Gnade, alle diese schrecklichen inneren Kämpfe und Leiden — was so das Christentum voraussetzt, um ankommen und Gnade, Erlösung, Hoffnung einer ewigen Seligkeit,

Frieden des Gewissens bringen zu können, das giebt es nicht oder nur in niedrig-komischer Abschwächung. Gleichwohl redet man auch ferner von Gnade, Erlösung, Versöhnung — im Grund reiner Ueberfluß, wonach man auch höchstens nur ein eingebildetes Bedürfnis hat. Und dann entleidet einem schließlich das Christentum; denn es fehlte der Druck der „Nachfolge", das Ideal, Christus als Vorbild.

Für die Lehre zu leiden, für die Lehre leiden zu wollen, nicht bloß zufällig für sie leiden zu müssen: ja, von der Art Christentum ist man abgekommen. Sogar ein Christentum zweiter Klasse, wo vom Leiden für die Lehre als dem Entscheidenden jedenfalls nicht die Rede ist, kommt vielleicht kaum mehr vor. Daß die seelischen Zustände, die das Christentum voraussetzt, der Kampf eines geängsteten Gewissens, Furcht und Beben, wie die Symptome einer Krankheit charakteristisch und signifikant hervorträten; daß man gegen das Christliche, das ja den Juden ein Aergernis, den Griechen eine Thorheit ist, energisch und lebensgefährlich anstieße — auch diese Art Christentum findet sich in unserer Zeit wohl kaum noch oder doch nur selten, und wenn je, so ist hier vom Leiden für die Lehre nicht die Rede. Auch dieses Christentum also findet sich kaum; wie wäre das auch möglich in unserer Zeit, da die ganze Lebensweise darauf berechnet ist, die Innerlichkeit, bei der allein solche Seelenzustände Gestalt gewinnen könnten, im Keime zu ertöten? In unserer Zeit — das ist wahr und bezeichnend für unser heutiges Christentum — in unserer Zeit ist der Arzt der Seelsorger. Man hat vielleicht sogar ungegründete Scheu, nach dem Pfarrer zu schicken, der doch heutzutage möglicherweise nicht viel anders als der Arzt reden würde; man schickt aber nach dem Arzt. Er weiß auch Rat: „Sie müssen eine Badereise machen; dann müssen Sie sich ein Reitpferd halten, denn man kann die Grillen durch's Reiten los werden; und dann Zerstreuung, Zerstreuung, viel Zerstreuung. Sie müssen jeden Abend ein aufgeräumtes L'hombre haben; dagegen dürfen Sie abends vor Bettgehen nicht viel speisen; und endlich sorgen Sie dafür, daß Ihr Schlafzimmer immer gut gelüftet ist — das wird schon helfen." „Gegen ein geängstetes Gewissen?" „Ach, gehen Sie mit dem Geschwätz! Ein geängstetes Gewissen! Derlei kommt nicht mehr vor; das ist eine Reminiscenz aus der Kinderzeit der Menschheit. Es fällt auch keinem aufgeklärten und gebildeten Pfarrer ein, mit derlei zu kommen — es sei denn in der Sonntagspredigt; und da ist's etwas anderes. Nein, lassen wir nur das geängstete Gewissen nie aufkommen; da wäre bald das ganze Haus ein

Narrenhaus. Wenn ich einen ſonſt ausgezeichneten Dienſtboten im Hauſe hätte, den ich ungern entlaſſen und ſehr vermiſſen würde, — ſobald ich merkte, daß er oder ſie es mit einem geängſteten Gewiſſen zu thun hätte: unbedingt würde gekündigt; denn das würde ich in meinem Hauſe zuletzt dulden. Und wenn es mein eigenes Kind wäre, es müßte hinaus." „Aber, Herr Doktor, das wäre doch eine ſchreckliche Angſt vor einem geängſteten Gewiſſen, — das ja nach Ihren Worten gar nicht exiſtiert; faſt ſollte man glauben, es räche ſich, daß man die Gewiſſensangſt abſchaffen will, — denn dieſe Angſt iſt ja wie eine Rache!" — Eine weitere Art Chriſtentum, wo jedenfalls vom Leiden für die Lehre keine Rede iſt, findet ſich vielleicht ſelten genug; ſie beſteht in einem ſtilleren Lebensgenuß, der auf bürgerliche Rechtſchaffenheit hält, dabei häufiger an Gott denkt, ſo daß der Gedanke an ihn auch etwas hereinſpielt, ohne daß man doch je einen tiefgehenden Stoß vom Anſtoß am Chriſtlichen erhalten hätte, ohne daß man recht gemerkt hätte, daß das Chriſtliche dem Juden in mir ein Aergernis und dem Griechen in mir eine Thorheit iſt; und jedenfalls iſt ja von einem Leiden für die Lehre hier keine Rede. — Die gewöhnliche Art Chriſtentum iſt ein verweltlichter Wandel, der mehr aus Klugheit als des Gewiſſens wegen große Verbrechen vermeidet und liſtig dem Lebensgenuß nachgeht — und ſo dann und wann eine ſogenannte fromme Stimmung hat. Das iſt Chriſtentum — ganz ſo, wie etwas Uebelkeit und ein wenig Bauchgrimmen Cholera iſt. „Man kann's ja Cholera nennen." Ja, das kann man gut, man kann's auch der Deutlichkeit halber die Däniſche, oder noch deutlicher die Kopenhagen'ſche, oder noch deutlicher die Chriſtianshavener Cholera nennen — und ſo kann man das auch Chriſtentum nennen. Das heißt: wir hier hinter dem Wald, oder wir hier in dieſer Gaſſe machen aus, daß das Chriſtentum ſei — und dann iſt es Chriſtentum. Was Wunder dann, daß die Menſchen den Reſpekt vor dem Chriſtentum und den Geſchmack an ihm verloren haben! Denn man kann in unwahrer Weiſe das Chriſtentum ſo ſtreng machen, daß das Menſchliche ſich dagegen empören, es wegwerfen oder von ſich ſtoßen muß. Man kann das Chriſtentum aber auch ſo mild machen oder es ſo verzuckern, daß man mit allen Beweiſen und Gründen den Appetit nicht mehr zu reizen und den Menſchen keinen Geſchmack an ihm mehr beizubringen vermag, vielmehr ihnen nur Ekel daran einflößen kann. Nein, es gehört Salz in die Speiſe. Und wahrlich, dafür hat das Neue Teſtament geſorgt. Die frohe Botſchaft ſoll nicht durch Gründe und Beweiſe bei den

Menſchen um Aufnahme betteln. Unwürdig! Wie wenn eine Mutter zum Kind hinſitzen und ſchön bitten muß, daß es die geſunde, treffliche Speiſe zu ſich nehme, die es doch verſchmäht und nicht recht koſten mag. Nein, der Appetit muß auf andere Weiſe geweckt werden, — und dann wird man die frohe Botſchaft ſchon ſchmackhaft finden.

Für die Lehre leiden. Damit wird für einen, der ein Chriſt werden und ſein will, alles unendlich verändert; das verſetzt ihn unter einen unendlichen Druck. Oder wenn Chriſtus die heutzutage von den Pfarrern verkündete Art Chriſtentum gewollt hätte, wie ließe ſich ſeine Bekümmernis erklären, die er für und um die Jünger hatte, dieſe redlichen, beherzten Menſchen, die wahrlich mit Bereitwilligkeit alles fahren laſſen wollten, um anzufaſſen und auszuhalten? Aber hier war von „Nachfolge" im ſtrengſten Sinne die Rede. Chriſtus wußte es ſelbſt, daß er ſie, menſchlich geredet, ſo unglücklich und elend, als Menſchen das je werden können, zu den „elendeſten unter allen Menſchen" machen mußte — wenn ſie ihm angehören wollten. Und weiter wußte er, daß er von ihnen verlangen mußte, doch feſtzuhalten; daß darin ihre bevorzugte Stellung beſtand; daß ſo zu leiden eitel Freude, Gottes überſchwengliche Gnade und Liebe gegen ſie war. O Schrecknis! Was die frohe Botſchaft, der Troſt, die Freude ſein ſoll — das macht mich, menſchlich geredet, zum allerelendeſten Menſchen, ſo daß ich dies nicht zu werden brauche, wenn ich mich nur mit jenem nicht einlaſſen will! Und weiter wußte er, daß ſolches nicht nur geduldig ertragen, ſondern mir Freude und Seligkeit werden ſoll — wie wenn einem zugemutet würde, bei einer körperlichen Marter, die er auszuſtehen hätte, den Schmerz verbeißend nicht nur nicht zu ſchreien, ſondern ſich ſelbſt und den Schmerz ſo ſiegreich zu beherrſchen, daß ſein Anblick eitel Wolluſt zu verraten ſchiene; und dazu ſolle er ſich nicht bloß mit Kunſt verſtellen, ſondern ſo müſſe ihm wirklich ſein. Entſetzlich! Sieh, darum ſagt Chriſtus den Jüngern immer und immer wieder: „Aergert euch nicht an mir; laßt euch das nicht ärgern; ſelig, wer ſich nicht an mir ärgert; ich ſage es euch zuvor, damit, wenn es nun geſchieht, ihr euch nicht ärgert; wachet und betet; denket daran, ich habe es euch geſagt, auf daß, wenn der Augenblick kommt, ihr euch doch nicht ärgert! O, der Weg iſt ſo eng und ſchmal, und direkt kann ich euch nicht helfen! O, das Aergernis liegt jeden Augenblick ſo nah, die Möglichkeit desſelben begleitet euch Schritt für Schritt! Es kann für euch ſo kommen, daß die Geduld reißt ſamt dem Glauben, ſo daß ihr

euch gegen mich empöret — selig, wer sich nicht an mir ärgert! Und wenn ihr auch ausharret und geduldig alles leidet — und eure Geduld ist nur stumme Unterwerfung, so habt ihr im Grunde euch doch an mir geärgert — selig, wer sich nicht an mir ärgert!" Denke dir ein einigermaßen ähnliches Verhältnis zwischen Menschen! Laß einen Liebenden zu der Geliebten sagen: „Mein liebes Mädchen, ich gebe dir deine Freiheit, wir müssen scheiden; mir anzugehören würde dich, wie ich dir mit Gewißheit voraussagen kann, menschlich geredet, so unglücklich als möglich machen." Nehmen wir an, sie antwortete: „Ich will alles leiden, denn nur die Trennung von dir wäre mein größtes Unglück." Gehen wir noch weiter und nehmen wir an, er antwortete: „Gut, ich muß aber noch eines verlangen: sollst du bei mir bleiben, so mußt du festhalten, daß es dir doch das höchste Glück ist, so mit mir unglücklich zu werden." Was dann? hätte dann das Mädchen nicht vollkommen recht, wenn es sagte: das ist Wahnsinn —? Ja, und will sie's nicht sagen, so sage ich's an ihrer Stelle: wenn solches zwischen Menschen vorkommt, so ist es Wahnsinn. Und ich hätte nur den einen Wunsch, daß ich diesen Wahnsinn oder diese Narrheit dem Schuldigen ausklopfen dürfte; denn wie es Arten von Besessenheit giebt, die nur durch Beten und viel Fasten ausgetrieben werden können, so giebt es auch eine Narrheit, die man sich nur durch eigene Schuld zuzieht. Zwischen dem Gottmenschen aber und einem Menschen kann das Verhältnis nicht anders sein, — selig, wer sich nicht ärgert!

Für die Lehre leiden. „Davon kann doch aber in diesen Zeiten, wo das Christentum vollkommen gesiegt hat und alle Christen sind, nicht die Rede sein." Ich könnte versucht sein zu sagen: wehe, wehe dir, du Heuchler! Das will ich aber nicht. Ich will lieber sagen: Mein guter Mann, Sie glauben selbst nicht, was Sie sagen; Sie wissen selbst sehr wohl, daß es Unwahrheit ist; und wozu dann solche Rede? Warum wollen Sie dem Manne gleich sein, der vor aller Augen mit einem weißen Stäbchen im Munde dasteht und glaubt, er sei unsichtbar? Nein, die Forderung, für die Lehre zu leiden, ist in diesem Augenblick ebenso gültig und ebenso gut angebracht wie im Anfang. Die Sache ist ganz einfach. Jeder, der eine That wahrer Selbstverleugnung einsetzt, bekommt dafür zu leiden. Wäre es nicht so, so wäre ja wahre Selbstverleugnung eine Unmöglichkeit; denn die Selbstverleugnung, die sich äußerlich belohnt, ist ja nicht wahre Selbstverleugnung. Die Regierung [Gottes] wacht darum auch in Liebe darüber, daß es zur wahren Selbstverleugnung kom-

men kann, wenn ein redlicher Mensch sich selbst verleugnen will. Hingegen kennt man unwahre Selbstverleugnung daran, daß sie anfangs wie Selbstverleugnung aussieht, dann aber so oder so sich äußerlich bezahlt macht, so daß sie im Grunde kluge Berechnung ist.

Nehmen wir ein Beispiel wahrer Selbstverleugnung, das wir an Luther haben. Er war streng dazu erzogen, daß er die Art Frömmigkeit ausdrücken konnte, die im Mittelalter als Selbstverleugnung Ehre und Ansehen genoß, — somit keine wahre, echte Selbstverleugnung war. Und gerade gegen diese Art Frömmigkeit trat Luther auf. Nun ließe sich's denken, er hätte erwählt, z. B. ein hochstehender Geistlicher zu werden, um so für sein Zeugnis wider die unwahre Art von Selbstverleugnung selbst den Lohn der damit bewiesenen Selbstverleugnung zu gewinnen. Das wäre wieder nicht wahre Selbstverleugnung gewesen. Der redliche Luther sah aber richtig. Er legte Zeugnis gegen die Selbstverleugnung ab, die seiner Zeit für die wahre galt; er schnitt sich damit die Gelegenheit ab, mit ihr sein Glück zu machen; vielleicht war ihm auch die Regierung [Gottes] in dieser Hinsicht behilflich: und hier haben wir wahre Selbstverleugnung.

Damit wir recht sehen können, wie es zugeht, wollen wir eine solche Handlung vor unsern Augen geschehen lassen. Ein redlicherer Mensch fühlt den Drang in sich, für die Wahrheit gegen eine Unwahrheit, die die Herrschaft hat und eben darum für Wahrheit gilt, auf die eine oder andere Weise Zeugnis abzulegen. Er erkennt die Gefahr selbst, ist aber bereit, sich ihr auszusetzen. Und doch hat er selbst vielleicht sich nicht ganz verstanden. Er denkt doch nicht recht an Gefahr; denn er ist von der Wahrheit des von ihm Vertretenen ganz überzeugt, so fest überzeugt, daß er, wie er meint, wie ihm (o menschliches Herz!) unwillkürlich sich aufdrängt, nur gehört zu werden braucht, um sofort zu siegen, die Menschen für sich zu gewinnen. So tritt er denn mit seinem Zeugnis hervor — aber verwunderlich: er begegnet überall nur Widerstand; er erntet auf jede Weise Undank, nicht nur da, wo er es nicht anders erwartet hatte, sondern auch bei denen, um deretwillen er sein Zeugnis für die Wahrheit ablegen zu sollen glaubte — wie ja z. B. Moses seine liebe Not nicht nur mit den Aegyptern, sondern auch mit den Juden hatte, für die er doch allen Mühsalen und Gefahren sich aussetzte. Nun wird dieser Mensch bekümmert; die Sache greift ihn an. Dann nimmt er, wie natürlich, seine Zuflucht zur Regierung [Gottes], bei der er ja auch sonst Hilfe suchte. Er trägt seine Not vor —

was wird ihm die Regierung antworten? Liebevoll und mild, wie sie stets ist, antwortet sie: „Das war's ja eben, mein lieber Freund, was du wolltest! Nicht wahr, du wolltest Selbstverleugnung üben; kannst du leugnen, daß das gelungen ist? Jetzt hast du ja gerade Gelegenheit, sie zu üben!" Denken wir, er antworte: „Ja, das verstehe ich; nun verstehe ich es. Allein, aufrichtig gestanden, so verstand ich es nicht ganz, als ich mich zur That entschloß und auftrat. Ich fühle, es ist, als ginge mir die See zu hoch." Was wird wohl die Regierung antworten? Liebevoll und mild, wie sie stets ist (sie ist nie grausam), sagt sie: „Ja, ja, mein lieber Freund; wir werden dir daraus schon wieder heraushelfen, wenn du dich darunter gedemütigt und aus dieser kleinen Lektion Demut gelernt hast." Es könnte aber auch etwas anders gehen. Indem die Regierung dem Kämpfenden den Sachverhalt deutlich macht, daß das eben zu der wahren Selbstverleugnung gehöre, geht eine Umwandlung mit ihm vor; wie das Kind sich verwundert, wenn ihm plötzlich das Verständnis kommt, oder wie das liebende Mädchen sich glückselig verwundert, wenn es plötzlich versteht, daß eben das sie der Liebe versichere, worin sie bis jetzt nur Abneigung sah — so muß nun auch er sich verwundern. „Denn," sagt er, „was ich litt oder mich schmerzte, war doch das, daß ich aus dem Widerstande zu erkennen glaubte, ich habe meine Sache verkehrt gemacht. Da nun aber du, liebende Regierung, mir das erklärst und dich für mich erklärst, o, so wünsche ich jetzt nur, draußen zu bleiben im Einverständnis mit dir." Dies ist also ein Beispiel wahrer Selbstverleugnung, wozu immer gehört, daß man für das geleistete Gute zu leiden bekommt. Und wie es vor 1800 Jahren galt, so gilt es in diesem Jahr und noch nach 1800 Jahren, daß der zu leiden bekommt, der eine That wahrer Selbstverleugnung in dieser Welt vollbringt. Ein Christ aber, der das nicht erfährt, bei dem es nicht so kommt, hat auf die eine oder andere Weise sich selbst geschont, sich klug entzogen u. s. w. Das muß er denn eingestehen. Das thue ich. Ich will aber weder Geschwätz noch Heuchelei auf einer Kanzel vorbringen; habe ich mir kein Leiden für die Lehre zugezogen, kommt es nicht dahin, so bekenne ich, daß es an mir und an meiner weltlichen Klugheit liegt. So habe ich ferner — wie der Polizei verdächtige Personen sich zu Protokoll zu melden haben — ich habe mich bei der Regierung wegen meines mißlichen Christenstandes zu melden. Die Regierung, die ja eitel Liebe, Gnade und Erbarmen ist, wird schon noch mit mir etwas zu

machen wiſſen; aber ſie verlangt von mir Redlichkeit gegen ſie. —

Chriſtus iſt das Vorbild, und dem entſpricht die „Nachfolge“. Es giebt eigentlich nur Eine wahre Weiſe, Chriſt zu ſein: man muß Jünger ſein. Der „Jünger“ hat unter anderem auch das Kennzeichen, daß er für die Lehre leidet. Wer für die Lehre nicht gelitten hat, hat auf die oder die Weiſe die Schuld auf ſich geladen, daß er weltlich zur Schonung ſeiner ſelbſt ſeine Klugheit gebrauchte. Daß er ſich darum nicht Chriſt nennen dürfe oder nicht ſelig werden könne, iſt durchaus nicht meine Meinung; Gott verhüte, daß ich mir eine ſolche Behauptung erlauben ſollte, die mich ſelbſt am ſchlimmſten treffen müßte. Aber er hat ein Eingeſtändnis zu machen. Und ſofern er zu den beſtellten Verkündigern des Chriſtentums gehört, hat er zu bedenken, daß er durch ſolche weltliche Schonung ſeiner ſelbſt den Eindruck des Chriſtentums andern verwiſcht und geſchwächt und in ſeinem Teil den Geſichtspunkt für das Chriſtentum verrückt hat. Denn das Chriſtentum iſt nicht als weltliche Klugheit und menſchliches Jammerweſen in die Welt hereingekommen, als meinte es durch Abſchwächung viele zu gewinnen — und ſo der Zahl nach einen Fortſchritt, in Wahrheit einen Rückſchritt zu machen. Nein, das Unbedingte kann (was wohl jedem einleuchtet) nicht durch Abſchwächung zur Geltung gebracht werden; denn wenn es eine Abſchwächung erlitt, iſt es nicht mehr das Unbedingte. Durch Abſchwächung kommt das Unbedingte vielmehr aus der Welt hinaus, oder, was dasſelbe iſt, es breitet ſich ſo aus, daß es mit dem Bedingten zuſammenfällt.

Das Leiden um der Lehre willen hat man abgeſchafft. Man ſagt: „Es giebt natürlich viel Unvollkommenheit, viele Schwache unter uns; bei vielen kann nur von einer Annäherung, von einer ſchwachen Annäherung an das Chriſtentum die Rede ſein; es iſt viel Unkraut unter dem Waizen“. Allein das iſt keine wahre Verteidigung der beſtehenden „Chriſtenheit“. Denn wenn einer ſo ſagt, ſo muß ich fragen: biſt du dann Waizen? Und unbeſehen darf ich noch ſagen: wer ſo redet, hat nicht mehr wahres Chriſtentum als ich. Vielleicht noch weniger, wird einer wohl ſagen. Das will ich nicht ſagen; wozu dieſes kleinliche, menſchliche Gezänke! Aber das will ich ſagen: mehr hat er nicht; und daran will ich feſthalten. Dann iſt es aber verwirrend, wenn man ſo redet: es ſind viele unter uns, deren Chriſtentum nur eine Annäherung an das Chriſtentum iſt — als wäre des Redenden und überhaupt der „Chriſtenheit“ Chriſtentum das wahre Chriſtentum. Und das beſtreite ich, doch nicht, als

meinte ich, der wahre Chriſt gegenüber den andern zu ſein; nein; es iſt, wie ich in meiner letzten Schrift geſagt habe: „ich gehöre zum Durchſchnitt unter uns“. Ich ſage daher auch, wie ich ſchon in einer früheren Schrift andeutete, daß mein Chriſtentum nicht das wahre Chriſtentum, ſondern eine Annäherung daran iſt. Vielleicht ſind viele in dem Fall, daß ihr Chriſtentum auch erſt eine Annäherung iſt. Doch darf man auf dieſen Begriff der „Annäherung“ immer etwas acht haben, daß man nicht verallgemeinernd auch ſolche mit einbegreift, deren — Chriſtentum! — ein Sichentfernen vom Chriſtentum iſt; wenn man auf dem Wege zur Stadt jemanden begegnet und achtet nicht darauf, ob er auf ſie zu oder von ihr weg geht, ſo kann man im Vorbeigehen ſo leicht ſich täuſchen.

Durch die Auffaſſung des Chriſtentums als einer Lehre iſt in der Chriſtenheit lauter Verwirrung entſtanden und faſt unkenntlich geworden, was ein Chriſt iſt. So muß man Chriſtus als das „Vorbild“ geltend machen; doch nicht, um zu ängſten — wiewohl es vielleicht eine ganz überflüſſige Sorge iſt, als könnte man heutzutage jemanden mit dem Chriſtentum ängſten; jedenfalls aber: man darf nicht ängſten wollen, das muß man aus der Erfahrung früherer Zeiten gelernt haben. Nein, das Vorbild muß man auftreten laſſen, um dem Chriſtentum wenigſtens einigen Reſpekt zu verſchaffen, um etwas deutlich zu machen, was es heißt, ein Chriſt zu ſein; um dem Chriſtentum aus dem wiſſenſchaftlichen Treiben und dem Zweifel und Geſchwätz (dem Objektiven) herauszuhelfen und ihm ſeine Stelle im Subjekt anzuweiſen. Da gehört es hin, ſo gewiß als der Heiland der Welt, unſer Herr Jeſus Chriſtus, nicht eine Lehre in die Welt hereingebracht, auch nie doziert, vielmehr als „Vorbild“ „Nachfolge“ gefordert hat, — zugleich durch ſeine „Verſöhnung“ womöglich alle Angſt aus der Seele des Menſchen vertreibend.

Moral.

So hoch, als hier angedeutet ist (nur angedeutet: denn ich stimme dabei beständig den Ton zum demütigen Eingeständnis herab), so hoch müßte der Ton genommen werden, wenn im Einspruch gegen das Bestehende oder in Reformversuchen, christlich verstanden, Ernst, Sinn, Charakter und Wahrheit sein soll.

Getraut sich nun einer unter uns, als der rechte Mann ethisch das hier Angedeutete zu übernehmen und zu vertreten, indem er sich dabei als Einzelner auf ein unmittelbares Gottesverhältnis beruft, so werde ich augenblicklich — so verstehe ich mich selbst in diesem Augenblick; ich kann ja aber nicht wissen, ob mir nicht die Möglichkeit dazu im nächsten Augenblick versagt ist, im nächsten Augenblick, vielleicht ehe ich noch diese Schrift erscheinen lassen kann — so werde ich augenblicklich zu Dienst sein, um das, was ich vor Gott als meine Aufgabe verstehe, zu übernehmen. Diese meine Aufgabe wird darin bestehen, daß ich ihn, den Reformator, unverwandt Schritt für Schritt begleite, um zu sehen,

ob er Schritt für Schritt in seinem angenommenen Charakter bleibt, das Außerordentliche ist. Sollte es sich zeigen, daß er es ist, ja dann wird meine Begleitung nichts als Verneigung und Ehrerbietung vor ihm, dem Außerordentlichen, sein — und wahrlich, das darf ich von mir selbst sagen: er soll in unserer Zeit niemanden, nicht Einen finden, der sich vor dem Außerordentlichen tiefer zu verneigen wüßte; das lernte ich nicht an irgend einem Hofe, nein, weiter oben, im Umgang mit den Idealen, wo man trotz einem Zeremonienmeister sich unendlich tief verneigen lernt. Aber, aber: fällt er aus seinem Charakter — im selben Augenblicke stürze ich mich auf ihn; und das darf ich von mir selbst sagen: niemand, niemand in unserer Zeit führt einen so sicheren Stoß wie ich, wo es meine Aufgabe ist, oder wo einer sich fälschlich für das Außerordentliche ausgiebt — diesen sicheren Stoß lernte ich im Umgang mit den Idealen, wo man in tiefer Demut sich selbst hassen lernt, für den Mut aber, daß man sich mit ihnen einzulassen wagte, als Gnadengabe die Macht empfängt, diesen Stoß zu führen.

Ist hingegen niemand in unserer Zeit, der die Aufgabe und den Charakter des Reformators zu übernehmen wagt: so soll das Bestehende bestehen, in Geltung erhalten werden — solange es sich nur zu dem der Wahrheit gemäßen Eingeständnis verstehen will, daß es, christlich betrachtet, nur eine gemilderte Annäherung an das Christentum ist, statt

etwa für die strenge Vertretung des wahren, neutestamentlichen Christentums gelten zu wollen und eben damit sich selbst zu richten und zu vernichten. Pfuscherei im Reformieren ist verderblicher als der verderbteste jeweilig bestehende Zustand, weil Reformieren das Höchste und also Pfuscherei darin das Allerverderblichste ist. Mag das Bestehende seine Fehler, viele Fehler haben, so viele du nur aufzählen magst: willst du nicht im Charakter eines Reformators auftreten, so sollst du das Reformieren nicht in den Mund nehmen. Denn von aller Charakterlosigkeit ist das die schrecklichste, daß einer sich lügenhaft die Miene eines Reformators geben oder durch etwas Parteiwesen, durch Abstimmung u. s. f. u. s. f. Reformation machen will.

Nein, haben wir einen solchen Mann nicht unter uns, so wollen wir am Bestehenden festhalten. Gehen wir in uns selbst, jeder für sich, um vor Gott zu bekennen, wie weit wir im Christentum zurück sind. Davor aber wollest du, mein Gott, mich doch bewahren, daß ich es durch falsches Reformierenwollen noch ärger machte.

Und dann soll es so laut als möglich gesagt und womöglich überall gehört und, gebe Gott, überall, wo es gehört wurde, auch ernstlich bedacht werden: Das Böse in unserer Zeit ist nicht das Bestehende mit seinen vielen Mängeln; nein, das Böse in unserer Zeit ist gerade diese böse Lust, dieses Buhlen mit Reformations-

gelüsten, dieſe falſche Reformierungsſucht ohne Opferwilligkeit; dieſe leichtfertige Einbildung, als könnte man reformieren, ohne auch nur eine Vorſtellung, geſchweige denn eine erhabene Vorſtellung davon zu haben, wie ungewöhnlich erhaben der Gedanken einer „Reformation“ iſt; dieſes heuchleriſche Verkennen der eigenen Unfähigkeit, die geſchäftig dem zerſtreuenden Gedanken nachgeht, die Kirche reformieren zu wollen, wozu unſere Zeit am allerwenigſten taugt. Als die Kirche einer Reformation bedurfte, da meldete ſich niemand, da war kein Gedränge von ſolchen, die mitwollten; alles floh zurück; nur Einer, der Reformator, wurde in aller Stille, in Furcht und Beben und viel Anfechtung dazu erzogen, in Gottes Namen das Außerordentliche zu wagen. Heutzutage herrſcht ein Geſumme wie auf einem Tanzboden mit dem Reformierenwollen. Das kann nicht Gottes Gedanke ſein, das iſt vielmehr eine läppiſche Erfindung von Menſchen. Daher auch ſtatt Furcht und Beben und viel Anfechtung lauter Hurrah, Bravo, Beifall, Abſtimmung, Zujauchzen, Kameradſchaft, Spektakel — und blinder Lärm.

Im März 1855.

Dieſe Schrift ſtammt aus der Zeit, da der alte Biſchof noch lebte. Sie hält ſich daher in der Ferne, weil ich damals mein Verhältnis zu dem Beſtehenden ſo verſtand, und weil ich aus Rückſicht für den alten Biſchof mein Verhältnis auch gerne ſo verſtehen wollte.

Nun rede ich viel entſchiedener, rückhaltloſer, wahrer, ohne daß doch damit geſagt wäre, meine frühere Art zu reden ſei unwahr geweſen.

Der Augenblick.

№ 10.

den . . . S. K.

1.

Was ich Augenverblendung nenne.

[Auf dem Konzept:] den 25. Aug.

Diese besteht darin, daß, was anscheinend einem Höheren, dem Unendlichen, der Idee, Gott dient, bei näherem Zusehen offenbar doch dem Endlichen, dem Niederen, dem Profite dient. Und hierin praktizierte Bischof Mynster mit meisterhafter Virtuosität.

Man erlaube mir, um ein Beispiel zu nehmen, an etwas zu erinnern, was doch noch nicht vergessen sein kann und die Sache deutlich macht, und worin die beiden Bischöfe, der verstorbene und der dermalige, Mynster und Martensen, die handelnden Personen sind.

Nachdem Martensen etliche Jahre Professor gewesen war, sagte man sich in Kopenhagen, Professor Martensen spüre einen Drang, neben seiner Wirksamkeit an der Universität zugleich das Wort vor der Gemeinde zu verkünden.

Schön! Martensen ist Professor, hat, menschlich geredet, Glück gemacht — und will nun diesen Drang, zugleich das Wort vor der Gemeinde zu verkünden, rein erhalten, frei von jeder Bestimmung des Endlichen, zeitlichem Lohne u. dergl.; denn es ist ein wirklich religiöser Drang in ihm. Und die Sache macht sich ja leicht: er darf bloß, wenn er den Drang verspürt, einen Pfarrer in der Stadt um Einräumung seiner Kanzel ersuchen; jeder Pfarrer wird sich ein Vergnügen daraus machen, sie ihm zu überlassen.

Hätte Martenſen es ſo gemacht: ſo wahr ich Sören Kierkegaard heiße, das hätte vor Biſchof Mynſters Augen keine Gnade gefunden. Mit ſeiner feinen Naſe hätte Biſchof Mynſter ſofort herausgewittert: ein Menſch, der einen ſolchen Drang verſpürt, iſt keiner von den meinen; und mir als Leiter der Kirche iſt ein derartiger Drang im Innerſten zuwider; wieweit ein ſolcher Drang einen Menſchen führen kann, läßt ſich gar nicht berechnen. So war Biſchof Mynſter. Das kann niemand beſſer wiſſen als ich; und ich weiß es daher, daß Biſchof Mynſter es allerdings als eine große Gnade (was ihm ſeine Feinde gerne als Furcht auslegten) gegen mich anſchlug, daß er mich ſogar nur gewähren ließ, ja — welche ganz außerordentliche Vergunſt! — gar ein bißchen auf mich hielt. Denn mein ganzes Daſein war ihm höchlichſt zuwider, fügte ſich nur gar nicht nach dem einzigen, von ihm faktiſch am Montag anerkannten, chriſtlichen Paradigma, dem Paradigma des vervollkommneten Chriſtentums, wonach jedes Streben nach dem Unendlichen an endlichem Lohn und Vorteil zu meſſen iſt, — wie ein herrſchſüchtiger Mann dieſen Grundſatz auch am richtigſten zum einzigen Paradigma macht; denn was nach dieſem geht, iſt ſehr leicht, nur allzu leicht im Zaum zu halten und zu leiten.

Doch zurück zu Prof. Martenſens Drang. Wie, wenn dieſer Drang geſtillt würde durch Erhebung zum Hofprediger? Das iſt was anderes! Es macht 400 Thaler für 12 Predigten und giebt zugleich beſſere Ausſicht auf den Biſchofsſtuhl, die ſonſt ſehr zweifelhaft bliebe. Davon, daß er eine Gemeinde um ſich ſammelte, kann in ſolcher Stellung natürlich ebenſowenig die Rede ſein, als wenn er als Profeſſor eine beſtimmte Kirche gewählt und (was ſich unendlich leicht hätte erreichen laſſen) die Kanzel jeden ſechsten Sonntag benutzt hätte.

Alſo: Hofprediger; 400 Thaler für 12 Predigten; Ausſicht auf den Biſchofsſtuhl: nun war es nach Biſchof Mynſters Kopf; nun konnte er auf jede Weiſe dieſen Drang verſtehen, billigen und würdigen, konnte etwas Schönes darin finden, daß es Martenſen drängte, auch das Wort vor der Gemeinde zu verkünden. Ruhig ſpielte der herrſchſüchtige Kirchenleiter abends ſein animiertes L'hombre, war die Aufgeräumtheit ſelbſt; denn vor derlei Drang, wie dieſer Martenſenſche war, hat er keine Bewegung zu befürchten; der iſt vielmehr gerade recht, um den Geiſt zu ertöten.

Alſo, im Text: ein religiöſer Drang; und die Note: Hofprediger, 400 Thaler, Ausſicht auf den Biſchofsſtuhl. Doch die

gutmütige Bevölkerung merkt nichts; sie ist gerührt durch diesen religiösen Drang. „Wie schön ist es, daß Martensen einen solchen religiösen Drang hat! Welches Vertrauen muß man nicht zu so einem Manne haben, der einen so tiefen Drang zur Verkündigung des Wortes hat!“ Das ist Augenverblendung.

Und auf Augenverblendung war die ganze Kirchenleitung Bischof Mynsters eingerichtet; seine Virtuosität in der Zweideutigkeit war ihm zur andern Natur geworden.

Ein Reihe von Jahren führte er mit bewundernswerter Virtuosität ein ganzes Geschlecht, christlich betrachtet, an der Nase herum, ein ganzes Geschlecht, das ihm so dankbar ein Denkmal errichtet, vermutlich weil er das war, wozu ihn Martensen hat avancieren lassen: der Wahrheitszeuge, einer von den rechten, einer von der heiligen Kette . . . und Martensen selbst weiß doch ebenso gut wie ich, daß Bischof Mynsters Geheimnis das des Epikuräers, des Hedonikers, des „Genußsüchtigen“ war: après nous le déluge — ja, das weiß er ebenso gut wie ich; sollte er es bestreiten, so will ich seinem Gedächtnis zu Hilfe kommen.

2.

Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet? (Joh. 5, 44.)

[Auf dem Konzept:] den 15. Juni 55.

Hier steht wieder das Todesurteil über alles offizielle Christentum!

Dieses ungeheure Luftschloß einer christlichen Welt, christlicher Staaten, Reiche, Länder; dieses Spielen mit Millionen von Christen, die gegenseitig einander in ihrer Mittelmäßigkeit anerkennen, aber doch alle Gläubige sind: dieses Ganze ruht auf einer Grundlage, die nach Christi eigenem Wort das Glauben unmöglich macht.

Das Christentum des Neuen Testaments ist: daß man Gott liebt im Gegensatz zu den Menschen; daß man von den Menschen zu *leiden* bekommt, für seinen Glauben, für die Lehre von den Menschen zu leiden bekommt. Nur das heißt Glauben; *Ehre von einander nehmen* macht das Glauben unmöglich.

Wie ich ſage: das Chriſtentum iſt gar nicht da. Die Art Leidenſchaft, die hergehört, um in vollſtändiger Abſonderung, in einem gegenſätzlichen Verhältnis zu den Menſchen einzig mit Gott zu thun zu haben (und nur dieſe verſteht Chriſtus unter dem Glauben; darum ſetzt er auch dem: „Ehre von Menſchen zu nehmen," V. 41, oder Ehre von einander zu nehmen, das andere entgegen: daß man „die Ehre ſucht, die von Gott allein iſt" V. 44) — die Art Leidenſchaft kommt gar nicht mehr vor. Solche Menſchen, wie ſie nun leben, können etwas ſo Starkes wie das neuteſtamentliche Chriſtentum gar nicht ertragen (ſie würden daran ſterben oder von Verſtand kommen), ganz ſo wie Kinder ſtarke Getränke nicht ertragen können, daher man ihnen etwas Limonade anmacht — und offizielles Chriſtentum iſt Limonade für die Weſen, die ſich jetzt Menſchen heißen, und iſt das Stärkſte, das ſie ertragen können; und dieſe Verwäſſerung nennen ſie dann in ihrer Sprache Chriſtentum, wie ja die Kinder ihre Limonade Wein heißen.

In der „Chriſtenheit" geht das Chriſtentum, das, daß man Chriſt iſt, nach dieſem Paradigma: der und der Mann, das iſt ein herrlicher Mann, ein wahrer Glaubensmann: er muß Ritter ſein . . nein, das iſt noch zu wenig für einen ſo ausgezeichneten Glaubensmann, er muß Kommandeur ſein u. ſ. f. u. ſ. f. Und der ſegensreichen Wirkſamkeit des Ritters, Kommandeurs, Konſiſtorialrats, Konferenzrats wird beſtändig das Neue Teſtament zu Grunde gelegt, worin es heißt: wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet? D. h. das Chriſtentum macht von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert das Kunſtſtück, mensa nach domus zu deklinieren.

Deshalb will ich auch lieber, ſtatt mit dem letzten Tauſendſtel des Nagels an meinem kleinen Finger am offiziellen Chriſtentum teilzunehmen, unendlich lieber will ich an folgender ernſten That teilnehmen. Man kauft eine Fahne im Spielwarenladen; ſie wird entfaltet; mit großer Feierlichkeit trete ich zu ihr hin, erhebe die drei Finger und ſchwöre zur Fahne. Angethan mit Dreiſpitz, Patronentaſche, Säbel (alles vom Spielwarenhändler), beſteige ich ſodann ein Steckenpferd, um im Verein mit den andern auf den Feind loszuſprengen, unter Verachtung der Todesgefahr, worein ich mich ſichtlich ſtürze, mit dem Ernſte deſſen, der weiß, was es heißt, zur Fahne geſchworen zu haben. Aufrichtig geſprochen bin ich kein Freund von derlei Ernſt; geht es aber nun einmal ohne Narrheit nicht ab, dann unendlich lieber noch dieſen Ernſt, als den

Ernſt des offiziellen Chriſtentums und des Sonntagsgottesdienſtes, den Ernſt der Vereidigten. Dort macht man doch nur ſich ſelbſt, hier macht man Gott zum Narren.

3.

Was das Echo erwidert.

[Auf dem Konzept:] 9. Juli.

Man hat Folianten auf Folianten geſchrieben, um zu beweiſen und zu beweiſen, woran wahres Chriſtentum kenntlich iſt.

Dies läßt ſich auf eine weit einfachere Weiſe thun.

Das Daſein iſt akuſtiſch. Achte nur darauf, was das Echo erwidert, und du kannſt ſofort wiſſen, wie du daran biſt.

Verkündet einer das Chriſtentum in dieſer Welt ſo, daß das Echo erwidert: „Herrlicher, tiefer, ernſter Chriſt, du mußt in den Fürſtenſtand erhoben werden u. ſ. f.“, ſo wiſſe, dies bedeutet, daß ſeine Verkündigung des Chriſtentums, chriſtlich betrachtet, eine niedrige Lüge iſt. Es iſt nicht unbedingt gewiß, daß, wer in Feſſeln geht, ein Verbrecher iſt, denn man hat Exempel, daß die weltliche Obrigkeit einen Unſchuldigen verurteilt hat; gewiß aber iſt, daß, wer — durch Verkündigung des Chriſtentums! — alles Irdiſche gewinnt, ein Lügner, ein Betrüger iſt: er hat im einen oder andern Punkte die Lehre gefälſcht, welche Gott ſo, d. h. in einem ſolchen Widerſtreit zum Weſen dieſer Welt angelegt hat, daß die wahre Verkündigung des Chriſtentums immer und ewig Leiden in dieſer Welt, Verſtoßung und Haß und Fluch bringen *muß*.

Verkündet einer das Chriſtentum ſo, daß das Echo erwidert: „er iſt ein Narr“, ſo wiſſe: dies bedeutet, daß in ſeiner Verkündigung ſich bedeutſame Momente wahren Chriſtentums befinden, jedoch ohne daß es das Chriſtentum des Neuen Teſtaments iſt. Er muß den Punkt getroffen haben; aber vermutlich hat weder ſeine mündliche Verkündigung, noch die Verkündigung durch ſein Leben genügenden Nachdruck, ſo daß er, chriſtlich betrachtet, zu behutſam auftritt und ſeine Verkündigung doch nicht das Chriſtentum des Neuen Teſtaments iſt.

Verkündigt aber einer das Chriſtentum ſo, daß das Echo erwidert: „hinweg von der Erde mit dem Menſchen; er verdient nicht zu leben!“ — ſo wiſſe: das iſt das Chriſtentum des Neuen Teſtaments.

Es steht ganz unverändert, wie zur Zeit unsers Herrn Jesus Christus, die Todesstrafe auf der Verkündigung des wahren Christentums: daß man im Haß gegen sich selbst Gott lieben soll; im Haß gegen sich selbst alles hassen soll, worin ein Mensch sein Leben hat, was für ihn das Leben ist, was er, selbstisch, sogar mit Gottes Hilfe sich verschaffen will, wofür ihn gar Gott trösten soll, wenn es ihm versagt oder wieder abhanden gekommen ist — es steht ganz unverändert die Todesstrafe darauf, dies im Charakter zu verkündigen. Im Charakter: denn wenn der Verkündiger, was ja in unsern Zeiten für das weit Größere angesehen wird, den Objektiven spielt, so daß sein Leben das gerade Gegenteil ausdrückt, so bekommen wir Formen des Interessanten, die nie Verfolgung erregen; alle Charakterlosigkeit gefällt der Welt.

Aber die „Christenheit" hat das Verdienst, mit Hilfe der Lehre von der Perfektibilität des Christentums das Christentum in Weltlichkeit verkehrt zu haben. Damit fällt natürlich die Verfolgung weg; denn es ist ja undenkbar, daß Weltlichkeit die Weltlichkeit verfolge. Das war die erste Lüge, Verkehrung des Christentums in Weltlichkeit. Die zweite Lüge ist sodann, daß die Welt nunmehr tolerant geworden, soweit fortgeschritten sei, daß es keine Verfolgung mehr geben kann, denn es giebt ja nichts mehr zu verfolgen.

Ja, das Christentum ist perfektibel! Und es schreitet stets vorwärts! Das Christentum kam in die Welt und fand diese in Weltlichkeit und irdisches Dichten und Trachten verloren. Das Christentum lehrte sodann die Entsagung. Aber, sagt die Christenheit, das Christentum ist perfektibel; hiebei können wir nicht stehen bleiben, Entsagung ist nur ein Moment; wir müssen weiter gehen — zu dem: es lebe der Profit! Wie raffiniert! Das Heidentum war Weltlichkeit statt Selbstverleugnung; die Weltlichkeit der Christenheit erhebt den Anspruch, höher zu sein als die Entsagung, da diese eine Einseitigkeit sei.

4.

Daß das Verbrechen der „Christenheit" der Erbschleicherei zu vergleichen ist.

[Auf dem Konzept:] d. 24. Aug.

Ein Mann stirbt und setzt einen zum Erben seines ganzen Vermögens ein — es ist aber eine Bedingung da; es wird etwas

vom Erben gefordert, und das gefällt dem Erben nicht. Was thut er nun? Er bemächtigt sich des hinterlassenen Vermögens — denn er ist ja der Erbe, sagt er; und sagt der Verpflichtung guten Tag.

Dies ist, wie jeder weiß, Unredlichkeit. Es ist Lüge, daß er ohne weiteres Erbe des Vermögens sei; er ist es nur unter der Bedingung, daß er die Verpflichtung übernimmt; sonst ist er der Erbe nicht mehr als irgend ein anderer Mensch.

So ist's mit der „Christenheit". Das Christentum ist eine Gabe, wenn du so willst, testamentarisch vom Heiland der Welt für die Menschheit bestimmt. Allein es besteht eine Verpflichtung; und zwar entsprechen sich beim Christentum Gabe und Verpflichtung mit vollkommener Genauigkeit: das Christentum ist, soweit es Gabe ist, ebenso weit auch Verpflichtung.

Der Gaunerstreich der „Christenheit" ist nun, daß sie die Gabe nimmt — und der Verpflichtung guten Tag sagt; daß sie Erbe der Gabe sein will, ohne doch die Verpflichtung zu übernehmen; daß sie der Sache den Anschein geben will, als sei die Menschheit ja der Erbe, den der Heiland der Welt selbst als solchen eingesetzt hat, während die Wahrheit ist, daß nur gegen Erfüllung der Verpflichtung die Menschheit, oder richtiger (denn gerade weil eine Verpflichtung vorhanden ist, kann ein Abstraktum wie die „Menschheit" nur sehr uneigentlich der Erbe heißen): jeder Einzelne in der Menschheit Erbe ist.

Doch hat man heuchlerisch, wie in allem, was die „Christenheit" betrifft, so gethan, als halte die Christenheit ja auch darauf, daß das Christentum eine Verpflichtung ist — man muß getauft sein. Aha! Das heißt wirklich, es mit der Verpflichtung verdammt kurz abmachen! Ein Guß Wasser über den Kopf des Kindleins im Namen des dreieinigen Gottes: das ist die Verpflichtung!

Nein, die Verpflichtung ist: daß man Jesu Christo nachfolgt.

Doch soll man nachfolgen, und sollen Gabe und Verpflichtung einander so entsprechen, daß ebensoviel Verpflichtung ist wie Gabe: so bedankt sich die „Menschheit" für das Christentum, so bleibt nichts anderes übrig, als daß man zur Fälschung greift — und so hast du die „Christenheit", deren Verbrechen ist, daß sie sich unberechtigt ein Erbe zuwenden will.

5.

Wann ist der „Augenblick“?

[Auf dem Konzept:] 29. Mai 55.

Der Augenblick ist, wenn der Mann da ist, der rechte Mann, der Mann des Augenblicks.

Dies ist ein Geheimnis, das aller weltlichen Klugheit, allem, was nur bis zu einem gewissen Grad ist, ewig verborgen bleiben wird.

Die weltliche Klugheit stiert und stiert auf Begebenheiten und Umstände, rechnet und rechnet in der Meinung, sie könne den Augenblick aus den Umständen herausdestillieren, dann mit Hilfe des Augenblicks, dieses Durchbruchs des Ewigen, selbst Macht werden, sich, was ihr so höchlich not thut, mit Hilfe des Neuen verjüngen.

Allein vergebens; nie glückte es der Klugheit mit diesem Surrogat, und es wird ihr in alle Ewigkeit so nicht glücken, so wenig, gerade so wenig, als es glückt, mit allen Künsten der Toilette Naturschönheit zuwege zu bringen.

Nein, nur wenn der Mann da ist und wenn er wagt, wie gewagt werden muß (was just weltlicher Klugheit und Mittelmäßigkeit entgehen wird), so ist der Augenblick da — und dem Mann des Augenblicks gehorchen dann die Umstände. Wenn nicht etwas anderes als weltliche Klugheit und Mittelmäßigkeit in's Spiel kommt, so kommt der Augenblick nie. Es kann 100 000 und Millionen Jahre dabei bleiben, immer dasselbe; es sieht vielleicht aus, als müßte er nun bald kommen; solange es aber nur weltliche Klugheit und Mittelmäßigkeit und dergl. ist, kommt der Augenblick nicht, so wenig, als ein Unfruchtbarer Kinder zeugt.

Wenn aber der rechte Mann kommt, ja, dann ist der Augenblick da. Denn der Augenblick ist just das, was nicht in den Umständen liegt, das Neue, der Einschlag der Ewigkeit — im selben Nu aber macht er sich die Umstände derart dienstbar, daß es täuschend (darauf berechnet, weltliche Klugheit und Mittelmäßigkeit für Narren zu halten) aussieht, als ginge der Augenblick aus den Umständen hervor.

Es giebt nichts, worauf weltliche Klugheit so versessen und erpicht ist wie auf den Augenblick; was gäbe sie nicht, um richtig rechnen zu können! Doch ist niemand gewisser davon ausgeschlossen, den Augenblick zu ergreifen, als just weltliche Klugheit. Denn der Augenblick ist eine Gabe des Himmels an — so würde ein Heide sagen — an den Glücklichen und Kühnen; ein Christ aber sagt: an den Glaubenden. Ja, dies von weltlicher Klugheit so gründlich

Verachtete oder höchstens mit erborgten Redensarten in Sonntagsfeierlichkeit Aufgeputzte, dieses Glauben, dies und nur dies kann den Augenblick bringen. Weltliche Klugheit ist ewig ausgeschlossen, verachtet und verabscheut, wie sie das im Himmel ist, mehr als alle Laster und Verbrechen; denn sie ist in ihrem Wesen von allem am meisten dieser elenden Welt zugehörig und hat am wenigsten von allem mit dem Himmel und dem Ewigen zu thun!

6.

Meine Aufgabe.

[Auf dem Konzept:] 1. Sept. 55.

„Ich nenne mich nicht einen Christen, sage nicht, daß ich selbst ein Christ sei." Das muß ich beständig wiederholen und ist von jedem geflissentlich festzuhalten, der meine ganz eigene Aufgabe verstehen will.

Ja, ich weiß es wohl, in dieser christlichen Welt, wo alles samt und sonders Christ ist, wo es für jeden natürlich ist, daß er Christ ist, da klingt es fast wie eine Art Narrheit, wenn einer von sich selbst sagt: „ich nenne mich nicht einen Christen" — und wenn das einer sagt, den das Christentum so sehr beschäftigt, wie mich.

Es kann aber nicht anders sein; das Wahrere muß sich immer wie eine Art Narrheit ausnehmen — in der Welt des Geschwätzes; und daß ich in einer Welt des Geschwätzes lebe, und daß sie dies unter anderem eben durch dieses Geschwätz ist, jeder sei so ohne weiteres Christ, das ist gewiß.

Daß ich aber meine Aussage ändere, das kann, will und darf ich nicht — sonst würde vielleicht noch eine weitere Aenderung eintreten: daß die Macht (es ist eine Allmacht), die meine Ohnmacht besonders benutzt, die Hand von mir abziehen würde und mich meiner eigenen Wege gehen ließe.

Nein, daß ich meine Aussage ändere, das kann und will und darf ich nicht; ich kann nicht diesen Legionen erwerbsmäßiger Gauner d. h. den Pfaffen, dienen, die durch Verfälschung des Begriffs „Christ" um des Gewerbes willen Millionen auf Millionen von Christen gemacht haben; also: ich bin nicht Christ — und unglücklicherweise kann ich es offenbar machen, daß die anderen es auch nicht, ja noch

weniger ſind als ich; denn ſie bilden ſich ein oder lügen ſich zu oder bilden (als Pfaffen) es andern ein, ſie ſeien es, wodurch das Pfaffengewerbe in Schwung kommt.

Der Geſichtspunkt, den ich aufzuweiſen habe und aufweiſe, iſt ſo eigentümlich, daß ſich in den 1800 Jahren der Chriſtenheit ganz buchſtäblich nichts Analoges, nichts Entſprechendes findet, woran ich mich halten könnte. Auch in dieſem Sinne — den 1800 Jahren gegenüber — ſtehe ich ganz buchſtäblich allein da.*)

Die einzige Analogie, die ich für mich habe, iſt Sokrates. Meine Aufgabe iſt eine ſokratiſche Aufgabe, zu revidieren, was ein Chriſt zu ſein bedeute: ſelbſt nenne ich mich nicht einen Chriſten (um das Ideal frei zu halten), aber ich kann offenbar machen, daß die Andern es noch weniger ſind.

Du edler, einfältiger Weiſer des Altertums, du, der einzige Menſch, den ich bewundernd als Denker anerkenne: es iſt nur wenig aufbewahrt von dir, dem einzig wahren Märtyrer der Intellektualität unter den Menſchen, ſo groß als Charakter wie als Denker; aber dies Wenige, wie iſt es ſo unendlich viel! Wie ſehne ich mich weit weg von dieſen Bataillonen von Denkern, welche die „Chriſtenheit" als chriſtliche Denker ins Feld führt (denn ſonſt haben im Lauf der Jahrhunderte in der Chriſtenheit doch einige ganz einzelne bedeutende Denker gelebt), auch nur auf eine halbe Stunde mit dir zu reden!

---

*) Sofern ich in Beziehung auf „den Apoſtel" eine kritiſche Bemerkung gemacht habe, iſt hiebei Folgendes zu beachten: 1) Ich bin vollkommen in meinem Recht; denn der Apoſtel iſt nur ein Menſch. Und meine Aufgabe will bis zu den letzten Konſequenzen verfolgt ſein; findet ſich in der Verkündigung des Apoſtels auch nur das Mindeſte, das ſich als eine leiſe Spur von der Sophiſtik auswieſe, die im Laufe der Jahrhunderte alles wahre Chriſtentum zerfreſſen hat, ſo muß ich die Stimme dagegen erheben, daß nicht die Sophiſten ohne weiteres ſich auf den Apoſtel berufen. 2) Iſt es von großem Wert, beſonders für den Proteſtantismus, die ungeheure Verwirrung wieder gut zu machen, welche Luther angerichtet hat, indem er das Verhältnis umgekehrt und eigentlich Chriſtus durch Paulus, den Meiſter durch den Schüler, kritiſiert hat. Ich hingegen habe nicht den Apoſtel kritiſiert, als wäre ich ſelbſt etwas, ich, der ich nicht einmal ein Chriſt bin; ich habe lediglich die Verkündigung Chriſti neben die des Apoſtels geſtellt. 3) Ein anderes iſt es, intellektuell eine dialektiſch wahre Bemerkung zu machen, ein anderes, den Apoſtel verkleinern, herabſetzen zu wollen — und davon bin ich gewiß ſo weit entfernt als irgend einer.

Die „Christenheit“ steckt in einem wahren Abgrund von Sophistik, der weit, weit schlimmer ist als jener, da die Sophisten in Griechenland florierten. Diese Legionen von Pfaffen und christlichen Dozenten, sie sind alle Sophisten, die um des Erwerbs willen (das ist ja nach dem Altertum das Charakteristikum des Sophisten) denen, die nichts verstehen, etwas einbilden und dann diese Menschenzahl zur Instanz dafür machen, was Wahrheit, was Christentum ist.

Aber ich nenne mich nicht einen Christen. Daß dies für die Sophisten sehr unbequem ist, verstehe ich sehr wohl, verstehe auch sehr wohl, daß sie es weit lieber sähen, wenn ich mit Pauken und Trompeten mich als den einzigen wahren Christen verkünden würde; ich verstehe auch sehr gut, daß man mein Auftreten unwahr so darzustellen versucht. Allein man macht mich nicht zum Narren! Einerseits bin ich sehr leicht für Narren zu halten; ich bin fast in jedem Verhältnis, worin ich mich befunden habe, zum Narren geworden — aber nur darum, weil ich selbst es so wollte. Wenn ich nicht selbst will, so ist in meiner Zeit niemand, der mich für Narren hält, mich, ein so ausgemachtes Polizeitalent, wie ich es bin.

Also man macht mich nicht zum Narren: ich heiße mich nicht einen Christen. In einer Beziehung scheint es so leicht, mit mir fertig zu werden; denn die andern sind ja alle so ganz andere Burschen, sie sind wahre Christen. Ja, ja, so scheint es. Es ist aber nicht so; denn eben weil ich mich nicht einen Christen heiße, kann man unmöglich fertig werden mit mir, mit mir, der ich die verdammte Eigenschaft habe, daß ich — just als der Nicht-Christ! — offenbar machen kann, daß die andern es noch weniger sind.

O, Sokrates! Hättest du mit Pauken und Trompeten verkündet, du seiest der, welcher am meisten wisse, so wären die Sophisten bald mit dir fertig geworden! Nein, du warst der Unwissende, hattest aber zugleich die verdammte Eigenschaft, daß du (just als der Unwissende) es offenbar machen konntest, daß die andern noch weniger als du Wissende waren, sie, die nicht einmal wußten, daß sie unwissend seien.

Aber wie es dir ging (laut deiner „Verteidigung“, wie du, recht ironisch, die grausamste Satire auf deine Zeit genannt hast), daß du dir viele zu Feinden machtest, weil durch dich ihre Unwissenheit offenbar wurde; und wie man dir aufmutzte, daß du selbst sein müssest, was du den andern abgesprochen hattest, und man darum mißgünstig einen Groll auf dich hegte: so ist es auch mir ergangen. Es hat Erbitterung gegen mich erregt, daß ich offenbar machen kann,

die andern seien noch weniger Christen als ich, der ich doch in einem so engen Verhältnis zum Christentum stehe, daß ich der Wahrheit gemäß sehe und bekenne, daß ich kein Christ bin. Und daß ich kein Christ bin, will man mir zum versteckten Hochmut stempeln; ich soll durchaus sein, was ich den andern absprechen kann. Dies ist jedoch ein Mißverständnis; es ist wirklich wahr: ich bin kein Christ, und es ist ein übereilter Schluß, aus meinem Nachweise, daß die andern nicht Christen sind, zu folgern, daß ich also Christ sein müsse. Das ist so übereilt, wie wenn man schließen wollte, daß einer sieben Schuh haben müsse, weiler einen halben Schuh größer ist als andere.

*

Meine Aufgabe ist, zu revidieren, was ein Christ ist. Es lebt nur ein einziger Mensch, der die nötigen Voraussetzungen hat, um eine wirkliche Kritik über meine Arbeit liefern zu können, und das bin ich selbst. Bereits vor einer Reihe von Jahren sagte der nunmehrige Propst Kofoed-Hansen zu mir, er habe eine Kritik über die Abschließende Nachschrift schreiben wollen, diesen Gedanken aber wieder aufgegeben, nachdem er die darin enthaltene Kritik über meine frühere Schriftstellerei gelesen, da doch der Verfasser allein imstande sei, eine wirkliche Kritik zu liefern; und an dieser Aeußerung ist etwas Wahres. Nein, es giebt in unserer Zeit nicht einen einzigen, der über die nötigen Voraussetzungen zu einer Kritik über meine Arbeit verfügte. Der einzige, der gelegentlich ein richtigeres Wort über meine Bedeutung gesagt hat, ist Prof. R. Nielsen; dieses Wahre aber hatte er aus privaten Gesprächen mit mir.

Wenn nun so kompetente Instanzen wie z. B. die HH. Israel Levin, Davidsen, Siesby, oder so unbefangene Denker wie Grüne, oder so offene Charaktere wie Anonyme u. s. f. — wenn nun derlei Subjekte, und zwar vor einem so wohlunterrichteten Gerichtshof wie dem Publikum, eine solche Eigentümlichkeit beurteilen, so muß selbstverständlich herauskommen, — ja, was herausgekommen ist und was mir nur für das kleine Volk leid thut, das durch ein solches Verhalten als Volk wirklich lächerlich gemacht wird.

Aber selbst wenn der eine oder andere doch ungleich besser Unterrichtete etwas von mir und meiner Aufgabe zu sagen unternimmt, so führt es eigentlich zu nichts weiter als daß er, nach einem flüchtigen Blick auf das Meine, nun sofort den einen oder andern Früheren findet, der mir entsprechen soll.

Auf diese Weise wird doch nie etwas erreicht. Auf was ein

Menſch mit meiner Muße, meinem Fleiße, meinen Kräften, meiner Bildung (die mir ja Biſchof Mynſter ſchwarz auf weiß teſtiert hat) nicht bloß 14 Jahre, ſondern im Grunde ſein ganzes Leben verwendet hat, wofür er einzig gelebt und gewebt hat: daß es, um dies würdigen zu können, nur des flüchtigen Blicks des einen oder andern Pfarrers, gar eines Profeſſors, bedürfen ſollte, das iſt doch eine Thorheit. Und daß etwas, was ſo unverkennbar eigentümlich geweſen iſt, daß es ſofort den Stempel „der Einzelne — ich bin nicht Chriſt“ bekommen hat, was in den 1800 Jahren der Chriſtenheit ganz gewiß nicht vorkam, wo alles den Stempel trägt „Gemeinde, Geſellſchaft — ich bin ein wahrer Chriſt“: daß dann der eine oder andere Pfarrer, gar ein Profeſſor, ſofort eine Analogie dazu finden ſollte, das iſt auch eine Thorheit; ein umſichtigeres Nachſehen würde gerade entdecken, daß es eine Unmöglichkeit iſt. Allein man hält es nicht einmal der Mühe wert; man wirft lieber einen flüchtigen Blick auf meine Sache und einen ebenſo flüchtigen auf das Frühere, und dann hat man ſofort Analogien genug für das Meine, was das Publikum ſtracks verſtehen kann.

Gleichwohl iſt es, wie ich ſage: es giebt in den 1800 Jahren der Chriſtenheit gar nichts Entſprechendes, nichts Analoges zu meiner Aufgabe; ſie findet ſich in der „Chriſtenheit“ zum erſtenmal.

Das weiß ich, weiß auch, was es gekoſtet hat, was ich gelitten habe; — was man doch mit einem einzigen Wort ausdrücken kann: daß ich nie war, wie die andern. O, in den Tagen der Jugend von allen Qualen die ſchrecklichſte, einſchneidendſte: nicht zu ſein wie andere; nie einen Tag zu leben ohne die ſchmerzliche Erinnerung, daß man nicht iſt wie andere; nie in der Schar, in der Jugend Luſt und Freude mitlaufen, nie frei ſich hingeben zu können; immer, ſobald man einen Verſuch gemacht, ſchmerzlich an die Kette erinnert zu werden, an ſeine iſolierende Beſonderheit, die zum Verzweifeln ſchmerzlich einen von allem trennt, was menſchliches Leben, Munterkeit und Freude heißt! Freilich kann man durch die fürchterlichſten Anſtrengungen zu verdecken ſuchen, was man in dieſem Alter als eine Schande empfindet: daß man nicht iſt wie die andern; es kann vielleicht bis zu einem gewiſſen Grade auch gelingen: allein die Qual iſt doch im Herzen; und es glückt doch nur bis zu einem gewiſſen Grad, ſo daß eine einzige Unvorſichtigkeit ſich fürchterlich rächen kann.

Mit den Jahren verwindet man freilich dieſen Schmerz mehr und mehr; denn ſowie man mehr und mehr Geiſt wird, hat es

nichts ſchmerzliches mehr, nicht zu ſein wie andere; Geiſt iſt ja gerade: nicht zu ſein wie andere.

Und dann kommt vielleicht endlich ein Augenblick, wo die Macht, die einen einſt — ja, ſo ſchien es mitunter — ſo faſt mißhandelt hat, ſich erklärt und ſagt: „Haſt du dich über etwas zu beklagen? Meinteſt du dich im Vergleich mit dem, was für andere Menſchen gethan wird, benachteiligt? da ich — aus Liebe — dir ſogar deine Kindheit, deine frühere und ſpätere Jugend, habe verbittern müſſen! Däuchte es dich, ich habe dich mit dem, was du ſtatt deſſen bekamſt, betrogen?“ Und darauf kann die Antwort dann nur lauten: „Nein, nein, unendliche Liebe“, während doch gewiß die Mehrzahl der Menſchen ſich höchlichſt für das bedanken wollte, was ich auf ſo qualvolle Weiſe geworden bin.

In ſolchen Qualen, wie den meinen, wird nämlich ein Menſch dazu erzogen, daß er es tragen kann, ein Opfer zu ſein; und die unendliche Gnade, die mir erwieſen wurde und noch wird, iſt, daß ich dazu auserſehen bin, das Opfer zu ſein — dazu auserſehen, ja, und dann noch eins: daß ich unter dem gemeinſamen Einfluß der Allmacht und der Liebe ſo weit entwickelt worden bin, um daran feſthalten zu können, daß eben dies die höchſte Gnade iſt, die der Gott der Liebe einem erweiſen kann, die er darum nur den Lieblingen erweiſt.

Mein lieber Leſer, du ſiehſt, es geht nicht auf den Profit aus; das kommt erſt nach meinem Tode, wenn die vereideten Erwerbsleute auch mein Leben als Erwerbsquelle in der Pökeltonne anlegen werden.

Das Chriſtentum liegt ſo hoch, daß ſich alle Profanen (procul, o procul este profani) für die Gnade, wie es dieſe verſteht, am allermeiſten bedanken werden. Die Lügenpfaffen oder die Pfaffen verwandeln die Gnade in Ablaß. Die Gnade beſteht ihnen darin, daß der Menſch, ganz direkt, Profit von Gott und der Pfaffe Profit von den Menſchen hat, denen er dies einbildet, die er mit Chriſti Wort einlädt: „Kommet her zu mir alle!“ Ja, gewiß ergeht die Einladung an alle; allein wenn es drauf und dran kommt und es bei dem verbleiben ſoll, wozu Chriſtus ſie einladet (in der Nachfolge ein Opfer zu werden), wenn dies alſo nicht in etwas umgewandelt wird, das allen gefällt: ſo wird es ſich wie zur Zeit Chriſti zeigen, daß ſich hiefür alle am meiſten bedanken und daß nur ganz ausnahmsweiſe ein ganz ſeltener Einzelner der Einladung folgt, und von dieſen Einzelnen wiederum nur ein ganz Einzelner

der Einladung so folgt, daß er es als unendliche, unbeschreibliche Gnade gegen ihn festhält, geopfert zu werden. Eine unbeschreibliche Gnade; denn dies ist die einzige Art und Weise, wie Gott einen Menschen lieben und von einem Menschen geliebt werden kann; aber es ist ja eine unendliche Gnade, daß Gott das will und erlaubt. So muß es also dreingehen [?], daß vorsichtshalber, um alles Profane fern zu halten, die Mittelbestimmung angebracht ist, daß man ein Opfer wird. Und es wäre auch fast ekelhaft, niederdrückend, beengend, beklemmend, wenn es, um von Gott geliebt zu sein und ihn lieben zu dürfen, der geistlosen, brutalen Zulage bedürfte, daß man hievon Profit hätte!

Du gemeiner Mann! Das Christentum des Neuen Testaments ist etwas unendlich Hohes, aber wohlgemerkt nicht in dem Sinn, daß der Menschen ungleiche Begabung u. drgl. hiebei etwas ausmachen würde. Nein, es ist für alle. Jedem, unbedingt jedem ist dieses unendlich Hohe zugänglich — wenn er unbedingt will, unbedingt sich selbst hassen, unbedingt sich in alles finden, unbedingt alles leiden will — und das kann ja jeder, wenn er will.

Du gemeiner Mann! Ich habe mein Leben nicht von deinem abgesondert; du weißt es, ich habe auf der Straße gelebt, von allen gekannt; sodann habe ich es nicht zu etwas gebracht, habe keinen Standesegoismus zu vertreten. Wenn ich also jemand zugehöre, so müßte ich zu dir gehören, du gemeiner Mann, der du doch einst, von einem, der in deinem Solde stand und den Volksfreund spielte, dich verführen und willig finden ließest, mich und mein Dasein lächerlich zu finden. Und doch hattest du am allerwenigsten Grund zur Ungeduld oder zum Undank gegen mich, viel weniger als die Vornehmen, die es mir eher verargen konnten, daß ich mich ihnen nicht entschieden angeschlossen, nur eine lose Verbindung mit ihnen unterhalten habe.

Du Mann aus dem Volke! Ich mache vor dir kein Hehl daraus, daß Christ zu sein nach meinen Begriffen etwas so unendlich Hohes ist, daß es (dies wird uns durch Christi Leben bestätigt, wenn wir nur auf seine Zeit sehen; dies wird ebenso durch seine Verkündigung angedeutet, wenn wir's nur genau damit nehmen) beständig nur einzelne sind, die soweit kommen: dennoch ist es für alle möglich. Um Eines aber beschwöre ich dich um Gottes im Himmel willen und bei allem, was heilig ist: fliehe die Pfarrer, fliehe sie, diese Abscheulichen, die es zu ihrem Gewerbe machen, daß

ſie dich auf wahres Chriſtentum auch nicht einmal aufmerkſam werden laſſen, um dich ſo, in Galimathias und Sinnestäuſchung befangen, zu einem wahren Chriſten nach ihrem Sinn, zu einem zahlenden Mitglied der Staatskirche, Volkskirche u. ſ. f. zu machen. Fliehe ſie; aber achte darauf, willig und prompt ihnen an Geld zu zahlen, was ſie haben ſollen. Wen man verachtet, gegen den darf man um keinen Preis Geldrückſtände ſich zu Schulden kommen laſſen; es möchte ſonſt etwa heißen, man fliehe ſie, um nicht zahlen zu müſſen. Nein, bezahle ſie doppelt, um zu zeigen, wie ganz anders du denkſt: daß, was ſie beſchäftigt, das Geld, dich gar nicht beſchäftigt, und daß dagegen, was ſie nicht beſchäftigt, das Chriſtentum, dich unendlich beſchäftigt.

7.

Kleinigkeiten.

[Auf dem Konzept:] den 2. Auguſt.

Pfaffengottesdienſt.

Nimm ein ganz willkürliches Beiſpiel, um die Wahrheit deſto deutlicher zu ſehen!

Nehmen wir an, es ſei Gottes Wille, wir Menſchen ſollen nicht in den Tiergarten fahren.

Hierauf könnte ſich „der Menſch“ natürlich nicht einlaſſen. Was würde ſo geſchehen? Es würden „die Pfarrer“ ausfindig machen, wenn man z. B. den vierſitzigen Jagdwagen weihe und das Zeichen des Kreuzes über die Pferde mache, ſo würde eine Partie in den Tiergarten Gott wohlgefällig.

Das hätte alſo zur Folge, daß man nach wie vor genau ebenſo oft in den Tiergarten fahren würde, nur daß die Partie etwas teurer geworden wäre, für Standesperſonen vielleicht 5 Thaler mehr koſtete, 5 Thaler dem Pfarrer und 40 Pfg. in die Armenkaſſe. Dafür hätten die Ausflüge aber auch den Reiz, zugleich Gottesdienſt zu ſein.

Vielleicht kämen die Pfarrer auch darauf, ſelbſt die Pferde und Wagen zu vermieten, ſo daß man zu einer Partie in den Tiergarten, um richtig gottgefällig zu ſein, den Wagen bei den Pfarrern mieten, vielleicht auch einen Pfarrer mitnehmen müßte; vielleicht

gar — um die Fahrt Gott ganz besonders wohlgefällig zu machen — müßte ein Pfarrer Kutscher sein; und um vielleicht Gottes aller-allerhöchstes Wohlgefallen zu finden, müßte ein Bischof als Kutscher auf den Bock. Dieses aller-allerhöchste Maximum von Wohlgefallen Gottes zu erwerben, würde aber so hoch zu stehen kommen, daß diese Art Gottesdienst nur denen vorbehalten bliebe, welchen nach dem vervollkommneten Christentum (denn das Neue Testament sieht die Sache bekanntlich anders an) auch allein vergönnt ist, Gott vollkommen wohlzugefallen: den Millionären.

* * *

Der Pfarrer — der Schauspieler.

Der Schauspieler ist ein ehrlicher Mann, der einfach sagt: ich bin Schauspieler.

Dies zu sagen, dazu hat sich nie ein Pfarrer bringen lassen, um keinen, keinen Preis.

Nein, „der Pfarrer", er ist ja das gerade Gegenteil von einem Schauspieler, er, der sogar ganz uninteressiert (da er weiß, es geht ihn nicht an) die Frage aufwirft und beantwortet, ob ein Schauspieler in christlicher Erde begraben werden kann. Es fällt ihm gar nicht ein — Meisterstück der Bühnenkunst, wenn es nicht Dummheit ist! — daß er allerdings in der Beantwortung dieser Frage mitinteressiert ist; denn selbst wenn die Frage zu Gunsten des Schauspielers entschieden würde, so bliebe doch immer der Zweifel: ob es zu verantworten ist, daß der Pfarrer in christlicher Erde begraben wird.

* * *

„Der Pfarrer" als Ofenschirm.*)

Wie einer in der Geschäftswelt einen Kompagnon hat fast als fingierte Größe, nur so pro forma — aber, sobald davon die Rede ist, daß man vielleicht etwas uneigennützig, etwas schonend, nicht allzu egoistisch handeln sollte, ja so heißt es: „mein guter Mann, seien Sie versichert, ich für meinen Teil, ich würde mit Vergnügen Ihnen zu Dienst sein, denn ich habe ein weiches Herz; allein mein Kompagnon, der wird nicht darauf eingehen, daran ist gar nicht zu denken." Das Ganze ist natürlich nur Gaunerei, darauf ein-

*) [Wörtlich: Skjermbræt = Schirmbrett.]

gerichtet, so hartherzig, so krämermäßig als möglich sein zu können und doch zugleich etwas ganz anderes zu scheinen . . . wenn man nur den Kompagnon nicht hätte.

Wie man im praktischen Leben eine Gattin hat — und wenn dann ein Fall eintritt, wo es sich gehörte, daß man etwas mutig, beherzt handelte, so sagt man; „ja, meine Freunde, seid überzeugt, was mich betrifft, ich habe das Herz auf dem rechten Fleck und wollte schon; aber meine Frau, da ist an derlei gar nicht zu denken". Natürlich ist das Ganze eine Gaunerei, womit man eine Memme sein und den Vorteil davon im Leben haben und zugleich ein beherzter Kerl sein will . . . wenn man nur nicht so unglücklich wäre, die Frau zu haben.

So ist „der Pfarrer" dafür da, die Heuchelei der Gesellschaft zu decken. „Wir haben keine Verantwortung, wir sind Laien; wir halten uns an den Pfarrer, der ja vereidigt ist." Oder: „es steht uns nicht zu, den Pfarrer zu beurteilen; wir haben uns an das zu halten, was er sagt, er, der Gottesmann, der eidlich auf das Neue Testament verpflichtet ist". Oder: „wir wären schon willig, allem zu entsagen, wenn es gefordert würde; ob es aber gefordert wird, dürfen wir nicht entscheiden wollen; wir sind nur Laien, der Pfarrer ist die Autorität, der wir uns nicht entziehen dürfen, und er sagt: das ist eine Uebertreibung" u. s. f.

Alle „Menschenklugheit" geht auf das eine aus: ohne Verantwortung leben zu können. Der Pfarrer sollte für die Gesellschaft die Bedeutung haben, daß er alles thäte, um jeden Menschen für jede Stunde, die er lebt, und auch für das Geringste, das er sich vornimmt, ewig verantwortlich zu machen; denn das ist Christentum. In Wahrheit aber ist seine Bedeutung für die Gesellschaft die: daß er ihre Heuchelei deckt, indem die Gesellschaft die Verantwortung von sich ab auf „den Pfarrer" schiebt.

* * *

Heidentum — der „Christenheit" Christentum.

Die beiden unterscheiden sich etwa wie der Schnaps, den ein Trinker ohne weiteres trinkt, und der, den er — zur Belohnung für seine Enthaltsamkeit trinkt: das letztere ist unendlich schlimmer als das erste, denn es ist Raffinement; das erste ist, ehrlich, Unenthaltsamkeit, das letztere ist, raffiniert, zugleich Enthaltsamkeit.

* * *

Entsetzliche Proportionen!

Das Verhältnis ist nicht das, daß auf jeden Einzelnen, der in Wahrheit die Wahrheit gewollt hat (woraus folgte, daß er ein Opfer wurde), im Leben 100,000 Sinnliche, Weltlichgesinnte, Mittelmäßige kommen. Nein, jedem Einzelnen, der wahrhaft die Wahrheit gewollt hat, entsprechen — schauerlich! — 1000 Pfarrer, die mit Familie sich davon nähren, daß sie die ungeheure Masse Sinnlicher, Leichtsinniger, Weltlichgesinnter, Mittelmäßiger daran hindern, einen tieferen Eindruck von jenem zu gewinnen, der wahrhaft die Wahrheit wollte.

* * *

Herzlichkeit — Herzlosigkeit.

Leute, die selbst das Herz im Halse, auf den Lippen, in den Hosen, kurz überall, nur nicht am rechten Fleck haben, nehmen sich natürlich heraus, den, gerade den der Herzlosigkeit zu zeihen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Nachdem sie nämlich sein Herz überall an den ihnen bekannten Stellen vergeblich gesucht haben, sind sie davon überzeugt, daß er kein Herz hat; er hat es nämlich auf dem rechten Fleck, und dort zu suchen fällt ihnen nicht ein.

* * *

Die raffinierte Niedertracht

sieht man in gewisser Beziehung in der Welt nicht; just das setzt ihr mit die Krone auf, daß sie wie das gerade Gegenteil aussieht.

Was man in der Welt als abscheulich, niederträchtig zu sehen bekommt und als solches gebrandmarkt findet, kann schon fürchterlich genug sein; allein es ist entfernt noch nichts gegen das Raffinierte, das — raffiniert — für das gerade Gegenteil von niederträchtig gilt. Es ist hiermit wie mit den sogenannten himmelschreienden Sünden; die am lautesten zum Himmel schreiende Sünde ist just die, welche — raffiniert — sich den Schein der Heiligkeit zu geben weiß, so daß man also von ihr am allerwenigsten sagen kann, sie schreie zum Himmel, wiewohl sie das in anderer Hinsicht doch thut, sie, die gerade durch die Lautlosigkeit der Heuchelei himmelschreiender ist als alles, was zum Himmel schreit.

Laß mich ein Beispiel dichten.

In einer Stadt lebt ein Fremder; er besitzt nur ein Stück Papiergeld, das aber einen sehr großen Betrag repräsentiert. Doch niemand in der Stadt kennt das Papier, so daß es für sie — Null ist und ihm für das Papier natürlich niemand etwas geben will.

Da kommt eines Tages ein Mann, ein Fremder etwa, der das Papier sehr gut kennt, und sagt zu ihm: „Ich bin Ihr Freund, ich will Ihnen, wie es sich für einen Freund gehört, aus Ihrer Verlegenheit helfen, ich biete Ihnen" — und nun bietet er ihm die Hälfte vom Wert. Sieh, das ist raffiniert! Es soll wie Freundschaft und Herzlichkeit aussehen, die von den Leuten jener Stadt bewundert und gerühmt werden muß, und zur selben Zeit will er ihn um 50 Prozent betrügen. Das sieht man aber nicht, jene Leute können es ja nicht sehen, sie sehen im Gegenteil die ganz ungewöhnliche Hochherzigkeit u. dergl.

So in Geldsachen, so auch in geistigen Dingen.

Es kann einer zu seinen Zeitgenossen so gestellt sein, daß sich keiner, so viele ihrer auch sind, eine Vorstellung von ihm machen kann, von seinem Wert, seiner Bedeutung. Wenn sie alle seine Person und Bedeutung für nichts ansehen, so ist selbstverständlich hieran nichts, worüber man sich aufhalten könnte.

Nun kommt ein Mann zu ihm, der seinen wirklichen Wert kennt, und sagt zu ihm: „Ich bin Ihr Freund ich will für Sie Zeugnis geben" — und dann giebt er ihm öffentlich nur die Hälfte der Anerkennung, die ihm, wie er wohl weiß, zukommt. Das ist raffiniert, ist darauf berechnet, in den Augen der Mitlebenden für Uneigennützigkeit von höchst seltener Aufopferung, für seltene Kühnheit und Begeisterung zu gelten, die dem Verkannten Recht widerfahren ließ, und sich doch möglichst wenig auszusetzen; und das bringt dem Verkannten den größtmöglichen Schaden: es schafft ihm eine neue Schwierigkeit, die noch größer ist als seine gänzliche Verkennung, nämlich eine halbe Anerkennung. Aber dies sieht man nicht; die Mitlebenden können an dieser Raffiniertheit ja nicht weiter sehen als die edle, uneigennützige, mutige Begeisterung.

* * *

[Auf dem Konzept zu diesem und den folgenden Stücken]: 7. Juli 1855.

„Es ist [nur] wegen des Nachfolgers."

Vielleicht thue ich den Pfarrern doch unrecht. Freilich, wenn man sieht, wie entschieden sie auf ihrem Recht bestehen, jede ihnen

zukommende Mark fordern, wie etwa Juriſten keinen Schritt thun, ohne ſich dafür bezahlen zu laſſen: ſo iſt man verſucht, ihren Verſicherungen, das Irdiſche beſchäftige ſie gar nicht, guten Tag zu ſagen.

Vielleicht aber liegt der Fehler an mir ſelbſt, daß ich, unpraktiſch, wie ich bin, etwas überſehen habe, das die Sache völlig verändert. So wenn Biſchof Martenſen beantragt, daß er ſtatt 300 künftig 600 Zentner Gerſte erhalte, ſo wird von mir vielleicht etwas überſehen: daß er es nämlich nicht thut, als beſchäftigte einen ſo heiligen Mann ſo was Irdiſches, daß ſeine Heiligkeit dies vielmehr — um des Nachfolgers willen, alſo aus Pflichtgefühl gegen den Nachfolger thut, der dann dasſelbe wieder — um des Nachfolgers willen thut. Ja, das iſt etwas anderes! So iſt es ja ſogar eine edle That — um des Nachfolgers willen!

Nun verſtehe ich Biſchof Martenſen und finde ſeinen Antrag im Einklang mit dem, was ich aus ſeinem eigenen Munde weiß — was alſo gewiß iſt — und worein ich andere einzuweihen mich nicht ſcheue, da es zu ſeiner Verherrlichung dient: daß es nämlich einzig und allein Pflichtgefühl war, was ihn zur Annahme ſeiner Wahl als Biſchof beſtimmte. Wahrlich, gerade eines ſolchen Mannes bedurften wir für den Biſchofsſtuhl auf Seeland — das iſt gewiß.

Alſo es geſchieht um des Nachfolgers willen, einzig und allein um des Nachfolgers willen, aus Pflichtgefühl gegen den Nachfolger, ſo daß z. B. Biſchof Martenſen, wenn er die Aenderung erlebte, daß es keinen Nachfolger mehr gäbe, ſeinen Antrag ſofort fallen ließe oder, im Fall er ſchon verwilligt wäre, ſofort auf die 300 Zentner Gerſte verzichten würde — denn er hatte den betreffenden Antrag ja nicht ſeinetwegen geſtellt, durchaus nicht, ſondern um des Nachfolgers willen. Oder wenn ein Kultusminiſter in Anbetracht, daß es ja einzig und allein dem Nachfolger galt, die Verwilligung der 600 Zentner Gerſte beſchlöße, doch mit der Beſtimmung, daß die 300 Zentner ſtändig für den Nachfolger zurückgelegt werden ſollten (dem ſie ja allein gelten), oder daß die Zulage (300 Zentner) erſt mit dem Eintritt des Nachfolgers in Kraft treten dürfte: ſo würde es Biſchof Martenſen dieſem Kultusminiſter Dank wiſſen, der dazu behilflich war, vom Biſchof jeden etwaigen Verdacht fern zu halten, als könnte er den Antrag wegen der 600 Zentner vielleicht doch auch vielleicht „zugleich“ um ſeinetwillen geſtellt haben, ja, als wäre er ſehr wohl befriedigt geweſen, wenn nur ihm die Aufbeſſerung geſichert würde, es möchte dann dem Nachfolger ſpäter ergehen, wie es wollte.

* * *

Konvent-Bier.

In Betreff der Konvent-Präſtationen war ich ſo glücklich — eine mir liebe Erinnerung! — mit dem verſtorbenen Biſchof Mynſter vollkommen einig zu ſein. Auch er ſah dieſe „Leiſtungen“ für Dünnbier an; und es gewährte mir wirklich eine gewiſſe Befriedigung, als ich erſt kürzlich ganz zufällig in einem Buche darauf ſtieß, was ich bisher nicht gewußt hatte, daß Dünnbier Konventbier heißt. Lebte Biſchof Mynſter noch und hätte er nicht bereits davon gewußt, ſo hätte es ihn gefreut, dies zu erfahren.

* * *

Die höhere Weisheit, welche darin liegt, einen Vorgänger und einen Nachfolger zu haben.

Die vor uns waren Sünder nur; doch wir, die Frommen,
Erjagen irdiſch Gut — für die, die nach uns kommen.

Auf dieſe Weiſe geht man mit Hilfe eines Vorgängers und eines Nachfolgers vergnügt durch's Leben und iſt zugleich Wahrheitszeuge. Gott helfe einem, der keinen Vorgänger und keinen Nachfolger hat; für ihn wird das Leben in Wahrheit, was es nach dem Willen des Chriſtentums ſein ſoll: ein Examen, wo man nicht betrügen kann.

Gottes Unveränderlichkeit.

Eine Rede

von

S. Kierkegaard.

Dem Andenken

meines verewigten Vaters

Michael Pedersen Kierkegaard,

weiland Wollwarenhändlers hier in der Stadt,

gewidmet.

Im August 1855.

Vorwort!

Dieſe Rede wurde am 18. Mai 1851 in der Citadellenkirche gehalten. Der Text iſt der erſte, den ich benützt habe; ſpäter wurde er des öfteren wiederaufgenommen; nun kehre ich wieder zu ihm zurück.

Den 5. Mai 1854.

S. K.

Gebet.

Du Unveränderlicher, den nichts verändert! Du in Liebe Unveränderlicher, der du, gerade zu unserem Besten, dich nicht verändern lässest: o daß auch wir unser eigenes Wohl wollen möchten, durch deine Unveränderlichkeit uns dazu erziehen lassen möchten, in unbedingtem Gehorsam Ruhe zu finden und zu ruhen in deiner Unveränderlichkeit. Nicht bist du wie ein Mensch; um sich nur einige Unveränderlichkeit zu bewahren, darf er nicht zu viel haben, das ihn bewegen kann, und nicht zu viel sich bewegen lassen. Dich dagegen bewegt, und das in unendlicher Liebe, alles; was auch wir Menschen unbedeutend nennen, woran wir unbewegt vorübergehen, des Sperlings Mangel, er bewegt dich; was wir so oft kaum beachten, ein menschlicher Seufzer, er bewegt dich, unendliche Liebe; aber nichts verändert dich, den Unveränderlichen! O, der du in unendlicher Liebe dich bewegen lässest, laß dich auch durch diese unsere Bitte bewegen, sie zu segnen, so daß die Bitte uns, die Betenden, in Uebereinstimmung bringe mit deinem unveränderlichen Willen, mit dir, dem Unveränderlichen!

Jakobi 1, Vers 17—21.

Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsternis. Er hat uns gezeuget nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit, auf daß wir wären Erstlinge seiner Kreaturen. Darum, liebe Brüder, ein jeder Mensch sei schnell, zu hören; langsam aber, zu reden, und langsam zum Zorn. Denn des

Menſchen Zorn thut nicht, was vor Gott recht iſt. Darum ſo leget ab alle Unſauberkeit und alle Bosheit, und nehmet das Wort an mit Sanftmut, das in euch gepflanzet iſt, welches kann eure Seelen ſelig machen.

M. Z., du haſt den Text verleſen hören. Wie nahe liegt nun nicht der Gedanke an den Gegenſatz: die Veränderlichkeit der zeitlichen, der irdiſchen Dinge, und die Veränderlichkeit der Menſchen! an das Niederdrückende, Empörende, daß alles veränderlich iſt, daß die Menſchen veränderlich ſind, du, mein Zuhörer, und ich! an das Traurige, daß die Veränderung ſo oft Rückgang iſt! an den ärmlichen Troſt, der aber doch ein Troſt iſt, daß dann dem Veränderlichen noch eine Veränderung bleibt, die, daß es ein Ende nimmt!

Doch wollten wir, zumal in dieſer geiſtigen Verſtimmung, ſo reden, alſo nicht im Ernſte reden, wie man über die Vergänglichkeit, über die „menſchliche Unbeſtändigkeit“ redet, ſo hielten wir uns nicht nur nicht an den Text, nein, wir verließen, ja änderten ihn. Denn im Text iſt vom Gegenteil die Rede, von Gottes Unveränderlichkeit. Der Text iſt eitel Friede und Freude; wie auf Bergeshöhen, wo das Schweigen wohnt, ſo iſt des Apoſtels Rede erhoben über alle Veränderlichkeit des Erdenlebens; er redet von Gottes Unveränderlichkeit, von nichts anderem. Von einem „Vater des Lichts“, der droben wohnt, wo kein Wechſel hinkommt, auch nicht ein Schatten davon. Von „guten und vollkommenen Gaben“, die von oben herabkommen, herab von dieſem Vater, der, als Vater „der Lichter“ oder des Lichts, ſich unendlich zu ſichern weiß, daß auch wirklich Gutes und Vollkommenes von ihm herabkommt, und als „Vater“ nichts lieber will, auf nichts anderes bedacht iſt, als darauf, unverändert gute und vollkommene Gaben zu ſenden. Und darum, liebe Brüder, ſei jeder Menſch „ſchnell zum Hören“, d. h. nicht nach dem und jenem, ſondern aufwärts, denn da oben erfährt man immer nur gute Neuigkeiten; „langſam zu reden“, denn das Geſchwätz, worein wir Menſchen beſonders in dieſer Beziehung und beſonders raſch verfallen, es kann ſehr oft nur dazu dienen, die guten und vollkommenen Gaben weniger gut und vollkommen zu machen; „langſam zum Zorn“, daß wir denn nicht, wenn die Gaben uns nicht gut und vollkommen dünken, zornig werden und bewirken, daß das Gute und Vollkommene, das zu unſerem Heil beſtimmt war, durch unſre eigene Schuld uns zum Verderben wird, — das iſt's, was eines Menſchen

Zorn auszurichten vermag, und „des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist“. „Darum leget ab alle Unsauberkeit und alle Bosheit“, wie man sein Haus reinigt und schmückt und selbst in Festesschmuck feierlich den Besuch erwartet: daß wir so die guten und vollkommenen Gaben würdig empfangen mögen. „Und nehmet das Wort an mit Sanftmut, das in euch gepflanzt ist, welches kann eure Seelen selig machen.“ Mit Sanftmut! Wahrlich, redete nicht der Apostel, und kommen wir nicht sofort dem Gebote nach, „langsam zu reden, langsam zum Zorn“ zu sein, so möchten wir wohl sagen: das sei eine sonderbare Rede. Sind wir denn solche Thoren, daß man uns zur Sanftmut gegen einen mahnen muß, der nur unser Bestes will? Das ist ja wie ein Spott auf uns, da von „Sanftmut“ zu reden. Denn sieh, wenn einer aus Unart mich schlagen wollte und ein anderer, der dabeistünde, sagte: „laß dir's in Sanftmut gefallen“, so wäre das zu verstehen. Denk' dir aber das freundlichste Wesen, die Liebe selbst: sie hat eine Gabe ausgesucht, bestimmt für mich; und die Gabe ist gut und vollkommen, ja, wie die Liebe selbst; sie kommt und will mir diese Gabe schenken — und dann steht ein anderer Mensch dabei und sagt mahnend zu mir: „nun will ich sehen, daß du dich mit Sanftmut darein findest“. Und doch ist es so mit uns Menschen. Ein Heide, und nur ein Mensch, der einfältige Weise des Altertums, klagt, er habe es oft erfahren: wenn er einem Menschen die eine oder andere Thorheit habe nehmen wollen, um ihm ein besseres Wissen beizubringen, ihm also eine Wohlthat zu erzeigen, da habe der andere so zornig auf ihn werden können, daß er ihn, wie der Einfältige in scherzendem Ernste sagt, gerne gebissen hätte. Ach, und was hat Gott in den 6000 Jahren nicht erfahren müssen, was erfährt er nicht Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend mit jedem einzelnen dieser Millionen von Menschen! Wir werden mitunter am ärgerlichsten, wenn er uns am meisten wohlthun will. Ja, wenn wir Menschen wirklich unser eigenes Wohl kennten und im tiefsten und wahrsten Sinne unser eigenes Wohl wollten, so bedürfte es keiner Mahnung zur Sanftmut in dieser Hinsicht. Allein wir Menschen (wer hat es nicht schon an sich selbst erfahren!), wir sind doch Gott gegenüber wie Kinder. Und darum bedarf es der Mahnung zur Sanftmut, wenn wir doch nur das Gute und das Vollkommene empfangen sollen — so sehr ist der Apostel überzeugt, daß nur gute und vollkommene Gaben von ihm, dem Unveränderlichen, herabkommen.

Die Gesichtspunkte sind verschieden! Der bloße Mensch (wie

wir's ja im Heidentum ſehen) redet weniger von Gott und hat überwiegend die Neigung, traurig nur von der Veränderlichkeit der menſchlichen Dinge reden zu wollen; der Apoſtel will einzig und allein von der Unveränderlichkeit Gottes reden. So iſt's beim Apoſtel. Für ihn iſt der Gedanke an Gottes Unveränderlichkeit einzig und allein eitel Troſt, Friede, Freude, Seligkeit. Und das iſt auch ewig wahr. Vergeſſen wir es aber nicht: daß es dem Apoſtel ſo iſt, liegt darin, daß der Apoſtel der Apoſtel iſt; daß er ſchon längſt in unbedingtem Gehorſam ſich der Unveränderlichkeit Gottes ganz ergeben hatte; daß er nicht am Anfang, ſondern eher am Ende des Weges, des ſchmalen, aber auch des guten Weges ſtand, den er auf alles verzichtend gewählt und unverändert eingehalten hatte, ohne zurückzuſehen, mit immer ſtärkeren Schritten der Ewigkeit zueilend. Bei uns dagegen, die wir nur erſt Anfänger und in der Erziehung ſind, bei uns muß die Unveränderlichkeit Gottes auch eine andere Seite haben, von der ſie zu betrachten iſt; und vergeſſen wir dieſe, ſo laufen wir leicht Gefahr, die Gehobenheit des Apoſtels eitel zu nehmen.

So wollen wir denn, womöglich in Schrecken und zur Beruhigung, reden von dir, dem Unveränderlichen, oder von deiner Unveränderlichkeit.

Gott iſt unveränderlich. Allmächtig ſchuf er dieſe ſichtbare Welt — und machte ſich unſichtbar; er legte ſich die ſichtbare Welt um wie ein Gewand, er verändert ſie, wie man ein Gewand verändert — ſelbſt unverändert. So in der ſinnlichen Welt. In der Welt des Geſchehens iſt er überall zur Stelle, in jedem Augenblick. In viel weiterem Sinne als die wachſamſte menſchliche Gerechtigkeit, die „nirgends fehlende", iſt er, von keinem Sterblichen je geſehen, allgegenwärtig, überall zur Stelle, beim Geringſten und beim Größten; bei dem, was nur uneigentlich eine Begebenheit heißen kann, und bei dem, das die einzige Begebenheit iſt; wenn ein Sperling ſtirbt, und wenn der Heiland des Menſchengeſchlechts geboren wird: er hält jeden Augenblick alles Wirkliche als Möglichkeit in ſeiner allmächtigen Hand, hat in jedem Augenblick alles zur Verfügung, verändert in einem Nu alles, der Menſchen Meinungen und Urteile, menſchliche Hoheit und Niedrigkeit, er verändert alles — ſelbſt unverändert. Mag alles ſcheinbar unverändert ſein (denn es iſt nur ſcheinbar, daß das Aeußere zu gewiſſen Zeiten unveränderlich iſt; es verändert ſich ſtets), oder mag alles ſich wandeln und umkehren, ſo

bleibt er gleich unverändert, kein Wechsel berührt ihn, auch nicht der Schatten eines Wechsels; in unveränderter Klarheit ist er, der Vater des Lichts, ewig unverändert. In unveränderter Klarheit — eben darum ist er unverändert, weil er lauter Klarheit ist, eine Klarheit, die keinerlei Dunkelheit in sich hat, der auch keine Dunkelheit nahen kann. Mit uns Menschen ist es nicht so, wir sind nicht in dieser Weise Klarheit, und eben darum sind wir veränderlich: bald wird etwas lichter in uns, bald etwas dunkel, und wir werden verändert; jetzt giebt es einen Wechsel außen um uns, und der Schatten des Wechsels gleitet verändernd über uns hin, dann fällt wieder von der Umgebung eine verändernde Beleuchtung auf uns, indem wir selbst unter all dem wieder in uns selbst verändert werden. Gott aber ist unveränderlich.

Dieser Gedanke ist *erschreckend, lauter Furcht und Zittern*. Gewöhnlich wird dies vielleicht weniger hervorgehoben. Man klagt über die Veränderlichkeit der Menschen und alles Zeitlichen; Gott aber ist unveränderlich: das ist der Trost, eitel Trost, sagt sogar der Leichtsinn. Ja, gewiß ist Gott unveränderlich.

Aber zuerst und zuvörderst: bist du auch im Einverständnis mit Gott? recht ernstlich darauf bedacht, aufrichtig bestrebt, zu verstehen — und darnach sollst du, Gottes ewig unveränderlichem Willen entsprechend, wie jeder Mensch, streben — willst du aufrichtig verstehen, was Gottes Wille mit dir sein kann? Oder lebst du nur so dahin, und ist dir dies nicht eingefallen? Wie schrecklich, daß er dann der ewig Unveränderliche ist! Denn mit diesem unveränderlichen Willen mußt du doch einmal, früher oder später, zusammenstoßen; mit diesem unveränderlichen Willen, der wollte, daß du dies bedenkest, weil er dein Wohl wollte; mit diesem unveränderlichen Willen, der dich dann zermalmen muß, wenn du in anderer Weise mit ihm zusammenstößest. Ist sodann dein Einverständnis mit Gott auch ein gutes? ist dein Wille, und zwar unbedingt, sein Wille? sind deine Wünsche, der eine wie der andere, sein Gebot? deine Gedanken, der erste und der letzte, seine Gedanken? Wenn nicht, wie schrecklich, daß Gott unveränderlich, ewig, ewig unveränderlich ist! Es ist schon etwas, mit einem Menschen uneins zu sein! Doch bist du vielleicht der stärkere und sagst vom andern: ja, ja, er verändert sich schon. Wenn nun aber er der stärkere ist? Doch vielleicht meinst du, es länger aushalten zu können! Wenn aber die ganze Lebenszeit daraus wird? Doch sagst du vielleicht: 70 Jahre sind ja keine Ewigkeit. Aber der ewig Unver-

änderliche — wenn du mit ihm uneins wäreſt, ſo iſt es ja eine Ewigkeit: wie ſchrecklich!

Denke dir einen Wanderer; er muß Halt machen am Fuß eines ungeheuren, unüberſteiglichen Berges. Ueber den ſoll . . . nein er ſoll nicht, aber über den will er hinüber, denn ſein Wünſchen, ſein Sehnen, ſein Begehren, ſeine Seele — die hat leichter hinüberkommen — ſie iſt ſchon drüben auf der andern Seite, und er hat nur ſelbſt noch nachzukommen. Denke dir, er würde 70 Jahre alt; doch der Berg ſteht unverändert, unüberſteiglich da. Laß ihn noch einmal 70 Jahre bleiben; aber der Berg ſteht unverändert ihm im Wege, unverändert, unüberſteiglich. So verändert er ſich vielleicht unter all dem, er ſtirbt ſeinem Sehnen, ſeinem Wünſchen, ſeinem Begehren ab, er kennt ſich kaum mehr ſelbſt: ſo trifft ihn nun ein ſpäteres Geſchlecht verändert am Fuße des Berges ſitzend, der unverändert, unüberſteiglich daſteht. Laß 1000 Jahre vergangen ſein; er, der Veränderte, er iſt längſt tot, nur eine Sage erzählt von ihm, ſie iſt das einzige, was übrig geblieben iſt — ja, und dann der Berg, er ſteht unverändert, unüberſteiglich da. Und nun der ewig Unveränderliche, vor dem 1000 Jahre wie ein Tag ſind — ach, ſelbſt das ſagt zu viel: ſie ſind vor ihm wie ein Nu, ja eigentlich ſind ſie ihm, als wären ſie für ihn gar nicht — wenn du auch nur entfernt einen anderen Weg willſt, als er dich gehen heißt: wie fürchterlich!

Wohl wahr, ob dein, ob mein, ob dieſer Tauſende und aber Tauſende Wille juſt nicht ſo ganz mit Gottes Willen in Uebereinſtimmung iſt, ſo geht es ja wohl auch, ſo gut es draußen in der Geſchäftigkeit der ſogenannten wirklichen Welt gehen kann; Gott läßt ſich ja eigentlich nichts merken, eher iſt es wohl ſo, daß ein Gerechter — wenn es einen ſolchen gäbe! — bei der Betrachtung dieſer Welt, einer Welt, die nach der Schrift im Argen liegt, darob mißmutig werden müßte, daß Gott ſich nichts merken läßt. Glaubſt du aber deshalb, Gott habe ſich verändert, oder iſt dies, daß er ſich nichts merken läßt, minder ſchrecklich, wenn es doch gewiß iſt, daß er ewig unveränderlich iſt? Mir ſcheint es nicht ſo. Bedenk' es doch und ſage dann, was das Schrecklichſte iſt. Daß der unendlich Stärkere, des Spottes endlich müde, ſich in ſeiner Kraft erhebt und den Widerſtrebenden zermalmt — das iſt ſchrecklich, und ſo wird es auch dargeſtellt, wenn es heißt, Gott laſſe ſeiner nicht ſpotten, und dann auf Zeiten hingewieſen wird, wo ſein Strafgericht ſich vernichtend über dem Geſchlecht entlud. Iſt aber dies eigentlich das Schrecklichſte? Iſt nicht das noch ſchrecklicher, daß

der unendlich Starke — ewig unveränderlich! — ganz still sitzt und, ohne eine Miene zu verziehen, fast als wäre er nicht da, den Zuschauer macht, während doch, so müßte der Gerechte wohl klagen, die Unwahrheit Fortgang und die Macht hat, Gewalt und Unrecht siegt und zwar so, daß selbst ein Besserer zu der Meinung verleitet werden kann, er müsse sich derselben Mittel etwas bedienen, wenn für die Erreichung des Guten noch einige Hoffnung sein soll; daß es ist, als wäre er zu Spott geworden, er, der unendlich Starke, der ewig Unveränderliche, der doch sich weder spotten noch verändern läßt — ist nicht das das Schrecklichste? Denn warum glaubst du wohl, ist er so still? Weil er bei sich selbst weiß, daß er ewig unveränderlich ist. Wäre einer nicht seiner selbst ewig sicher, der Unveränderliche zu sein, so könnte er sich nicht so still halten, er erhöbe sich in seiner Macht; nur der ewig Unveränderliche kann so still sitzen. Er giebt Zeit; das kann er auch, denn er hat die Ewigkeit, und ewig ist er unveränderlich; er giebt Zeit, das thut er mit Wohlbedacht — dann kommt eine Rechenschaft in der Ewigkeit, wo nichts vergessen ist, nicht ein einziges von den unziemlichen Worten, die geredet wurden; und ewig ist er unveränderlich. Doch kann es auch Barmherzigkeit sein, daß er so Zeit giebt, Zeit zur Umkehr und Besserung; aber wie fürchterlich, wenn diese Zeit nicht so benützt wird! Denn dann müßten die Thorheit und der Leichtsinn in uns eher wünschen, er möchte mit der Strafe stracks bei der Hand sein, statt daß er so Zeit giebt, sich nichts merken läßt und doch ewig unveränderlich ist. Frage einen Erzieher — und Gott gegenüber sind wir doch alle mehr oder weniger Kinder! — frage einen, der mit verirrten Menschen zu thun gehabt hat — und jedes von uns hat doch mindestens einmal sich eine Verirrung zu Schulden kommen lassen, auf länger oder kürzer, mit größeren oder kleineren Unterbrechungen —: so kannst du es dir von ihm bestätigen lassen, daß es dem Leichtsinn oder richtiger der Verhinderung des Leichtsinns — und wer dürfte sich von Leichtsinn ganz frei sprechen! — sehr dienlich ist, wenn womöglich im selben Augenblick die Strafe auf dem Fuße folgt, so daß sich in dem Leichtsinnigen mit dem Schuldgefühl immer zugleich der Gedanke an die Strafe einstellt. Ja, wären Fehltritt und Strafe so enge verbunden, daß man, wie bei einem Doppelläufer, nur auf eine Feder drücken darf und im selben Augenblick, da man nach der verbotenen Frucht greift oder den Fehltritt verschuldet, sofort auch die Strafe einträte, — wäre es so, dann, glaube ich, würde der Leichtsinn sich in acht nehmen. Je weiter aber Schuld und Strafe in der Zeit auseinander liegen

(was, recht verstanden, den Maßstab für den Ernst der Sache ausdrückt), um so verführerischer wird für den Leichtsinn der Schein, es könnte vielleicht das Ganze vergessen werden, oder die Gerechtigkeit selber verändere sich vielleicht und gewinne mit der Zeit ganz andere Anschauungen, oder es werde doch mindestens eine so lange Zeit nach der That hingehen, daß eine unveränderte Darstellung des Falls nicht mehr möglich sei. So verändert sich der Leichtsinn, und das nicht zum Bessern; so wird der Leichtsinn sicher; und wenn so der Leichtsinn sicher geworden ist, wird er immer frecher, und so geht Jahr um Jahr hin — die Strafe bleibt aus, und Vergessen greift Platz, und wieder bleibt die Strafe aus, dagegen bleiben neue Fehltritte nicht aus, und die alte Verirrung ist nun bösartiger geworden; und dann ist es vorbei; dann macht der Tod den Abschluß — und von all dem (es war nur Leichtsinn!) war ein ewig Unveränderlicher Zeuge: war es so auch Leichtsinn? — ein ewig Unveränderlicher, und er ist's, vor dem du Rechenschaft ablegen mußt. In dem Augenblick, da der Zeiger der Zeitlichkeit, der Minutenzeiger, 70 Jahre wies und der Mensch starb, in der Zeit hatte der Zeiger der Ewigkeit kaum einen merklichen Ruck gethan: in so unmittelbarer Nähe steht alles vor der Ewigkeit und vor ihm, dem Unveränderlichen!

Und darum, wer du auch bist, denke daran, wie ich's zu mir selbst sage, daß es für Gott nichts Bedeutendes und nichts Unbedeutendes giebt, daß in einem Sinn das Bedeutende für ihn unbedeutend, in anderem Sinn das Allerunbedeutendste etwas Bedeutendes ist. Ist denn dein Wille nicht in Uebereinstimmung mit dem seinigen: bedenke es, du entläufst ihm nie; danke ihm, wenn er durch Milde oder durch Strenge dich deinen Willen in Uebereinstimmung mit dem seinen bringen lehrt — fürchterlich, wenn er sich nichts merken läßt, fürchterlich, wenn es mit einem Menschen soweit kommen könnte, daß er fast darauf trotzt, Gott sei entweder nicht da, oder er habe sich verändert, oder gar nur, er sei zu groß, um von den Kleinigkeiten, wie wir sagen, Notiz zu nehmen; denn da ist er, und ewig ist er unveränderlich, und seine unendliche Größe ist gerade die, daß er auch das Geringste sieht, auch an das Geringste denkt, ja, und wenn du nicht willst wie er, daran eine Ewigkeit unverändert gedenkt!

Es liegt also für uns leichtfertige und unbeständige Menschen lauter Furcht und Zittern in diesem Gedanken an Gottes Unveränderlichkeit. O, bedenk es wohl! Mag er sich etwas merken lassen oder nicht, er ist ewig unveränderlich. Er ist ewig unveränderlich, bedenk es

wohl: haſt du bei ihm „etwas ausſtehen", er iſt unveränderlich. Vielleicht haſt du ihm etwas gelobt, durch ein heiliges Gelübde dich verpflichtet . . . im Lauf der Zeit aber haſt du dich verändert, denkſt nun ſeltener an Gott (haſt du vielleicht, weil älter, jetzt an Wichtigeres zu denken?), oder denkſt du vielleicht anders von Gott, er kümmere ſich nicht um die Kleinigkeiten deines Lebens, ſolcher Glaube ſei Kinderei: jedenfalls haſt du ſo halb und halb vergeſſen, was du ihm gelobteſt, dann auch vergeſſen, daß du's ihm gelobteſt, und dann zuletzt auch vergeſſen, vergeſſen — ja vergeſſen, daß er nichts vergißt, er, der ewig Unveränderliche, daß juſt nur ein verkehrtes, kindiſches Weſen der Aelteren meint, es ſei für Gott etwas unbedeutend, und Gott vergeſſe etwas, er, der ewig Unveränderliche!

Es wird von den Menſchen unter einander ſo oft über Veränderlichkeit geklagt; der eine klagt über den andern, er habe ſich verändert; aber auch unter den Menſchen kann es mitunter dem einen drückend werden, daß der andere ſich unverändert zeigt. Vielleicht hat einer zu einem andern von ſich ſelbſt geredet. Vielleicht war es eine etwas kindiſch tändelnde, verzeihliche Rede, die er führte, vielleicht aber war die Sache auch ernſtlicher: es hatte für das thörichte, eitle Herz einen Reiz, in hohen Tönen von ſeiner Begeiſterung, von der Beſtändigkeit ſeiner Gefühle, von ſeinem Wollen in dieſer Welt zu reden. Der andere hörte ruhig zu, er lächelte nicht einmal dazu, fiel ihm auch nicht in die Rede; er ließ ihn reden, er hörte, er ſchwieg, nur verſprach er, wie von ihm verlangt, das Geſagte nicht zu vergeſſen. Dann ging eine Zeit hin; und jener hatte das alles längſt vergeſſen; der andere aber hatte es nicht vergeſſen, — ja, nehmen wir das noch Sonderbarere an: er hatte ſich von den Gedanken, die der erſtere in der augenblicklichen Stimmung geäußert, ach, und damit gleichſam von ſich weggegeben hatte, beſtimmen laſſen, hatte in redlichem Streben ſie zur Richtſchnur für ſein Leben gemacht: wie peinlich drückend mußte jenem das unveränderliche Gedenken des andern ſein, der nur zu deutlich zeigte, daß er die Aeußerungen jenes Augenblicks bis auf's kleinſte bewahrt hatte!

Und nun der ewig Unveränderliche — und dieſes Menſchenherz! O, du Menſchenherz, was birgſt du doch nicht in deinem geheimnisvollen Kämmerlein, unbekannt für andere — das wäre nicht das Schlimmſte — aber zuweilen faſt unbekannt für den Betreffenden ſelbſt! Faſt iſt es ja, ſobald ein Menſch nur etwas zu Jahren gekommen iſt, faſt iſt es ja wie eine Grabkammer, dieſes Menſchenherz! Da liegen ſie begraben, in Vergeſſenheit begraben: Gelübde, Vor-

sätze, Entschlüsse, ganze Pläne und halbe Pläne, und Gott weiß was — ja, so reden wir Menschen, denn wir Menschen bedenken selten, was wir sagen; wir sagen: da liegt, Gott weiß, was. Und das sagen wir so halb im Leichtsinn, halb im Unmut — und dann ist es so fürchterlich wahr, dies „Gott weiß, was": er weiß es bis auf's kleinste, was du vergessen hast; er weiß, was für dein Gedächtnis sich verändert hat; das weiß er unverändert; er braucht sich dessen nicht erst zu erinnern, als läge es doch schon etwas weiter zurück; nein, er weiß es, als wäre es heute, und er weiß, ob wegen eines von diesen Wünschen, Vorsätzen, Entschlüssen, so zu sagen, zu ihm geredet worden war — und er ist ewig unverändert und ewig unveränderlich. O, kann einem das Gedächtnis eines andern Menschen zur drückenden Pein werden — nun, so ist es doch wohl nie so ganz zuverlässig, und jedenfalls kann es dann nicht eine Ewigkeit währen, ich werde diesen andern Menschen und sein Gedächtnis doch wieder los. Allein ein Allwissender, und ein ewig unveränderliches Gedächtnis, dem du somit nicht, am wenigsten in der Ewigkeit, entrinnst: wie fürchterlich! Nein, ewig unveränderlich ist vor ihm alles ewig gegenwärtig, ewig gleich gegenwärtig; kein verändernder Schatten des Morgens oder des Abends, der Jugendlichkeit oder des Alters, der Vergeßlichkeit oder der Entschuldigung verändert ihn, nein, vor ihm ist kein Schatten; sind wir, wie es heißt, Schatten, so ist er ewige Klarheit in seiner ewigen Unveränderlichkeit; sind wir Schatten, die dahin eilen — meine Seele, sieh dich wohl vor, denn du magst wollen oder nicht, so eilst du der Ewigkeit zu, zu ihm, und er ist ewige Klarheit! Darum hält er nicht nur Rechenschaft, nein, er ist die Rechenschaft; es heißt, wir Menschen sollen Rechenschaft ablegen, als bedürfte es dazu vielleicht einer langen Zeit und dann vielleicht einer endlosen Masse von Weitläufigkeiten, um die Rechnung zu Ende zu bringen: o, meine Seele, sie ist jeden Augenblick fertig; denn seine unveränderliche Klarheit ist die Rechenschaft, bis ins Kleinste fix und fertig, und aufbewahrt von ihm, dem ewig Unveränderlichen, der von dem, was ich vergaß, nichts vergessen hat, auch nicht, wie ich, etwas anders in Erinnerung hat, als es wirklich war.

So ist denn lauter Furcht und Zittern in diesem Gedanken an Gottes Unveränderlichkeit; fast ist es, als ginge es weit, weit über eines Menschen Kräfte, mit einer solchen Unveränderlichkeit zu thun zu haben, ja, als müßte dieser Gedanke einen Menschen in Angst und Unruhe stürzen bis zum Verzweifeln.

Aber dann ist es doch auch so, daß Beruhigung und Seligkeit in diesem Gedanken liegt. Es ist wirklich so. Wenn du, ermüdet von all dieser menschlichen, all dieser zeitlichen und irdischen Veränderlichkeit und Wandlung, ermüdet von deiner eigenen Unbeständigkeit dir eine Stätte wünschen möchtest, wo du dein müdes Haupt, deine müden Gedanken, deinen müden Sinn ruhen lassen könntest, um zu ruhen und auszuruhen: o in Gottes Unveränderlichkeit ist Ruhe! Lässest du dir daher diese seine Unveränderlichkeit wie er will, zum Besten, zu deinem ewigen Heile dienen; lässest du dich erziehen, so daß dein Eigenwille (und von ihm kommt eigentlich die Veränderlichkeit, noch mehr als von außen) abstirbt, je eher, je lieber — er hilft dir ja doch nicht; du mußt doch wohl oder übel dran; denk dir die vergebliche Mühe, mit einer ewigen Unveränderlichkeit, uneins sein zu wollen; sei wie das Kind, wenn es recht tief zu fühlen bekommt, daß es einen Willen sich gegenüber hat, gegen den einzig nur Gehorsam helfen kann — lässest du dich durch seine Unveränderlichkeit erziehen, so daß du der Unbeständigkeit und Unveränderlichkeit, der Laune und dem Eigensinn entsagst: so kommst du immer sicherer und seliger zur Ruhe in dieser Unveränderlichkeit Gottes. Denn der Gedanke an Gottes Unveränderlichkeit ist selig — ja, wer zweifelt daran? — achte aber nur darauf, so zu werden, daß du in dieser Unveränderlichkeit selig ruhen kannst! O, ein solcher ist wie einer, der ein glückliches Heim hat; er sagt: mein Heim ist ewig gesichert, ich ruhe in Gottes Unveränderlichkeit. Diese Ruhe kann dir niemand stören außer du selbst; könntest du ganz gehorsam werden in unverändertem Gehorsam, dann müßtest du jeden Augenblick mit derselben Notwendigkeit, womit ein schwerer Körper zur Erde fällt, oder mit derselben Notwendigkeit, womit das Leichte aufwärts zum Himmel steigt, frei ruhen in Gott.

Und laß dann im übrigen nur alles wechseln, wie es mag. Findest du deine Wirksamkeit auf einem größeren Schauplatz, so wirst du die Veränderlichkeit aller Dinge in entsprechend größerem Maßstab erfahren; auf einem kleineren Schauplatz aber, und wäre es der kleinste, wirst du doch dasselbe erfahren, vielleicht ebenso schmerzlich. Du wirst erfahren, wie die Menschen sich verändern, wie du selbst dich veränderst; mitunter wird es auch sein, als ob Gott sich veränderte, was mit zur Erziehung gehört. Hierüber, über die allgemeine Veränderlichkeit, wird ein Aelterer besser reden können als ich, während vielleicht, was ich zu sagen hätte, für die ganz Jungen etwas Neues sein möchte. Doch wollen wir dies nicht weiter aus-

führen; möge es vielmehr die Manigfaltigkeit des Lebens jedem entfalten, wie es ihm gerade bestimmt ist, damit er zu erfahren bekomme, was vor ihm alle andern erfahren haben. Mitunter wird die Veränderung so sein, daß du des Worts gedenken mußt: Veränderung macht Vergnügen — ja, unbeschreibliches! Es werden auch Zeiten kommen, da du selbst ein Wort erfindest, das die Sprache verschwiegen hat, und du sagst: Veränderung macht kein Vergnügen — wie konnte ich doch sagen: Veränderung mache Vergnügen! Wenn es so ist, so wirst du besonders veranlaßt sein (was du doch wohl auch im ersten Falle nicht vergessen wirst), ihn zu suchen, den Unveränderlichen.

M. Z. Diese Stunde ist nun bald vorbei, und auch die Rede. Wenn du nicht selbst es anders willst, so wird bald auch diese Stunde vergessen sein und auch die Rede. Und wenn du nicht selbst es anders willst, so wird bald auch der Gedanke an Gottes Unveränderlichkeit in der Veränderlichkeit vergessen sein. Doch ist er hieran doch wohl nicht Schuld, er, der Unveränderliche! Verschuldest du aber nicht selbst, ihn zu vergessen, so wirst du in diesem Gedanken für dein Leben versorgt sein, für eine Ewigkeit.

Denke dir in der Wüste einen Einsamen; fast verbrannt von der Sonnenhitze, verschmachtend findet er eine Quelle. O, welch liebliche Kühle! Nun bin ich, Gott sei gelobt, sagt er — und er fand doch nur eine Quelle; wie müßte nicht einer reden, der Gott fände! Und doch müßte auch er sagen: „Gott sei gelobt", ich fand Gott! — nun bin ich, Gott sei gelobt, versorgt. Denn deine beständige Frische, geliebte Quelle, ist keiner Veränderung unterworfen. In des Winters Kälte, wann sie den Weg auch hieher fände, wirst du nicht kälter; du behältst vielmehr genau dieselbe Frische, dein Wasser gefriert nicht! In der Mittagsglut der Sommersonne bewahrst du genau deine unveränderte Frische; dein Wasser wird nimmer lau! Und es ist nichts Unwahres an dem, was er sagt (er, der für meinen Gedanken keinen undankbaren Gegenstand für eine Lobrede wählte, eine Quelle, was jeder um so besser versteht, je besser er weiß, was Wüste und Einsamkeit bedeuten), es ist keine unwahre Uebertreibung in seiner Lobrede. Indessen sein Leben nahm eine ganz andere Wendung, als er gedacht hatte. Er verirrte sich einmal und wurde in die weite Welt hinausgerissen. Nach einer Reihe von Jahren kehrte er zurück. Sein erster Gedanke war die Quelle — sie war nicht da, sie war vertrocknet. Einen Augenblick stand er da in stummer Trauer; dann faßte er sich und sagte: nein, ich widerrufe doch nicht ein Wort, das ich zu deinem Lobe sagte;

es war alles Wahrheit. Und pries ich deine liebliche Frische, während du warest, geliebte Quelle, so laß mich sie auch jetzt preisen, nachdem du verschwunden bist, damit es wahr sei, daß Unveränderlichkeit in eines Menschen Brust wohnt. Ich kann auch nicht sagen, daß du mich betrogst; nein, hätte ich dich gefunden, so bin ich gewiß, deine Frische wäre unverändert — und mehr hattest du nicht versprochen.

Du aber, o Gott, du Unveränderlicher, du bist unverändert immer zu finden und läßt dich unverändert immer finden. Niemand reist, weder im Leben noch im Tode, so weit fort, daß du nicht zu finden bist, daß du nicht dort bist, du bist ja überall, — so giebt es keine Quellen auf Erden; die Quellen sind nur an einzelnen Orten. Und zudem — überwältigende Sicherheit! — du bleibst ja nicht wie die Quelle an ihrer Stelle, du reisest mit; ach, und keiner irrt sich so weit ab, daß er sich nicht zurückfinden könnte zu dir! Du bist ja nicht bloß wie eine Quelle, die sich finden läßt — wie ärmlich, damit bezeichnen zu wollen, was du bist! — nein, du bist wie eine Quelle, die selbst den Dürstenden, den Verirrten aufsucht, was man nie von irgend einer Quelle gehört hat. So bist du unverändert allezeit und überall zu finden. O, und wann immer ein Mensch zu dir kommt, in welchem Alter, zu welcher Tageszeit, in welchem Zustand: wenn er aufrichtig kommt, er findet immer (wie die Quelle unverändert ihre Frische bewahrte) deine Liebe gleich warm, du Unveränderlicher! Amen.

LIBRARY OF THE
UNION
THEOLOGICAL
SEMINARY

Date Loaned

SEP 10 1961	TWO		

Presented by
Received
Accession No.
Class No.
Book No.

The Library of the
Union Theological Seminary
Broadway at 120th St.
New York 27, N. Y.

Date Loaned

SEP NOV 10 1961	1970		

A Contribution to
Jan 1937
Received
Accession No. 45,855
Class No.
Book No.
Gift of
Price
Source
Remarks

The Library of the
Union Theological Seminary
Broadway at 120th St.
New York 27, N. Y.

Date Loaned

NOV 10 1961	1 mo		